

Edith Hessenberger

# Erzählen vom Leben im 20. Jahrhundert

Erinnerungspraxis und Erzähltraditionen in  
lebensgeschichtlichen Interviews am  
Beispiel der Region Montafon/Vorarlberg



Edith Hessenberger

Erzählen vom Leben im 20. Jahrhundert



Edith Hessenberger

# Erzählen vom Leben im 20. Jahrhundert

Erinnerungspraxis und Erzähl-  
traditionen in lebensgeschichtlichen  
Interviews am Beispiel der Region  
Montafon/Vorarlberg

**StudienVerlag**

Innsbruck  
Wien  
Bozen



Gedruckt mit der Unterstützung des Austrian Science Fund (FWF): PUB 65-V18



Das der Publikation zugrundeliegende Projekt wurde gefördert von Land Vorarlberg und Stand Montafon.

© 2013 by Studienverlag Ges.m.b.H., Erlerstraße 10, A-6020 Innsbruck  
E-Mail: order@studienverlag.at  
Internet: www.studienverlag.at

Buchgestaltung nach Entwürfen von Kurt Höretzeder  
Satz: Studienverlag/Maria Strobl, maria.strobl@gastro.at  
Umschlag: Studienverlag/Dominika Nordholm  
Umschlagabbildungen: © Montafon Archiv

Registererstellung durch die Autorin

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

ISBN 978-3-7065-5207-3

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

„[...] Dazu gehört freilich auch die Erkenntnis,  
dass alle Wissenschaft [...] unausweichlich selbst narrativ strukturiert ist,  
dass also wir als Wissenschaftler auch nur  
und nichts anderes als Geschichten erzählen.“

(Ingo Schneider)



# Inhalt

Vorwort	11
Einführung	13
1. Kritik des lebensgeschichtlichen Erzählens	17
1.1. Potenzial und Grenzen des biografischen Interviews	18
1.2. Entstehung und Funktion von Erinnerungen	22
1.2.1. Wahrnehmung	22
1.2.2. Kollektives, kulturelles, kommunikatives, autobiografisches Gedächtnis	25
1.2.3. Erinnerung	29
1.3. Spezifika von Erzählungen im Rahmen lebensgeschichtlicher Interviews	31
1.3.1. Vom Erzählen zur Erzählung	32
1.3.2. Spezifika von Erzählungen im narrativen Interview	34
1.3.3. Spezifika lebensgeschichtlicher Erzählungen	35
1.4. Potenzial der Erinnerungserzählungen	42
2. Quellenmaterial, Forschungsziel und Auswertung	47
2.1. Zur Entstehung des Quellenmaterials	47
2.1.1. Der Idealtyp des narrativen Interviews und die Praxis	48
2.1.2. Die Arbeit mit dem erhobenen Quellenmaterial	50
2.1.3. Statistischer Überblick über die biografischen Interviews	52
2.2. Erinnerungspraxis und Erzähltradition: Definition und Forschungsziel	55
2.2.1. Zur Methodik der Auswertung und Analyse	58
2.2.2. Zur Darstellung der Ergebnisse	60
3. Erinnerungspraxis und Traditionen lebensgeschichtlichen Erzählens	63
3.1. Einstiege in die lebensgeschichtlichen Erzählungen	63

3.2. Leitlinien des lebensgeschichtlichen Erzählens	67
3.3. Topoi in lebensgeschichtlichen Erzählungen	71
3.4. Lebensgeschichtliche Erzählstoffe und Mustererzählungen	73
3.4.1. <i>Sagenhaftes von den AhnInnen</i>	74
3.4.2. <i>AhnInnen als GastarbeiterInnen</i>	78
3.4.3. <i>Traditionelle Landwirtschaft</i>	84
3.4.4. <i>Zuerwerb zur Landwirtschaft</i>	98
3.4.5. <i>Niedergang der traditionellen Berglandwirtschaft</i>	104
3.4.6. <i>Modernisierung</i>	112
3.4.7. <i>Alltag im traditionellen Gefüge</i>	127
3.4.8. <i>Bräuche und Gewohnheiten</i>	136
3.4.9. <i>Armut und einfache Verhältnisse</i>	152
3.4.10. „ <i>Harte, arbeitsame Kindheit</i> “	162
3.4.11. <i>Idyllisierung der einfachen Verhältnisse</i>	173
3.4.12. <i>Lausbuben- und Schulgeschichten</i>	175
3.4.13. <i>Autoritäten</i>	183
3.4.14. <i>Die 1930er Jahre und die „Tausend-Mark-Sperre“</i>	190
3.4.15. <i>Der „Anschluss“ und seine Bedeutung für die MontafonerInnen</i>	195
3.4.16. <i>NS-Propaganda in der Schule</i>	210
3.4.17. <i>In der Hitlerjugend</i>	213
3.4.18. <i>Im (Un-)Wissen um die NS-Verbrechen</i>	221
3.4.19. <i>Repressives NS-System</i>	230
3.4.20. <i>Auflehnung und Widerstand</i>	235
3.4.21. <i>Schwarzhandel, Schwarzschlachten, Schwarzhören</i>	237
3.4.22. <i>Kriegsbeginn und die „verlorenen Jahre“</i>	243
3.4.23. <i>Von den Schrecken des Krieges</i>	252
3.4.24. <i>Gefangenschaft</i>	263
3.4.25. <i>Heimkehr</i>	268
3.4.26. <i>Krieg in Vorarlberg</i>	273
3.4.27. <i>Flüchtlingsgeschichten</i>	278
3.4.28. <i>Von Kriegsgefangenen und ZwangsarbeiterInnen</i>	287
3.4.29. <i>Von Deserteuren und „Waldhockern“</i>	294
3.4.30. <i>Die drohende Staumauersprengung im Vermunt</i>	297
3.4.31. <i>Kriegsende</i>	301

3.4.32. „Heimatverteidiger“ und Widerstandsbewegung bei Kriegsende	304
3.4.33. Die französische „Besatzung“ und die „Marokkaner“	309
3.4.34. Entnazifizierung	324
3.4.35. Armut und einfache Verhältnisse in der Nachkriegszeit	329
3.4.36. Schmuggeln und Schmugglergeschichten	333
3.4.37. Wildern und Wilderergeschichten	337
3.4.38. Beruflicher Werdegang und Ausbildung	340
3.4.39. Wirtschaftlicher Aufschwung in der Nachkriegszeit	349
3.4.40. Neu-Anfang mit dem Tourismus	353
3.4.41. Urlaube mit der Familie	366
3.4.42. Liebe und Ehe	370
3.4.43. Geburt der Kinder	381
3.4.44. Unfälle und Krankheiten	385
3.4.45. Umgang mit dem Altern	393
3.4.46. Umgang mit Tod und Verlust	395
3.4.47. Naturkatastrophen	400
3.4.48. Mystisches undrätselhafte Begebenheiten	406
3.4.49. Kultur- und Jugendpessimismus	411
3.4.50. Geschlechterrollen und -bilder	414
<b>4. Zusammenfassung und Synthese</b>	421
<b>4.1. Erzählstoffe und Leitlinien</b>	422
4.1.1. Die 50 Erzählstoffe einer Durchschnittsbiografie	424
4.1.2. Ein Leben geprägt von Wandel	427
4.1.3. Arbeit als Lebensthema	428
4.1.4. Männer- und Frauenerzählungen	429
4.1.5. Geschichtliches und Lebensgeschichtliches	430
<b>4.2. Erzählstrukturen und -strategien: Rechtfertigung, Idyllisierung, Vergleich</b>	432
<b>5. Verzeichnisse und Nachweise</b>	439
5.1. Liste der anonymisierten ZeitzeugInnen	439
5.2. Literaturverzeichnis	440
5.3. Internetquellen	454

5.4. Abbildungsverzeichnis	454
5.5. Ortsregister	458
5.6. Personenregister	461

# Vorwort

„Der Mensch hat keine Geschichte mehr [...], vielmehr haben Menschen nur mehr Geschichten“<sup>1</sup>. So interpretiert Harm-Peer Zimmermann Foucaults Überlegungen zur Postmoderne in „Die Ordnung der Dinge“<sup>2</sup>. Die Vorstellung von der Geschichte im Sinne einer großen universalen Erzählung mit quasi absoluter Geltung habe ausgedient, hingegen würden sich Menschen, während sie sprechen, arbeiten und leben, in ihrem Sein völlig mit Geschichten verflechten. Es gäbe nicht nur *eine* Geschichte zu erzählen, diese *eine* Geschichte finde sich in der Pluralität der Diskurse relativiert und perspektiviert.<sup>3</sup> Das Bild einer pluralistischen Gesellschaft mit vielfältigen, auf dem individuellen Erleben basierenden Geschichten prägte nicht nur die Geschichts- und die Sozialwissenschaften. Ein ähnlicher Paradigmenwechsel fand auch in den Kulturwissenschaften und hier unter anderen in der Erzählforschung Eingang, die sich nun nicht mehr ausschließlich den großen, in sich geschlossenen, ästhetisch gestalteten Erzählungen widmete, sondern ihr Interesse zusätzlich auf Geschichten richtete, die alltäglich zu sein scheinen und die nicht immer zu einem plausiblen Ende führen.<sup>4</sup>

Es ist eine Fülle von diesen kleinen Geschichten mit oft unplausiblem Ende, die im Rahmen mehrerer Dutzend biografischer Interviews die Basis für diese Arbeit bildet. Montafonerinnen und Montafoner erzählten ihre Lebensgeschichten in ausgewählten Episoden und legten damit ihre Version der Geschichte dar, die als eine Vielzahl von Geschichten, die sich ergänzten oder auch widersprachen, heute in Form des „ZeitzeugInnenarchivs Montafon“ einen Schatz für nachfolgende Generationen von Forschenden und Interessierten darstellen. Dieser Schatz ist all jenen Menschen zu verdanken, die in den letzten Jahren ihr Wissen und ihre Lebensgeschichte der Forschung zur Verfügung stellten und sich unter teils großem persönlichen Aufwand bereit erklärten, für mehrstündige Interviews zur Verfügung zu stehen. Bereits zum Zeitpunkt der Abfassung dieser Arbeit ist ein nicht geringer Teil dieser ZeitzeugInnen bereits verstorben, dennoch soll ihnen sowie den das Projekt und damit auch diese Arbeit unterstützenden Familien an dieser Stelle ausdrücklich für die freundschaftliche Zusammenarbeit gedankt werden.

Weitere Dankesworte sollen explizit an jene Personen und Einrichtungen gerichtet werden, die im Laufe des Forschungsprozesses zu einem Gelingen beigetragen

- 
- 1 Zimmermann, Harm-Peer: Über die Würde narrativer Kulturen. Mythen und Lebensgeschichten im Spiegel postmodernen Wissens. In: Hengartner, Thomas und Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Hamburg 2005. S. 119–144. Hier S. 121.
  - 2 Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt a. M. 1974<sup>21</sup>.
  - 3 Zimmermann: Über die Würde narrativer Kulturen. S. 121.
  - 4 Zimmermann: Über die Würde narrativer Kulturen. S. 136.

haben. Dazu zählen Ingo Schneider als gewissenhafter Dissertationsbetreuer, aber auch Lisa Hessenberger, Rebecca Saltuari und Karin Valasek, die in technischen Fragen und bei den Transkriptionen eine unverzichtbare Unterstützung darstellten. Eine für diese Arbeit wichtige Person ist ferner Andreas Rudigier, der als Initiator des Projektes „Montafoner Geschichte“, aber auch in seiner Funktion als kulturwissenschaftlicher Bereichsleiter des Standes Montafon in finanzieller Hinsicht eine wichtige Stütze war. Die historischen Fotografien im Buch, die allesamt illustrierischen Charakter und keinerlei Bezug zu den konkreten lebensgeschichtlichen Erzählungen haben, wurden dankenswerterweise vom Montafon Archiv zur Verfügung gestellt. Finanziell gefördert wurde die Arbeit, auf der diese Publikation beruht und die 2011 als Dissertation im Bereich Europäische Ethnologie eingereicht wurde, durch die Universität Innsbruck in Form eines viersemestriegen Dissertationsstipendiums, ferner durch den Tiroler Wissenschaftsfonds, die „Richard & Emmy Bahr-Stiftung in Schaffhausen 2009/10“, den Stand Montafon sowie durch das Land Vorarlberg. Die wichtigste Unterstützung stellte allerdings Michael Kasper als Partner, Ideengeber und Kritiker dar.

Die vorliegende Arbeit hat den Anspruch aufzuzeigen, dass Erzählforschung auch heute – Jahrzehnte nach ihrer Blüte in den Kulturwissenschaften – zeitgemäß und gesellschaftlich relevant ist. Mit den Worten des Soziologen Armin Nassehi, der sich eingehend mit Fragen nach Relevanz und Nutzen der Geisteswissenschaften beschäftigte, soll daher gleich eingangs postuliert werden: „Kultur- und Sozialwissenschaften [...] sind die eigentlichen Technologiezentren der modernen Welt. Sie produzieren nichts Geringeres als jene Denk- und Erfahrungsschiffen, mit denen wir uns in unserer Welt bewegen.“<sup>5</sup> Gerade auf die Erzählforschung trifft diese Überlegung in besonderem Maße zu. Denn schon die kleinen, populären, traditionellen Erzählungen haben bildende, integrierende und legitimierende Funktionen. Sie setzen Maßstäbe und geben Kriterien dafür vor, was als wahr, gut und schön gelten soll. Sie verpflichten Menschen auf Werte, Normen und Gewohnheiten und spiegeln diese gleichsam wider.<sup>6</sup> Lebensgeschichtliche Erzählungen eröffnen wie kaum eine andere Quelle einen Zugang zu subjektiven Erfahrungs- und Deutungswelten und damit zum zentralen Komplex der Vorstellungen, Werte und Verhaltensnormen einer Gesellschaft.<sup>7</sup> Was könnte somit einen besseren Eindruck vom Bewusstsein, den Haltungen und der Reflexion(-sfähigkeit) von Menschen vermitteln als Erzählungen aus ihrem Leben?

---

5 Nassehi, Armin: Wasser auf dem Mars, Leben auf der Erde. Warum die Sozialwissenschaften nützlicher sind, als ihre Kritiker ahnen. In: Die Zeit vom 06.05.2004. <http://www.zeit.de/2004/20/GW-Nassehi> am 15.06.2010.

6 Zimmermann: Über die Würde narrativer Kulturen. S. 123.

7 Schmidt-Lauber, Brigitta: Grenzen der Narratologie. Alltagskultur(forschung) jenseits des Erzählens. In: Hengartner, Thomas und Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Hamburg 2005. S. 145–162. Hier S. 147.

# Einführung

Die vorliegende Arbeit orientiert sich besonders an der volkskundlichen Disziplin und Tradition der Erzählforschung, die nach einem Paradigmenwechsel in den 1960er Jahren vor allem das „alltägliche Erzählen“ und lebensgeschichtliche Erzählungen ins Zentrum ihres Interesses stellt. Darüber hinaus repräsentiert die Analyse von lebensgeschichtlichen Interviews ein wichtiges Forschungsfeld innerhalb der Europäischen Ethnologie. Das Interesse an „Lebensgeschichten“ erweist sich hier als ein mehrdimensionales: Lebensgeschichtliche Erzählungen sind nur unter anderem als Quelle, als Zugang zum Alltag von Menschen – wie dies besonders in den Geschichtswissenschaften der Fall ist – von Interesse. In der kultur- oder ethno-wissenschaftlichen Arbeit mit Lebensgeschichten kommt vor allem ein erzählforscherisches Interesse zum Tragen: Vielmehr als das Herauslesen irgendeiner Wahrheit zur Ergänzung einer (historischen) „Geschichte“ zählen die Frage nach der Erinnerungspraxis im Sinne einer „Kultur der Erinnerung und einer Kultur der Verdrängung“<sup>1</sup> einerseits, und die Analyse wiederkehrender Erzählmuster und Strukturen der Lebensgeschichte im Prozess des Erzählens andererseits. In diesem Zusammenhang wird in der vorliegenden Arbeit der Begriff der „Erzähltradition“ verwendet: Welche Geschichten konstituieren bei den Befragten die „Lebensgeschichte“? Welchen kulturellen Leitbildern folgen Struktur, Aufbau, Erzählweise und Selbstverständnis der Erzählenden? Wie werden markante, traumatische oder ganz alltägliche Phasen ihres Lebens in Erzählungen umgeformt?

Da das Quellenmaterial in Form von 67 lebensgeschichtlichen Interviews nicht im Rahmen dieser Forschungsarbeit erhoben wurde, sondern implizit durch die Erwartung geprägt wurde, mithilfe der Interviews die Geschichte eines Tales „von unten“ für ein Museumsarchiv zu dokumentieren, mussten sich die Forschungsfragen der vorliegenden Arbeit auch an den Eigenschaften des Quellenmaterials orientieren. Die Besonderheit des Materials liegt darin, dass einerseits die persönliche Biografie der Gewährsleute, und andererseits explizit ihre Erinnerungen an und ihre Perspektive auf die Geschichte des Tales im Verlauf des eigenen Lebens Ziele der Erhebungen darstellten. Unter Bezugnahme auf die oben dargestellten Überlegungen können für die vorliegende Arbeit, die auf diesen 67 lebensgeschichtlichen Interviews basiert, als zentrale Forschungsfragen folgende formuliert werden:

(1) *Welche Ereignisse und Prozesse des 20. Jahrhunderts werden im Rahmen lebensgeschichtlicher Erzählungen erinnert?*

---

1 Erdheim, Mario: „Ich hab manchmal furchtbare Träume ... Man vergisst Gott sei Dank immer gleich“ (Herr Karl). In: Ziegler, Meinrad und Waltraud Kannonier-Finster: Österreichisches Gedächtnis. Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit. Wien 1993. S. 9–20. Hier S. 10.

- (2) Welche Erzählstrukturen und Muster kehren in den lebensgeschichtlichen Erzählungen wieder? Wie werden die Geschichte des Tales und die eigene Lebensgeschichte verquickt?

Im Titel dieser Arbeit wird die Analyse lebensgeschichtlicher Interviews in Hinblick auf „Erinnerungspraxis und Erzähltraditionen“ angekündigt. Auf die Definition dieser zunächst vielleicht diffus erscheinenden Begriffe soll an anderer Stelle im Detail eingegangen werden. Es erscheint an dieser Stelle allerdings sinnvoll, die Beweggründe zur Wahl des Titels sowie die Ziele und vor allem die Nicht-Ziele dieser Arbeit anzusprechen, noch bevor tiefer in die Materie eingestiegen wird.

Aus der Lektüre jener Arbeiten, die sich einer näheren Analyse von Autobiografien widmen, ergibt sich gleichsam eine Begriffswolke um das lebensgeschichtliche Erzählen. Von „Erzählstrukturen“ und „Leitlinien des Erzählens“ über „Erzählfiguren“ und „Geschichten-Typen“ hin zur alles umfassenden (?) „Erinnerungskultur“ oder „Erzählkultur“ kann der Überblick über die Begrifflichkeiten in diesem Zusammenhang schon mal verloren gehen. Die Entscheidung gegen die Ankündigung einer „-kultur“-Analyse fiel noch am leichtesten, wo bereits vor 20 Jahren von honorigen Volkskundlern kritisiert wurde, dass über diesen „semantischen Trick [des „-kultur“-Suffixes, Anm.] so das Detail, jede Belanglosigkeit systemadäquat und theoriewürdig gemacht werden [kann].“<sup>2</sup>

Auch wenn der Inhalt dieser Arbeit durchaus als Analyse einer Erinnerungs- oder Erzählkultur bezeichnet werden könnte, soll der Untersuchungsgegenstand doch genauer eingegrenzt werden, ohne ihn zu sehr zu beschränken. Der Begriff der „Erinnerungspraxis“ soll einerseits Raum lassen für verschiedene Qualitäten des Erinnerns und auch des Verdrängens, soll aber bereits den konkreten Zugang zur Erinnerung – nämlich über Erzählungen – andeuten, ohne dass Analysen der Erinnerungen entlang von Begriffen wie dem „kollektiven“ oder dem „kulturellen Gedächtnis“ ins Zentrum gerückt werden. Der Begriff der „Erzähltradition“ folgt in dieser Arbeit der Auslegung Gabriele Michels, die verallgemeinernd definierte: „Jeder Erzähler, bevor er selbst zu erzählen beginnt, [war] immer schon Leser und Hörer von Erzähltem [...]. Seine eigene Erzähltätigkeit ist eingebunden in eine mündliche Erzähltradition, die hier nicht als literarische, sondern als die des Alltags begriffen werden soll.“<sup>3</sup> Der Begriff der Erzähltradition umfasst damit auch Albrecht Lehmanns Forschungskategorien des lebensgeschichtlichen Erzählens, wie etwa die „Erzählstrukturen“ oder die „Leitlinien des Erzählens“. Die Frage nach den Erzählstrukturen und Mustern bei lebensgeschichtlichen Erzählungen, und darüber hinaus nach der Auswahl der Geschichten, die nach Ansicht der

2 Korff, Gottfried: Bemerkungen zur öffentlichen Erinnerungskultur. In: Bönisch-Brednich, Brigitte u.a. (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989. Göttingen 1991. S. 163–176. Hier S. 163.

3 Michel, Gabriele: Biographisches Erzählen – zwischen individuellem Erlebnis und kollektiver Geschichtstradition. Untersuchung typischer Erzählfiguren, ihrer sprachlichen Form und ihrer interaktiven und identitätskonstituierenden Funktion in Geschichten und Lebensgeschichten. Tübingen 1985. S. 88.

Befragten ihre Lebensgeschichte konstituieren, ist aktuell alles andere als modern – zumindest wenn „modern“ im Sinne von „im Trend“ verstanden wird. Ganz im Gegensatz zum Boom von (Auto-)Biografien, die heute den Büchermarkt überschwemmen, und (halbwissenschaftlichen) Oral-History-Projekten<sup>4</sup>, die an bei nahe jeder Bildungsinstitution bereits durchgeführt wurden, ist die Erforschung der Strukturen und Muster des lebensgeschichtlichen Erzählens seit der Mitte der 1990er Jahre auch in der Europäischen Ethnologie scheinbar aus der Mode gekommen. Die großen Vorbilder für diese Arbeit sind mindestens 20 Jahre alt, zu ihnen zählen allen voran Albrecht Lehmanns „Erzählstruktur und Lebenslauf“ (1983), Gabriele Michels „Biographisches Erzählen – zwischen individuellem Erleben und kollektiver Geschichtstradition“ (1985) oder Hans Joachim Schröders „Gestohlene Jahre“ (1992). Diese Tatsache bedeutet keineswegs, dass das Vorhaben der vorliegenden Arbeit anachronistisch oder gar überholt ist, denn die Ergebnisse und ihre gesellschaftliche Relevanz können durchaus die Aktualität dieses Forschungsansatzes belegen. Vielmehr soll die Forschungstätigkeit am Material der lebensgeschichtlichen Erzählungen in Hinblick auf den Umgang mit der (eigenen) Geschichte, seine kulturellen Implikationen und die Bedeutung der Interpretation und (Re-)Konstruktion des eigenen Lebens im Rückblick durch diese Arbeit neu angeregt werden.

Ein beliebter Vorwurf gegenüber Forschungsarbeiten, die sich auf Interviewmaterial stützen, wenngleich dieser immer seltener aus wissenschaftlichen Kreisen kommt, ist jener der fragwürdigen „Faktentreue“ qualitativen Interviewmaterials. Daher soll gleich zu Beginn – aber sicher nicht zum letzten Mal in dieser Arbeit – betont werden: Die vorliegende Forschungsarbeit setzt sich *nicht* zum Ziel, eine etwaige historische Wahrheit anhand der Interviews zu ergründen. Konsequenterweise dürfen die zitierten Interviewausschnitte und ihre Aussagen nicht nach den Kategorien *richtig* oder *falsch* bewertet werden. Historische Sachverhalte oder ihre möglichst getreue Rekonstruktion sind *nicht* Thema dieser Arbeit.

Ziel dieser Arbeit ist die Ergründung der Strukturen und Muster von Konstruktion und Rekonstruktion (lebens-)geschichtlicher Ereignisse und Verläufe. Sie werden innerhalb des Systems eines Individuums betrachtet und lediglich mit anderen (Re-)Konstruktionen verglichen, niemals aber an ihnen gemessen. Klara Löffler formulierte dieses Ziel für ihre Forschung vortrefflich: „Vordringlich ist [...] die Rekonstruktion der Konstruktion einer eigenen biographischen und erzählerischen Logik im Spannungsverhältnis von Erfahrungsräumen und Erwartungshorizonten. Thema ist das Vage, hinter dem sich Selbstverständliches verbirgt, das Eindeutige, das Widersprüchliche verdeckt, Thema ist die Verfertigung oder die Konsolidierung von Selbstverständlichem, vom Erzählen in einer Befragung.“<sup>5</sup>

4 Eine Analyse des Booms von Projekten und Veranstaltungen beispielsweise rund um die „Kriegskinder“ des Zweiten Weltkriegs lieferte jüngst der Soziologe Michael Heinlein: Heinlein, Michael: Die Erfindung der Erinnerung. Deutsche Kriegskindheiten im Gedächtnis der Gegenwart. Bielefeld 2010.

5 Löffler, Klara: Zurechtgerückt. Der Zweite Weltkrieg als biographischer Stoff. Berlin 1999. S. 59.



# 1. Kritik des lebensgeschichtlichen Erzählens

Die erzählte Lebensgeschichte erfreut sich in den Sozial- und Kulturwissenschaften als empirisches Material nun schon seit mehreren Jahrzehnten zunehmender Beliebtheit. Klara Löffler fasst die Tendenzen der letzten Jahrzehnte in den Kultur- und Sozialwissenschaften knapp mit folgenden Worten zusammen: „(Auto-) Biographisches ist populär.“<sup>1</sup> Denn „die Gestaltung des Lebensverlaufs als einer durchhaltbaren [sic!] Erzählung ist für die Zeitgenossen postindustrieller Gesellschaften zur Selbstverständlichkeit geworden. Eigene wie auch fremde Lebensgeschichten werden erzählt und geschrieben, aufgezeichnet, fotografiert und gefilmt, ins Netz und auf die Homepage [...] gestellt.“<sup>2</sup> Die Popularität biografischer Erzählungen geht weit über die Praxis der Sozial- und Kulturwissenschaften hinaus und wird auch in kommerzieller Hinsicht deutlich, beispielsweise am Boom von Autobiografien am Buchmarkt und ihrem für Verlage und Handel erfreulichen Absatz.<sup>3</sup>

In verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen wurde es in den letzten Jahrzehnten bisweilen zur Mode, biografische Erzählungen ins Zentrum des Forschungsinteresses zu stellen, nicht zuletzt, weil auf diese Weise ein gewisses Interesse der Öffentlichkeit am (Forschungs-)Projekt gesichert scheint. Der Trend wurde und wird noch immer begleitet von pauschalen Angriffen auf die Methode der biografischen Analysen, welche – trotz fundierter Arbeitsweisen – Unwissenschaftlichkeit, Subjektivismus oder Theorielosigkeit kritisieren.<sup>4</sup> Nicht nur, weil die Methode des qualitativen Interviews lange Jahrzehnte als wenig zuverlässig für wissenschaftliche Zwecke kritisiert wurde und teils noch immer wird, sondern vor allem, weil diese Technik sowohl große Vorteile als auch Gefahren birgt, sollen in diesem Kapitel die Methode des Interviews und darüber hinaus die Begriffe und Funktionen des Gedächtnisses, der Erinnerung, des Erzählens und der Erzählung kritisch hinterfragt und reflektiert werden. Den Abschluss bildet eine Synthese der vorangegangenen Überlegungen mit Hauptaugenmerk auf ihre Bedeutung für die nachfolgende Analyse und Interpretation des erhobenen Quellenmaterials.

---

1 Löffler, Klara: Anwendungen des Biographischen. Sondierungen in den neuen Arbeitswelten. In: Hengartner, Thomas und Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. S. 183–198. Hier S. 183.

2 Löffler: Anwendungen des Biographischen. S. 183.

3 Bönisch-Brednich, Brigitte: The story of my life. Analyse von Motivation, Struktur und Schreibstrategien in neuseeländischen Immigrantenautobiographien. In: Hengartner, Thomas und Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. S. 231–248. Hier S. 232.

4 Rosenthal, Gabriele: Die erzählte Lebensgeschichte: Eine zuverlässige historische Quelle? In: Weber, Wolfgang (Hg.): Spurensuche. Neue Methoden in der Geschichtswissenschaft. Regensburg 1992. S. 8–17. Hier S. 8.

## 1.1. Potenzial und Grenzen des biografischen Interviews

„Denn dies habe ich tatsächlich erfahren: daß weit stärker zum Verstummen als zum Reden die meisten Menschen bringt, wer sie befragt, um solche Ereignisse aufzuschreiben, denen diese Leute zugesehen oder die sie gemacht oder mitgemacht haben.“<sup>5</sup> Der Historiker Rolf Hochhuth bringt das Dilemma einer Forschung auf Basis von Interviews auf den Punkt. Zahlreiche Faktoren beeinflussen eine Interviewsituation, die im schlimmsten Falle bewirken, dass Informationen nicht nur „gefärbt“, sondern vielleicht sogar vorenthalten werden. Eine Auseinandersetzung der Forschenden mit diesen Faktoren ist somit unumgänglich, umso mehr, als seit nunmehr fast drei Jahrzehnten das (qualitative) Interview als Methode nicht nur in der Erzählforschung, sondern allgemein in den Kultur- und Sozialwissenschaften etabliert ist und viele Forschungsverfahren regelrecht dominiert. Besonders das narrative Interview kommt in der empirischen Gegenwartsforschung häufig zum Einsatz.<sup>6</sup>

Die häufigste, im Allgemeinen auf jedes qualitative Interview bezogene Kritik konzentriert sich auf die Zufälligkeit, die Einseitigkeit sowie die Subjektivität der durch ein Interview gewonnenen Informationen. Gespräche repräsentieren in ihren expliziten Inhalten nicht das Denken oder Handeln von Personen, sondern es handelt sich um eine geglättete Außendarstellung gegenüber Dritten, in der die konkrete Gesprächssituation ein wesentlicher Einflussfaktor ist. Demzufolge lassen Interviews auch nicht die „Wahrheit“, sondern vielmehr eine selektive und perspektivisch gefärbte Darstellung erkennen.<sup>7</sup> Diesen Beanstandungen kann und muss entgegengehalten werden, dass das qualitative Interview eben diese Merkmale mit einem großen Teil der Quellen teilt. Mithilfe quellenkritischer Vorgehensweisen – will heißen: formaler, sprachlicher, sachlicher und ideologiebezogener Kritik – kann auch mit den Informationen aus biografischen Interviews ohne Weiteres wissenschaftlich gearbeitet werden.

Nur am Rande erwähnt werden sollen hier jene Problematiken, die als „Kunstfehler“ bezeichnet werden können. Zu ihnen zählen etwa die Auswahl von Interviewenden mit zu geringer inhaltlicher oder auch theoretischer Kompetenz, Planungsfehler wie beispielsweise die Fehleinschätzung des Verhältnisses von Informationsinteresse und zur Verfügung stehender Zeit, Probleme mit zu langen Leitfäden, die Tendenz zu einem dominierenden Kommunikationsstil (zum Beispiel gehäufte suggestive Fragen), Schwierigkeiten und fehlende Geduld beim Zuhören und beim Aufgreifen von Anhaltspunkten für Nachfragen,<sup>8</sup> oder auch

5 Hochhuth, Rolf: Wer eine Geschichte erzählt ... In: Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt a. M. 1980. S. 186–213. Hier S. 188.

6 Schmidt-Laufer: Grenzen der Narratologie. S. 148.

7 Froschauer, Ulrike und Manfred Lueger: Das qualitative Interview. Wien 2003. S. 215.

8 Hopf, Christel: Qualitative Interviews – ein Überblick. In: Flick, Uwe, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg 2007<sup>5</sup>. S. 349–360. Hier S. 358f.

Probleme mit der Doppelrolle des/der Interviewenden, die einerseits Empathie und andererseits kritische Distanz, kombiniert mit absichtlicher Naivität, verlangt.<sup>9</sup> Die hier angesprochenen Gefahren sind allerdings jeder Methode in abgewandelter Form immanent, da es sich größtenteils um Fehler in der Einschätzung der Interviewenden und Forschenden handelt. Die Fehler in Methode und Forschungsdesign sind also in Bezug auf qualitative Interviews keinesfalls spezifisch.

Zentrale und spezifische Problematiken ergeben sich allerdings im Bereich der Kommunikation im Rahmen eines biografischen Interviews. Abgesehen von Gesprächsdynamiken, die sich zwischen den Beteiligten ergeben, sowie den Zugzwängen des Erzählens,<sup>10</sup> auf die im nächsten Kapitel noch näher eingegangen werden soll, hat die biografische Forschung darauf hingewiesen, dass „erzählte Lebensgeschichte keineswegs so ‚privat‘ und individuell ist, wie man meinen möchte, sondern daß sie, dem Erzähler unbewußt, an ‚Formtraditionen‘ und ‚Orientierungsfolien‘ gebunden ist, die ihm längst vorgegeben sind. [...] Biographische Kommunikation ist vorstrukturiert.“<sup>11</sup> Ein Blick auf die häufigsten kulturellen Formen, in denen Biografien thematisiert werden, macht dies deutlich: Von der typisierten Lebenslaufdarstellung in einem Bewerbungsverfahren beginnend, über die ritualisierten Formen von Mitteilung und Entgegennahme biografischer Angaben bei einer Beichte oder auch einer ärztlichen Anamnese, bis hin zu den die eigene Lebensplanung prägenden Normen und Erwartungen folgen Darstellungen von Biografien bestimmten Strukturen. Gerade in Bezug auf biografische Interviews ist auch das Wissen um historische Zusammenhänge von Bedeutung, wenn es um die retrospektive Strukturierung der Darstellung des eigenen Lebens geht.<sup>12</sup> Hier spielen beispielsweise gesellschaftlich vorgegebene Einteilungen in Hinblick auf Epochen, Interpretationen von Zusammenhängen oder Bewertungen von sensiblen Momenten eine große Rolle.

Der Soziologe und Psychologe Harald Welzer geht in Hinblick auf die Regeln menschlicher Kommunikation einen Schritt weiter und bezeichnet das (biografische) Interview als Artefakt. Er bezieht sich hierbei auf Ergebnisse von Untersuchungen, die aufzeigen, dass auch kleinste verbale wie nonverbale Äußerungen und Reaktionen der Zuhörenden Einfluss auf das Verhalten der erzählenden Person nehmen. Diese Erkenntnisse gehen mit dem bekannten Postulat Paul Watzlawicks einher, der feststellte, dass man „nicht nicht kommunizieren“<sup>13</sup> könne. Welzer fügt diesen Erkenntnissen die Annahme hinzu, dass „man so spricht,

---

9 Hermanns, Harry: Interviewen als Tätigkeit. In: Flick, Uwe, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg 2007<sup>5</sup>. S. 360–368. Hier S. 364.

10 Froschauer/Lueger: Das qualitative Interview. S. 215.

11 Vorländer, Herwart: Mündliches Erfragen von Geschichte. In: Vorländer, Herwart (Hg.): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte. Göttingen 1990. S. 7–28. Hier S. 15.

12 Vorländer: Mündliches Erfragen von Geschichte. S. 16.

13 Watzlawick, Paul, Janet Beavin und Don Jackson: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern 1969. S. 50f.

wie man erwartet, daß der andere erwartet, daß man sprechen wird<sup>14</sup>. Dies hat zur Folge, dass die antizipierten Reaktionen der zuhörenden Person bereits Teil der Äußerungen der erzählenden Person sind. Diese Grundregel der menschlichen Kommunikation gelte auch bei einem Forschungsinterview, das mit seiner genau festgelegten Rollenverteilung eine Form der asymmetrischen Kommunikation darstellt. Welzer betont, dass in Hinblick auf diesen zwingenden Einfluss der/des Interviewenden auf das Interview die klassischen Forschungsregeln zur Führung eines Interviews, wie sie in den Lehrbüchern vermittelt werden, angesichts der stets wirkenden Kommunikationsregeln ad absurdum geführt werden. Zu diesen Forschungsregeln zählen beispielsweise das Neutralitätspostulat an die interviewende Person, die strikte Zurückhaltung derselben in der ersten Phase des Interviews, sowie das Grundpostulat interpretativer Sozialforschung, dass die befragte Person ihre Geschichte nach Kriterien ihrer eigenen Relevanzsetzung erzählen kann. Dabei ist gerade diese Relevanzsetzung, wie Welzer verdeutlicht, Produkt eben der situativen und personalen Bedingungen der Gesprächssituation.<sup>15</sup> Die im Rahmen eines Interviews Befragten deuten stets die aktuelle Situation inklusive der Motive, Fragen, Haltungen der forschenden Person und betrachten sie als Teil ihrer Wirklichkeit. In der sozialen Situation des Interviews ist der/die Sprechende nicht nur Subjekt seines/ihres Handelns, sondern zugleich Objekt der Beobachtung des Gegenübers. In diesem Kontext fordert Welzer die umfassende wissenschaftliche Auswertung eines Interviews, die vor allem auch die vollständige Interaktion während des Gespräches zwischen Interviewenden und Interviewten zum Gegenstand der Auswertung macht.<sup>16</sup>

Brigitta Schmidt-Lauber beschäftigte sich in mehreren Arbeiten mit den „Grenzen der Narratologie“ und zeigte auf, dass sich nicht alle Erlebnisse in Geschichten formen lassen. Da sich unterschiedliche Erfahrungsdimensionen in unterschiedlichen Darstellungsmodi präsentieren, können nicht alle subjektiven Erfahrungen einer Gewährsperson im Rahmen eines Interviews dokumentiert werden. Schmidt-Lauber nennt als Beispiel den Redegegenstand der Langeweile oder des Nichtstuns, aber auch Alltagserfahrungen von und in Zwischenräumen oder Nicht-Orten. Zumeist handelt es sich um schwer verbalisierbare, kaum zu Geschichten formbare Selbstverständlichkeiten der Alltagsroutine.<sup>17</sup> Auf Eigenschaften und Grenzen von Erzählungen soll in Kapitel 1.3. aber detaillierter eingegangen werden.

Bei aller notwendigen Kritik des qualitativen Interviews muss abschließend doch betont werden, dass es starke Gründe gibt, sich auf die erwähnten immanenten Problematiken im Rahmen einer Forschung einzulassen. Das Führen qualitativer

---

14 Welzer, Harald: Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung (= BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen. Jg. 13. Heft 1) Opladen 2000. S. 51–63. Hier S. 52f.

15 Welzer: Das Interview als Artefakt. S. 53.

16 Welzer: Das Interview als Artefakt. S. 61.

17 Schmidt-Lauber: Grenzen der Narratologie. S. 150f.

Interviews eröffnet den Forschenden Einblicke in ein Thema, die sich mithilfe anderer Methoden nicht wissenschaftlich erschließen lassen würden. Erst das qualitative Interview ermöglicht, Situationsdeutungen oder Handlungsmotive in offener Form zu erfassen oder Alltagstheorien und *Selbstinterpretation* differenziert und offen zu erheben.<sup>18</sup> Niethammer beantwortet die Frage, warum sich die (geschichts- und sozialwissenschaftliche) Forschung von den Grenzen standardisierter Erhebung zu interpretativen bzw. narrativen Erhebungsmethoden hinbewegt hat, wie folgt: „Nämlich, weil die theoriegeleiteten Standardisierungen der Nachfrage nicht mehr näher an die Wirklichkeit heranzuführen schien, haben wir uns – um den Preis der reduktiven Beweisbarkeit – offenen Nachfragen bei Akteuren und Erfahrungsträgern geöffnet.“<sup>19</sup> Der Rechtfertigungsdruck, warum sich die Forschung auf wenig mess- und wiederholbare Ergebnisse einlässt und der besonders auf den Geschichts- und Sozialwissenschaften lastet, spielt in der Erzählforschung nur am Rande eine Rolle, da die Zuverlässigkeit in Bezug auf historische Sachverhalte und Abläufe keineswegs einen Anspruch an das Forschungsobjekt darstellt. Die Brauchbarkeit jeder Quelle hängt schließlich vor allem von der Art der gesuchten Information bzw. von den Fragen ab, die man jeweils zu beantworten sucht.<sup>20</sup>

Da seit dem Beginn der 1980er Jahre die Biografieforschung innerhalb der volkskundlichen Erzählforschung mehr und mehr Beachtung fand, erweiterte sich hier das Methodenspektrum um das biografische Interview, das in verschiedensten Forschungsprojekten zur Verwendung gelangt ist. Hier kann in komplexeren Forschungsprojekten mithilfe des autobiografischen Tiefeninterviews nach „lebensgeschichtlichen Großerzählungen“ geforscht werden oder aber etwa Einzelaspekte der Lebensgeschichte und die Rolle der Gewährspersonen als ZeitzeugInnen für jüngere geschichtliche Ereignisse untersucht werden.<sup>21</sup> Die Analyse von lebensgeschichtlichen Erzählungen in Hinblick auf kulturelle Vorlagen des biografischen Erzählens, also etwa ihre Strukturen und Leitlinien, wurde im Laufe der letzten drei Jahrzehnte vor allem durch Albrecht Lehmann zum Forschungsbereich der kulturwissenschaftlich-volkskundlichen Erzählforschung erhoben.<sup>22</sup>

---

18 Hopf: Qualitative Interviews. S. 350.

19 Niethammer, Lutz: Was unterscheidet Oral History von anderen interview-gestützten sozialwissenschaftlichen Erhebungsverfahren? In: Leh, Almut und Lutz Niethammer (Hg.): Kritische Erfahrungsgeschichte und grenzüberschreitende Zusammenarbeit. The networks of Oral History (= BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen. Sonderheft 2007) Opladen 2007. S. 60–65. S. 61.

20 Grele, Ronald: Ziellose Bewegung. Methodologische und theoretische Probleme der Oral History. In: Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt a. M. 1980. S. 143–161. Hier S. 147.

21 Bredinck, Rolf Wilhelm: Methoden der Erzählforschung. In: Götsch, Silke und Albrecht Lehmann: Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001. S. 57–78. Hier S. 73.

22 Vgl. Lehmann, Albrecht: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt a. M. 1983.

## 1.2. Entstehung und Funktion von Erinnerungen

Forschungsrichtungen und -techniken, die sich auf biografische Erzählungen und Interviews stützen, mussten sich lange Zeit die Kritik gefallen lassen, dass ihre Methoden aufgrund der subjektiven Darstellung von Sachverhalten seitens der Befragten unwissenschaftlich seien.<sup>23</sup> Dieser Vorwurf, der sich insbesondere an die Oral History, aber auch an die Biografieforschung richtete, war mitunter auf die Memoiren und Erzählungen jener Menschen, die den Nationalsozialismus miterlebt oder gar mitgestaltet hatten, zurückzuführen. Viele Erinnerungen an die Geschehnisse zwischen 1933 und 1945 erwiesen sich als weitgehend unzuverlässig und waren von Verdrängungen, stereotypisierten Entschuldigungen, nicht zuletzt von direkten Lügen verformt.<sup>24</sup> Die Folge war eine Stigmatisierung der Erinnerung als zeitgeschichtliche Quelle in den Wissenschaften.<sup>25</sup>

Neuere Forschungsergebnisse der Neurowissenschaften sind durchaus geeignet, der Kritik der Erinnerungsfähigkeit – und nicht zuletzt der wissenschaftlichen Arbeit auf Basis von Erinnerungserzählungen – neuen Auftrieb zu geben. Um die Leistungen von Gedächtnis und Erinnerung reflektieren zu können, soll in der Folge ein kleiner Überblick über deren Funktionieren und ihre Eigenschaften gegeben werden.

### 1.2.1. Wahrnehmung

Auch in kulturwissenschaftlichen Zusammenhängen steht der Entstehung von Erinnerung(-erzählung-)en die Frage danach voran, wie Menschen ihr eigenes Leben im Geschichtsverlauf wahrnehmen. Schon die Wahrnehmung und die Interpretation eines Ereignisses folgen im Augenblick des Geschehens bestimmten Regeln und Mustern, da im individuellen Bewusstsein bereits vor dem Ereignis kulturelle Rahmen als Strukturierungsmatrizen für die Verarbeitung von Informationen wirksam sind.<sup>26</sup> Diese Tatsache verdeutlichte in wissenschaftlichem Rahmen erstmals der Psychologe Frederic Bartlett mit einem Experiment Ende der 1920er Jahre. Bartlett legte britischen Studierenden eine Geschichte vor, die bei nordamerikanischen Ureinwohnern aufgezeichnet worden war und den Versuchspersonen in Bezug auf Erzähltraditionen dementsprechend exotisch erscheinen musste. Die Studierenden wurden aufgefordert, die Geschichte zu lesen und sie anschließend weiterzuerzählen. Dieses Weitererzählen sollte, analog zum Prinzip

---

23 Grele, Ronald: Ziellose Bewegung. Methodologische und theoretische Probleme der Oral History. In: Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt a. M. 1980. S. 143–161. Hier S. 144.

24 Niethammer: Einführung. S. 11.

25 Fuchs-Heinritz, Werner: Soziologische Biographieforschung: Überblick und Verhältnis zur Allgemeinen Soziologie. In: Jüttenmann, Gerd und Hans Thomae (Hg.): Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim 1998. S. 3–23. Hier S. 7f.

26 Berger, Peter und Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a. M. 2004<sup>20</sup>. S. 24.

des Kinderspiels „Stille Post“, mehrmals, auch in größeren Zeitabständen, wiederholt werden. Der Geschehensverlauf der märchenähnlichen Geschichte mit dem Titel „The War of the Ghosts“ wichen deutlich von der abendländischen Tradition eines Märchens ab. Das Verfahren dieses Experiments wurde von Bartelett als „serielle Reproduktion“ bezeichnet und gewährte interessante Einblicke in den Prozess des Weitererzählens. Mit jeder Reproduktion kam es, wenig überraschend, zu starken Variationen der Erzählung. Bartelett zeichnete diese akribisch auf und konnte im Rahmen einer Analyse der wiederholten Reproduktionen feststellen: Die Geschichte wurde zunehmend kürzer, ihr narrativer Stil zeitgemäßer und schließlich – und dies ist in Bezug auf die Wahrnehmung von Erzählsituationen besonders relevant – bekam sie eine aus europäischer Perspektive logischere und kohärentere Struktur. Die Untersuchung verdeutlichte eine klare Neigung der weitererzählenden Personen, die gehörte Geschichte nach einem Prinzip des „Sinnmachens“ zu verdichten, sie also mit eigenem Sinn auszustatten. Bartelett zog daraus den Schluss, dass vorhandene kulturelle Schemata die Wahrnehmung und dementsprechend die Erinnerung in so hohem Maße prägen, dass Fremdes auf subtile Weise zu Eigenem wird.<sup>27</sup>

Die kulturellen Vorlagen, auf Basis derer Wahrnehmung zustande kommt, sind vielfältig. Sie umfassen etwa spezifische Erzählstrukturen, Rollenbilder oder beschreiben Tabus. Nicht zuletzt spielen gesellschaftliche Faktoren eine Rolle, wie die Fragen nach Klasse, Klassenbewusstsein oder auch dem Bezug zu Kultur, Politik oder ethnischen Problemen verdeutlichen.<sup>28</sup> Häufig sind diese Vorlagen auch visueller Art. Der Psychologe und Soziologe Harald Welzer zeigte beispielsweise auf, dass die Wahrnehmung eines Geschehens, von dem dann später berichtet wird, durch mediale Vorlagen strukturiert wird: „Die biographische Erzählung von Zeitzeugen ist sowohl in der Erlebnis- wie in der Berichtssituation nach verfügbaren Modellen geformt, die die Erfahrung dann lediglich mit einem so oder so nuancierten Inhalt variiert, um sie für den Erzähler selbst wie für den Zuhörer zu einer ‚wahren‘, d.h. selbst erlebten und authentisch berichteten Geschichte zu machen. In diesem Sinne erfinden wohl mehr Geschichten ihre Erzähler als Erzähler ihre Geschichten.“<sup>29</sup> So konnten in umfangreichem Interviewmaterial aus Oral-History-Projekten „deutliche Spuren der Wirksamkeit der medialen Bilderflut auf die individuellen Vergangenheitsbilder“ gefunden werden. Hierbei kann es sich um Fotografien aus Printmedien, Sequenzen aus Spielfilmen oder auch

---

27 Koch, Thorsten und Harald Welzer: Weitererzählforschung. Zur seriellen Reproduktion erzählter Geschichten. In: Hengartner, Thomas und Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Hamburg 2005. S. 165–182. Hier S. 166f.

28 Frisch, Michael und Dorothy Watts: Oral History und die Darstellung von Klassenbewußtsein. Die „New York Times“ und die Arbeitslosen von Buffalo. In: Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt a. M. 1980. S. 162–186. Hier S. 164.

29 Welzer, Harald: Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München 2002<sup>2</sup>. S. 188f.

Szenen aus Romanen handeln.<sup>30</sup> Diese Vorlagen werden in das autobiografische Gedächtnis importiert und schließlich erinnert, als wären sie Bestandteil der eigenen (Er-)Lebensgeschichte gewesen.

Neurowissenschaftliche Forschungsergebnisse in Bezug auf den Wahrnehmungs- und Erinnerungsprozess erhöhen nicht gerade das Vertrauen in autobiografische Quellen von ZeitzeugInnen. So zeigt etwa der Hirnforscher Wolf Singer auf, dass die Struktur sogenannter Erinnerungsspuren (Engramme) im Gehirn nicht sonderlich gut geeignet ist, Wahrnehmungen und Erinnerungen – die ja holistischen Charakter haben – in Sätze rationaler Sprache umzusetzen (wie dies bei Erzählungen oder Interviewsituationen der Fall ist). Wahrnehmungen liegen meist als gebündelter Gesamteindruck vor, dessen verschiedene Komponenten aufs Innigste assoziativ miteinander verknüpft sind. Was wir wahrzunehmen in der Lage sind und wie wir wahrnehmen, ist durch die Natur der kognitiven Prozesse in unserem Gehirn festgelegt. Naturgemäß wählen unsere Sinnensysteme aus dem breiten Spektrum der Signale aus der Umwelt ganz wenige aus, und hier vor allem solche, die für das Überleben in einer komplexen Welt besonders dienlich sind.<sup>31</sup> Aus diesen wenigen Signalen konstruiert das Gehirn ein kohärentes Bild der Welt, wobei uns unsere Primärwahrnehmung glauben lässt, dass dies alles sei, was da ist. Wofür der Mensch keine Sensoren hat, das nimmt er nicht wahr und ergänzt die Lücken durch Konstruktionen. Singer fasst zusammen, dass vor allem jene Ereignisse die selektive Aufmerksamkeit auf sich ziehen und damit erinnerbar werden, die entweder mit besonders auffälligen Reizen verbunden sind, oder aber solche, die erwartet wurden. Erwartete Inhalte von Ereignissen werden schneller verarbeitet, schneller identifiziert und gelangen dann meist auch bevorzugt ins Bewusstsein und in die Langzeitspeicher. Der Mensch nimmt somit besonders gut wahr, was er ohnehin erwartet.<sup>32</sup> Das erschütternde Fazit Singers lautet: „Nun ließe sich mit der Tatsache, daß Vorhandenes nicht wahrgenommen wird, noch umgehen, weil in den Berichten dann zwar unvollständige Beobachtungen geschildert werden, aber keine falschen Tatsachen. Viel problematischer wirkt sich dagegen aus, daß unser Wahrnehmungsapparat immer danach trachtet, stimmige, in sich geschlossene und in allen Aspekten kohärente Interpretationen zu liefern und für alles, was ist Ursachen und nachvollziehbare Begründungen zu suchen.“<sup>33</sup> Dieses neurowissenschaftliche Urteil über die Verlässlichkeit von Erinnerungen, allein in Hinblick auf die ihnen zugrunde liegende Wahrnehmung, macht eine eingehende Reflexion empirischer Wissenschaften mit Fokus auf Lebensgeschichten notwendig, deutet allerdings auch ihr Potenzial für die vorliegende Forschungsarbeit an: Der Mensch

---

30 Welzer: Das kommunikative Gedächtnis. S. 189.

31 Vgl. Fried, Johannes: Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik. München 2004. S. 138.

32 Singer, Wolf: Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen. Über Nutzen und Vorteil der Hirnforschung für die Geschichtswissenschaft. (Eröffnungsvortrag des 43. Deutschen Historikertags.) In: Singer, Wolf: Der Beobachter im Gehirn. Essays zur Hirnforschung. Frankfurt a. M. 2002. S. 77–86. Hier S. 78–80.

33 Singer: Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen. S. 81.

formt nicht seine Erlebnisse im Zuge des Erzählprozesses in Geschichten um, ganz im Gegenteil erfolgt bereits die menschliche Wahrnehmung in Form kohärenter, in sich geschlossener Geschichten. Diese Erkenntnis der Neurowissenschaften unterstützt die philosophische These von der narrativen Strukturierung unserer Lebenswelt. Geschichten bzw. Narrativität sind eindeutig Kategorien menschlicher Lebenspraxis.<sup>34</sup>

### 1.2.2. Kollektives, kulturelles, kommunikatives, autobiografisches Gedächtnis

Bevor es zum Schritt von der Wahrnehmung zur Speicherung im Gedächtnis kommt, soll an dieser Stelle auf den Begriff „Gedächtnis“ und seine Rezeption in den Kultur- und Sozialwissenschaften eingegangen werden, da umfassende Konzepte etwa zur kollektiven, kulturellen oder kommunikativen Dimension des Gedächtnisses vorliegen und den wissenschaftlichen Blick auf das autobiografische Gedächtnis stark geprägt haben.

Im weitesten Sinne kann das Gedächtnis als die Art und Weise definiert werden, in der vergangene Ereignisse zukünftiges Handeln bestimmen. Das Gehirn wird durch Erfahrung beeinflusst und stimmt in der Folge seine Reaktionen darauf hin ab.<sup>35</sup> Neben dieser sehr vereinfachten neurowissenschaftlichen Definition stehen unterschiedliche Konzepte, die das Gedächtnis in kultur- und sozialwissenschaftlichen Zusammenhängen interpretieren.<sup>36</sup> Der Soziologe Maurice Halbwachs führte in den 1920er Jahren den Begriff des „kollektiven Gedächtnisses“ ein. Er bezeichnete damit die kollektive Gedächtnisleistung einer Gruppe von Menschen. Das kollektive Gedächtnis bilde die Basis für das gruppenspezifische Verhalten ihrer Angehörigen, indem es mit Blick auf die kulturelle Vergangenheit Bezug auf die gegenwärtigen sozialen und kulturellen Verhältnisse nimmt.<sup>37</sup> Eine allgemein-verbindliche Definition für das kollektive Gedächtnis gibt es nicht, dementsprechend ist auch seine Erforschung unklar und umstritten. Ein breiter Strom der Forschung konzentriert sich primär auf materielle Artefakte, während ein weiterer Zweig das Kollektive vorzugsweise in der Erinnerung bzw. in der Interaktion in

---

34 Schneider, Ingo: Über das multidisziplinäre Interesse am Erzählen und die Vielfalt der Erzähltheorien. In: Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): Erzählkultur. Beiträge zur kulturwissenschaftlichen Erzählforschung. Berlin 2009. S. 3–14. Hier S. 8.

35 Siegel, Daniel: Entwicklungspsychologische, interpersonelle und neurobiologische Dimensionen des Gedächtnisses. Ein Überblick. In: Welzer, Harald und Hans Markowitsch (Hg.): Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Stuttgart 2006. S. 19–49. Hier S. 20.

36 In der wissenschaftlichen Literatur zum Thema Gedächtnis und Erinnerung wird vor allem vom autobiografischen, kollektiven, kulturellen, kommunikativen und sozialen Gedächtnis gesprochen. Vgl. Gudehus, Christian, Ariane Eichenberg und Harald Welzer (Hg.): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart 2010.

37 Vgl. Halbwachs, Maurice: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Berlin 1985<sup>3</sup>.

Gruppen lokalisiert.<sup>38</sup> Jan und Aleida Assmann<sup>39</sup> griffen das Konzept des kollektiven Gedächtnisses auf und unternahmen eine genauere kulturwissenschaftliche Bestimmung von Gedächtnisformen. Sie trafen eine Unterteilung des kollektiven in ein „kulturelles“ und ein „kommunikatives Gedächtnis“.<sup>40</sup> Jan Assmann definierte das kulturelle Gedächtnis als „Sammelbegriff für alles Wissen, das im spezifischen Interaktionsrahmen einer Gesellschaft Handeln und Erleben steuert und von Generation zu Generation zur wiederholten Einübung und Einweisung ansteht“<sup>41</sup>. Das kommunikative Gedächtnis hingegen sei gekennzeichnet durch ein hohes Maß an „Unspezialisiertheit, Rollenreziprozität, thematische Unfestgelegtheit und Unorganisiertheit“<sup>42</sup>. Während sich die Wirkungsdauer des kommunikativen Gedächtnisses auf drei bis vier Generationen – also das Traditionsverhältnis zwischen Großeltern und Enkeln – eingrenzen lässt, wird alles, was darüber hinausgeht, nach Assmann ins kulturelle Gedächtnis transformiert.<sup>43</sup> Das kommunikative Gedächtnis ist somit im Vergleich zum kulturellen Gedächtnis so etwas wie das Kurzzeitgedächtnis der Gesellschaft, denn es ist an die Existenz der lebendigen Tragenden und Kommunizierenden von Erfahrung gebunden. Es bezeichnet die Verständigung der Gruppenmitglieder darüber, was sie für ihre eigene Vergangenheit halten und welche Bedeutung sie dieser beimesse. Das kommunikative Gedächtnis ist durch Alltagsnähe gekennzeichnet, im Gegensatz zum kulturellen Gedächtnis, welches sich auf Fixpunkte stützt, die gerade nicht mit der Gegenwart mitwandern und – als schicksalhaft und bedeutsam markiert (beispielsweise durch Texte, Riten, Denkmäler, aber auch Rezitation, Begehung oder Betrachtung) – wachgehalten werden. Zu trennen sind das kulturelle und das kommunikative Gedächtnis nur in der Analyse, denn in der Erinnerungspraxis der Individuen und sozialen Gruppen hängen ihre Formen und Praktiken zusammen.<sup>44</sup>

Welzer greift in einer ausführlichen Arbeit zum Thema Erinnerung den Begriff des „kommunikativen Gedächtnisses“ auf und ergänzt diesen durch eine neuwissenschaftlich und psychologisch gestützte Interpretation der Kommunikativität des Gedächtnisses. Das Gedächtnis ist, naturwissenschaftlich betrachtet, ein konstruktives System, das Realität nicht einfach abbildet, sondern auf unterschiedlichsten Wegen und nach unterschiedlichsten Funktionen filtert und interpretiert. Erinnerungsspuren (Engramme), die Erfahrungen im Gehirn repräsentieren, sind entgegen früheren Vermutungen nämlich nicht an bestimmten Stellen des Gehirns zu

---

38 Gudehus/Eichenberg/Welzer (Hg.): *Gedächtnis und Erinnerung*. S. 85.

39 Vgl. Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 1992.

40 Welzer: *Das kommunikative Gedächtnis*. S. 13.

41 Assmann, Jan: *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*. In: Assmann, Jan und Tonio Hölscher (Hg.): *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt a. M. 1988. S. 9–19. Hier S. 9.

42 Assmann: *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*. S. 9.

43 Lehmann, Albrecht: *Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens*. Berlin 2007. S. 62.

44 Assmann, Aleida: *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. München 2006. S. 51–54.

finden, sondern als Muster neuronaler Verbindungen über verschiedene Bereiche des Gehirns verteilt und als solche abrufbar. Sich zu erinnern bedeutet in der Folge „assoziativ Muster zu aktivieren, und bei diesem komplexen Vorgang kann einiges mit dem Erinnerungsinhalt geschehen. [...] Im Regelfall leistet das Gehirn eine komplexe und eben konstruktive Arbeit, die die Erinnerung, sagen wir: anwendungsbezogen modelliert.“<sup>45</sup> Ergebnisse aus der Hirnforschung untermauern diese Kommunikativität – oder auch Veränderbarkeit – des Gedächtnisses. Erinnerung kommt diesen Ergebnissen zufolge erneuter Wahrnehmung sehr nahe: Da das Abspeichern von Wahrgenommenem sehr langsam erfolgt, und einer Konsolidierung bedarf, kann es vorkommen, dass Erinnerungsspuren vollkommen ausgelöscht werden können, wenn innerhalb von Stunden oder auch Tagen nach dem Lernprozess der Konsolidierungsprozess gestört wird. Erinnern geht somit meist einher mit Neu-Einschreiben. Es ist niemals auszuschließen, dass die alte Erinnerung beim Erinnerungsprozess in neue Zusammenhänge eingebettet und damit aktiv verändert wird.<sup>46</sup> Zusammenfassend bedeutet das, dass jede neue Erfahrung auf Grundlage der bestehenden Erfahrungen ins Gedächtnis eingeschrieben wird, also durch vorangegangene Erinnerungen beeinflusst wird und darüber hinaus bestehende Erinnerungen verändern kann.<sup>47</sup> Mit den Worten Welzers lässt sich somit sagen, „daß nicht nur die Gedächtnisinhalte kommunikativ gebildet werden, sondern auch die Struktur, in der diese Inhalte bearbeitet werden.“<sup>48</sup>

In der Psychologie ist, dies soll hier nur am Rande ergänzt werden, ferner vom „autobiografischen Gedächtnis“ die Rede. Diese Bezeichnung meint das spezifisch menschliche Gedächtnissystem, das sich im Laufe der frühen Kindheit innerhalb bestimmter sozialer und kultureller Milieus herausbildet. In ihm sind alle auf das eigene Selbst bezogenen Ereignisse, Erlebnisse und Erfahrungen repräsentiert. Wenn vom eigenen Leben oder gar die eigene Lebensgeschichte erzählt wird, wird das autobiografische Gedächtnis aktiv.<sup>49</sup> Dieses Gedächtnis umfasst zwar die Lebensgeschichte des Individuums und ist auf diese Weise persönlich, gleichzeitig wird es aber auch als Teil des kulturellen Erbes verstanden und ist damit abhängig von sozialen Beziehungen und sprachlichen Praktiken. In Konsequenz variiert das autobiografische Gedächtnis je nach Individuum und Kultur.<sup>50</sup> In der Psychologie wird die Ausbildung der eigenen Identität als eine wichtige Funktion des autobiografischen Gedächtnisses beschrieben. In Bezug auf die vorliegende

---

45 Assmann: Der lange Schatten der Vergangenheit. S. 20f.

46 Singer: Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen. S. 83f.

47 Welzer: Das kommunikative Gedächtnis. S. 44f.

48 Welzer: Das kommunikative Gedächtnis. S. 91.

49 Haubl, Rolf: Die allmähliche Verfertigung von Lebensgeschichten im soziokulturellen Erinnerungsprozess. In: Dörer, Margret, Heide von Felden, Regine Klein, Hildegard Macha und Winfried Marotzki (Hg.): Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Erinnerung aus psychoanalytischer und biographietheoretischer Perspektive. Wiesbaden 2008. S. 197–212. Hier S. 197.

50 Nelson, Katherine: Über Erinnerung reden: Ein soziokultureller Zugang zur Entwicklung des autobiografischen Gedächtnisses. In: Welzer, Harald und Hans Markowitsch (Hg.): Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Stuttgart 2006. S. 78–94. Hier S. 78.

Arbeit sind vor allem zwei Forschungsinteressen dieses Wissenschaftsbereiches von Relevanz: Mit dem sogenannten Phänomen der „kindlichen Amnesie“ wird die Erkenntnis bezeichnet, dass die Kindheitserinnerungen von Erwachsenen erst mit drei- bis dreieinhalb Jahren einsetzen – wobei das Einsetzen des Erinnerungsvermögens (und damit des autobiografischen Gedächtnisses) besonders vom Kommunikationsstil der Eltern abhängt, da Erinnerungen durch Kommunikation und Interaktion erarbeitet und gefestigt werden.<sup>51</sup> Ein zweites interessantes Phänomen des autobiografischen Gedächtnisses, bezeichnet als „reminiscence bump“ (etwa: Erinnerungshügel), beschreibt die Tatsache, dass es im autobiografischen Rückblick lebensalter- und entwicklungsspezifisch unterschiedliche Dichten von Erinnerung gibt. So wird von älteren Befragten die Lebenszeit zwischen zehn und dreißig Jahren besonders gut erinnert, was durch die Ausbildung der Identität, die besonders in diese Lebensspanne fällt, erklärt wird.<sup>52</sup>

Die neurowissenschaftliche Gedächtnisforschung unterscheidet insgesamt fünf Typen von Gedächtnissystemen, wobei für das autobiografische Erinnern vor allem zwei Typen relevant sind. Einerseits ist das Kurzzeitgedächtnis (auch Arbeitsgedächtnis genannt) von besonderer Bedeutung, da hier vorübergehend festgehalten wird, was für im Moment anstehende Handlungsfolgen relevant erscheint, beispielsweise gerade nachgeschlagene Telefonnummern bis zum Ende des Wahlvorganges oder Ort und Gestalt von Objekten. Die Funktion des Kurzzeitgedächtnisses vermittelt dem Menschen die Erfahrung der Kontinuität von Zeit und ermöglicht die Unterscheidung zwischen „vorher“ und „jetzt“. Die Kapazität dieses Speichers ist äußerst begrenzt, dieser ist aber eng mit dem Wahrnehmungsprozess verschränkt, da er gleichzeitig bereithält, was sich nacheinander ereignet und so die Herstellung von Bezügen und die Einordnung der Geschehnisse in einen zeitlichen Rahmen erlaubt. Das episodische Gedächtnis (eine Form des Langzeitspeichers) andererseits ermöglicht, Ereignisse auch noch nach Tagen oder Jahren zu erinnern. Hier kann die Erinnerung an Ereignisse zusammen mit dem Kontext, in dem sie geschehen sind, wieder wachgerufen werden.<sup>53</sup> So ist es Menschen möglich, sich an eigenes Erleben in Zusammenhang mit markanten Ereignissen zu erinnern – also sich ins Gedächtnis zu rufen, wo man gewesen ist und was man gerade tat, als eineN beispielsweise die Nachricht des Anschlags auf das World Trade Center am 11. September 2001 erreichte.

---

51 Nelson: Über Erinnerung reden. S. 81–83.

Vgl. auch: Hayne, Harlene und Shelley MacDonald: The Socialization of Autobiographical Memory in Children and Adults: The Roles of Culture and Gender. In: Fivush, Robyn und Catherine Haden (Hg.): Autobiographical Memory and the Construction of a Narrative Self. Developmental and Cultural Perspectives. London 2003. S. 99–120. Hier S. 99f.

52 Welzer: Das kommunikative Gedächtnis. S. 42.

53 Singer: Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen. S. 81f.

### 1.2.3. Erinnerung

Wie der Seitenblick auf die Definition des autobiografischen Gedächtnisses aufzeigte, ist es der Spracherwerb, der Erlebnisse im Bewusstsein Gestalt als Erfahrung und Erinnerung annehmen lässt. Soziale und individuelle Erinnerung sind in diesem Sinne also untrennbar miteinander verbunden. Ein Erlebnis wird erst zur Erfahrung, wenn es reflektiert wird, und reflektieren bedeutet, der Erfahrung eine Form zu geben. Diese Form kann nur sozial vermittelt sein.<sup>54</sup> Darüber hinaus stehen Erinnerungen, also die ins Gedächtnis eingegrabenen Spuren des Erlebten, unter dem Einfluss der Art und Weise, wie ein Moment, eine Situation, Handlungsweisen, Ereignisse oder ganz allgemein das Leben erlebt wurden.<sup>55</sup>

Neben dem zeitlichen Faktor, der impliziert, dass der Mensch nur direkt nach dem Ablauf von Ereignissen, Prozessen und Erfahrungen zu einer exakten Schilderung derselben in der Lage ist, kommen weitere Faktoren hinzu, die die Qualität von Erinnerung beeinflussen: Erstens spielen die Art des Erinnerungsgegenstandes und dessen individuelle Bedeutung eine Rolle. Einmalige Ereignisse und biografische Schlüsselerlebnisse prägen sich stärker ein und werden genauer erinnert als strukturierte, sich alltäglich wiederholende Handlungsabläufe. Zweitens kommt der Grad des Begreifens und Verarbeitens des Erinnerten zum Tragen. Erlebnisse, die nicht eingeordnet werden können, und Erfahrungen, die unverständlich bleiben, haften nur schwer und fast immer ungenau im Gedächtnis. Meist werden sie assoziativ und episodisch erinnert. Ein dritter Faktor ist schließlich die soziokulturelle Bedeutung des Erinnerten. Milieu und Gesellschaft prägen die individuelle Erinnerung erheblich, so kann das Individuum jene Ereignisse und Prozesse, die gemeinhin als relevant gelten, leichter im Gedächtnis behalten.<sup>56</sup>

In Zusammenhang mit dem autobiografischen Gedächtnis wurde bereits das Phänomen der „reminiscence bumps“, also lebensalter- und entwicklungsspezifisch unterschiedlicher Dichten von Erinnerung, angesprochen. Darüber hinaus gibt es bestimmte Rahmen, welche autobiografische Erinnerungen begünstigen. Sie sind hierarchisch auf drei Ebenen gelagert: Erstens werden bedeutsame Lebensabschnitte („wie ich in der Schweiz gearbeitet habe“), zweitens allgemeine Ereignisse („wie ich damals einen Ausflug an den Vierwaldstättersee gemacht habe“) und drittens spezifische Einzelereignisse („wie ich mit dem Boot gekentert bin“) erinnert. In einer biografischen Erzählung fließen diese Ebenen ineinander und können, wiederum abhängig von der emotionalen Bedeutsamkeit des Erinnerten, zur Refiguration des berichteten Ereigniszusammenhangs führen.<sup>57</sup>

54 Welzer: Das kommunikative Gedächtnis. S. 30.

55 Bertaux, Daniel und Isabelle Bertaux-Wiame: Autobiographische Erinnerung und kollektives Gedächtnis. In: Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt a. M. 1980. S. 108–122. Hier S. 110.

56 Hagemann, Karen: „Ich glaub' nicht, daß ich Wichtiges zu erzählen hab' ...“. Oral History und die historische Frauenforschung. In: Vorländer, Herwart (Hg.): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte. Göttingen 1990. S. 29–48. Hier S. 40f.

57 Welzer: Das kommunikative Gedächtnis. S. 42f.

Großen Einfluss auf das Erinnerungsvermögen von beispielsweise ZeitzeugInnen nimmt das Umfeld beim Prozess des Erinnerns. Hier sind sogenannte „Erinnerungsgemeinschaften“ von Bedeutung. Analog zu Lehmanns „Erzählgemeinschaften“, die durch Gemeinsamkeiten im Erleben Erzählthemen und Leitlinien des Erzählens prägen,<sup>58</sup> fördern Erinnerungsgemeinschaften als Gruppe von Individuen mit ähnlichen Erfahrungen den Erinnerungsprozess, bzw. das Wachhalten und Fortschreiben von emotional wichtigen Ausschnitten aus der Geschichte. Als Beispiel für dieses Phänomen der „affektiven Kongruenz des Erinnerns“ kann auf Kameradschaftstreffen verwiesen werden, im Rahmen derer eine größere Reichhaltigkeit von Erinnerungen aus dem Krieg vorzufinden ist, als wenn im Rahmen von Forschungsinterviews lebensgeschichtliche Erinnerungen abgefragt werden.<sup>59</sup>

Zwei weitere Phänomene des Erinnerns sollen, unter vielen weiteren Erinnerung prägenden Faktoren ausgewählt, an dieser Stelle kurz erwähnt werden, weil es sich hierbei um auch in Zusammenhang mit ZeitzeugInneninterviews sehr häufige Erscheinungen handelt. Bei der sogenannten „Quellenamnesie“ handelt es sich um das verbreitete Problem, dass ein Ereigniszusammenhang zwar korrekt erzählt wird, die erzählende Person sich aber in der Quelle geirrt hat, aus der die Erinnerung schöpfte. Ein prominentes Beispiel für Quellenamnesie geht auf eine Erzählung Ronald Reagans zurück, der vor JournalistInnen sichtlich berührt und detailreich eine Anekdote von seinem Einsatz im Zweiten Weltkrieg zum Besten gab, von der sich später herausstellte, dass sie bis ins Detail einer Szene aus einem Kriegsfilm entstammte.<sup>60</sup> Die Verbreitetheit dieses Phänomens soll gerade in Hinblick auf spektakuläre Erzählungen der Montafoner ZeitzeugInnen an dieser Stelle kurz erwähnt werden, ebenso wie das Phänomen der Konfabulation. Hierunter ist das Nachdichten und Ausschmücken von Geschichten im Zuge ihres wiederholten Erzählens zu verstehen, wobei betont werden muss, dass dies nicht in bewusster Absicht der erzählenden Person geschieht, sondern diese sich ganz im Gegenteil ihres korrekten Erinnerns völlig sicher ist und den Prozess oder das Ereignis noch „genau vor Augen haben“ kann. Gerade die visuelle Repräsentanz sichert die Überzeugung, hier über einen Ausschnitt der eigenen Biografie zu sprechen, auch wenn sich die berichteten Geschehnisse nur scheinbar auf diese Weise ereigneten.<sup>61</sup>

Eng verbunden mit dem Erinnern ist das Vergessen, das allerdings nicht das spurlose Verschwinden von einmal Gespeichertem bezeichnet. Wie bereits erwähnt wurde, werden Erinnerungen nicht in Teilbereichen des Gehirns abgelegt, sondern konstituieren sich als Verbindungen bestimmter Gedächtnisinhalte. Da es sich beim menschlichen Gehirn um einen sogenannten Assoziativspeicher handelt, kann es bei neuen Erfahrungen zum Überschreiben von alten, bereits eingeschriebenen Erinnerungen kommen. Gerade dieses Überschreiben, das beispielsweise

---

58 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 25.

59 Welzer: Das kommunikative Gedächtnis. S. 37f.

60 Welzer: Das kommunikative Gedächtnis. S. 43.

61 Welzer: Das kommunikative Gedächtnis. S. 43.

als Ergänzung oder Rekombination von Teilinformationen vor sich geht, hat ja auch den Vorteil, dass beispielsweise Objekte wiedererkannt werden können, auch wenn sie nur ausschnittsweise wahrzunehmen sind. Diese Ergänzungs- und Bindungsprozesse können aber auch zur Folge haben, dass einmal Eingespeichertes verändert wird und im Extremfall überhaupt nicht mehr im ursprünglichen Kontext aktivierbar ist. Information scheint dann wie vergessen, kann aber schließlich – eben aufgrund der kommunikativen Struktur des Gedächtnisses – in einem veränderten Kontext über neue Assoziationen wieder aktiviert werden. Die Erinnerung lebt in diesem Fall wieder auf, wenn auch in einem anderen narrativen Kontext.<sup>62</sup>

Diesen für interviewgestützte Forschungsarbeiten zweischneidigen Forschungsergebnissen kann abschließend folgende Synthese nachgestellt werden: Biografische Forschung mithilfe von Erzählungen im Rahmen von Interviews hat nicht nur eine Kontrollfunktion (beispielsweise zur Überprüfung historischer Ereignisse im Sinne faktischer Richtigkeit), sondern darüber hinaus eine Erschließungsfunktion. Das Erzählen „leuchtet wie eine Sonde die tieferliegenden Schichten der Erfahrung, der Einstellungen und Emotionen aus“<sup>63</sup> und bewirkt nicht zuletzt, dass verloren geglaubte Erinnerungen wiederkehren. Gerade Emotionen spielen während des Erinnerungsprozesses eine große Rolle, da erzählte Erinnerungen in der unmittelbaren sozialen Interaktion (beispielsweise eines Interviews) emotional wirksam werden und teils auch Sichtweisen auf die Geschichte erzeugen, gegen die eine auch noch so fundierte historische Faktendarstellung wenig ausrichten kann, weil diese emotional nicht in vergleichbarer Weise besetzt sein kann. Es kann zusammenfassend also durchaus behauptet werden, dass individuelle und kollektive Vergangenheit in sozialer Kommunikation beständig neu gebildet werden.<sup>64</sup> Provokant mit den Worten des Neurowissenschaftlers Wolf Singer auf den Punkt gebracht, bedeutet dies: „Wahrnehmungen und Erinnerungen sind also datengestützte Erfindungen.“<sup>65</sup>

### 1.3. Spezifika von Erzählungen im Rahmen lebensgeschichtlicher Interviews

Wie die vorangegangenen Ausführungen verdeutlicht haben, sind Erinnerungen in großen Teilen (Re-)Konstruktionen des Gedächtnisses. Aus diesem Sachverhalt ergibt sich nun – gerade in Bezug auf das Thema der vorliegenden Arbeit – die Frage, nach welchen Kriterien, Leitlinien und Mustern, aber auch Normen und Werten diese Erinnerungen konstruiert werden: Was beeinflusst in der Folge die

62 Singer: Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen. S. 85.

63 Knoch, Peter: Schreiben und Erzählen. Eine Fallstudie. In: Vorländer, Herwart (Hg.): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte. Göttingen 1990. S. 49–62. Hier S. 61.

64 Welzer: Das kommunikative Gedächtnis. S. 44.

65 Singer: Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen. S. 86.

Formung einer Erinnerungserzählung? Der Begriff der „Konstruktion“ deutet bereits an, dass das Beschreiben von Erinnerungen nicht so weit von den klassischen Erzählungen, wie sie die Volkskunde seit ihren Anfängen untersuchte,<sup>66</sup> entfernt ist, wie man vielleicht meinen würde. So gelten für das Generieren von biografischen Erzählungen in weiten Teilen ähnliche Regeln und es treffen ähnliche Merkmale zu, wie das bei den klassischen Erzählungen der Fall ist. Die Art und Weise, wie Menschen ihr Leben im Rückblick betrachten und es schließlich einem Publikum präsentieren, orientieren sich nur scheinbar am Leben selbst. Vielmehr sind es unter anderen Einflussfaktoren auch kulturelle Vorlagen, wie ein Leben zu erzählen sei, die hier wirksam werden.

### 1.3.1. Vom Erzählen zur Erzählung

Seit den Brüdern Grimm wird die kulturwissenschaftliche Erzählforschung von der Klage vom vermeintlichen Niedergang des Erzählens begleitet. Bis heute ist diese kulturpessimistische Rede, die von der Krise oder gar dem Entschwinden des Erzählens spricht, nicht verstummt. Ingo Schneider stellt allerdings ganz im Gegenteil statt einer Krise eine Konjunktur des Erzählens fest. Es könne gar keine solche Krise geben, so Schneider, da es sich beim Erzählen um eine der grundlegendsten Kulturtechniken handelt. Durch die rasante Verbreitung neuer Informationstechnologien um die Jahrtausendwende käme es sogar zu einer Zunahme des Erzählens, das durch die neuen Möglichkeiten wie etwa eigener Websites zu bestimmten Themen, in Form von Weblogs, oder auch im Rahmen von News-groups, Foren, Mailing-Lists (und insbesondere den Social Networks) neuen Aufwind erfährt.<sup>67</sup>

Dazu ist es freilich notwendig, die althergebrachten Definitionen von Erzählung neu zu überdenken und vor allem neu zu definieren. Mitte des 20. Jahrhunderts wurde in der Erzählforschung das zentrale Forschungsfeld der klassischen Formen der Volkserzählung durch die Entdeckung der „Einfachen Formen“<sup>68</sup> – dabei handelte es sich vor allem um Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen und Witz – um mehrere neue Forschungsbereiche erweitert.<sup>69</sup> Seit den 1970ern dehnte sich das wissenschaftliche Selbstverständnis der Erzählforschung zusehends aus, und mit der Wende der Volkskunde zur Alltagskulturwissenschaft rückte das alltägliche Erzählen in den Vordergrund.<sup>70</sup>

---

66 Unter „klassischen Erzählungen“ werden v.a. Märchen und Sage, aber auch Witz, Schwank, Sprichwort, Rätsel etc. verstanden. Vgl. Röhrich, Lutz: Erzählforschung. In: Brednich, Rolf (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001<sup>3</sup>. S. 515–542. Hier S. 515.

67 Schneider: Über das multidisziplinäre Interesse am Erzählen. S. 4f.

68 Vgl. Jolles, André: Einfache Formen. Darmstadt 1958.

69 Bausinger, Hermann: Formen der „Volkspoesie“. (= Grundlagen der Germanistik, Bd. 6) Berlin 1968. S. 51.

70 Schmidt-Lauber: Grenzen der Narratologie. S. 146.

Ein Vorreiter in Bezug auf die Erforschung des Alltäglichen Erzählens war der schwedische Erzählforscher Carl Wilhelm von Sydow, der in den 1930er Jahren neben anderen Erzählgattungen auch die Bedeutung des „Memorats“ darstellte. Darunter verstand er die Erzählungen der Menschen über eigene rein persönliche Erlebnisse. Sydow, der sich vor allem auf die überschaubaren Kommunikationsverhältnisse in Familien des vorindustriellen Dorfes bezog, stellte dar, dass ein Memorat, wenn die Zuhörenden die Geschichte aufregend fanden und sie bei anderer Gelegenheit erneut zum Besten gaben, im Rahmen eines Traditionsprozesses Schritt für Schritt zur Erinnerungssage werden kann.<sup>71</sup> Dieser Schritt entspräche, dies sei nur am Rande erwähnt, der Transformation einer Erinnerung vom kommunikativen ins kulturelle Gedächtnis.

Bevor in den folgenden Kapiteln detaillierter auf Erzählen im Interview und lebensgeschichtliches Erzählen eingegangen wird, sollen einige grundlegende Überlegungen zu und Merkmale von Erzählungen vorangestellt werden. Die bisherigen Ausführungen haben es bereits deutlich gemacht, dennoch soll an dieser Stelle nochmals betont werden: Der Mensch als geschichtliches Wesen hat eine Vergangenheit und eine Perspektive auf die Zukunft. Die eigene Geschichte erreicht aber vor allem dann einen bestimmten Grad der Bewusstheit, wenn sie in Sprache artikuliert und in Geschichten formuliert wird – wenn sie durch das Erzählen also in kommunikative und damit soziale Gefüge überführt wird.<sup>72</sup> Erzählen steht – ebenso wie das Handeln, Reden und Schreiben – unter dem Eindruck der Gegenwart, das heißt unter dem Eindruck der aktuellen kommunikativen Situation und der übergreifenden historischen Situation.<sup>73</sup> Die Tatsache, dass das Erzählen eine Darstellungsweise von Geschichte in Gestalt von Geschichten ist, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich um eine Rekonstruktion eines Sachverhalts handelt – und nicht etwa eine historische Realität wiedergegeben wird. Die Rekonstruktion unterliegt selektiven, situativen, fiktiven und interpretierenden Einwirkungen, diese lassen sich mit der wichtigsten Funktion des Erzählens für die erzählende Person erklären: Erzählen bewirkt Sinnbildung. Diese Sinnbildung wiederum nimmt Einfluss auf das Entstehen der Erzählung und die Erzählung selbst. Darüber hinaus ist das Erzählen an sich bereits eine Art des geschichtlichen Erklärens, denn jede Geschichte bietet eine Erklärung des geschichtlichen Ereignisses sowie eine Deutung durch den/die ErzählerIn.<sup>74</sup>

Ganz am Rande sollen neben der Sinnbildung kurz zwei weitere Einflussfaktoren genannt werden, die zu einer Modifikation der Erzählung gegenüber dem tatsächlichen Ereignisverlauf führen können. Gabriele Michel unterscheidet hier zwi-

71 Lehmann: Reden über Erfahrung. S. 32f.

72 Fischer, Helmut: Erzählen – Schreiben – Deuten. Beiträge zur Erzählforschung. Münster 2001. S. 189.

73 Lehmann, Albrecht: Bewußtseinsanalyse. In: Götsch, Silke und Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001. S. 233–250. Hier S. 243.

74 Fischer: Erzählen – Schreiben – Deuten. S. 189f.

schen einem „Eigenanteil“ und einem „Fremdanteil“ an der Modifikation: Beim Eigenanteil handle es sich um das Bedürfnis nach Integration, das die Ereignisse aus der Perspektive der Erzählsituation als kohärent wiedergibt. Mit Fremdanteil meint sie die Wirkung einer Erzähltradition, die die individuelle Erzählung in Richtung einer typischen Szene oder Erzählung kanalisiert.<sup>75</sup> Auf Erzähltraditionen soll insbesondere in den Kapiteln 3.1. und 3.2. im Detail eingegangen werden.

### 1.3.2. Spezifika von Erzählungen im narrativen Interview

Die nachfolgend analysierten lebensgeschichtlichen Erzählungen wurden im Rahmen eines (narrativen) Interviews angeregt und aufgezeichnet. Im Laufe eines narrativen Interviews entwickeln sich häufig bestimmte Dynamiken, die in der Folge durchaus zu Merkmalen der Erzählungen werden können. Der Soziologe Fritz Schütze beschrieb in seinen Analysen des narrativen Interviews das Wirken verschiedener „Zugwänge“ des Erzählers auf die Gestaltung der Erzählung.<sup>76</sup> So käme es in narrativen Interviews beispielsweise zum Zwang der Gestalschließung, das heißt einem von der befragten Person subjektiv empfundenen Zwang, eine angefangene Geschichte auch zu Ende zu erzählen. Der Zwang zur Detaillierung führt ferner dazu, dass begonnene Erzählungen mit all jenen Details ausgestattet werden, die es der zuhörenden Person ermöglichen, der Erzählung zu folgen. Dabei könnte es durchaus der Fall sein, dass mit negativen Affekten wie Ärger, Wut, Scham oder Schuld besetzte ausgeblendete Inhalte einbezogen werden müssen. Der Kondensierungszwang ermöglicht es darüber hinaus, Maskierungen für besonders stark ausgeblendete Inhalte einzuführen.<sup>77</sup> Für die interviewende Person bedeutet dies, dass sie bei konsequenter Zurückhaltung im Interview insofern von den auf die erzählende Person wirkenden Zugzwängen profitieren könnte, als diese den/die InformantIn verleiten würden, auch Inhalte preiszugeben, die in einem Dialog so nicht geäußert worden wären oder nicht dargelegt werden hätten sollen.<sup>78</sup> Die Versprachlichung autobiografischer Erlebnisinhalte in der Stegreiferzählung bedeutet allerdings nicht zwangsläufig, dass die formulierten Inhalte bewusst transportiert werden – und überraschenderweise auch nicht, dass diese Eingang finden in das abstrakter gefasste Selbst- und Weltbild der betreffenden Person. Dies zeigt die Erfahrung von Forschenden im Rahmen unstrukturierter Interviews: InformantInnen sind bei der Lektüre des Transkripts nicht selten

---

75 Michel: Biographisches Erzählen. S. 91.

76 Vgl. Schütze, Fritz: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, Martin und Günther Robert (Hg.): Biographische und soziale Wirklichkeit. Stuttgart 1984. S. 78–117.

77 Frommer, Jörg: Psychoanalyse und qualitative Sozialforschung: Zur Zukunft des Verhältnisses bei der Disziplinen. In: Dörr, Margret, Heide von Felden, Regine Klein, Hildegard Macha und Winfried Marotzki (Hg.): Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Erinnerung aus psychoanalytischer und biographietheoretischer Perspektive. Wiesbaden 2008. S. 21–34. Hier S. 27.

78 Schmidt-Lauber: Grenzen der Narratologie. S. 149.

erstaunt über das, was sie gesagt haben. Menschen teilen in narrativen Interviews also tatsächlich mehr über sich mit, als ihnen bewusst ist.<sup>79</sup>

Häufig kommt es im Rahmen von durch ein Interview angeregte Stegreiferzählungen zu offensichtlichen Momenten spontaner Rückbesinnung, zu einem oftmals plötzlichen, unerwarteten Neuentdecken und Wiedererinnern. Die erzählende Person führt einen Vorgang, oder ihre Biografie, an einem roten Faden vor und stößt auf Zusammenhänge, die sie vielleicht seit langem vergessen hat und die ihr nun als besonders wichtig erscheinen. Der Biografieforscher Hans Joachim Schröder misst gerade diesen „Abschweifungen“, nicht selten eine Folge von Assoziationsprägungen, eine zentrale Rolle in lebensgeschichtlichen Erzählungen bei. Neben den „Abschweifungs-Erzählungen“ begreift er auch die „Erzählverweigerung“, nämlich das Aussteigen aus der Geschichte, im Rahmen dessen das Gespräch aber durchaus fortgesetzt werden kann, als eine Erzählfigur, die der Logik des Erinnerns entsprechend die erzählende Person förmlich zwingen kann, aus dem Gefüge von Geschichten entlang dem roten Faden auszubrechen.<sup>80</sup>

Im Rahmen seiner Forschungsarbeit über die Erzählungen 72 ehemaliger Soldaten über den Zweiten Weltkrieg stellt Schröder die von Schütze postulierten „Zugzwänge des Erzählens“ schließlich insofern in Frage, als er verschiedene Strategien zur Umgehung ebendieser Zugzwänge feststellen konnte: „Der These von den Zugzwängen des Erzählens sei hier die These entgegengestellt, daß die Vielfalt biographischen Erzählens Spielraum genug läßt für ein ‚freies‘, von Zugzwängen unabhängiges Rückerinnern. Neben der Strategie des ‚Aussteigens‘ – man wechselt das Thema – und dem Mittel der Abschweifung – man verliert sich im Erinnerungsdetail – gibt es weitere Möglichkeiten zur Suspendierung bzw. Ignorierung von Zugzwängen des Erzählens: Man ‚kriegt eine Geschichte nicht mehr zusammen‘, weil Erinnerungslücken bestehen; man gibt sich zufrieden mit verschwommenen, halbfertigen oder ungereimten Erzählungen, weil man peinliche oder allzu umständliche Details nicht zur Sprache bringen möchte; man ‚biegt die Geschichten um‘, indem man sie ins Lustige oder in eine allgemeine Betrachtung wendet, usw.“<sup>81</sup> Die von Schütze beobachteten Zugzwänge des Erzählens könnten zwar vorhanden, müssten aber nicht unbedingt unausweichlich sein.

### 1.3.3. Spezifika lebensgeschichtlicher Erzählungen

Lebensgeschichtliche Erinnerungen sind nur selten zu einer kompletten Lebensgeschichte ausgearbeitet. Die Biografisierung eines Menschen besteht meist im Erzählen von Episoden aus dem eigenen Leben, die, wenn überhaupt, nur locker

79 Frommer: Psychoanalyse und qualitative Sozialforschung. S. 27.

80 Schröder, Joachim: Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten. (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 37) Tübingen 1992. S. 69f.

81 Schröder: Die gestohlenen Jahre. S. 71.

miteinander verbunden sind. Oftmals handelt es sich um Episoden, die durch wiederholtes Erzählen eine feste, anekdotenhafte Form gewonnen haben.<sup>82</sup> Diese Aneinanderreihung von Episoden erfolgt nicht unwillkürlich, denn autobiografische Erzählungen folgen bestimmten Organisationsprinzipien, die sozial gebildet sind. In der Psychologie wird in diesem Zusammenhang vom „memory talk“ gesprochen, mit Hilfe dessen bereits kleine Kinder lernen, wie Erinnerung geformt und erzählt werden kann. Durch diese Praxis des konversationellen Erinnerns, ferner aber auch durch jedes gelesene Buch und jeden gesehenen Film, hat der/die Einzelne gelernt, dass eine Geschichte einen Anfang, einen Mittelteil und einen Schluss hat, sowie dass sie darüber hinaus bestimmten Grundmustern zu folgen hat, um kommunizierbar zu sein. Diese Grundmuster können beispielsweise an den klassischen Formen der Komödie, der Tragödie, der Satire oder der Romanze orientiert sein. Wie die Rolle dieser (im europäischen Raum) klassischen Formen verdeutlicht, sind die Ausprägungen der narrativen Grundmuster kulturspezifisch unterschiedlich, weil der Sinn oder Endpunkt, den die Geschichten transportieren, immer kulturell geprägt ist.<sup>83</sup>

Zu ebendiesen kulturspezifischen Grundmustern gehört beispielsweise das Zeitverständnis. Die Unterscheidung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sowie deren Verhältnis zueinander kann in verschiedenen Kulturen, Milieus oder sozialen Umfeldern durchaus unterschiedlich sein.<sup>84</sup> Ein Beispiel kann Differenzierungen solcherart auch innerhalb der mitteleuropäischen Gesellschaft aufzeigen, zur Verdeutlichung werden einander in der Folge zwei Extreme gegenübergestellt: In einem Altersheim erzählt eine alte Frau ihr Leben; sie hat immer gearbeitet. Gleichzeitig verfasst ein bekannter Politiker seine Memoiren. Er beschreibt sein Leben als eine Folge von Handlungen, deren zentraler Held er gewesen ist. Der Politiker versteht sich beim Erzählen seines Lebens nachträglich als Subjekt seines Lebens, als handelndes Ich, das eine Reihe von Aktionen setzte. Die Geschichte der Macht des Politikers folgt einem Konzept der linear verstandenen Zeit. Die alte Frau hingegen erzählt ihr Leben als Rückblick auf Zyklen. Der Basiszyklus ist der Tag, dann die Woche, der Monat, das Jahr, die Jahreszeiten, das Leben, die Generationen: Sie versteht ihr eigenes Leben vor allem als einen Tagesablauf in der Generationenfolge. Ihrer Schilderung liegt ein zyklisches Zeitverständnis zugrunde.<sup>85</sup> Das zyklische versus das lineare Zeitverständnis sind Grundmuster, die eine biografische Erzählung sehr stark prägen.

Gerade in ländlichen Untersuchungsgebieten, die von einer vornehmlich agrarisch geprägten Bevölkerung besiedelt sind – wie das im Montafon bis vor wenigen Jahrzehnten der Fall war –, spielt das zyklische Zeitverständnis beim autobiografischen Erinnern und Erzählen eine große Rolle. In bäuerlichen Familien ist hier sicherlich der Rhythmus der Natur, der direkten Einfluss auf das Leben und Arbei-

82 Haubl: Die allmähliche Verfertigung von Lebensgeschichten. S. 198.

83 Welzer: Das kommunikative Gedächtnis. S. 185f.

84 Welzer: Das kommunikative Gedächtnis. S. 186.

85 Bertaux/Bertaux-Wiame: Autobiographische Erinnerungen und kollektives Gedächtnis. S. 113f.

ten nimmt, als Ursache für das zyklische Zeiterleben zu verstehen. Häufig werden Erinnerungen an Ereignisse mit dem Naturerleben, beispielsweise der Kirschblüte oder den Heuarbeiten, verknüpft. Im Repetitiven des Alltags treten die besonderen Ereignisse der erlebten Zeit hervor. Sie haben für die Erinnerung eine wichtige Orientierungsfunktion im Zeitablauf. An diese besonderen Ereignisse wird die lineare Zeit angeknüpft und beides verbindet sich im Vorgang des Sich-Erinnerns.<sup>86</sup>

Auch wenn die heutige industrialisierte und hochgradig ausdifferenzierte Gesellschaft unabhängiger geworden ist von den Gegebenheiten der Natur, so spielt die von Lehmann als „Naturzeit“ bezeichnete Abfolge der Tage, Nächte und Jahreszeiten nach wie vor eine Rolle für die Geschichtlichkeit der Menschen. Neben der linearen „geschichtlichen Zeit“, die den Menschen sich als Teil der Geschichte begreifen lässt, und der eben erwähnten „Naturzeit“ verortet Lehmann eine dritte Dimension der Geschichtlichkeit des Menschen, die für die autobiografische Erzählung wichtiger zu sein scheint als die beiden ersten Dimensionen: Die „lebensgeschichtlichen Zeitkategorien“ bezeichnen die Altersstufen im Leben eines Menschen. Die Klassifikationen dieser Altersgruppen sind ebenfalls kulturspezifisch sehr unterschiedlich, spielen allerdings für die Biografie immer eine wichtige Rolle.<sup>87</sup> Eine in Mitteleuropa verbreitete Kategorisierung der Lebensaltersstufen, vielfach auch als „Normalbiografie“ bezeichnet, entspricht etwa der Einteilung „frühe Kindheit und Kindheit“, „Jugend und Adoleszenz“, „Erwachsenenalter und familien- bzw. berufsgeprägte Jahre“ sowie „Alter“.<sup>88</sup>

Die alltäglichen, alljährlichen Zyklen können Erzählungen also prägen und strukturieren, das Alltägliche selbst bleibt allerdings kaum in Erinnerung. Es ist ein Dilemma einer am Alltag ausgerichteten Erzählforschung, dass das Gedächtnis auf das Besondere fixiert ist und vor allem herausgehobene Ereignisse des Lebens speichert. Das durchschnittliche Alltagsleben wird hingegen in Form typisierter Erfahrungs- und Erinnerungskomplexe festgehalten, das heißt in typisierten und zu Erinnerungen „aufgeschichteten“ Erfahrungen vom Typ Sonntagsfrühstück, Schulausflug, Kirchgang. Erst wenn etwas Außergewöhnliches dazukommt, wird ein Sonntagsfrühstück zum besonderen Ereignis.<sup>89</sup>

Wie bereits ausführlich dargestellt wurde, ist die Rekonstruktion der eigenen Lebensgeschichte keine monologische Tätigkeit, sondern findet sozial vermittelt statt. Mitmenschen werden als AdressatInnen, aber auch als Co-ErzählerInnen eingebunden, besonders wenn es sich um miterlebte Ereignisse handelt. Lehmann spricht, analog zur bereits erwähnten Erinnerungsgemeinschaft, in diesem Zusammenhang von einer „Erzählgemeinschaft“: „Der homo narrans, der Erzähler als

86 Holl, Waltraud: Geschichtsbewußtsein und Oral History. Geschichtsdidaktische Überlegungen. In: Vorländer, Herwart (Hg.): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte. Göttingen 1990. S. 63–82. Hier S. 73f.

87 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 14f.

88 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 281f.

89 Lehmann: Reden über Erfahrung. S. 57.

Individuum mit seiner eigenen Geschichte und seinen vielen Erzählgeschichten steht [...] natürlich nicht isoliert in der Welt, sondern artikuliert sich als ein Sozialwesen in einem sozialen Umfeld. Die Erzählforschung geht daher von einer über-subjektiven ‚Gemeinsamkeit des Erlebens‘ aus. Der homo narrans wird als Teil einer ‚Erzählgemeinschaft‘ interpretiert, die sich aus der Gemeinsamkeit des sozialen Erlebens in der Familie und dem Milieu heraus konstituiert.<sup>90</sup> Jede autobiografische Erzählung entsteht insofern also vor dem Hintergrund einer Erzähl- und Erinnerungsgemeinschaft, die Erinnerungsanlässe schafft, um zu co-memorieren. Im Extremfall wird, als Auswirkung des Co-Memorierens, das erinnert, was alle erinnern. Das Entstehen von Erinnerungsstereotypen ist die Folge.<sup>91</sup>

Ein den Erinnerungsstereotypen verwandtes und auf derselben Basis entstehendes Phänomen ist das Auftreten von musterhaften Erzählungen. In Anlehnung an den literaturwissenschaftlichen Begriff der Erzählmuster, der tradierte Strukturen als Merkmal einer Gruppe von Erzählungen (beispielsweise das Muster der Heldentat in mittelalterlichen Erzählungen) meint, soll in vorliegender Arbeit der Begriff der „Mustererzählung“ eben solche stereotype Strukturen in Bezug auf spezifische Erzählstoffe benennen. Die Muster dieser Erzählungen sind hier sowohl im Aufbau der Geschichten, als auch auf inhaltlicher Ebene festzustellen: Zumeist folgen sie derselben Logik und zielen auf ähnliche Schlussfolgerungen ab.

Biografische Mustererzählungen zirkulieren besonders innerhalb einer sozialen Gruppe, da das Bedürfnis des Individuums nach Gruppenzugehörigkeit die Aneignung der Muster erzwingt. Diese zirkulierenden Muster liefern den „Rahmen“ für Lebensgeschichten, der die individuelle Lebensgeschichte kommunikativ anschlussfähig macht. Dieses Phänomen wurde ausführlich am Beispiel von Glaubensgemeinschaften in den USA aufgezeigt, die an die eigene Entführung und den Missbrauch durch Außerirdische glauben und in ihrer Beschreibung der Ereignisse durchgängig denselben Erzählmustern folgen.<sup>92</sup> Zu den Merkmalen dieser Mustererzählungen zählen beispielsweise ihre große Ähnlichkeit (die aus der Innenperspektive als Wahrheitsbeleg verstanden wird); die Funktion der Erzählungen, jene als „Schwindler“ zu entlarven, die diesen Mustern nicht folgen; das Einsetzen von MultiplikatorInnen mit hohem Prestige (wie etwa JournalistInnen oder WissenschaftlerInnen), die die Erzählungen außerhalb der Gruppe glaubhaft vermitteln sollen; die Darstellung der eigenen Erzählungen als gesellschaftliche Tabus, die gebrochen wurden, was nun durch Misskredit sanktioniert wird; sowie die Integration jener Personen, die Anschluss an die Mustererzählungen finden. Diese Merkmale sind für eine Reihe anderer sozialer Erinnerungsgruppen belegt, wie beispielsweise auch für die Kinder des Zweiten Weltkriegs, deren Erzählungen

90 Lehmann, Albrecht: *Homo narrans – Individuelle und kollektive Dimensionen des Erzählens*. In: Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): *Erzählkultur. Beiträge zur kulturwissenschaftlichen Erzählforschung*. Berlin 2009. S. 59–70. Hier S. 65.

91 Haubl: *Die allmähliche Verfertigung von Lebensgeschichten*. S. 200.

92 Vgl. Showalter, Elaine: *Hystorien. Hysterische Epidemien im Zeitalter der Medien*. Berlin 1997.

in den letzten Jahrzehnten allerdings gesamtgesellschaftlich große Aufmerksamkeit erhalten haben.<sup>93</sup>

Bereits in Kapitel 1.1. wurde auf die These eingegangen, dass ein Interview (wie jedes andere Gespräch auch) stets ein Artefakt ist, da die Gestalt einer Erinnerungserzählung immer von der sozialen Situation abhängig ist, in der sie erhoben wird. Neben dem von der Persönlichkeit der Betroffenen, der Stimmungslage, der Art der Gesprächsführung etc. beeinflussten Interview-Setting wirken aber noch weitere Faktoren auf eine Erzählung. Dass es kulturelle Vorlagen für die narrative Strukturierung gibt, mit deren Hilfe Erinnerungen zu Geschichten werden, wurde bereits erwähnt. Darüber hinaus müssen Geschichten auf einen sogenannten „werthaltigen Endpunkt“ hinauslaufen, damit sie mitteilenswert sind. Da das Leben selbst allerdings nicht nach werthaltigen Endpunkten verläuft, werden der Endpunkt und sein Wert von der die Geschichte erzählenden Person bestimmt. Aus der notwendigen narrativen Strukturierung der biografischen Erzählung ergibt sich die Notwendigkeit, bestimmte Teile des Erlebten wegzulassen und ebenso andere Einzelepisoden zu dramatisieren. Diese Umstände beschreibt folgende Feststellung Harald Welzers recht deutlich: „Das Ereignis ist nicht das, was passiert. Das Ereignis ist das, was erzählt werden kann.“<sup>94</sup>

Diese Faktoren verdeutlichen, dass eine biografische Erzählung mithin viel eher durch die normativen Anforderungen und kulturellen Kriterien für eine gute Geschichte einerseits, und die Bedingungen ihrer Performanz andererseits, bestimmt ist, als durch das tatsächlich gelebte Leben.<sup>95</sup>

Zur Frage, was eine Geschichte „mitteilenswert“ mache, hat Gabriele Michel den Begriff der „reportability“ aus dem Bereich konversationsanalytischer Untersuchungen aufgegriffen und am Beispiel lebensgeschichtlicher Erzählungen untersucht. „Reportability“ meint etwa die „Erzählwürdigkeit“ einer Geschichte: „Wie muß ein Erlebnis geschaffen sein, um erzählenswert zu sein? Oder muß die Frage lauten: wodurch wird ein Erlebnis erzählenswert?“<sup>96</sup> Michel führt vier Einflussfaktoren an, die eine Erzählung erzählenswert machen: das Inhaltliche, den interaktiven Bereich, die Person des Erzählers und die kulturelle Tradition. Dabei spielt durchaus die Komponente des Außergewöhnlichen, des Nicht-Alltäglichen eine Rolle, doch sei nicht nur erzählenswert, was sich quantitativ vom Alltäglichen abhebt. Denn im Alltag würden nicht nur einmalige Begebenheiten zugelassen, vielfach würden Geschichten im Gegenteil sogar in (thematisch bestimmten) Serien erzählt. „Die Entscheidung darüber, ob einem Erlebnis ‚tellability‘ zugesprochen wird, ist oft dadurch mitbestimmt, ob ein benachbartes oder vergleichbares Erlebnis sich schon als erzählenswert erwiesen hat.“<sup>97</sup> In Bezug auf die eigene Lebensgeschichte sind für die Erzählenden vor allem jene Ereignisse erzählens-

93 Haubl: Die allmähliche Verfertigung von Lebensgeschichten. S. 202–204.

94 Welzer: Das Interview als Artefakt. S. 55.

95 Welzer: Das Interview als Artefakt. S. 55.

96 Michel: Biographisches Erzählen. S. 32.

97 Michel: Biographisches Erzählen. S. 34.

wert, die von ihnen als entscheidend oder typisch für ihr Leben oder ihre Persönlichkeit erachtet werden. Dabei hebt Michel drei Momente hervor: Erstens kann die Einzigartigkeit eines Ereignisses, zweitens seine Vergleichbarkeit, und drittens der Zeitpunkt des Ereignisses darüber entscheiden, ob das Erlebnis erzählt wird. Während bei der Erzählung eines einzigartigen Erlebnisses das Sich-Herausheben aus der Gruppe beabsichtigt wird, geht es beim Vergleich von Ereignissen in Erzählungen im Gegenteil um das Signalisieren von Zugehörigkeit zur Gruppe. Das Thematisieren des Zeitpunktes eines Ereignisses spielt besonders in biografischen Erzählungen eine wichtige Rolle, da auf diese Weise das eigene Leben in die historische Geschichte eingefügt wird.

Albrecht Lehmann untersuchte am Beispiel biografischer Erzählungen die sogenannten Leitlinien lebensgeschichtlichen Erzählens. Bei der Analyse umfangreicher Tonband-Transkripte erkannte er, dass viele der von den Befragten erzählten Ereignisabfolgen „in der Form, aber vor allem im Inhalt sehr ähnlich ausfallen. Unsere Gesprächspartner orientierten sich, wenn sie über ihr Leben sprachen, immer wieder an vielen gleichen, an gleichartigen oder sehr ähnlichen Erfahrungen und Erfahrungszusammenhängen. Sie bedienten sich zur Erzählung ihres Lebens bestimmter, mehr oder weniger festliegender Erinnerungsabfolgen.“<sup>98</sup> Diese sehr allgemeine Definition von Leitlinien des Erzählens entspricht in etwa der Metapher vom „roten Faden“, der sich durch eine Erzählung zieht.

Schröder greift den Begriff auf und ergänzt, dass eine Leitlinie dort entsteünde, wo eine Abfolge mehrerer (mindestens drei) gleichartiger oder sehr ähnlicher Erfahrungen in einem Erzählzusammenhang auftaucht.<sup>99</sup> Lehmann stellt fest, dass eine lebensgeschichtliche Erzählung im Allgemeinen aus einer Fülle von Leitlinien besteht. Die Gesamtheit der Leitlinien des chronologischen lebensgeschichtlichen Erzählens bezeichnet er als Erzählstruktur.<sup>100</sup> Zum besseren Verständnis: Eine Leitlinie des lebensgeschichtlichen Erzählens könnte beispielsweise die Darstellung bzw. Aneinanderreichung der Urlaubsreisen in den Nachkriegsjahrzehnten sein, während in Bezug auf die Kindheit die Erzählungen über verschiedenste Tätigkeiten und Arbeitsfelder, für die man als Kind zuständig gemacht wurde, einen guten Teil der Erzählung strukturieren oder auch leiten können. Die Gesamtheit dieser Leitlinien ergibt die spezifische Erzählstruktur der Lebensgeschichte einer Person.

Ein Merkmal vieler lebensgeschichtlicher Erzählungen – insbesondere, wenn es sich bei bestimmten Episoden der Erzählung um einen persönlichen Mythos handelt, das heißt um eine Episode, die eine Funktion wie etwa die Erhöhung des Selbstwerts ausübt – ist ferner, dass Menschen in ihren Erzählungen mitunter einen Anspruch auf historische Wahrheit erheben. Mit einer unerschütterlichen

98 Lehmann, Albrecht: Leitlinien des lebensgeschichtlichen Erzählens. In: Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Freiburg i. Br. 1982. S. 71–87. Hier S. 80.

99 Schröder: Die gestohlenen Jahre. S. 72.

100 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 19.

Bestimmtheit stellen sie sich als Augen- und Ohrenzeugen heraus und vertreten die Überzeugung: „Wer das nicht erlebt hat, kann das nicht verstehen“ bzw. „Nur wer dabei gewesen ist, weiß, wie es wirklich war“. Dieser Egozentrismus, der die Perspektivität jeder Wahrnehmung und Erinnerung ausblendet, ist bei den meisten Erwachsenen weniger ein kognitives als vielmehr ein emotionales Problem. Ein Beispiel in diesem Zusammenhang liefern die Reaktionen auf die „Wehrmachtsausstellung“ Ende der 1990er Jahre, im Zuge derer sich ehemalige Wehrmachtsangehörige über das Urteil von HistorikerInnen empörten. Durch die Ausstellung wurden ihre eigene Perspektive relativiert und in der Folge Schuldgefühle reaktiviert. Auch für WissenschaftlerInnen gilt es in solchen Situationen, sich zu vergegenwärtigen: KeinE ZeitzeugIn hat einen privilegierten Zugang zur historischen Wahrheit. Diese kann allein einem späteren handlungsentlasteten und vor allem quellenkritischen Reflexionsprozess entspringen, um den sich FachhistorikerInnen bemühen.<sup>101</sup> Andererseits kann die Diskrepanz zwischen Fakten und Erinnertem nicht immer mit psychologischen unbewussten oder auch bewussten Mechanismen erklärt werden, wie der Sozialpsychologe Harald Welzer mit folgenden Worten andeutet: „[...] ich glaube, man unterschätzt das Problem, wenn man einfach davon ausgeht, hier ginge es immer um Verdrängung, Abwehr oder Lüge. Das Problem könnte im Gegenteil eher darin bestehen, daß die Leute glauben, was sie sagen.“<sup>102</sup>

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass es sich bei lebensgeschichtlichen Erzählungen um ein Produkt handelt, das nicht nur von der Gesprächssituation selbst beeinflusst ist. Von der Selbstbeschreibung in der Schule, über die Verfassung verschiedener Curricula Vitae für Bewerbungen um eine Arbeitsstelle, bis hin zur Beichte oder dem Tagebucheintrag kann in unserer Gesellschaft auf eine hochentwickelte Kultur des Erinnerns und Biografierens zurückgegriffen werden. Klara Löffler analysiert die Zusammenhänge dieser Kultur mit der Selbstdarstellung in einer Interventionsituations folgendermaßen: „Die individuelle Organisation von Erfahrungen in (lebensgeschichtlichen) Erinnerungen ist mit dieser Kultur verquickt; jede Rekapitulation ist mit der Gegenwart, mit deren Vorstellungen und Bedürfnissen nach einer eigenen Vergangenheit verbunden und richtet sich an dem Fluchtpunkt der Zukunftserwartungen aus. Im Erinnern leben nicht einfach alle oder nur affektiv besetzte Ereignisse der Vergangenheit fort; das Konstruktionsprinzip dieser ‚fortlaufende[n] Überarbeitung des Erfahrenen‘ ist vielmehr selektiv und perspektivistisch.“<sup>103</sup>

---

101 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 199.

102 Welzer: Das Interview als Artefakt. S. 59.

103 Löffler: Zurechtgerückt. S. 67f.

## 1.4. Potenzial der Erinnerungserzählungen

Die besonderen Eigenschaften von Erinnerung und Erzählung wurden in ihren vielfältigen Dimensionen bereits ausführlich dargestellt. Im Vordergrund standen dabei die kritische Reflexion dieser Quellen für die Wissenschaft, sowie die Analyse, in welcher Art und Weise und durch welche Faktoren Erinnerung und Erzählung geformt werden. Die bislang an den Defiziten orientierte Perspektive auf diese Form mündlicher Quellen soll nun ins Gegenteil verkehrt werden. Nachfolgend soll dargestellt werden, von welchem wissenschaftlichen Nutzen lebensgeschichtliche Erinnerungen und Erzählungen trotz aller Gedächtniskritik sein können, und wie mit den Schwächen umzugehen ist, damit sie schließlich in Stärken für die volkskundlich-kulturwissenschaftliche Forschung umgewandelt werden können. Interessant sind diesbezüglich die Ergebnisse einer Untersuchung, welche die Merkmale eines geschriebenen Textes einerseits und einer mündlichen Erzählung andererseits – jeweils zum gleichen Ereignis – miteinander verglich, und dadurch das Potenzial, aber auch die Schwächen von Erzählungen deutlich herausarbeiten konnte:<sup>104</sup>

- (1) Im Umfang unterscheiden sich schriftliche und mündliche Fassungen nicht wesentlich. In der mündlichen Fassung treten jedoch Formulierungs- und Wortfindungsschwierigkeiten auf, die das Gemeinte zum Teil nicht eindeutig erschließen.
- (2) Der mündliche Text ist teilweise lebendiger und anschaulicher sowie konkreter als der schriftliche.
- (3) In der mündlichen Erzählung werden wörtliche Rede und Dialoge häufiger verwendet, sie sind anschaulicher und der lebendigen Rede näher, teilweise bietet dieser Facettenreichtum des Erzählens auch eine höhere Informationsdichte.
- (4) Während das mündliche Erzählen aus einer individuellen Erlebnisperspektive stattfindet, orientiert sich das Schreiben an einer Chronistenperspektive, die Episoden werden häufig datiert oder begrifflich in einen größeren geschichtlichen Zusammenhang eingeordnet und sie gewinnen an faktischer Genauigkeit.
- (5) Deutlich unterscheiden sich schließlich Denk- und Fühlweise. Während die erzählende Person eine Episode in ihrer Einmaligkeit darbietet, ordnet sie die schreibende Person in ein Gattungsschema ein.

Obwohl also Erzählen und Schreiben aus demselben Erfahrungsvorrat gespeist werden, weichen Erzählung und Niederschrift in wichtigen Punkten voneinander

---

104 Die nachfolgenden Ergebnisse sind entnommen aus: Knoch: Schreiben und Erzählen. S. 49f.

ab. Besonders relevant für die Erzählforschung sind Unterschiede in der Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Texte: Nicht nur Mimik, Gestik und Stimmmodulation tragen dazu bei, auch das spontane Formulieren und besonders die direkte Übertragung von Emotionen durch die erzählende Person im Moment des Erzählers machen Erzählungen in dieser Hinsicht besonders wertvoll. Die gehäufte Darstellung von Dialogen in direkter Rede – seien diese konstruiert oder tatsächlich so verlaufen – sind ein wichtiger kulturwissenschaftlicher Anknüpfungspunkt, wenn es darum geht die (Selbst-)Darstellung der erzählenden Person zu analysieren. Die oben angesprochene „individuelle Erlebnisperspektive“ anstelle der „Chronistenperspektive“ ermöglicht Einblicke in die Darstellung des persönlichen Erlebens, in die individuelle Bedeutung des Erzählten, die in kaum einem anderen Setting bei vergleichbarer Spontaneität und Kommunikativität erzielt werden können. Die angesprochene höhere Informationsdichte ergibt sich schließlich unter anderem aus den mehrfachen Ebenen der Kommunikation, auf denen Erzählungen basieren. Dazu zählen etwa Mimik und Gestik, Stimmmodulation sowie auch Pausen und Sprachrhythmus.

Erinnerungserzählungen eröffnen darüber hinaus auch auf der inhaltlichen Ebene einen Zugang zu subjektiven Erfahrungs- und Deutungswelten und damit zum zentralen Komplex der Vorstellungen, Werte und Verhaltensnormen einer Gesellschaft.<sup>105</sup> Problematisch können autobiografische Dokumente für die Forschenden nur dort werden, wo sie als (ausschließliche) historische Quelle dienen. Hier sind jedoch alle Formen lebensgeschichtlicher Erinnerungen in ihrem Quellenwert sehr kritisch zu beurteilen. Retrospektive Erinnerungen der ZeitzeugInnen sind – ebenso wie zeitgenössische Quellen – nicht mit der Realität der damaligen Zeit zu verwechseln. Das ZeitzeugInneninterview sollte, auch in den Geschichtswissenschaften, nicht als Quelle dafür betrachtet werden, wie etwas gewesen ist, sondern wie etwas von heute aus als vergangenes Ereignis wahrgenommen wird.<sup>106</sup>

Aus eben diesen Deformierungen von Erinnerungen eröffnet sich den Kulturwissenschaften zugleich ein wichtiges Forschungsfeld: Ihre Reproduktion in Form von Erzählungen sowie allgemein den Widerspruch zwischen offizieller Geschichte und mündlichen Quellen bzw. auch mündlichen Quellen untereinander gilt es, als Erkenntnisquelle nutzbar zu machen.<sup>107</sup> Aus volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Perspektive ist dabei besonders die Verankerung gesellschaftlicher Vorlagen im Subjekt von Interesse.<sup>108</sup>

Insofern sind Erzählungen aus dem Leben selbst dann untersuchenswerte Dokumente, wenn ihr „objektiver“ Wahrheitsgehalt zweifelhaft ist. Lehman fordert in

---

105 Schmidt-Lauber: Grenzen der Narratologie. S. 147.

106 Welzer: Das Interview als Artefakt. S. 61.

107 Leh, Almut: Robert R. lebt. Oder: Was Oral History immer noch leistet. In: Leh, Almut und Lutz Niethammer (Hg.): Kritische Erfahrungsgeschichte und grenzüberschreitende Zusammenarbeit. The networks of Oral History (= BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen. Sonderheft 2007) Opladen 2007. S. 180–186. Hier S. 183.

108 Schmidt-Lauber: Grenzen der Narratologie. S. 147.

diesem Zusammenhang, dass an Stelle der Frage nach der Wahrheit für eine Forschung, der es um die Analyse von Erzählungen geht, die Frage nach der „Betroffenheit“ treten muss: „Die Persönlichkeit, das ‚Selbst‘ mit ihren Problemen und Bedürfnissen muß in vollem Umfang ernst genommen und toleriert werden. Falls jemand ‚objektiv‘ gesehen die Unwahrheit erzählt, so müssen wir zunächst unbesehen voraussetzen, daß dazu immer eine einleuchtende lebensgeschichtliche Begründung gegeben ist.“<sup>109</sup> Es muss den Forschenden bewusst sein, dass die erzählende Person von ihrer eigenen Geschichte am stärksten betroffen ist und in der Erzählsituation unter bestimmten Zwängen steht. ZeitzeugInnen sind in einer Interviewsituation zunächst von ihrer eigenen (möglicherweise unheilvollen) Lebensgeschichte und schließlich zusätzlich von deren Bewertung durch andere betroffen: Dies führt zu einer Betroffenheit im doppelten Sinn. Neben dem Einfluss der gegenwärtigen Erzählsituation sowie der lebensgeschichtlichen Zeitspanne, die zwischen dem Erleben und dem Erzählen liegt, stehen die Menschen mit ihren Erinnerungen einer Gesellschaft gegenüber, die sich im Laufe der Jahrzehnte gewandelt hat. Das zurückliegende, erinnerte Handeln unterliegt somit auch dem Einfluss gegenwärtiger Bewertungen. In diesem Zusammenhang sagen viele erzählte Lebensgeschichten mehr über die Gegenwart der erzählenden Person aus als über ihre Vergangenheit.<sup>110</sup> Im Falle einer günstigen und kontinuierlichen Entwicklung einer Biografie kann der/die ErzählerIn die vergangenen Ereignisse mühelos mit der persönlichen Gegenwart in Übereinstimmung bringen. In vielen Fällen verläuft die Entwicklung aber nicht bruchlos, was bewirkt, dass sich ein Mensch genötigt fühlt, sein Leben neu zu interpretieren und aktiv Vergangenheit und Gegenwart in ein stimmiges Ganzes zu verwandeln, um seine Selbstachtung aufrecht erhalten zu können. Beschönigende Veränderungen der Lebensgeschichte als Teil des Erinnerungsprozesses können sich ohne Einwirkung von außen ergeben, kommen aber meist unter dem Eindruck direkter Kommunikation, also während des Erzählprozesses, zustande. Lehmann nennt diesen Prozess „Korrekturen der Wirklichkeit“<sup>111</sup>.

Wie Aleida Assmann resümiert, befinden wir uns „derzeit in einer Phase der kritischen Reflexion, der Skepsis, der Dekonstruktion von Erinnerung. [...] Die Dramatisierung des Problems, die aus einer unmittelbaren Konfrontation von Hirnforschung und Geschichtswissenschaft hervorgeht, scheint [...] jedoch etwas übertrieben.“<sup>112</sup> Assmann betont in ihren Ausführungen, dass Erinnerungen apodiktisch seien und sich selbst authentifizierten. Im Rahmen eines autobiografischen Rückblicks werde das Erlebte zwangsläufig umgedeutet und in einen neuen Zusammenhang gebracht, der das jeweilige Selbstbild stützen könne.

---

109 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 27.

110 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 28.

111 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 29.

112 Assmann, Aleida: Wie wahr sind unsere Erinnerungen? In: Welzer, Harald und Hans Markowitsch (Hg.): Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Stuttgart 2006. S. 95–110. Hier S. 108.

Es komme nicht immer auf den Wahrheitsgehalt einer Erinnerung an, in einem geselligen Kontext beispielsweise sei die Pointe einer schönen Geschichte wichtiger als die Faktizität des Erlebten.<sup>113</sup> Dieses Verständnis Assmanns vom Wert von Erinnerungserzählungen verdeutlicht das Potenzial von Autobiografien für die kulturwissenschaftliche Erzählforschung gerade in jenen Punkten, in denen in geschichtswissenschaftlicher Betrachtung Quellenkritik angebracht ist.<sup>114</sup> Und auch hier bedeutet eine gewisse Skepsis gegenüber Erzähltem noch nicht, dass die Wahrheit von Erinnerungen und in der Folge von Erzählungen pauschal in Frage gestellt werden muss. Gerade in Zusammenhang mit der von Lehmann eingeforderten Frage nach der „Betroffenheit“ der erzählenden Person können in der Arbeit mit narrativen biografischen Interviews die Erinnerungen von ZeitzeugInnen nicht prinzipiell als zweifelhaft, unglaublich oder unzuverlässig abgekanzelt werden.<sup>115</sup> Dies würde ein verfrühtes Abwerten jener Quellen bedeuten, die in der wissenschaftlichen Forschung – auch der historischen – nach wie vor einen wichtigen Beitrag leisten.

Nicht zuletzt gestattet der Vergleich des Geschehenen und des Erinnerten, der im Rahmen der Gedächtniskritik mehr ins Zentrum der Forschung rückte, psychische Prozesse zu fassen, die zuvor kaum festgestellt werden konnten. Mentale Handlungsspielräume werden sichtbar und die Triebkräfte kultureller Dynamik lassen sich genauer als bisher analysieren. Die Gedächtniskritik läuft also keineswegs auf den Verlust der autobiografischen Quellen und die bloße Dekonstruktion bisheriger Geschichtsbilder hinaus, sondern sie verzeichnet auch erhebliche Gewinne für die Kulturwissenschaften. So zwingt sie etwa zu Umwertung der erhaltenen Quellen und eröffnet Möglichkeiten zur Rekonstruktion einer neuen Vergangenheit, zumindest aber zur Abwägung einer Vielzahl von Hypothesen gegeneinander, ohne dass stets eine definitive Lösung gefunden werden kann. Schließlich ist das Eingeständnis des überlieferungsbedingten Nichtwissens wissenschaftlich korrekter als das Postulieren bloßer Erinnerungszeugnisse als gesicherte Faktenaussagen.<sup>116</sup>

Erinnerungen besitzen aus sich heraus einen Sinn, der unabhängig von der durch die Erzählenden intendierten Wirklichkeit besteht und sich in eben dieser Abweichung von der Wirklichkeit verrät. Für die Kulturwissenschaften ergeben sich in dieser Abweichung von der Wirklichkeit Einblicke in die gegenwärtigen Bedürfnisse der Gewährsperson, in ihre Leistungsfähigkeit, darüber hinaus in die mentalen Attitüden und intellektuellen Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Gruppen und ganzer Gesellschaften. So lassen sich durch das absichtliche oder unabsichtliche Zusammenwirken der sich Erinnernden etwa die soziale und psy-

113 Assmann: Wie wahr sind unsere Erinnerungen? S. 108.

114 Weber, Wolfgang: Vom Nutzen und Sinn mündlicher Quellen. In: Weber, Wolfgang (Hg.): Audiovisuelle Archive. Der 13. Vorarlberger Archivtag in Nenzing. (= Montfort. Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs. Jg. 56) Dornbirn 2004. S. 123–128. Hier S. 124.

115 Schröder: Topoi autobiographischen Erzählers. S. 22.

116 Fried: Der Schleier der Erinnerung. S. 385.

chische Augenblickslage, ihre Hoffnungen, Erwartungen und Ziele, ihre Persönlichkeit und Gestimmtheit erkennen. All diese Einflüsse auf die Erinnerungserzählungen unterliegen nicht zuletzt auch kulturgeschichtlichen Epochen, die ebenfalls auf dem Wege der autobiografischen Erzählung fassbar werden.<sup>117</sup>

Zusammenfassend kann durchaus festgestellt werden, „daß Zeitzeugenerzählungen als adressatenbezogene Konstruktionen aufgefaßt werden müssen, in denen biographische Erfahrungen nach ihrer sozialen und emotionalen Bedeutsamkeit, nach narrativen und normativen Erfordernissen und nach Maßgabe nachträglichen Wissens jeweils neu figuriert und präsentiert werden.“<sup>118</sup> Es ist daher notwendig, dieses Quellenmaterial modifiziert zu definieren und die Perspektive darauf zu verändern: Was mit Hilfe von biografischen Interviews erhoben wird, ist, wie ein Mensch seine Auffassung seiner Vergangenheit Zuhörenden zu vermitteln versucht. Daraus ergibt sich eine Fragestellung, die viel interessanter ist als jene nach der historischen Wahrheit, denn so betrachtet handelt es sich um Material über das Fortwirken von Geschichte in aktuellen sozialen Prozessen sowie über die Bedeutung einer jeweiligen Vergangenheitsmodulation für die Gegenwart.<sup>119</sup> In diesem Zusammenhang soll nochmals an die Überlegungen im Vorwort zu dieser Arbeit angeschlossen werden: Ganz im Sinne des postmodernen Pluralismus war hier vom Ersetzen der einen *Geschichte* der Menschen durch die *Geschichten* Vieler die Rede. In manchen Punkten stimmen diese vielen *Geschichten* miteinander und mit der *Geschichte* überein, in anderen unterscheiden sie sich. „Wahr“ und „richtig“ sind sie jedoch alle – nämlich auf der Basis des subjektiv Erlebten in Vergangenheit und Gegenwart.<sup>120</sup>

---

117 Fried: Der Schleier der Erinnerung. S. 389.

118 Welzer: Das Interview als Artefakt. S. 60.

119 Welzer: Das Interview als Artefakt. S. 60.

120 Weber, Wolfgang: Zur Bedeutung historischer Interviews für die Geschichtswissenschaft. In: Rheticus. Vierteljahresschrift der Rheticus-Gesellschaft 21/2000. S. 113–114. Hier S. 114.

## 2. Quellenmaterial, Forschungsziel und Auswertung

### 2.1. Zur Entstehung des Quellenmaterials

Die Ausgangsbasis für die umfassenden Erhebungen, die im Vorfeld dieses Forschungsprojektes getätigt wurden, stellte gewissermaßen das Projekt „Montafoner Geschichte“ dar. Im Jahr 2002 ins Leben gerufen, wurden in den folgenden sieben Jahren<sup>1</sup> 194 Interviews mit 175 Menschen durchgeführt, die entweder auf ein besonders langes oder ein besonders bewegtes Leben zurückblicken konnten, oder darüber hinaus über heute bereits selten gewordenes (beispielsweise handwerkliches) Fachwissen verfügten. 67 Interviews wurden als rein biografische Interviews geführt, die das Leben der Befragten, sowie wichtige Ereignisse rund um die Lebensgeschichte der Befragten thematisieren. Sie stellen die Basis für die nachfolgenden Analysen dar.

Die Gesprächsaufnahmen sind inklusive weiterer Informationen zu den Gewährsleuten als „ZeitzeugInnenarchiv Montafon“ in einer Datenbank im Archiv des Heimatmuseums Schruns organisiert und nur für bestimmte Forschungszwecke zugänglich.

Mit dem „ZeitzeugInnenarchiv Montafon“ wurde ein umfassendes Archiv geschaffen, das autobiografische Erzählungen von Menschen aus dem ländlichen Raum zum Hauptinhalt hat und auch für wissenschaftliche Zwecke großes Potenzial aufweist. Die Interviewsammlung ermöglicht durch umfangreiches Quellenmaterial eine Annäherung an eine Gesellschaft des ländlichen Raumes im 20. Jahrhundert am Beispiel des Montafons, die durch die Interviews in einem breiten Querschnitt repräsentiert ist.

Das Team der InterviewerInnen im Rahmen des Projektes „Montafoner Geschichte“ umfasste fünf Personen<sup>2</sup>, die, einschlägig ausgebildet und teils mit Regionalkenntnissen ausgestattet, die Gewährsleute meist telefonisch kontaktierten und um ein Gespräch batzen. Von interessierten Bürgermeistern, MuseumsmitarbeiterInnen oder Mitgliedern des Heimatschutzvereines wurden am Anfang des Projektes Empfehlungen in Bezug auf potenzielle Gewährsleute abgegeben – also auf Personen hingewiesen, die besonders alt seien oder besonders gut erzählen könnten. Durch das in der Sozialforschung bekannte und bewährte „Schneeballverfahren“,

1 Die Interviewtätigkeiten sind noch nicht abgeschlossen. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wurde allerdings mit jenem Datenmaterial gearbeitet, das bis zum Stichtag des 31.12.2009 erhoben wurde.

2 In alphabetischer Reihenfolge genannt: Edith Hessenberger, Lisa Hessenberger, Renate Huber, Michael Kasper und Andreas Rudigier.

im Rahmen dessen die bereits Interviewten meist weitere mögliche ZeitzeugInnen empfahlen, konnte der Kreis der Befragten schnell ausgeweitet werden. Wird darauf geachtet, dass nicht etwa nur einem Netz von Bekanntschaften im Feld gefolgt wird, kann mit diesem Verfahren einigermaßen variantenreiches Material erlangt werden.<sup>3</sup>

Eine andere Vorgangsweise war schließlich die reine Orientierung am Alter potenzieller Gewährsleute, die beispielsweise mithilfe von Geburtstagsgratulationen in Gemeindeblättern oder Tageszeitungen ausfindig gemacht und anschließend kontaktiert wurden.

Gerade bei den biografischen Interviews gestaltete sich die Suche nach gesprächsbereiten ZeitzeugInnen oft schwierig – im Gegensatz zu den projektbezogenen themenspezifischen Interviews, bei denen man schon am Telefon Interesse an bestimmten handwerklichen Fähigkeiten, besonderen Erlebnissen der ZeitzeugInnen oder anderen konkreten Umständen zeigen und so gewissermaßen Vertrautheit erzeugen konnte. Die Frage beispielsweise nach dem Maisäß im Familienbesitz, den beruflichen Erfahrungen als Zöllner an der Schweizer Grenze oder dem Know-how eines Funkenmeisters konnte schon bei der telefonischen Kontaktaufnahme eindeutig mehr Sympathien und Vertrauen schaffen, als die vage Ankündigung, dass man sich für das Leben der betreffenden Person interessiere oder aufgrund ihres hohen Alters auf zahlreiche Erinnerungen hoffe. Es überrascht keineswegs, dass derartige telefonische Kontaktaufnahmen häufig zum Scheitern verurteilt waren, da sie Verunsicherungen oder gar Misstrauen am anderen Ende der Leitung, und schließlich Antworten wie „Ich kann nichts erzählen“ oder „Da müssen Sie jemand anderen fragen, ich habe nichts erlebt“ geradezu provozierten. Als Königsweg entpuppte sich mit der Zeit jedenfalls die Vermittlung durch lokale Autoritäten wie Bürgermeister, Lehrer oder Pfarrer, bzw. auch die Empfehlung bereits interviewter Personen, auf die man sich schließlich beziehen konnte.

### 2.1.1. Der Idealtyp des narrativen Interviews und die Praxis

Auf eine erfolgreiche telefonische Anfrage folgte zumeist die Fixierung eines Gesprächstermines, zu dem die interviewende Person ausgerüstet mit Aufnahmegerät, Leitfaden und manchmal auch Fotoapparat erschien. Ziel des Interviews, nämlich die Lebensgeschichte und die Erinnerungen der befragten Person zu erfahren, sowie der weitere Verbleib der Aufnahmen und Informationen über eine mögliche Verwendung wurden den ZeitzeugInnen gleich eingangs mitgeteilt.

Bei der Durchführung der Interviews wurde der Idealtypus des narrativen Interviews angestrebt. Im Sinne seines ersten Theoretikers Fritz Schütze ist der Grundgedanke des narrativen Interviews die „Hervorlockung“ von Erzählungen mithilfe der „Zugzwänge“ des Erzählers, zu denen der Zugzwang der Detaillierung, der

---

<sup>3</sup> Fuchs-Heinritz: Soziologische Biographieforschung. S. 10.

Gestalterschließung und der Kondensierung zählen. Mithilfe einer erzählgenerierenden Frage in der Einstiegsphase – in unserem Fall beispielsweise der Frage nach den ersten Kindheitserinnerungen – wird die Gewährsperson zum Erzählen aufgefordert und beginnt mit ihrer sogenannten „Stegreiferzählung“.<sup>4</sup> Dabei wird die erzählende Person so wenig wie möglich unterbrochen und Unklarheiten oder mögliche Rückfragen werden notiert, damit wichtig erscheinende Informationen oder Zusammenhänge in der abschließenden Nachfragephase ergänzt werden können. Die Nachfragen wurden so formuliert, dass nach Möglichkeit erneut Erzählungen in Gang kommen sollten.<sup>5</sup>

In der Praxis stellten sich die idealtypischen Stegreiferzählungen der InformantInnen als sehr unterschiedlich in Bezug auf die Länge der Erzählung und ihren Informationsgehalt dar. Nur wenige ZeitzeugInnen wurden gleich eingangs von ihren eigenen Ausführungen „mitgerissen“ und tauchten in die eigene lebensgeschichtliche Erzählung ein. Unsicherheiten, ob das Erzählte überhaupt von Interesse sei, und die Vorstellung, dass die Interviewenden etwas ganz Konkretes wissen wollten, machten meist zahlreiche weitere erzählgenerierende Fragen notwendig, wie etwa: „Wie war das dann in der Schule?“ oder „Was geschah dann weiter?“. Nachdem die erzählende Person zu einem scheinbaren Ende der Ausführungen ihrer Biografie gekommen war, spielte neben den während des Interviews gemachten Notizen der Leitfaden eine wesentliche Rolle. Er diente der interviewenden Person als Orientierung, welche Themenbereiche durch die Erzählung noch gar nicht berührt worden waren, und ermöglichte schließlich eine leitfadengestützte Ergänzung der Erzählung. Der offene Interviewleitfaden enthielt folgende Aspekte, die weitgehend der Norm einer „Normalbiografie“<sup>6</sup> entsprechen:

- Geburtsdatum und -ort sowie familiäres Umfeld (Eltern, Geschwister und deren Lebensdaten, Herkunft, Beruf)
- Kindheit und Schulzeit (Arbeit und Freizeit, Schulart und Schulalltag, Ereignisse, Familienleben)
- Beruf(-swahl) und Arbeitswelt (Alter, Orte, Beziehungen, Auswanderung, Veränderung der Berufsfelder)
- Partnerschaft und Familie (Alter, Kinder, Wohnsituation, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, Kindererziehung, Modernisierung des Haushaltes)
- Alltag und Lebenswelt (Religion, Bräuche, Aberglaube, Kleidung, Hygiene; aber auch: Mitgliedschaft in Vereinen, Genossenschaften)
- Besondere Ereignisse, z.B. Naturkatastrophen (Lawinen, Muren)

4 Schmidt-Lauber, Brigitte: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Götsch, Silke und Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001. S. 165–186. Hier S. 174f.

5 Fuchs-Heinritz: Soziologische Biographieforschung. S. 11.

6 Felden, Heide von: Gender und Erfahrung. Zur Genderdiskussion in der Biographieforschung. In: Schlüter, Anne und Ines Schell-Kiehl (Hg.): Erfahrung mit Biographien. Tagungsdokumentation der Duisburger Tagungen zum Thema „Erfahrungen mit Biographien“. Bielefeld 2004. S. 65–77. Hier S. 65.

- Kriegszeit (Kriegsdienst, Gefangenschaft, Verletzung, Alltag, Kontakte, Frauen allein daheim, Unfälle, Unglücke)
- Nationalsozialismus (Auswirkungen im Alltag, Erwartungen beim „Anschluss“, Änderungen in der Gemeinde)
- Nachkriegszeit und Besatzung (Alltag, Arbeitssituation, Kontakt zu französischen Soldaten)
- Tourismus (Anfänge, Vorteile, Nachteile)
- Verkehr (Anfänge, früher, heute)
- Landwirtschaft (früher, heute; auf spezifische Erfahrungen von Bauern/Bäuerinnen, Hirten/Hirtinnen etc. eingehen)
- Politik (Engagement, Desinteresse, Entscheidungen der Gemeinde)
- Identität (Österreich, Vorarlberg, Montafon; Wer sind Montafoner? Was ist typisch?)

Die Kombination von narrativem und leitfadengestütztem Interview ist nicht unüblich, von sozialwissenschaftlicher Seite wird beispielsweise empfohlen, zur Erschließung von Lebensgeschichten (im Rahmen biografischer Interviews) die Interviewformen des teilstandardisierten und des narrativen Interviews zu verbinden.<sup>7</sup> Die für das Projekt „Montafoner Geschichte“ optimale Verbindung dieser beiden Interviewformen erklärt sich durch den Verwendungszweck der Interviews: Ziel des Projektes war und ist, das Wissen und die Erinnerungen von ZeitzeugInnen nicht nur in Bezug auf das eigene Leben, sondern auch in Bezug auf die Geschichte des Tales und das eigene Erleben von Wandel oder historischen Ereignissen zu dokumentieren. In diesem Zusammenhang waren in den Interviews auch Fragen nach beispielsweise konkreten Naturkatastrophen, dem Aufkommen des Tourismus und dem Niedergang der Landwirtschaft im Tal, oder auch Elektrifizierung oder Straßenbau von Bedeutung.

### 2.1.2. Die Arbeit mit dem erhobenen Quellenmaterial

Die biografischen Interviews werden als Kassetten, ebenso aber in digitalisierter Form im Montafon Archiv in Schruns aufbewahrt. Die Transkriptionen sind ebenfalls Teil der Datenbank. Die Form der Verschriftlichung der Interviews entwickelte sich in der Bemühung um größtmögliche Authentizität in den sieben Jahren der bisherigen Projektlaufzeit weiter und ist daher nicht einheitlich. In den ersten Jahren wurden mehrseitige inhaltliche Zusammenfassungen der wichtigsten Themenbereiche und zentralen Aussagen im Verlauf des Interviews verfasst. Nach Möglichkeit bemühten sich die InterviewerInnen, die Aufnahmen im Anschluss an das Interview selbst zu transkribieren, um eventuell relevante Ereignisse oder Entwicklungen im Laufe des Interviewprozesses bestmöglich in der Transkription zu vermerken. Die seit 2008 durchgeführten Transkriptionen sind am detailliertesten und beinhalten zahlreiche zusätzliche Informationen, wie etwa Time-

---

<sup>7</sup> Hopf: Qualitative Interviews. S. 353.

codes und die Angabe von Redepausen in Sekunden. Der Abbruch eines Satzes oder Wortes wird ebenso genau im Transkript festgehalten wie Lautstärke oder Sprachrhythmus.

Eine besondere Herausforderung bei der Transkription stellte der Umgang mit dem Montafoner Dialekt dar, da hier große Unterschiede zum Schriftdeutschen vorliegen. Eine einfache, wortwörtliche Übertragung ins Schriftdeutsche war nicht immer möglich, da Besonderheiten des Dialekts sinngemäß übertragen werden mussten. So entspricht beispielsweise dem vorarlbergerischen „Laufen“ das schriftdeutsche „Gehen“, das schriftdeutsche „Laufen“ wird im Vorarlbergerischen hingegen durch „Springen“ ausgedrückt. In diesen Fällen wurden jeweils die schriftdeutschen Entsprechungen für die Wiedergabe in der vorliegenden Arbeit gewählt. Dialektspezifische Ausdrücke wurden hingegen nur selten mit dem schriftdeutschen Äquivalent wiedergegeben, sondern meist unter Anführungszeichen gesetzt und anschließend in einer eckigen Klammer erklärt. Durch diese Handhabung konnten spezifische Bezeichnungen<sup>8</sup>, Redewendungen und Formeln<sup>9</sup>, originelle oder kreativ umgestaltete Ausdrücke<sup>10</sup>, oder von Fremdsprachen geprägte Bezeichnungen<sup>11</sup> auch in der Transkription erhalten werden. Da im Mittelpunkt der Forschung vor allem der Inhalt und nicht so sehr die sprachliche Form der Aussagen steht, und für die Dokumentation die inhaltliche Botschaft möglichst verständlich und gut lesbar wiedergegeben werden sollte, wurden die in dieser Arbeit verwendeten Textpassagen „bereinigt“. Dazu wurden Besonderheiten der Rede, wie etwa Pausen, Wiederholungen oder Nachdenkpausen füllende Silben wie „äh“ und das spezifisch vorarlbergerische, tendenziell sich der Aufmerksamkeit des Gegenübers rückversichernde Füllwort „oder“ bei besonders häufiger und bedeutungsleerer Verwendung weggelassen. Darüber hinaus wurde an den Texten nichts verändert, so dass sprachliche Besonderheiten der Erzählenden immer noch klar erkennbar bleiben. Es folgt ein Beispiel für die redaktionelle Überarbeitung einer exemplarischen Textpassage:

Wort- und lautgetreue Transkription:

*Abr vo dr Landwirtschaft, des bruch i net dazähla, wie's halt die Muntafuner all ghet hon, hot ma net köenna öberdorri leba, und gröfse Familie erhalta. Abr, i muass säga, mir hon immr – immr, des muass i hüt noch dia Eltera, insbesonders o dr Mama danka, mir hon immr z'Essa ghet, ghörig recht, des trau i mi net – selbscht, wo dr Kriag denn noch koo ischt, hon mir durch Zemmaheba, durch Schaffa, hot ma halt decht köenna ... Ah, ma hot denn müassa natürlich o Helper hoo, so zum Heua und so, hom mir denn Nochburafrau ghet. Und dia sind denn, ob sie Kinder ghet hon, sind denn all koo, so als Taglöhner hon sie denn gholfa, bim Heua oder bim Erdöpfelstecka.*

8 Beispielsweise „Schärrhüfa“ für „Maulwurfhügel“.

9 Beispielsweise „z'Hemat z'Handa neh“ für „das heimatliche Anwesen übernehmen“.

10 Beispielsweise „Sürla“ für „Sauerampfer“.

11 Beispielsweise „Ampalatschsack“ für „Jutesack“, aus dem Französischen „emballage“.

### *Bereinigte Transkription:*

*Aber von der Landwirtschaft, das brauch ich nicht erzählen, wie es halt die Montafoner alle gehabt haben, hat man nicht können übertrieben leben, und größere Familien erhalten. Aber, ich muss sagen, wir haben immer, das muss ich heute noch den Eltern, insbesonders auch der Mama danken, wir haben immer zu Essen gehabt, ordentlich, das trau ich mich nicht ... Selbst, wo der Krieg dann noch gekommen ist, haben wir durch Zusammenhalten, durch Arbeiten, hat man halt doch können ... Man hat dann müssen natürlich auch Helfer haben, so zum Heuen und so, haben wir dann Nachbarsfrauen gehabt. Und die sind dann, ob sie Kinder gehabt haben, sind dann alle gekommen, so als Taglöhner haben sie dann geholfen, beim Heuen oder beim „Erdöpfelstecka“ [Kartoffeln anbauen, Anm.].*

Für die vorliegende Arbeit wurden für die Analysen im Idealfall die Transkripte verwendet. Wo diese nicht vorlagen, musste auf die sogenannten „Protokolle“, d.h. die inhaltlichen Zusammenfassungen der Interviews, zurückgegriffen werden. Es überstieg sowohl die Kapazitäten des Teams und meiner Person als auch die finanziellen Ressourcen des Projektes, für diese Forschungsarbeit alle 67 Interviews zur Gänze und einheitlich zu transkribieren bzw. transkribieren zu lassen. Für die Analysen wurden daher zu den Protokollen und den Transkripten zusätzlich die Tonaufnahmen herangezogen, die ja die Abschriften an Authentizität ohnehin bei Weitem übertreffen. Die für eine detaillierte Analyse relevanten Interviewpassagen wurden in der Folge separat transkribiert.

### **2.1.3. Statistischer Überblick über die biografischen Interviews**

Im Rahmen der 67 biografischen Interviews wurden insgesamt 66 Personen interviewt, wobei zwei Personen zwei Mal interviewt wurden und in einem Interview zwei Personen gleichzeitig interviewt wurden. Die Verteilung der Geschlechter macht ein Problem deutlich, das im Rahmen von Oral-History-Erhebungen schon vielfach festgestellt und auch untersucht wurde: 50 Männern stehen nur 16 befragte Frauen gegenüber, das ist gerade einmal ein Viertel der ZeitzeugInnen. Diese Schieflage in der Statistik ist auf verschiedene Ursachen zurückzuführen. Wie bereits erwähnt, wurden die Gewährspersonen in den meisten Fällen von lokalen Autoritäten oder bereits interviewten Personen empfohlen. Das soziale Profil der Befragten spiegelt in gewisser Hinsicht also das Bild der Gesellschaft von Personen, die als bedeutend erscheinen, die vermeintlich „gut erzählen“ können und die etwas „Interessantes“ zu erzählen haben. Zu dieser Gruppe werden Frauen offenbar nur selten gezählt.

Die in den Stammdatenblättern erhobenen Angaben zu den Berufen, die in einer ländlichen Region mit Sicherheit als ein wichtiges Merkmal einer Persönlichkeit angesehen werden, bestätigen einerseits, dass Personen, die aufgrund ihres Berufes im öffentlichen Leben stehen – wie beispielsweise Lehrer, aber auch Menschen, die ein Handwerk ausüben –, stärker repräsentiert sind als beispielsweise Bauarbeiter

und Büroangestellte. Auch der agrarische Bereich ist durch die zahlreichen Landwirte unter den Zeitzeugen stark vertreten, was einerseits auf die starke landwirtschaftliche Prägung des Tales bis weit ins 20. Jahrhundert hinein, und andererseits auch auf die über lange Jahre starke Orientierung des Heimatmuseums auf traditionelle Arbeitsfelder wie eben die Landwirtschaft zurückzuführen ist.

Nur ein kleiner Teil der insgesamt stark unterrepräsentierten Frauen wurde aufgrund ihrer Position im öffentlichen Leben (z.B. Gemeindeangestellte oder Wirtin) als Interviewpartnerin empfohlen und schließlich auch interviewt. Zumeist war bei den befragten Frauen ihr außergewöhnlich hohes Alter der Grund für die Kontaktaufnahme. Dieser Sachverhalt unterstreicht das eingangs erwähnte geringe Interesse der Öffentlichkeit, hier wie gesagt repräsentiert durch die Empfehlungen Dritter, an „einfachen Hausfrauen“.

Ein weiterer wichtiger Faktor erklärt den geringen Anteil an Frauen unter den ZeitzeugInnen. Nicht nur die Einschätzung anderer, sondern auch die Selbsteinschätzung, von welcher historischen Relevanz das eigene Leben sei, sind Faktoren bei der Einwilligung einer Person zu einem biografischen Interview. Gerade in Anbetracht der landläufigen Meinung, nur die „große Weltgeschichte“ als Geschichte von Kriegen, Krisen oder Reformen sei historisch relevant, erscheint vielen die eigene Lebensgeschichte als wenig „geschichtswürdig“ und damit nicht als erzählenswert. In der Literatur über den Ablauf und die Organisation von Oral-History-Projekten wurde mehrfach herausgearbeitet, dass vor allem bei Frauen aus der Arbeiterschaft die Vorstellung von der geringen Allgemeinbedeutung der eigenen Geschichte besonders stark ausgeprägt ist.<sup>12</sup> Dies ist einerseits darauf zurückzuführen, dass Frauen in den meisten Studien der Geschichts-, aber auch der Kultur- und Sozialwissenschaften lange Zeit bestenfalls als Randfiguren in Erscheinung traten. Andererseits ist die Geschichte der „kleinen Leute“ erst im Laufe der letzten drei Jahrzehnte als „seriöser“ Gegenstand der Forschung anerkannt worden,<sup>13</sup> und aufgrund der in weiten Bevölkerungsteilen großen Unbekanntheit dieses „neuen“ Forschungsinteresses ist vielen potenziellen ZeitzeugInnen die Frage nach ihren Erinnerungen bis heute suspekt oder gar unverständlich. Gerade Frauen betonten schon am Telefon, aber auch vor, nach und während der Interviewsituation immer wieder, dass sie „nichts Wichtiges zu erzählen“ hätten, und dass andere (Männer?) „mehr wüssten“. Somit war nicht nur die Wahrscheinlichkeit, auf der Suche nach potenziellen InterviewpartnerInnen auf Frauen verwiesen zu werden, geringer – auch die Bereitschaft vieler Frauen zu einem Gespräch war aufgrund der niedrigen Einschätzung der Relevanz des eigenen Lebens häufig gering.

Schließlich soll an dieser Stelle auch noch kurz auf weitere basale Eckdaten zur Gruppe der 66 Interviewten eingegangen werden. So verdeutlicht die Datenbank, dass die biografischen Interviews mit ZeitzeugInnen geführt wurden, die zwischen 1904 und 1945 geboren waren. In Dekaden eingeteilt, wird deutlich, dass

12 Hagemann: „Ich glaub' nicht, daß ich Wichtiges zu erzählen hab' ...“. S. 29.

13 Hagemann: „Ich glaub' nicht, dass ich Wichtiges zu erzählen hab' ...“. S. 29.

der größte Teil der ZeitzeugInnen zwischen 1920 und 1929 geboren ist. Die Größe dieser Gruppe, die immerhin ein Drittel der Befragten stellt, lässt sich durch den Zeitraum der Interviewführungen erklären: Anfang dieses Jahrtausends waren die Betroffenen um die 80 Jahre alt – ein ideales Alter für ein lebensgeschichtliches Interview, da hinter den Gewährsleuten ein langes Leben liegt, der gesundheitliche Zustand aber häufig noch eine klare Erinnerung und gutes Erzählvermögen erlaubt. Elf Personen wurden als in den 1910er Jahren Geborene, 16 Personen aus den 1930er Jahrgängen interviewt. Die Dekaden um diesen Bereich herum sind anteilmäßig kaum nennenswert – abgesehen von den ältesten ZeitzeugInnen, die immerhin 1904 und in zwei Fällen 1907 geboren waren. Die Möglichkeit, Menschen im Alter von beinahe hundert Jahren interviewen zu können, stellte einen außerordentlichen Glücksfall dar.

<i>Geburtsjahr in Dekaden</i>	<i>Anzahl der Personen</i>
1904–1909	3
1910–1919	11
1920–1929	32
1930–1939	16
1940–1945	4
<i>Gesamt</i>	<i>66</i>

<i>Wohnorte der Befragten</i>	<i>Anzahl der Personen</i>
Bartholomäberg	5
Gargellen	1
Gaschurn	8
Gortipohl	6
Lorüns	1
Partenen	4
Schrungs	16
Silbertal	1
St. Anton	1
St. Gallenkirch	7
Tschagguns	6
Vandans	10
<i>Gesamt</i>	<i>66</i>

Bei der Auswahl der ZeitzeugInnen wurde bestmöglich darauf geachtet, dass alle Gemeinden ihren Bevölkerungsanteilen entsprechend repräsentiert sind. Dies war allerdings insofern nicht immer leicht, als die Interviewtätigkeiten durch das Schneeballsystem eine Eigendynamik entwickeln und vermehrte Interview-Gelegenheiten im nächsten Umfeld der eben interviewten Person zur Folge haben.

Dem Stellenwert als zentraler Ort im Montafon entsprechend ist Schruns mit 16 Personen als Wohnort am stärksten repräsentiert. Die vergleichsweise spät gewachsene Gemeinde Vandans ist vor allem aufgrund des bereits erwähnten Schneeballsystems unverhältnismäßig stark vertreten. In allen anderen Ortschaften verteilen sich die ZeitzeugInnen relativ gleichmäßig. Nur in den besonders kleinen Orten Gargellen, Lorüns, Silbertal und St. Anton wurden nur jeweils eine Person interviewt. Erwähnt soll an dieser Stelle werden, dass die Aufschlüsselung nach Orten nicht den Gemeinden entsprechend vorgenommen wurde, da beispielsweise die Gemeinde St. Gallenkirch die Orte Gargellen, St. Gallenkirch und Gortipohl umfasst und eine detailliertere Darstellung angestrebt wurde.

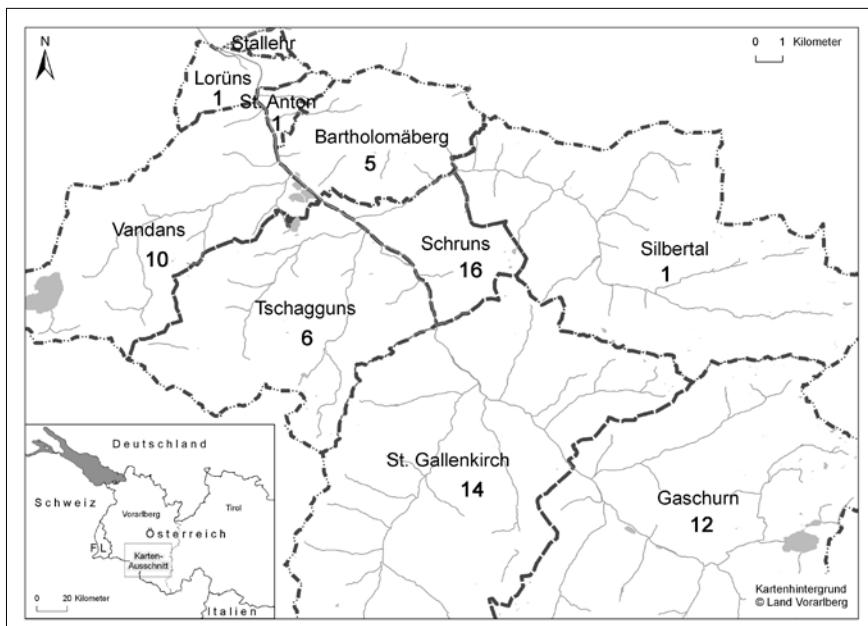


Abb. 1: Verteilung der ZeitzeugInnen auf die Wohngemeinden  
(Kartengrundlage: Bernhard Maier/Stand Montafon)

## 2.2. Erinnerungspraxis und Erzähltradition: Definition und Forschungsziel

Aus den im ersten Kapitel ausgeführten Erkenntnissen ergibt sich gleichsam die Zielsetzung der vorliegenden Arbeit. Die Kritik des Gedächtnisses und der Erinnerung führt das große Potenzial von Erinnerungserzählungen für die Erzählfor-

schung vor Augen: Dieses liegt in der Untersuchung und Analyse eben jener Einflüsse, Muster, Strukturen – allgemein formuliert also jener kulturellen Vorlagen –, die die Erinnerung und das Erzählen formen bzw. prägen. Wo ein konkretes historisches Ereignis nicht zuverlässig erinnert werden kann, da taucht die Frage auf, in welcher Form die Erinnerung abweicht und welchen Strukturen die Erzählung folgt. Es sei an dieser Stelle nochmals an das Zitat Albrecht Lehmanns erinnert, der hierin die Aufgabe der Erzählforschung als Bewusstseinsanalyse versteht: „Die Praxis der Erzählforschung als Bewußtseinsanalyse besteht darin, die Regeln und Gattungen des Erzählers im Alltag zu entdecken, sie genau zu beschreiben, in ihrem Kontext zu analysieren, ihnen einen Namen zu geben und sie in ihrer funktionalen Bedeutung für den Einzelnen und die Kultur der Gruppe zu analysieren.“<sup>14</sup> Im nachfolgenden Kapitel soll versucht werden, zumindest einige Antworten auf diese Fragen am Beispiel der Erinnerungserzählungen Montafoner ZeitzeugInnen zu geben.

Auch auf die Vielfalt an möglichen Einflüssen auf lebensgeschichtliche Erzählungen wurde bereits ausführlich eingegangen. Für diese Arbeit wurden sie unter dem Titel „Erinnerungspraxis und Erzähltradition“ zusammengefasst, eine nähere Definition dieser beiden Begriffe ist an dieser Stelle sicherlich angebracht und soll einhergehen mit der Darstellung der Herangehensweise bei der Analyse und ihrer Zielsetzung.

Der Begriff der Erinnerungspraxis soll betonen, dass in der Analyse ergebnisorientiert vorgegangen wird, das heißt orientiert an der Manifestation der Erinnerungen in Form der Interviewtranskriptionen. Auf den komplexen Erinnerungsprozess soll und kann nicht mehr eingegangen werden, auch weil sich dieser aufgrund der Momentaufnahme, die ein Interview ja darstellt, der Betrachtung entzieht. Die Frage nach der Praxis des Erinnerns widmet sich dem sichtbaren Bereich, nämlich den Aspekten *was* und *wie* erinnert wird. Der unsichtbare Bereich des *Warum* soll in dieser Arbeit ausgeklammert bleiben. Der kulturelle Aspekt des Erinnerns kann hier ausschließlich über Vergleiche erarbeitet werden. Bezugnehmend auf Lehmanns „Erinnerungsgemeinschaften“ und angelehnt an Halbwachs’ „kollektives Gedächtnis“ wird untersucht, wo es in den Erinnerungen der Befragten Parallelen in Bezug auf die Darstellung der Ereignisse einerseits sowie Parallelen in der Aneinanderreihung der Ereignisse andererseits gibt. Halbwachs stellt dieses kulturell geprägte Erinnern folgendermaßen dar: „Meistens erinnere ich mich, weil die anderen mich dazu antreiben, weil ihr Gedächtnis dem meinen zu Hilfe kommt, weil meines sich auf ihres stützt. [...] die Gruppen, denen ich angehöre, bieten mir in jedem Augenblick die Mittel, sie [meine Erinnerungen, Anm.] zu rekonstruieren, unter der Bedingung, daß ich mich ihnen zuwende und daß ich zumindest zeitweise ihre Denkartannehme.“<sup>15</sup> Mit Hilfe des Begriffes der Erinnerungspraxis wird die Frage nach einem sozialen Gedächtnis gestellt, das alle

---

14 Lehmann: Bewußtseinsanalyse. S. 246.

15 Halbwachs: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. S. 20f.

Gesellschaften gegenüber der eigenen Geschichte ausbilden und das in einer mehr oder weniger rigiden Weise regelt, was zu erinnern und was zu vergessen ist.<sup>16</sup>

An diesem Punkt überschneiden sich Erinnerung und Erzählung klarerweise, denn der Forscherin erschließt sich im Falle einer Erzählverweigerung der Gewährsperson, etwa durch ein Aussteigen aus der Geschichte in der Interviewsituation, wie etwa Schröder es beschreibt,<sup>17</sup> auch die Erinnerungspraxis nicht mehr. Die Erinnerung im lebensgeschichtlichen Interview ist nur über die Erzählung zugänglich und so eng mit ihr verknüpft, dass zwischen diesen Bereichen in der Analyse selbst wohl nicht unterschieden werden kann: Zwar meint der Begriff der Erinnerungspraxis die inhaltliche Ebene der Erinnerungserzählung, während der Begriff der Erzähltradition eher den formalen Bereich fokussiert. In der Auswertung und Analyse der vorliegenden 67 Interviews halte ich es allerdings mit dem Literaturwissenschaftler Stanzel, der postulierte: „Das Erinnern selbst ist bereits ein Vorgang des Erzählens, durch den das Erzählte ästhetisch gestaltet wird, vor allem durch die Auswahl und Strukturierung des Erinnerten.“<sup>18</sup> Die Auswahl der Themenbereiche entlang der Lebensgeschichte sowie die Strukturierung dieser Erinnerungen sind Inhalt der nachfolgenden Analyse.

In diesem Sinn ist das „und“ zwischen *Erinnerungspraxis* und *Erzähltradition* in der wissenschaftlichen Bearbeitung nicht auflösbar. Der Titel soll die Verbindung der beiden Prozesse andeuten, die praktische Herangehensweise an das Datenmaterial orientiert sich allerdings an einer Vielzahl von Strukturen und Mustern, auf die im ersten Teil der Arbeit bereits näher eingegangen wurde, und die hier zum Überblick nochmals angeführt werden sollen. Im Rahmen der ersten Forschungsfrage „Welche Ereignisse und Prozesse des 20. Jahrhunderts werden im Rahmen lebensgeschichtlicher Erzählungen erinnert?“ kommen insbesondere die Fragen nach den „reminiscence bumps“ und der „reportability“ zum Tragen. Die „Erinnerungshügel“ der Montafoner ZeitzeugInnen werden ebenso unter die Lupe genommen wie die Verdichtungen in den Erinnerungserzählungen, die darauf hinweisen, was als erzählenswert erachtet wird. Hier konzentriert sich die Analyse vordergründig auf die Inhalte der Erzählungen und eventuell feststellbare kulturelle Traditionen, da der interaktive Bereich sowie die Persönlichkeit der Erzählenden im Rahmen der Erhebungen nicht ausreichend dokumentiert wurden.

Im Rahmen der zweiten Forschungsfrage „Welche Erzählstrukturen und Muster kehren in den lebensgeschichtlichen Erzählungen wieder? Wie werden die Geschichte des Tales und die eigene Lebensgeschichte verquickt?“ wird insbesondere auf Lehmanns Konzept der Erzählstrukturen und Leitlinien Bezug genommen. Von den Befragten vorgenommene thematische Schwerpunktsetzungen und Wiederholungen in den Interviews stehen ebenso im Fokus wie der Aufbau in sich geschlossener

16 Ziegler, Meinrad und Waltraud Kannonier-Finster: Österreichisches Gedächtnis. Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit. Wien 1993. S. 25.

17 Schröder: Die gestohlenen Jahre. S. 70f.

18 Stanzel, Franz: Theorie des Erzählens. Göttingen 1985 S. 275f.

Erzählungen und deren Fazit bzw. „werthaltiger Endpunkt“. Erzählstereotype und Mustererzählungen, des Weiteren ihre kulturell bedingten Modifikationen, können im Rahmen eines Vergleichs sich ähnlicher Erzählsequenzen festgestellt werden. Genauer betrachtet werden dabei jene Geschichten (Erzählsequenzen), die die „Lebensgeschichte“ konstituieren. Sie sollen in ihrer Struktur, ihrem Aufbau und ihrer Erzählweise auf etwaige kulturelle Leitbilder hin betrachtet werden. Anhand dieser Fragestellungen ist es möglich, Zugang zu erhalten zu den subjektiven Erfahrungs- und Deutungswelten der Befragten. Aufgrund der gegebenen Repräsentativität kann nicht zuletzt auf den zentralen Komplex der Vorstellungen, Werte und Verhaltensnormen mindestens zweier Generationen rückgeschlossen werden.

### 2.2.1. Zur Methodik der Auswertung und Analyse

Auf Basis der vorliegenden Transkriptionen wurden in einem ersten Schritt insbesondere die narrativen Teile des Interviews, die sogenannten Stegreiferzählungen, in thematische Abschnitte bzw. Erzählsequenzen untergliedert und beschlagwortet. Die verwendeten Schlagworte, nach denen diese erste Auswertung erfolgte, ergaben sich einerseits aus den Lebensabschnitten (Kindheit, Jugend, Familienleben etc.), andererseits aus den historischen Zeitabschnitten (1930er Jahre, Kriegszeit, Nachkriegszeit etc.), und schließlich aus den in den Erzählungen immer wiederkehrenden Themenfeldern (Franzosenländer, Schisport, Schmuggeln etc.).

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit gelangten ausschließlich jene Sequenzen, die das persönliche Leben oder eine persönliche Perspektive der Befragten auf historische Begebenheiten behandelten, zur Auswertung. In vielen Interviews stand – dem Konzept des Projektes „Montafoner Geschichte“ folgend – die Expertise der Befragten, etwa aufgrund ihres Berufes oder ihrer Funktion, über weite Teile des Gesprächs im Vordergrund. In vielen Interviews waren lange Erzählpassagen zu sehr spezifischen Themenbereichen die Folge, die im Rahmen dieser Untersuchung aufgrund des ohnehin umfangreichen Materials vernachlässigt werden mussten.

Das Interesse an den Interviews konzentriert sich ausschließlich auf jene Interviewabschnitte, in denen die persönliche Biografie der Befragten dargestellt wird bzw. öffentliche oder historische Ereignisse (dazu gezählt werden im weiteren Sinn auch nicht punktuell datierbare Ereignisse, wie etwa der Wandel in der Landwirtschaft), in die Biografie eingeflochten oder als Erklärungen für Entwicklungen in der Lebensgeschichte herangezogen werden. Ein besonderes Interesse gilt in diesem Zusammenhang den Erzählmustern in Bezug auf individuelle Elemente der Lebensgeschichte ebenso wie in Bezug auf öffentliche Ereignisse. Wie bereits mehrfach betont wurde, stehen nicht historische Details oder die Ergänzung der bisherigen historischen Forschungen um persönliche Erinnerungen im Fokus dieser Arbeit. Vielmehr werden Gemeinsamkeiten in der Darstellung der eigenen Biografie bzw. der Geschichte der Region, etwa in Form von Mustererzählungen, untersucht.

Die Analyse der ausgewählten Erzählsequenzen erfolgt auf Basis einer „Querschnittsauswertung“. Bei diesem Verfahren werden die für relevant gehaltenen Stellen aus dem Sinnzusammenhang der einzelnen Interviews herausgelöst und nach sachlichen Kriterien zusammengefügt. Diese Stellen aus den biografischen Interviews werden für sich interpretiert und direkt auf entsprechende Stellen aus anderen Interviews hingeordnet.<sup>19</sup>

Bei der Interpretation wird vor allem die Methode des Vergleichs angewendet.<sup>20</sup> Die Voraussetzung dafür ist, dass sich die Befragten in vergleichbaren Sozialisationssituationen befanden. Der individuelle Erfahrungshorizont kann in diesem Fall zum Ausdruck von kollektiven Erfahrungen werden.<sup>21</sup> Die vergleichbare Sozialisationssituation bzw. der gemeinsame Nenner, auf den sich die jeweiligen Darstellungen beziehen lassen, ist bei den vorliegenden 67 Interviews einerseits der Lebensmittelpunkt im Montafon und andererseits die annähernd vergleichbare Lebensspanne. Zwar sind die Geburtsjahrgänge zwischen 1904 und 1946 gestreut, die absolute Mehrzahl der Befragten – nämlich 48 Personen – wurde allerdings zwischen 1920 und 1940 geboren. Auf der Basis dieser relativ großen Alters-Homogenität werden bei Interviewgesprächen bestimmte Erfahrungen automatisch zu Mittelpunktsthemen, ohne dass die Interviewenden steuernd eingreifen. So kommen Gewährsleute, die im besagten Zeitraum geboren sind und den Großteil ihres Lebens im Montafon verbrachten, zwangsläufig auf bestimmte Themenbereiche wie etwa Armut und Arbeit in der Kindheit, den Zweiten Weltkrieg oder die Anfänge des Tourismus in der Nachkriegszeit zu sprechen. Schröder stellte in einer seiner Untersuchungen fest: „Vor allem durch Ähnlichkeiten der Sozialisation und des Bildungsstands [...] entsteht in den Zeugnissen, bei aller Disparatheit der geschilderten Einzelerlebnisse, eine gewisse Einheitlichkeit der Betrachtungsweise, eine Kohärenz des Stils in der Auseinandersetzung mit [...]erfahrungen.“<sup>22</sup> Auf Basis einer Zusammenstellung aller Interviewausschnitte zu den betreffenden häufigsten Themenbereichen werden diese „Einheitlichkeit der Betrachtungsweise“ und die „Kohärenz des Stils“ in Form von Umfang, Struktur, Inhalt und etwaigen Motiven oder moralischen Botschaften der Erzählungen verglichen. Im Zentrum der Betrachtung stehen auffallende Wiederholungen oder Parallelen, wo möglich werden aber auch Beispiele für Ausnahmen oder überraschende, unübliche Erzählungen mit in die Analyse einbezogen, mit Hilfe derer die Erzähltraditionen um so klarer umrissen werden können.

Dass es sich bei den befragten Personen um eine relativ homogene Gruppe handelt, zeigt die Häufung und Ausführlichkeit bestimmter Erzählstoffe. Durch die verzö-

19 Fuchs-Heinritz: Soziologische Biographieforschung. S. 13f.

20 Vgl. Straub, Jürgen: Zeit, Erzählung, Interpretation. Zur Konstruktion und Analyse von Erzähltexten in der narrativen Biographieforschung. In: Röcklein, Hedwig (Hg.): Biographie als Geschichte. Tübingen 1993. S. 143–183. Hier S. 159.

21 Steinbach, Lothar: Lebenslauf, Sozialisation und „erinnerte Geschichte“. In: Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt a. M. 1980. S. 291–322. Hier S. 319.

22 Schröder: Die gestohlenen Jahre. S. 113.

gerte Modernisierung des Tales einerseits und die daraus resultierenden ähnlichen Lebensbedingungen für seine EinwohnerInnen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts andererseits, divergieren die Erlebnisberichte und Perspektiven in Bezug auf das zurückliegende Jahrhundert trotz der bis zu 40 Jahre Unterschied zwischen den Befragten nicht allzusehr. Bei den interviewten Personen handelt es sich zumeist um Menschen, die in der ersten Hälfte ihres Lebens eng mit der traditionellen Landwirtschaft verbunden waren, kaum die Möglichkeit einer beruflichen Ausbildung hatten und bis zur Pensionierung als HandwerkerInnen, ArbeiterInnen oder LandwirtInnen tätig waren.

## 2.2.2. Zur Darstellung der Ergebnisse

Die Analyse folgt annähernd der Chronologie der Erfahrungen, beginnt also mit den am weitesten zurückliegenden Ereignissen. Die Biografie der Befragten mit ihren Lebensabschnitten von der Kindheit bis hin zur Pensionierung wurde, sofern möglich, chronologisch in die Zeitleiste der Geschichte eingefügt. Das heißt: Erzählungen etwa über die Armut in der Kindheit finden in der Reihenfolge der Analyse vor den Kriegserzählungen Platz, da die ZeitzeugInnen ihre Kindheit zumeist vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges erlebten. Dieser Logik folgend fallen Themenbereiche wie Liebesgeschichten in die Nachkriegszeit oder wird die Analyse der Erzählungen über Krankheit und Tod eher ans Ende dieses Kapitels gesetzt. Diese Einteilung entspricht nicht der biografischen Chronologie aller Gewährspersonen, sie repräsentiert allerdings die Mehrheit der Lebensläufe.

Denn nicht zuletzt spiegelt diese Reihenfolge die Aneinanderreihung der verschiedenen Themenbereiche in vielen Interviews wider, da die meisten Befragten in der Rekonstruktion ihres Lebens häufig der ungefähren Chronologie der Ereignisse folgten. In einem Fall folgte eine Zeitzeugin mit ihren Erzählungen im ersten Teil des Interviews beispielsweise aber auch der Reihenfolge der Bilder im vor ihr liegenden Fotoalbum.

Die „Baupläne biographischer Erzählungen als Widerspiegelung komplexer Wirklichkeitserfahrung“<sup>23</sup> sind derartig vielfältig, dass sie im Umfang der vorliegenden Interviews keinesfalls erschöpfend beleuchtet werden können. Es sei an dieser Stelle allerdings auf ein wichtiges Strukturgesetz in lebensgeschichtlichen Interviews verwiesen: Assoziationen bewirken, dass ein Erlebnisinhalt in Form einer Wahrnehmung, einer Vorstellung oder eines Gedankens andere Inhalte weckt. „Mit Hilfe von Assoziationen die von unübersehbarer Vielfältigkeit sind, ist der Erzähler in der Lage, Darstellungen zu entwickeln, die zwischen Folgerichtigkeit und Sprunghaftigkeit, Geschlossenheit und Lückenhaftigkeit, Detailliertheit und Raffung, Abstraktheit und Anschaulichkeit, Gedrängtheit und Weitschweifigkeit usw. eine fast beliebige Variabilität der Formen und Teilformen annehmen

---

<sup>23</sup> Schröder: Die gestohlenen Jahre. S. 65.

können.“<sup>24</sup> In diesem Zusammenhang muss die obige Behauptung, die Befragten hätten versucht, bei der Darstellung ihrer Lebensgeschichte der Chronologie der Ereignisse zu folgen, insofern ergänzt werden, als sich eine „Folgerichtigkeit“ des lebensgeschichtlichen Erzählens auch aus ebendiesen assoziativen realitäts- und erfahrungsbedingten Zusammengehörigkeiten bestimmter Inhalte ergibt.<sup>25</sup> Diese Tatsache wird schon bei der ersten Betrachtung der beschlagworteten Interviewtranskriptionen deutlich: Inhaltlich umfassen alle lebensgeschichtlichen Erzählungen zwei große Erzählstränge, nämlich einerseits die persönliche Lebensgeschichte mit ihren Erfolgen und Rückschlägen und den typischen Markern, wie sie zumeist Schulabschluss, Eheschließung oder die Geburt der Kinder darstellen. Andererseits stellt der Rückblick auf die Geschichte des Tales, die häufig anhand von Ereignissen wie etwa der Inflation, dem Zweiten Weltkrieg, der Besetzung oder auch dem Ausbau der Schigebiete dargestellt wird, den zweiten großen Erzählstrang dar. Beide Erzählstränge oder auch Themenkomplexe, nämlich die Geschichte und die Lebensgeschichte, sind durch Assoziationsketten eng miteinander verknüpft.

Abschließend soll an dieser Stelle betont werden, dass es ein Ziel dieser Forschungsarbeit ist, möglichst viele Einblicke in die transkribierten Interviewpassagen zu geben. Gleichzeitig ergibt sich durch das Ziel umfassender Originalzitation des Quellenmaterials die Problematik des Datenschutzes der Gewährsleute. Aus diesem Grund wurden sämtliche Namen, ausgenommen in den Interviews genannte öffentliche Personen, anonymisiert. Die Anonymisierung erfolgte durch die willkürliche Zuordnung eines Initialenpaars.

---

24 Schröder: Die gestohlenen Jahre. S. 66.

25 Schröder: Die gestohlenen Jahre. S. 68.



### 3. Erinnerungspraxis und Traditionen lebensgeschichtlichen Erzählens

#### 3.1. Einstiege in die lebensgeschichtlichen Erzählungen

Die Frage nach den Einstiegen in die lebensgeschichtlichen Erzählungen ist weniger methodisch, als vielmehr inhaltlich zu verstehen. Viele Befragte bemühten sich, eingangs eine Zusammenfassung ihres Lebens und ihrer wichtigsten Erinnerungen an das 20. Jahrhundert zu geben. Diese Einstiege, im Rahmen derer auf die jeweiligen Themen und Situationen kaum je näher eingegangen wurde, haben gleichsam die Funktion eines Inhaltsverzeichnisses zur nachfolgenden lebensgeschichtlichen Erzählung. Ein Abgleich mit den am häufigsten und am ausführlichsten erzählten Themenbereichen in allen 67 Interviews zeigt deutlich, dass diese individuellen „Inhaltsverzeichnisse“ einer Lebensgeschichte durchaus repräsentativ sind für viele andere lebensgeschichtliche Erzählungen. Aus diesem Grund soll die Analyse dieser überblicksmäßigen Zusammenfassungen eines Lebens gleich am Anfang eines Interviews auch an den Anfang dieses Kapitels gestellt werden. Aus mehreren beispielhaften Einstiegen wurde exemplarisch die folgende Erzählung der 1929 geborenen KL ausgewählt. KL hatte sich im Vorfeld des Interviews Notizen gemacht und orientierte sich an diesen während ihrer Erzählung. Eine derart halb-schriftliche Erzählung entspricht natürlich nicht ganz dem eigentlichen Forschungsgegenstand dieser Arbeit, nämlich der freien, von Assoziationsketten geprägten lebensgeschichtlichen Erzählung. Sie ist zum Zwecke eines Überblicks über die nachfolgenden Themenbereiche allerdings sehr geeignet.

*KL: Ja. Ich bin 1929 geboren. Mit noch drei Brüdern. In einer Bauernfamilie. In Vandans. Zu dieser Zeit hat es drei Volksschulklassen gegeben. Und der Schulweg ist immer ganz etwas Schönes gewesen, weil wir über den Bach hinüber mussten. Mit den Nachbarn und halt, ist man gegangen über den Bach. Der Winter ist dann aber auch ziemlich hart gewesen. Der Kachelofen und der Sparherd, das ist alles gewesen, was wir gehabt haben zum Heizen. Man hat dann halt einen Ziegel in den Herd, in den Ofen, ins Rohr, ins Backrohr hinein gegeben und so ist man dann ins Bett gegangen. Ich bin sogar bei den Ersten gewesen, wo eine Schihose bekommen hat, wo ein Schneider im Haus genäht hat. Nach der Schule haben wir „gvölkerat“<sup>26</sup>. Da haben wir halt eine Mordsfreude gehabt. Wir mussten früh in der Landwirtschaft helfen. Vieh hüten, beim Heuen, Kehren helfen, und Büchel haben wir auch geheut. Den „Gatmatsch“ unter dem „Fara“ oben. Ziemlich eine steile Sache ist das gewesen. Gehabt haben wir eine ganz einfache Kost. Brösl, Milchmus in der Kupferpfanne und Erdäpfel und Sauren Käse. Lebensmittelkarten hat es*

---

<sup>26</sup> Völkerball gespielt.

gegeben während dem Krieg. Es ist alles rationiert gewesen. Dann habe ich noch geschrieben: Die jungen Männer sind eingerückt im Krieg. Wenn einmal einer auf Urlaub gekommen ist, hat man gefeiert. Aber zum Trinken hat man gehabt: ein Schnäpschen oder einen selber gemachten Likör, mit Glühwürmchen, oder Kaiserbirn, von Essigessenz Fläschchen gemacht. Feldpostpäckchen hat man dann auch den Soldaten verschickt, mit gedörrten Birnen und „Öpf-schnitz“<sup>27</sup>. Wenn die Nachricht gekommen ist, dass einer vom Dorf gefallen ist, dann ist das schon sehr traurig gewesen. Man hat ja nur ein Kreuz auf den Friedhof stecken können. Die Montafoner haben immer gerne geschmuggelt. Einmal durfte ich mit einer Tante, wo auf dem Ziegerberg gewohnt hat, mit ins Prättigau. Mit diesem Rucksäckchen früh am Morgen sind wir auf den Weg. Bei der Tilosuna-Hütte haben wir das Rucksäckchen abgelegt und sind über die Grenze, über die „Gruben“ hinunter. Da hat es eine kleine Wirtschaft gegeben, oben ein „Lädili“<sup>28</sup>. Ich weiß noch, ich habe ein Dirndl angehabt mit Puffärmeln. Dann habe ich eingekauft: Saccharin und Muskatnuss. Die habe ich verteilt in diesen zwei Ärmeln. Dann hat man ein Kopftuch – das haben die Tschaggunsen gewusst, wie man das machen muss – ein Kopftuch, dann hat man Pfeifentabak, das sind so braune Päckchen gewesen, offen gemacht und das eingewickelt, und das unter dem Rock um den Bauch herum hat man es verteilt. Ja. Ja. Das ist gewesen für den „Däta“<sup>29</sup> dieser Tabak. Wir Mädchen haben auch mit den Nachbarn viel gesungen. [4 sec. Pause] Das Träumen ist uns gar nicht mehr ausgegangen, weil wir so gerne gesungen haben. [...] Ja, und dann mussten wir auch „Gmewärch“<sup>30</sup> machen. Musste man „Gmewärch“ machen. Mein Vater ist von Tschagguns gewesen. Der hat das Vieh in die Tilosuna gebracht. Da sind wir zu zweit zu Fuß hinauf, über das Landschisott, Ziegerberg in die Tilosuna zum „Stafel“<sup>31</sup>. Da hat man gesagt den Schmalzberg neben der Tilosuna-Hütte würde man räumen. Den ganzen Tag mit etwa zwanzig Leuten mit einem Rechen hat man Steine herunter gerecht. Die Stundensind erst angerechnet worden oben bei der Hütte, also wo man angefangen hat. Dann sind wir zum Stafel zurück wieder am Abend. Jeder hat einen Sauren Käse in den Rucksack geladen. Wir sind wieder über den Ziegerberg zurück ins Landschisott. Auf Garfrescha hat es dann ein furchtbare Unwetter gegeben. Geblitzt hat es und gedonnert, dass wir den Weg fast nicht mehr gesehen haben. Es ist ein langer Tag gewesen. Wo ich dann zwanzig gewesen bin, hat mich eine Nachbarin gefragt, die ist vor dem Heiraten gewesen, ob ich mitgehen würde in die Saison, nach Arosa ins „Office“. Ich durfte dann mitgehen. Dort mussten wir Weissgeschirr und Besteck abwaschen. In der Küche mussten wir am Morgen helfen. Die Köche haben schon öfters betont: ihr Österreicher. 140 Franken haben wir verdient. Das ist natürlich mein ers-

27 getrocknete Apfelspalten.

28 kleiner Einkaufsladen.

29 Vater.

30 Gemeindearbeit.

31 Alpgebäude, Zentrum der Alpe.

*tes verdientes Geld gewesen. Aber es ist ein Erlebnis gewesen. So gutes Essen sind wir nicht gewohnt gewesen. Mit diesen Franken sind wir dann über die Grenze. Man hat halt immer ein bisschen ein schlechtes Gewissen gehabt. Ja. [Blättert in ihren Unterlagen] Ja. Was wollte ich noch? [5 sec. Pause] Aber es ist ein eigenes verdientes Geld gewesen. Da habe ich davon Stoff gekauft für eine Montafoner Schürze für die Tracht. In Bludenz im Schwarzhandel beim Wegscheider. Dann ein Damenfahrrad. Vorher bin ich mit dem Herrenfahrrad vom Papa gefahren, auf der Stange. Und auch einen Staubmantel. Das ist auch eine Bereicherung gewesen, habe ich gekauft. Mit 22 Jahren durfte ich zur Firma Getzner in die Küche, wo ich so Manches gelernt habe. 1954 musste ich in die Frühschicht gehen, morgens um vier Uhr anfangen. Da hat es geschneit und geschneit und geschneit. Es sind dann diese Lawinen herunter gegangen. Und die Montafonerbahn ist nicht mehr gefahren. Man musste zu Fuß nach Hause. Im Sommer bin ich halt mit dem Fahrrad gefahren. Über das Böschis herein. Weil ich heim wollte, um zu heuen. Im Jahr darauf habe ich dann geheiratet, den JL. In die Familie L. In diesem Haushalt sind gewesen: die „Ahna“<sup>32</sup>, vom JL drei Brüder, einer davon behindert. Bald ist dann ein Junge auf die Welt gekommen. Es hat dann langsam mit den ersten Gästen angefangen. Aber man hat viel machen müssen in diesem alten Haus. Spülklosett und Wasser in die Zimmer. Auto haben wir keines gehabt. Die Gäste haben wir mit dem „Handwägile“<sup>33</sup> abgeholt. Aber es ist schon eine schöne Zeit gewesen. Man hat es geschätzt, wenn du wieder etwas anschaffen konntest und verbessern. So ziemlich. [lacht laut]*

*I: Ja super, dankeschön. Das ist einmal ein guter Überblick.*

*KL: Ja es ist halt ein bisschen gestottert, weißt du. [lacht laut] [...] Ja. Reicht das?*

*I: Nein. Ich hätte schon noch ein paar Fragen.*

Diese Erzählung – oder besser: Aneinanderreihung – findet hier in ihrer ganzen Länge Platz, um anhand dieses beispielhaften Überblicks die für KL wichtigsten Stationen ihres Lebens verdeutlicht zu sehen. Zusammengefasst beschreiben diese erste schöne Kindheitserinnerungen, die einfachen Verhältnisse in der Kindheit sowie die harte Arbeit, die geleistet werden musste, besondere Geschenke und den Alltag sowie die Ernährung, in der Folge Kriegserinnerungen und Erzählungen vom Schmuggeln, Erinnerungen an die Alpwirtschaft, an die erste Arbeit, das erste selbstverdiente Geld und die Dinge, die man sich damals dafür kaufte, und schließlich Erinnerungen an die Anfänge des Arbeitslebens, des Tourismus und an die Familiengründung. Auffallend ist, und diese Tatsache spiegelt sich in den meisten lebensgeschichtlichen Erzählungen der Befragten wider, dass insbesondere die erste Hälfte des Lebens für erzählenswert erachtet wird. Darüber hinaus zeigt dieser Ausschnitt sehr anschaulich auf, wie sich die persönliche Geschichte immer wieder mit Ereignissen im Tal vermischt: So etwa würde KL kaum die Schneefälle

---

32 Großmutter.

33 Leiterwagen.

1954 erwähnen, wüsste sie nicht, dass Stunden später eine große Lawine ins Siedlungsgebiet abging, bei der 35 Personen verschüttet wurden und teils nicht mehr lebendig geborgen werden konnten.<sup>34</sup>

In KLs Einleitung werden viele Aspekte angesprochen, auf die in der Folge noch im Detail eingegangen wird. An dieser Stelle sollen daher die Funktionen lebensgeschichtlicher Erzählungen unter die Lupe genommen werden, wie sie sich am obigen Beispiel darstellen. Gabriele Michel unterscheidet drei Funktionen, die Erzählungen erfüllen können. Bei sprecher-orientierten Funktionen stehen die psychische und kommunikative Entlastung sowie die Selbstdarstellung im Vordergrund, die hörer-orientierten Funktionen umfassen Belustigung oder Unterhaltung und Information, die kontext-orientierten Funktionen schließlich zielen auf Belege oder Erklärungen ab.<sup>35</sup> Warum nun wählte KL schon in der Vorbereitung auf das Interview gerade diese Themenbereiche aus, die sie in chronologischer Reihenfolge als ihr Leben präsentieren wollte?

In Hinblick auf die Tatsache, dass KL das Konzept für diese Erzählung bereits vor dem Interview verfasste, spielt die hörer-orientierte Funktion hier eine untergeordnete Rolle – abgesehen vom omnipräsenen Aspekt der Überlegungen: Was will denn der Interviewer von mir hören? Warum wendet er sich gerade an mich? Diese beiden Fragen, die die Erwartungshaltung beider am Interview beteiligten Personen charakterisieren, treffen allerdings auf alle anderen spontanen Erzählungen gleichermaßen zu.

Im Kern erfüllt KLs Erzählung vor allem kontext-orientierte und sprecherin-orientierte Funktionen. Einerseits möchte die Erzählerin aus ihrem aktuellen Kontext heraus darüber informieren, was ihr heute im öffentlichen, gesellschaftlichen Bereich als vergessen oder unvorstellbar erscheint. Sie berichtet von Details, die sie heute als anders empfindet, und möchte das Leben, wie es „früher“ war, erklären. Dazu wählt sie Beschreibungen der ehemals harten Winter aus, während derer man heiße Steine mit ins Bett nahm, um sich zu wärmen. Sie beschreibt die Arbeit des Heuens auf steilen Hängen oder zählt die einfache Kost aus den immer gleichen Zutaten auf. Dass man auf der Alpe „Gmewärch“ zu leisten hatte, zählt ebenso zum Bild vom historischen Leben im Montafon wie das Ins-Tal-Tragen der Sauren Käse von der Alpe im Rucksack.

Andererseits erlaubt die Erzählerin auch Einblicke, quasi in sprecherin-orientierter Funktion, in ihre persönlichen Beweggründe des Erzählens. Die Beschreibung wichtiger oder dramatischer Einschnitte in ihr Leben hat tendenziell die Funktion der (psychischen oder kommunikativen) Entlastung, dazu zählen sicherlich die Erinnerungen an den Krieg, zu dem die jungen Männer im Dorf plötzlich eingezogen wurden, und um die man trauerte, ohne sie begraben zu können. Aber auch Erzählungen vom ersten Gehalt und den Dingen, die sie sich davon kaufte, sowie natürlich die Heirat und die Geburt des ersten Kindes sind hier einzuordnen.

---

34 Nesensohn-Vallaster, Helga: Der Lawinenwinter 1954. (= Montafoner Schriftenreihe 11) Schrubs 2004. S. 60.

35 Michel: Biographisches Erzählen. S. 13.

Auch eine Form der Selbstdarstellung, ebenfalls in sprecherin-orientierter Funktion, ist bei Kls Ausführungen feststellbar. Mit der Aussage „*Die Montafoner haben immer gerne geschmuggelt*“ bedient sie ein Klischee und bestätigt einen Allgemeinplatz. Mittels der nachfolgenden Schmugglergeschichte, in der sie selbst die zentrale Figur darstellt, präsentiert sie sich einerseits selbst als mutig und abenteuerlustig. Andererseits erfüllt diese Geschichte eine identifikatorische Rolle. Analog zur Aussage, dass MontafonerInnen immer gerne geschmuggelt haben, stellt KL sich als „richtige“ Montafonerin dar. Sie bestärkt damit das eingangs bediente Klischee und versucht nicht zuletzt auch einer unterstellten Erwartungshaltung des Interviewers zu entsprechen.

### 3.2. Leitlinien des lebensgeschichtlichen Erzählens

Anschließend an die „Inhaltsverzeichnisse“ biografischer Erzählungen soll an dieser Stelle kurz auf den Aufbau oder das „Gerüst“ der Erzählungen eingegangen werden. Albrecht Lehmann prägte diesbezüglich, im ersten Kapitel wurde bereits ausführlich darauf eingegangen, den Begriff der „Leitlinien lebensgeschichtlichen Erzählens“. Die Möglichkeiten der Ausgestaltung von Leitlinien als „Strang mehrerer auf einander bezogener Ereignisse“<sup>36</sup> sind vielfältig, auch sind mehrere Leitlinien in Erzählungen die Regel. Entsprechend viele Leitlinien des Erzählens lassen sich in den untersuchten 67 Interviews feststellen. Lehmann beschreibt beispielsweise die Leitlinie der (Urlaubs-)Reisen, die für einen bestimmten Zeitraum das lebensgeschichtliche Erzählen prägen. Die Untersuchung von Leitlinien ist deshalb lohnend, weil ihre Aufdeckung stets zur Erkenntnis wesentlicher, oft *der entscheidenden* Inhalte einer biografischen Darstellung führt. Was sich aus gleichartigen oder einander ähnlichen Elementen innerhalb einer Lebensgeschichte zu einer Kette fügt, bildet immer einen lebensbestimmenden oder zumindest phasenprägenden Schwerpunkt biografischer Rekapitulation. Lehmann zeigte in diesem Zusammenhang die große Bedeutung von „Lohn-Preis-Leitlinien“ auf, die analog zur Wirtschaftsentwicklung in den Erzählungen den privaten wirtschaftlichen Status der Erzählenden dokumentieren.<sup>37</sup>

Ähnliches lässt sich für die vorliegenden Montafoner Interviews feststellen. Hier ist es vor allem das Thema der Arbeit, das in fast allen lebensgeschichtlichen Erzählungen zumindest über Abschnitte der Erzählungen hinweg eine Leitlinie darstellt. Dabei kann sich diese Leitlinie als Aneinanderreichung von Beschreibungen der Arbeitsplätze gestalten, als Aufzählung der verschiedenen Arbeitsbereiche, in denen man während eines Lebens tätig war, oder auch als Beschreibung aller Errungenschaften und Leistungen, die man im Laufe der Jahrzehnte erarbeitete. Dabei spielt es kaum eine Rolle, ob es sich beim Erzählenden um einen Lehrer, einen Bauern oder einen Bürgermeister handelte – im Gegensatz zum Geschlecht:

36 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 19.

37 Schröder: Die gestohlenen Jahre. S. 75.

Leitlinien mit dem Fokus auf das Arbeitsleben sind bei Männern auffallend deutlicher ausgeprägt als bei Frauen. Der nachfolgende Ausschnitt aus der Erzählung des 1935 geborenen YZ verdeutlicht das System der Aufzählung von Arbeitsstellen und Arbeitserfahrungen, wobei die Aufzählung im Interview weit über diese ausgewählte Passage hinausging:

*YZ: Dann hab ich die Hotelfachschule in Hofgastein gemacht und bin dann in den Empfang übergewechselt. Ich war dann ein Jahr in Paris, im Hotel „Scribbe“ als Stagière Receptionnaire. Also als Volontär sozusagen. Da hat es übrigens auch sehr viel jüdisches Publikum gegeben in dem Hotel „Scribbe“, ein vier Sterne Hotel. Und sehr viel Businesspeople. Und dann war ich u.a. im Hotel „Panhans“, ja und in Badgastein im Hotel „Elisabethpark“. Da war ich auch im Empfang. Und am Arlberg im damaligen Hotel „Bellevue“, jetzt heißt das anders. In St. Christoph, gegenüber vom Hospizhotel auf der anderen Seite. [...]*

Bei dieser Darstellung wird das Prinzip der Leitlinie besonders deutlich. Weite Teile von YZs Erzählung werden strukturiert von der Abfolge der Arbeitsplätze, die die Erzählungen über dort gemachte Bekanntschaften (zumeist mit Prominenten) und anderen Erlebnissen in den Hotels einleiten. YZ erscheinen diese Erfahrungen, die er im Laufe der Jahrzehnte machte, wohl einerseits als sein Leben strukturierend, andererseits aber auch als Unterschied zu anderen Biografien. Nach dem Prinzip „Das Ereignis ist das, was erzählt werden kann“<sup>38</sup> wählt YZ das als erzählenswert aus, was besonders spezifisch für sein Leben und daher interessant scheint.

Einer anderen Erscheinungsform der Arbeits-Leitlinie liegt ein monumentales Arbeitsethos zugrunde, das harte Arbeit gleichsam zum Sinn des Lebens erhebt und teils auch kritische Worte über andere, (scheinbar) weniger hart Arbeitende zur Folge hat. Der 1930 geborene HH liefert für dieses Arbeitsethos ein besonders eindrückliches Beispiel:

*HH: Ich hab sehr viel gearbeitet dort, ich konnte von morgens ... ich konnte meine Arbeitszeit aussuchen wie ich wollte. Ich hab viele Male am Morgen um 6 begonnen und bin um 10 am Abend heimgekommen. Und das wurde damals aber alles bezahlt. Und war auch vielmals samstags und sonntags drinnen. Es hat dann noch geheißen, man sollte noch dringend ein Projekt machen übers Wochenende, wer macht das.*

*Die einen haben dann gesagt, „ja, ich kann nicht, ich muss fischen“ und der andre hat gesagt, „ich mach eine Bergtour“ und so hat es meistens mich getroffen. Ich hab zur damaligen Zeit auch ein Haus gebaut, also dieses Anwesen hier. Und zwar im Jahre 1965 und da war ich natürlich um jeden Pfennig froh, den ich nebenbei verdienen konnte. Und Sie sehen ja, wir haben ein*

---

38 Welzer: Das Interview als Artefakt. S. 55.

*Anwesen hier das ziemlich eine bestimmte Größe hat und wir haben auch viel Arbeit damit.*

Dieser Ausschnitt ist repräsentativ für die gesamte lebensgeschichtliche Erzählung HHs. Der Stolz auf das Geleistete ist nicht nur deutlich zwischen den Zeilen zu hören, sondern auf die Früchte der Arbeit wird mittels Hinweis auf das Anwesen mit „*ziemlich einer bestimmten Größe*“ klar hingewiesen. Schlussendlich wird auch in Bezug auf das schwer erarbeitete Eigenheim betont, dass das Ehepaar viel Arbeit damit habe. Der Hinweis auf Arbeitskollegen, die am Wochenende fischen oder bergsteigen gingen, erscheint beinahe abfällig. Für HH erfüllt seine lebensgeschichtliche Erzählung über weite Teile die Funktion der Selbstdarstellung.

Selbstdarstellung steht auch bei jenen Erzählern als Motivation im Vordergrund, die in ihrer Biografie Ehrenämter, Vereinsmitgliedschaften und Auszeichnungen in den Vordergrund stellen. In den Erzählungen wird deutlich, dass diese Tätigkeiten im sozialen Umfeld hohes Prestige einbrachten, denn die Aufzählungen der Funktionen bleiben häufig unkommentiert – als würde das Amt schon für sich sprechen. In den Ausführungen des 1929 geborenen GH ist der „rote Faden“ seiner biografischen Erzählung augenfällig:

*GH: [...] Und dann bei den Schützen bin ich ja schon weiß Gott wie lang. Da bin ich schon geehrt worden, vom Landesverband aus, habe ich eine goldene Medaille bekommen da. Goldene Schützenmedaille, vom Dr. Feuerstein einmal da vor ein paar Jährchen übergeben worden. Fussball habe ich schon erwähnt? Fussballer bin ich auch gewesen. Lange. Acht Jahre bin ich auch Obmann gewesen von den Fussballern, und leidenschaftlicher Selberspieler. Aber auch das Alter, wo schon alles, die ganze Jugend, wo es einfach braucht, zum Trainieren habe ich das nicht mehr mitgekriegt. Ich bin auch nie kein Könner mehr geworden.*

*I: Aber so Schi gefahren ist man so?*

*GH: Ja. Ja, ja. So vereinsinterne Rennen. So Vereinsmeisterschaften und so. Dann hat man die Rodelmeisterschaften abgehalten. Und die üblichen halt. Dort bin ich sonst nicht weiter gekommen. Wir haben ... Das mit dem Schispringen ist bei uns da besonders gewesen. – Was haben wir, Vereine? Ja, ja. Bin natürlich selbstverständlich bei der Feuerwehr, ich weiß nicht, 15 Jahre gewesen. Und dann halt dann aufgehört mit dem Betrieb. Habe ich nicht mehr das auch noch machen können. Und es käme ... habe ich jetzt nicht aufgeschrieben, aber so ziemlich etwas Vereine habe ich schon gehabt. Ja. Ja, ja.*

*I: In der Gemeinde auch?*

*GH: Und dann in der Gemeinde. Natürlich dort, das ist das, was ich sehr, sehr viel Zeit meines Lebens aufgewende... neben der ganzen Sache, was ich aufgewendet habe. Gemeinde, das hat angefangen anno 1955. 26 Jahre bin ich damals gewesen. Habe ich eben grad so richtig angefangen mit dem Betrieb. Hat mich ein Cousin, ein Freund, wir zwei haben dann in der Gemeinde eine*

*freiheitliche Gruppe gebildet. Wir haben das nicht mehr mit anschauen können, wie das damals so veraltet gewesen ist. [...]*

Eine interessante Facette der Leitlinie zu den Themen Arbeit, Leistung und Errungenchaften stellen Erzählungen dar, die das Arbeitscurriculum einer anderen Person über weite Teile der autobiografischen Erzählung ins Zentrum rücken. In einigen Interviews ist dies etwa in Bezug auf die Kinder der Fall. Der folgende Ausschnitt wurde dem Interview mit der 1930 geborenen BX entnommen.

*BX: Damals ist im ganzen Dorf keine Frau gewesen, wo diese Schule aufräumen wollte. Da sind noch 100 Schüler gewesen im Dorf. Jede hat vermietet und jede hat Gäste gehabt. Und jede hat gesagt, ich gehe nicht mehr putzen. Und ich habe gedacht, ich muss es für diesen Bub haben, um ihm diese Schule zu ermöglichen. In zweieinhalb Jahren hat er dann die Matura gemacht da unten. Ein Wahnsinn, oder? In zweieinhalb Jahren, hat er die Matura gehabt. Dann hat er einen halben Winter beim Lift gearbeitet, weil er konnte dann ja erst im Herbst auf die Uni. Inzwischen hat der Jüngste das Gymnasium gemacht in Bludenz. Und weil der eine in Wien gewesen ist, haben sie dann beide in Wien studiert. Und haben beide [...] ohne einmal Wiederholen durchgezogen. [...]*

BX macht in diesem Ausschnitt den Zusammenhang zwischen ihren persönlichen Entbehrungen, nämlich eine Arbeit zu machen, die sonst niemand im Dorf machen wollte, und dem Bildungserfolg der Söhne deutlich. Sie, der als Bauern Tochter eine Ausbildung verwehrt blieb, suchte sich später in ihren Kindern zu verwirklichen – sowohl ihre eigene Interpretation ihrer Biografie als auch der Stellenwert, den die Erfolge ihrer Kinder in ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung haben, unterstreichen diesen Zusammenhang. Dabei sind es Leistungen wie der Abschluss eines prestigeträchtigen Studiums (etwa Rechtswissenschaften), die als Symbol dafür stehen, dass BX „es geschafft“ hat.

Dass es sich hier um eine Frau handelt, die den Erfolg der Kinder zu ihrem eigenen macht, ist – zumindest in Hinblick auf das vorliegende Interviewmaterial – nicht repräsentativ. Auch einige Männer berichten ausschweifend von den Karrieren ihrer Kinder. Auch dass eine Frau die Karriere ihres Mannes zwischenzeitlich zum Leitfaden ihrer biografischen Erzählung macht, ist zwar unter den 67 Interviews selten vorgekommen, in der Aussagekraft allerdings höchst repräsentativ für die Möglichkeiten und das Selbstverständnis vieler Frauen der untersuchten Generationen. Die 1926 geborene WD ist unüberhörbar stolz auf die Tätigkeiten ihres Mannes VE:

*WD: Der VE ist schon 57 Jahre hier, der könnte Ihnen sicher viel mehr erzählen. Er hat sich sehr für den Schwimmsport eingesetzt. Im Krieg war er Kampfschwimmer. Die Liebe zum Wasser ist ihm geblieben. Er hat das Schiffspatent besessen. Er hat als erster Kapitän auf dem Silvrettasee das erste Schiff gesteuert. Dieses Steuerrad hängt bei uns im Gang, dies hat immer der*

*Kapitänen erhalten. Das Schiff, als es in einem schlechten Zustand und nicht mehr seetüchtig war, bekam dann ein Partner. Der Borger<sup>39</sup> hat für den VE damals noch ein Gedicht geschrieben. Er ist auf dem neuen Schiff weiter Kapitän geblieben, das haben sie von Holland kommen lassen. Mein Mann hat den Montafoner Schwimmclub mit dem EG gegründet, es waren aber auch noch andere beteiligt. Er war dabei sehr aktiv. Er hat auch Schulschwimmen gemacht, damit jedes Kind nach der Schulzeit schwimmen konnte. Er hat auch Schwimmlehrer ausgebildet, heute führt das noch der FH weiter. Auch bei der Wasserrettung in Bregenz war er. Dort hat er vom Land Vorarlberg die Goldene Ehrenmedaille erhalten. Er hat auch den Peter Piske, den Bruder von Jürgen Piske, hervorgebracht. Also, die ganze Freizeit von VE hat dem Schwimmsport gegolten. Ein Montafoner ist er nicht, aber ein Einheimischer, weil er ja schon 57 Jahre da ist und so viel für die Kinder getan hat.*

Abschließend soll nochmals betont werden, dass der Themenbereich der Arbeit nur eine von vielen Leitlinien darstellt. Unter den Befragten, die ja – wenn schon nicht eine Generation – so doch eine soziale Gruppe und jedenfalls eine Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft darstellen, war die Arbeits-Leitlinie immerhin die am deutlichsten hervortretende. Diese Tatsache hängt nicht zuletzt mit der Interviewsituation zusammen: Wenn sich VertreterInnen des regionalen Heimatmuseums nach den individuellen Lebensgeschichten erkundigten, lag es für viele wohl nahe, „Leben“ mit „Leistung“ gleichzusetzen. Die Befragten versuchten dem Kompliment, als MontafonerInnen für das Museum interviewt zu werden, gerecht zu werden und stellten das Thema Arbeit in den Vordergrund. Die gesuchte Lebensgeschichte wurde so in einigen Fällen zur Erfolgsgeschichte, nicht zuletzt, weil es leichter und lustvoller ist, auf die eigenen Errungenschaften hinzuweisen. Die Tatsache allerdings, dass in einer Interviewsituation gerade Arbeit und Leistung als Erzählstruktur wirksam werden, ist soziokulturell bedingt und wird gerade deshalb als Erzähltradition (wohlgemerkt: in Interviews) deutlich. Dass Arbeit eines der lebensbestimmenden Themen und auch eines der lebensgeschichtlichen Erzählungen am meisten prägenden Themen ist, das wird noch in anderen Kapiteln deutlich aufgezeigt werden können.

### 3.3. Topoi in lebensgeschichtlichen Erzählungen

Bei einem Topos handelt es sich um ein Sprachmuster, das in Erzählungen als zusammenfassende Deutung persönlicher und sozialer Erfahrungen fungiert und mitunter in bildhafte, jedenfalls aber typisierte Form gegossen wurde. Topoi stellen kulturelle Vorlagen dar, auf die verschiedene ErzählerInnen zurückgreifen können. Der Soziologe Hubert Knoblauch etwa beschreibt Topoi sehr weit gefasst als „feststehende Redeweisen, konstante Motive, verfügbare und stereotype Denk-

---

<sup>39</sup> Otto Borger, Schrunser Mundartdichter, 1904–1994.

modelle sowie Klischees.“<sup>40</sup> In der vorliegenden Arbeit werden vor allem feststehende Redeweisen als Topoi genauer betrachtet, da eine Analyse der Motive und Denkmodelle den Rahmen der Arbeit sprengen würden. Dieser eingeschränkten Definition eines Topos folgend, kann festgestellt werden, dass in den vorliegenden lebensgeschichtlichen Erzählungen Topoi mitunter als Stilmittel zum Einsatz kommen – denn ein Teil der ErzählerInnen verwendet Topoi sehr häufig, andere greifen so gut wie nie darauf zurück.

In der Analyse der Erzählstoffe spielen verschiedenste Topoi immer wieder eine auffallende Rolle. Auf Topoi inhaltlicher Art oder auch „inhaltsspezifische Topoi“, zum Beispiel wenn sie sich auf den Krieg („Man hat uns die besten Jahre gestohlen“) oder auf die Armut in der Kindheit („Wir hatten nichts, aber wir waren zufrieden“) beziehen, soll in den jeweiligen Kapiteln im Detail eingegangen werden. An dieser Stelle erfolgt zunächst ein Überblick über die wichtigsten allgemeinen Topoi: Damit sind jene Topoi gemeint, die sich auf die lebensgeschichtliche Erzählung im Allgemeinen bzw. auf das Leben der befragten Person im Gesamten beziehen. An ihrem Beispiel sollen die Vielgestaltigkeit und die Funktion von Topoi verdeutlicht werden.

Joachim Schröder legt in einem Aufsatz fest, dass seiner Auffassung nach bereits drei Quellenzeugnisse als Beleg für einen Topos ausreichen, und trifft eine Unterteilung in die Kategorien „Topoi der Beglaubigung“, Topoi zur „Schwierigkeit der Versprachlichung“, „Topoi des Zeitenvergleichs“, sowie „Topoi der Lebensbilanzierung“. Weitere Topoi fasste Schröder unter „Topoi verschiedenartiger Ausprägung“ zusammen.<sup>41</sup> Bei der nachfolgenden Betrachtung der häufigsten Topoi in den lebensgeschichtlichen Erzählungen der MontafonerInnen wird auf diese sinnvolle Einteilung immer wieder Bezug genommen werden.

Der Topos „Ich habe einen Schmarren erzählt“ bzw. ihm verwandte Topoi wie „Ich weiß ja nichts zu erzählen“, „Das interessiert doch niemanden“ oder „Lösch nur die Hälfte [der Aufnahme, Anm.]!“ sind sehr häufig. Sie bringen die Unsicherheit der ErzählerInnen in der Interviewsituation zum Ausdruck, die mithilfe solcher Bemerkungen ihre Befürchtungen, eventuell Fehler gemacht oder uninteressante Details erzählt zu haben, abzuschwächen versuchen. Diese Topoi der Unsicherheit häufen sich besonders am Anfang und am Ende der lebensgeschichtlichen Erzählung und stellen mitunter durchaus ernstgemeinte Versuche dar, das Interview zu beenden. Je nach Zusammenhang sind diese Topoi auch der Kategorie „Topoi der Lebensbilanzierung“ zuzurechnen.

Quasi als Gegenpol dazu kann der Topos „Da könnte ich viel/stundenlang/allerlei erzählen“ angeführt werden. Diese ebenfalls sehr häufige Redewendung möchte den Umfang bzw. auch die Unfassbarkeit des Wissens und der Erinne-

40 Knoblauch, Hubert: Topik und Soziologie. Von der sozialen zur kommunikativen Topik. In: Schirren, Thomas und Gert Ueding (Hg.): Topik und Rhetorik. Ein interdisziplinäres Symposium. Tübingen 2000. S. 651–667. Hier S. 651f.

41 Schröder: Topoi des autobiographischen Erzählens. S. 20.

rungen der ErzählerInnen unterstreichen. Zumeist bleibt es nur bei der Ankündigung „stundenlang“ zu erzählen, die stellvertretend für weitere Ausführungen zum Thema in die lebensgeschichtliche Erzählung eingebaut wird. In gewisser Weise fungiert dieser Topos als Stilmittel zur Selbstdarstellung bzw. Inszenierung als gute/r ErzählerIn mit reichem Erfahrungsschatz.

Ein weiterer häufiger Topos lautet etwa „Das weiß heute keiner mehr“ bzw. auch „Das wissen die Jungen alle nicht mehr“ und entspricht der Kategorie „Topoi des Zeitenvergleichs“. Eine derartige Bemerkung soll in ihrer typisierten Form an den Wandel im 20. Jahrhundert erinnern und erneut auf die Kluft zwischen dem Früher und dem Heute hinweisen. Indirekt wird mit „den Jungen“ oder dem „Heute“ auch der/die InterviewerIn angesprochen und eine starke Abgrenzung vollzogen, die in personalisierter Form (InterviewerIn versus ZeitzeugIn) die Extreme des zeitlichen und kulturellen Wandels verdeutlicht. Gleichzeitig bringt der Topos die Einzigartigkeit des Wissens der Erzählenden sowie eine gewisse Angst um den Verlust dieses Wissens zum Ausdruck.

Ähnlich gelagert in seiner Aussage (bzw. Anspielung) ist der Topos „Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen“. Hier wird weniger das Wissen der älteren Generation als vielmehr der Wandel der Lebenswelten angesprochen. Gemein ist all diesen Topoi eine abwehrende oder sogar latent aggressive Haltung der ErzählerInnen, nämlich indem eine Vermittlung bzw. Verständigung schon vorab als unmöglich erklärt wird und auch ein Nachvollziehen der beschriebenen Umstände durch die Zuhörenden prinzipiell negiert wird. Topoi mit dem Temporaladverb „heute“ zielen stets auf einen Zeitenvergleich ab und verdeutlichen daher, dass jede lebensgeschichtliche Rekapitulation eine Bedingung der Gegenwart ist, in der sie sich vollzieht.<sup>42</sup>

### 3.4. Lebensgeschichtliche Erzählstoffe und Mustererzählungen

Unter dem Begriff „Erzählstoff“, der in dieser Form unter anderem von Joachim Schröder bei der Analyse von Interviews mit Soldaten im Zweiten Weltkrieg verwendet wurde,<sup>43</sup> werden in der Folge inhaltliche Themengruppen verstanden, die sich auch in ihrer Funktion, ihrer Bedeutung für die ErzählerInnen sowie in der Darstellung ähneln und damit die Analyse kultureller Vorlagen in Erzählungen erleichtern. In den nachfolgenden Kapiteln wurden Erzählstoffe ausgewählt und einer getrennten Analyse unterzogen, die in den lebensgeschichtlichen Erzählungen am häufigsten oder am detailereichsten angesprochen wurden und diese somit maßgeblich konstituiert haben. Es handelt sich hierbei um viele „kleine“ Erzählungen, welche zusammengenommen die „große“ lebensgeschichtliche Erzählung jeder einzelnen Person erst entstehen lassen. Bei den 50 ausgewählten Themenbereichen handelt es sich um ein Set von Erzählstoffen, das quasi die Basis für eine

42 Schröder: Topoi des autobiographischen Erzählens. S. 30f.

43 Schröder: Die gestohlenen Jahre. S. 273ff.

lebensgeschichtliche Erzählung bildet, und auf das ungeachtet der individuellen Lebensverläufe immer wieder zurückgegriffen wird. Ein beachtlicher Teil dieser Erzählstoffe konstituiert sich aus sogenannten Mustererzählungen, die – wie im vorangegangenen Kapitel bereits dargelegt wurde – durch ihre inhaltliche und funktionale Ähnlichkeit gekennzeichnet sind und deren Inhalte schließlich auch über Dritte (nicht persönlich betroffene ErzählerInnen) Verbreitung finden.<sup>44</sup> Die Musterhaftigkeit besteht dabei sowohl in stereotypen inhaltlichen Schilderungen als auch in einem stereotypen Aufbau der Erzählung bzw. Ablauf der beschriebenen Handlung. Die Analyse der Mustererzählungen fließt direkt in die Betrachtung der 50 Erzählstoffe ein.

Die lebensgeschichtlichen Erzählstoffe werden im Folgenden weitgehend aus ihrem Zusammenhang der individuellen Biografien herausgenommen und als Mustererzählungen in Hinblick auf Erzähltraditionen und Erzählstereotype untersucht. Die Reihung der Themenbereiche folgt dabei einer konstruierten Chronologie der Ereignisse.

### 3.4.1. Sagenhaftes von den AhnInnen

Der Einstieg in die lebensgeschichtliche Erzählung fällt oftmals schwer. Die Unsicherheit darüber, was das Gegenüber hören möchte und was vom eigenen Leben überhaupt erzählenswert ist, sowie fehlende Erinnerungen an den eigentlichen Anfang, nämlich an die Geburt und frühe Kindheit, erschweren eine spontane Erzählung. Intuitiv wird auf die in unserer Gesellschaft hoch entwickelte Kultur des Erinnerns und Biografierens zurückgegriffen und der Struktur einer in die klassischen Lebensabschnitte unterteilten Normalbiografie gefolgt – analog einem Lebenslauf, wie man ihn schon in der Schule zu schreiben lernt.<sup>45</sup> Vielfach beginnen die Erzählungen nach dem Schema „Mein Name ist [...], ich wurde am [...] als [...] Kind meiner Eltern [...] in [...] geboren“. Nicht selten erfolgt im Anschluss eine Einordnung der eigenen Familie in das dörfliche Ganze, und die Berufe und Eigenschaften der AhnInnen – manchmal zurück bis zu den Urgroßeltern – werden angesprochen. Ganz in diesem Kontext stellt der Stoff der sagenhaften Erzählungen von den AhnInnen ein beliebtes Einstiegsthema in die eigene lebensgeschichtliche Erzählung dar. Unglaubliches oder zumindest Außergewöhnliches aus der Familiengeschichte an den Beginn des Interviews zu stellen, erfüllt die wichtige Funktion der Unterhaltung – und stimmt nicht zuletzt auch in der Chronologie der Ereignisse. Der Einstieg des 1933 geborenen CC soll hier beispielhaft für viele andere ähnliche Passagen nachgestellt werden:

*CC: Eltern? Ja, das waren EC und GC. Das waren, also die Vorfahren, weil das ist bei uns, in unserer Gemeinde, oder, da sind 1500 auf dem Friedhof im Ort sind vergraben, C. Gelt, also das ist das größte Geschlecht, das verhältnis-*

44 Vgl. Showalter, Elaine: Hystorien. Hysterische Epidemien im Zeitalter der Medien. Berlin 1997.

45 Löffler: Zurechtgerückt. S. 67f.

mässig in der Gemeinde gewesen ist. Und aber wir haben dann die Abstamnung vom Großvater, das war D von Schruns. Der war, also der Großvater von uns, war 50 Jahre lang Krautschneider in Frankreich. Das war der längste Krautschneider, der im Montafon gewesen ist, gell. Und nach 50 Jahren hat er „g'hörat“<sup>46</sup> ... hat er gesagt zu denen, wo er immer war, es ist das letzte Jahr. Dann meinten die, was sie ihm geben sollen oder was er möchte. Ja, ein Wunsch. Ja, was das für ein Wunsch sei. Ja, er möchte nach Jerusalem, das möchte er nochmal sehen. Und die haben dem dann das Geld zur Verfügung gestellt, dass er nach Jerusalem können hat. Und er ist auch gegangen.

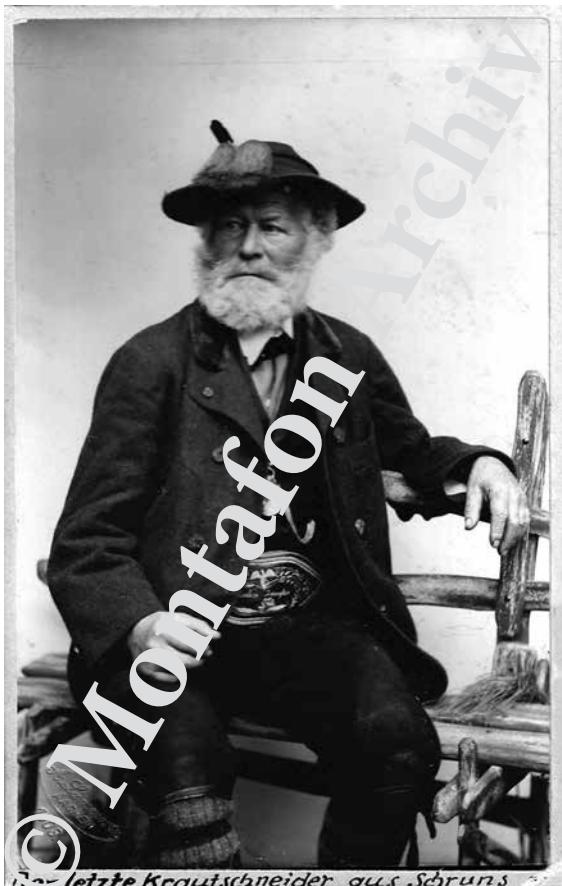


Abb. 2: Der „letzte Krautschneider aus Schruns“  
1903  
(Sammlung Bruno Hueber/Montafon Archiv)

Es ist eine sagenhaft anmutende Geschichte, die CC hier über seinen Großvater erzählt: Dem einfachen Krautschneider wird von seinen Kunden zum Jubiläum und Abschied eine Reise nach Jerusalem geschenkt, als handle es sich um eine nahegelegene Stadt. Der Hauptdarsteller wird als fleißig und ehrenhaft, religiös und auch sehr beliebt dargestellt, das Idealbild eines bäuerlichen Helden. CC zeich-

46 aufgehört.

net mithilfe dieser Erzählung auch ein bestimmtes Bild von sich selbst und seiner Familie. Diese ist nicht nur alteingesessen und weitverzweigt, ihr entsprangen auch prominente Persönlichkeiten: Der Großvater war „*der längste Krautschneider, der im Montafon gewesen ist*“ und reiste bereits im 19. Jahrhundert nach Jerusalem. Auf den Stellenwert der WanderarbeiterInnen in den Erzählungen der MontafonerInnen soll im nächsten Kapitel im Detail eingegangen werden. Schon hier allerdings wird deutlich, dass das Prestige der AhnInnen auch auf den Erzähler zurückfällt. Außergewöhnliche AhnInnen gehabt zu haben, ist in der Bedeutung für die Selbstdarstellung einer Person ebenso wichtig wie eine prominente Persönlichkeit gekannt oder getroffen zu haben.

Andere Erzählungen von den AhnInnen erfüllen weniger den Zweck der Selbstdarstellung, als vielmehr dass sie unterhalten wollen. Der 1938 geborene ZZ bekam von seinen Urgroßeltern eine Geschichte überliefert, die dem Genre der Liebesgeschichte zugeordnet werden könnte und ob ihrer Unglaublichkeit amüsiert:

*ZZ: Von Erzählungen kann ich schon etwas erzählen [lacht], sagen wir einmal. Von meiner Urgroßmutter, Urgroßvater. Die Urgroßmutter ist am Verleu geboren. Der war ja noch früher bewohnt. Und als man die Urgroßmutter nach Bartholomäberg getragen hat zur Taufe ... früher hat man meistens schon am nächsten Tag taufen müssen. Haben sie sie hineingetragen, haben die Patin und der Pate und dann der Lutt - [...] der ist ist vor Bartholomäberg. Wenn man nach Bartholomäberg rauf kommt, links hinaus ist der Lutt. Und Verleu ist noch viel weiter. Und da sind die mit dem Kind zur Taufe. Und auf dem Lutt hat ein bestimmter YI - oder J, hat der geheissen? J? War am Feld arbeiten. Hat am Feld Mist angelegt oder hat gearbeitet. Hat gesagt, „was bringt ihr da Schönes?“ „Ein Mädl.“ „Ja, darf ich das anschauen?“ „Ja, darfst schon anschauen.“ Und er hat's dann gestreichelt und liebkost so. Und hat gesagt, „das heirat' ich dann einmal.“*

*ZZ und I: [lachen]*

*ZZ: Und die haben dann geheiratet.*

*I: Ah geh ...*

*ZZ: Die haben geheiratet. Und er war 43 Jahre alt und sie 20, wie sie geheiratet haben. Und sind im selben Jahr gestorben.*

BX, die bereits im Kapitel über die Leitlinien des Erzählens zu Wort kam, flieht in ihre Biografie ebenfalls eine Episode aus der Familiengeschichte ein. Dabei erklärt sie die Herkunft des Familiennamens ihrer Mutter und schmückt die Erzählung aus, wie sie ihr selbst wohl mehrere Male erzählt worden war. Dass Heiraten zu dieser Zeit nicht unbedingt eine Liebesangelegenheit, sondern vielmehr eine wirtschaftliche Entscheidung war, wird nur beiläufig angedeutet. BX möchte vor allem den intensiven Austausch der Menschen aus dem Inneren Montafon mit den PaznaunerInnen ansprechen. Der Aspekt, dass die ehemalige landwirtschaftlich geprägte Bevölkerung über die Berge hinweg auch mit den BewohnerInnen der Nachbartäler in Kontakt und Austausch war, kommt in zahlreichen Schilderungen

der Befragten vor und erweist sich als beliebtes Erzählthema – vermutlich auch, weil heute Berge und Gebirge im Gegensatz zu früher eher als trennend denn verbindend erlebt werden.

*BX: Die Großmutter mütterlicherseits hat man nie anders genannt als „z'Bära Maiggi“<sup>47</sup>. Ich kann mich noch an sie erinnern. Ich bin fünf Jahre alt gewesen, wo sie gestorben ist. Der Vater ... also der Großvater mütterlicherseits ein Tiroler. Z. Das Geschlecht ist wieder ausgestorben. Das wäre jetzt aber zu umständlich, wenn ich das erzähle, oder, wie der Z da hergekommen ist.*

*I: Ja, was hat der gemacht?*

*BX: [...] Die sind auf dem Gaschurnerberg oben auf dem „Hematile“<sup>48</sup>, wo mein ältester Bub jetzt ist, der A. Und diese „Ahna“<sup>49</sup> hat das „Hematile“ gehabt. Ein „Hematile“ für eine Kuh, eine Kuh und zwei, drei Ziegen. Der erste Mann ist jung gestorben, hat aber ein Mädchen gehabt. Und wie sollen diese Leute, damals, keine Unterstützung von keinem. Von was konnten die dann leben? Da haben sie eben gesagt, wir brauchen einen Mann, wo hilft. Dann hat sie scheinbar erfahren, dass im Paznaun dort eventuell Männer sind, wo Frauen suchen. Damals. Dann sind aber noch zwei ... der ist von Langensteig gewesen. Das geht irgendwo von Kappl geht das hinauf. Ein kleines Nestchen. Hat den Mann mit her. Und ist auch ein tüchtiger Mann gewesen. Aber damals ein Rothaariger. Und ein rothaariger Montafoner ... aber immerhin sie hat ihn geheiratet und hat fünf Mädchen gehabt. Und die jüngste davon, meine Mama. Fünf hübsche Mädchen. Keine rothaarig. [lacht] Und auch das Geschlecht, weil es Mädchen gewesen sind, wieder ausgestorben. Z.*

Die sogenannte „Weitererzählforschung“ zeigt auf, dass Geschichten, die von Großeltern erzählt wurden, auf ihrem Weg durch die Generationen erhebliche Veränderungen, besonders auf der evaluativen Ebene, erfahren. Etwaige Umformulierungen weitererzählter Geschichten folgen zum einen familialen Loyalitätsverpflichtungen, zum anderen generationellen und individuellen Sinnbedürfnissen: Man möchte beispielsweise eine spannende oder interessante Geschichte über die Großeltern erzählen können.

In jedem Fall aber spielen die Geschichten über die AhnInnen eine vielleicht unbewusste, nichtsdestotrotz bedeutende Rolle für die eigene Identitätsbildung.<sup>50</sup> Diese Tatsache kann im nächsten Kapitel am Beispiel der saisonalen WanderarbeiterInnen verdeutlicht werden.

---

47 das Bären-Mädchen.

48 heimatliches Anwesen, Bauernhof.

49 Großmutter.

50 Koch: Weitererzählforschung, S. 165.

### 3.4.2. AhnInnen als GastarbeiterInnen

Ein dem vorhergehenden Thema der „Sagenhaften Erzählungen über die AhnInnen“ eng verwandter Erzählstoff ist das Themenfeld der „Franzosengänger“ oder „Schwabengänger“. Die kleinstrukturierten Landwirtschaften sowie wirtschaftliche Notlagen zwangen die MontafonerInnen bis ins 20. Jahrhundert hinein zu saisonalen Wanderbewegungen. Noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts arbeiteten beispielsweise in St. Gallenkirch über die Hälfte der über 20 Jahre alten Männer während des Großteils des Jahres im Ausland. Zum wichtigsten Handwerk zählte das Bauhandwerk (Maurer, Steinmetze, Stukkateure und Zimmerleute) in Frankreich, der Schweiz oder Süddeutschland, bzw. jenes der „Krautschneider“, die mit ihren sechsmesserigen Krauthobeln von Holland bis nach Ungarn zogen, um in privaten Häusern Krautköpfe zu schneiden.<sup>51</sup>

Bei den Geschichten über die AuslandsarbeiterInnen unter den AhnInnen handelt es sich um gute Beispiele für sogenannte Mustererzählungen. Keine und keiner der Befragten war selbst noch als Maurer, Gipser oder Stukkateur für längere Zeit in Frankreich, geschweige denn als KrautschneiderIn tätig, und dennoch geben immerhin 17 Personen von sich aus Anekdoten über die Erlebnisse ihrer Vorfahren in Frankreich, oder auch von anderen Saisonarbeiten im Ausland, wieder. Der 1915 geborene OO etwa berichtet vom Krautschnitt, den seine Eltern bis zum Ersten Weltkrieg in Deutschland anboten:

*OO: Eine Tätigkeit haben meine Eltern gemacht, den sogenannten Krautschnitt. Sie haben in Deutschland einen Platz gehabt, wo sie den Krautschnitt übernommen haben. Vor dem Ersten Weltkrieg haben sie das gemacht. Nach dem Zweiten Weltkrieg war meine Mutter noch einmal draußen. Aber es ist nichts mehr gegangen. Einzelne aus Gaschurn haben das gemacht. Auf einem Krauthobel steht noch der Name, von dem sie das Geschäft übernommen haben. Der Krauthobel ist noch von Hand gemacht. Bis letztes Jahr haben wir damit auch immer Kraut geschnitten.*

Im Vergleich zu anderen ArbeiterInnen (z.B. in Fabriken) wurde den SaisonarbeiterInnen, denen das Flair der Weltläufigkeit anhaftete, von der eigenen Umgebung ein höheres Sozialprestige zugebilligt.<sup>52</sup> Dabei übertraf wiederum der Verdienst der KrautschneiderInnen jenen der Bauarbeiter bei weitem, sodass nicht wenige von ihnen im Herbst ihre Arbeitsstellen in Frankreich verließen, um noch einige Wochen im Rheinland mit Krautschneiden zu verbringen.<sup>53</sup> Während es sich bei den „KrautschneiderInnen“ durchaus um weibliche Wanderarbeiterinnen handeln

51 Niederstätter, Alois: Vorarlberger als Gastarbeiter. In: Vorarlberg Chronik. Dornbirn 2005<sup>3</sup>. S. 59.

52 Niederstätter, Alois: Arbeit in der Fremde. Bemerkungen zur Vorarlberger Arbeitsmigration vom Spätmittelalter bis zum 19. Jahrhundert. In: Montfort – Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs 48 (1996). S. 105–117. Hier S. 110.

53 Niederstätter: Arbeit in der Fremde. S. 109.

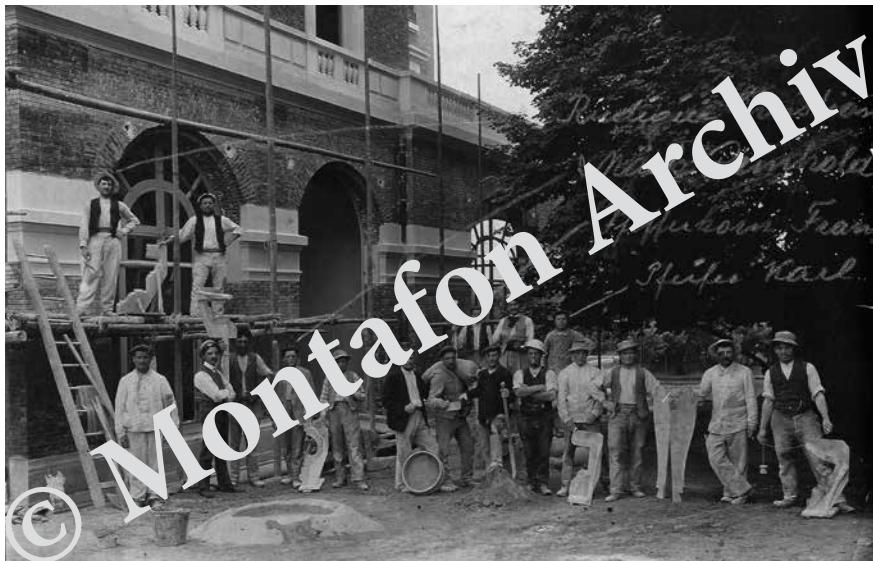


Abb. 3: Montafoner Bauhandwerker in Frankreich um 1900

(Sammlung Gerd Spratler/Montafon Archiv)

konnte bzw. Frauen häufig ihre Männer bei dieser Arbeit begleiteten, waren im Baugewerbe (v.a. in Frankreich) ausschließlich Männer tätig.

Die überwiegende Mehrheit der Erzählungen thematisiert vorrangig eben diese „Franzosengänger“ unter den Vorfahren. Die Saisonarbeit in Frankreich dürfte auch als aufregender und außergewöhnlicher empfunden worden sein als das Erntehelfen oder Krautschneiden in Süddeutschland. Dazu kommt, dass Einzelne noch bis zum Zweiten Weltkrieg nach Frankreich gingen, um dort zu arbeiten, und daher auch die Erinnerungen an diese „Franzosengänger“ heute lebendiger sind. In der Folge sollen vier ausgewählte Beispiele die Vielfalt, aber auch die Ähnlichkeiten der Erzählungen über die Vorfahren in Frankreich illustrieren:

WD ♀, geboren 1926:

WD: Also, der „Däta“<sup>54</sup> hat uns eigentlich nie mögen. Drum ist das eine dunkle Zeit gewesen, die ganze Kindheit. Wenn dann der „Däta“ gekommen ist aus Frankreich – wir haben ihn immer „Däta“ genannt – ich sehe ihn noch vor mir mit dem grauen Franzosen-Schnauz! Den Hut hat er auch immer aufgehabt. Dann ist die Pfanne auf den Tisch gekommen und wir haben uns kaum mit dem Löffel in die Pfanne getraut. Er hat nichts Böses zu uns gesagt, und er hat nichts Gutes zu uns gesagt. Er hat uns einfach nicht gesehen.

I: Ist er im Sommer arbeiten gegangen?

54 Vater.

WD: Immer in Frankreich, wie es früher der Brauch gewesen ist, die alten Maurer vom Montafon, die sind bis hinunter in die Normandie, bis auf die Bretagne hinunter, weit nach Frankreich hinein. Viele sind unten geblieben. Viele Montafoner Ausdrücke kommen auch von dort herauf, eigentlich. Wenn er dann eine Kuh gerufen hat – und die „Ahna“ auch, die hat das dann übernommen – hat sie gerufen: „Comsé! Comsé!“ hat sie die Kuh gerufen. Und allerhand hat man da ... man merkt das überall dann, bei den alten Montafonern, dass diese Ausdrücke noch herum sind. Von den Franzosen-Montafonern.

I: Hat der „Däta“ von dieser Zeit erzählt?

WD: Nie! Gar nichts. Nie. Er ist dann ein Stück, gut zehn Jahre früher gestorben als die „Ahna“.

AC ♂, geboren 1925:

AC: Der „Däta“ ist 1875 geboren, die Mama 1892. Mein Vater ist 40 Jahre – wie für die Montafoner damals üblich – nach Frankreich ausgewandert. Er hat einen eigenen Betrieb gehabt, ein Verputzer- und Stukkateurgeschäft, bis zum Jahre 1938. Die Leute, die nur von der Landwirtschaft lebten, waren arm. Wir haben dadurch eher ein bisschen mehr gehabt, weil der Däta jedes Mal mit einem Brief Geld mitschickte. Es waren meistens 100 Französische Franc. Mitte bis Ende Jänner ging er meistens, zu Weihnachten ist er wieder nach Hause. Das war ein wunderbarer Geldschein. Im Sommer sind wir mit einem kleinen vierräderigen Wagen zum Laden nach St. Gallenkirch und kaufsten einen großen Sack Backmehl. Da meinte man, man ist reich. Brot wurde gebacken. Milch, Fleisch, Butter und Erdäpfel haben wir selber gehabt. Verhältnismäßig haben wir Kinder zu Weihnachten viel bekommen. Die Mama konnte unter dem Jahr einiges auf die Seite legen.

KP ♂, geboren 1929:

KP: Meine Eltern sind IP und GP gewesen. Der Vater hat auswärts gearbeitet, der war 40, 50 Jahre in Frankreich. Hat er als Gipser und Stukkateur gearbeitet. So hat's angefangen. Ich bin dann 36 in die Schule. [...] Also, der Vater ist ja 1883 geboren. Da ist das im Montafon, sagen wir mal, da war dazumal die Zeit der Krautschneider und der Stukkateure. Stukkateure sind in die Schweiz oder nach Frankreich. Jetzt ist der Vater von meinem Vater, also mein Großvater, der ist nach Frankreich ins Saargebiet, hauptsächlich ins Saargebiet. Und da hat man natürlich die Jungen mitgenommen. Und so ist der Vater mit seinem Vater ins Saargebiet gekommen. Und später, als der Vater vom Vater, also mein Großvater, nicht mehr gelebt hat, dann sind die Nachbarn [...] die sind alle nach Frankreich. Und da hat der Vater mit denen nach Frankreich gehen können. Da sind sie in Südfrankreich gewesen, in Toulouse sind sie gewesen. Dort haben die gearbeitet. Und danach haben die einmal einen Auftrag in Tonneins bekommen, so hat das geheißen, das

*ist der Nähe von Bordeaux. Ich glaub 80 km vor Bordeaux. Da hat der Vater mit seinem Bruder oder mit seinen Brüdern – das sind drei Brüder gewesen – die haben in Tonneins gearbeitet. Und als sie dort gearbeitet haben, sind alle Leute gekommen und haben gesagt, „mir könntest du auch was machen“, „mir könntest du auch was machen“, „und mir könntest du auch was machen!“ Und danach haben sich die Brüder dort selbstständig gemacht und haben dort ein eigenes Geschäft aufgebaut, [...] und haben dort schön Geld verdient. [...] Der Vater hat perfekt Französisch gekonnt, schreiben und lesen! Und hat englisch gekonnt, spanisch und italienisch!*

CY ♂, geboren 1925:

*I: Wissen Sie, was Ihr Großvater ungefähr für ein Jahrgang war?*

*CY: Der Großvater ... ja, das ist ... das ist ... 1885, so. Um das herum ist der gewesen.*

*I: Und wo in Frankreich waren die da?*

*CY: Ah ... Wo ist das musikalische Dorf, wo sie so Handorgeln gespielt haben? [...] manche sind ins Saarland, ins Saargebiet. Dort haben sie auch gearbeitet. Aber unter Paris auch noch. Und ich habe ja viele gekannt von diesen Männern. Und alle sind mit Wohlstand, mit Geld gekommen. Und das Interessante ist gewesen, die sind dann zusammen gekommen im Gasthaus Adler und da haben sie dann im Adler haben sie ... in einem Melkkübel haben sie den Wein auf den Tisch gestellt und jeder hat können mit so einem Schöpfer herausnehmen. So sind die nachher gekommen! Die haben den Weintrunk in Frankreich gelernt! Die haben immer gesagt, zu einem Essen zu Mittag einen Liter ... eine Flasche, eine Literflasche Wein haben die zum Mittagessen getrunken. Und die haben eben ... Das ist Kraft gewesen! Das haben sie eben wegen dem gemacht. Die sind das gewöhnt gewesen, auf alle Fälle sind sie nicht betrunken gewesen, die haben ihr Handwerk gemacht. Und die sind, ich kann nicht sagen, wie viele Jahre dass sie das gemacht haben ... Schon früher. Und die, die wo nach Frankreich sind, da sind manche gewesen, die haben sich sogar ihr Ding vergrößert. Die haben Ortschaft, die die haben Häuser gekauft mit Landwirtschaft dabei. Das sind die reichsten Leute gewesen da. Alle anderen haben da müssen da ... Zum Glück ist dann die Illwerke gekommen, und dann haben dann die noch ein bisschen ergänzt. Aber die reichen Männer, das waren schon die ... die Frankreicharbeiter.*

Die vier ausgewählten Beispiele verdeutlichen die Funktion der Erzählungen von den „Franzosengängern“: Häufig werden die Namen und Geburtsjahre der Eltern oder Großeltern genannt, die Familie wird quasi vorgestellt, nicht selten werden die AhnInnen auch über das Klären von Verwandtschaftsverhältnissen ins dörfliche Gefüge eingeordnet. Interessant ist hier besonders, dass ein kurzer Abriss über die Biografie der AhnInnen als Bestandteil der eigenen Biografie eingebaut bzw. vorangestellt wird. Der Umstand, dass der Vater oder ein Großvater „Franzosengänger“ war, erscheint als wichtiger Bestandteil der eigenen Lebensgeschichte.

Vier wichtige Aussagen lassen sich aus den Mustererzählungen zu den „Franzosenwäldern“ herauslesen:

Erstens waren die Väter oder Großväter in ihrer Rolle als „Franzosenwälder“ bekannt im Ort. Sie verdienten besser als die einfachen Bauern, sie waren für manche Respektspersonen („mit dem grauen Franzosen-Schnauz“, WD), sie hatten als Stukkateure, Gipser, Verputzer und Maurer jedenfalls besonderes Know-How und prägten das Tal durch ihre Auslandserfahrungen – nicht zuletzt auch in bauhistorischer Hinsicht. Ihre Sonderstellung betonten sie auch in der Öffentlichkeit. CYs Erzählung vom Melkkübel voller Wein im örtlichen Gasthaus sollen den Sonderstatus symbolisieren, den die Saisonarbeiter aufrecht zu erhalten bemüht waren. Wie hoch ihr Sozialprestige im Tal tatsächlich war, oder inwiefern ihnen die Not der saisonalen Migration anhaftete, aus der sie bei ihrer Rückkehr eine Tugend des Reichtums machten, kann aufgrund einer Ansprache eines Kappler Pfarrers von 1825 nur vermutet werden: Er bezeichnete die SaisonarbeiterInnen im Paznaun als „Winterherren, Langesbettler und Sommerläuser“ und spielte damit auf ihren kurzfristigen Wohlstand im Winter, die erneute Armut im Frühling und die unwürdigen Arbeitsbedingungen während der Sommermonate an.<sup>55</sup>

Zweitens beherrschten die Väter oder Großväter die französische Sprache und stachen durch diese Kompetenz bei verschiedenen Anlässen aus der durchschnittlichen Bauernbevölkerung heraus. Verschiedene Quellen dokumentieren, dass die „Franzosenwälder“ sich im Heimatort bewusst zu erkennen gaben, indem sie sowohl zuhause als auch in der Öffentlichkeit vermehrt französische Begriffe verwendeten.<sup>56</sup> Diese Sprachkompetenz färbt, wie die Erzählungen der ZeitzeugInnen bestätigen, auf die Angehörigen ab („und die ‚Ahna‘ auch, [...] hat sie gerufen: ‚Comsé! Comsé!‘“, WD) und erhöht gewissermaßen auch das Sozialprestige der Familie. Der Umstand, dass sich im Montafoner Dialekt bis heute französische Ausdrücke erhalten haben („Viele Montafoner Ausdrücke kommen auch von dort herauf“, WD), lässt den „Franzosenwäldern“ in der Familie die nachträgliche Ehre zukommen, die Sprache des Tales bis heute geprägt zu haben. Nicht zuletzt bewirkte die Sprachkompetenz der „Franzosenwälder“, dass diesen besonders in der Besatzungszeit eine Sonderstellung zukam. Der Vater von KP wurde in der Nachkriegszeit beispielsweise Bürgermeister – was im Interview u.a. auf die Fähigkeit, sich mit den französischen Soldaten zu verständigen, zurückgeführt wird.

Drittens befand sich durch die Abwesenheit der Väter oder Großväter den ganzen Sommer über die hinterbliebene Familie in einer Ausnahmesituation, die zumeist harte Arbeit für alle Angehörigen bedeutete, das bringt der 1929 geborene GH mit folgenden Worten auf den Punkt: „Und wir haben da müssen natürlich zu der

55 Kasper, Michael: Armut und Reichtum im alpinen Raum. Eine Skizze zur Sozialstruktur im Montafon an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. In: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 2011. Bregenz 2011. S. 142–161. Hier S. 154.

56 Berchtold, Hannelore: Die Arbeitsmigration von Vorarlberg nach Frankreich im 19. Jahrhundert. (= Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft 42) Feldkirch 2003. S. 116.

*Landwirtschaft helfen, schauen, dass das alles weiter geht, ohne dass der Vater halt da gewesen ist.“* Es den Sommer über ohne Vater oder Großvater geschafft zu haben, attestiert somit auch der Gattin und den Kindern besonderen Fleiß und Durchhaltevermögen.

Viertens ermöglichten die Väter oder Großväter der Familie einen gewissen Wohlstand. („Da meinte man, man ist reich. Verhältnismäßig haben wir Kinder zu Weihnachten viel bekommen. Die Mama konnte unter dem Jahr einiges auf die Seite legen.“ AC). Die Erzählenden erinnern sich an große Einkäufe nach der Rückkehr der „Franzosenengänger“, an große Geldscheine („Es waren meistens 100 Französische Franc. Das war ein wunderbarer Geldschein.“ AC), an viele Weihnachtsgeschenke oder reichliches Essen im Herbst. Dieser Wohlstand wird allerdings meist in Relation zur Situation der Durchschnittsbevölkerung im Ort gesetzt – das zeigen historische Quellen, die erwähnen, dass die meisten Familien gar nicht überleben könnten, wenn nicht jeden Sommer ein oder zwei Männer als Handwerker ins Ausland zögen.<sup>57</sup>

Diesen vier Aussagen liegen, unter Berücksichtigung der Erzählungen über die „SchwabengängerInnen“, zwei Themen zugrunde: Einerseits wird der besondere Status der AhnInnen unterstrichen, der im dörflichen Gefüge aber vor allem im Selbstbild auf die eigene Lebensgeschichte Einfluss nimmt.

Andererseits werden „Franzosen-“ wie auch „SchwabengängerInnen“ (häufiger: „KrautschneiderInnen“) heute als wichtiger Bestandteil der Montafoner Geschichte und damit Identität verstanden. Das verdeutlicht der Einstieg ins Interview mit KP, bei dem gleich anfangs die Namen der Eltern und die Auslandsarbeit des Vaters erwähnt werden. Die AuslandsarbeiterInnen sind ein Teil der Geschichte des Tales oder der Familie, der gern erinnert und häufig zitiert wird. Die lebensgeschichtlichen Erzählungen spiegeln diesen hohen Stellenwert wider. Die besondere Erwähnung der „Franzosen-“ oder „SchwabengängerInnen“ in der eigenen Familie versinnbildlicht einerseits Zugehörigkeit, andererseits aber auch Strebsamkeit und Fleiß der Vorfahren sowie nicht zuletzt den wirtschaftlichen Aufstieg des Tales selbst: Wo es ehemals notwendig war, dass die MontafonerInnen auswanderten, da kommen heute ArbeiterInnen ins Montafon, so bemüht sich etwa der 1945 geborene DD mit folgenden Worten zu betonen: „Wie halt vor 20 Jahren die Anderen da zu uns gekommen sind um hier zu arbeiten, sind Unsere aus dem Montafon ins Ausland.“ Die Mustererzählung von den AuslandsarbeiterInnen symbolisiert als Gegenüberstellung zu heutigen Verhältnissen nicht zuletzt den sozialen Aufstieg der Erzählenden als Mitglieder einer Wohlstandsgesellschaft.

---

57 Kiermayer-Egger, Gernot: Zwischen Kommen und Gehen. Zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Montafons. Schruns 1992. S. 34.

### 3.4.3. Traditionelle Landwirtschaft

Schilderungen aus dem Bereich (berg-)landwirtschaftlichen Arbeitens erwiesen sich in den lebensgeschichtlichen Erzählungen der meisten Gewährsleute als eines der zentralsten, umfassendsten und detailreichsten Themenfelder. Diese Tatsache ist einerseits darauf zurückzuführen, dass ein Heimatmuseum – das sich bekanntermaßen häufig speziell für die traditionelle bäuerliche Kultur und Arbeit interessiert – als projekttragende Institution genannt wurde, und die Gewährsleute eine dementsprechende Vorstellung davon entwickelten, was die InterviewerInnen als erzählenswert erachteten. Die regionale Besonderheit der dreistufigen Berglandwirtschaft, bestehend aus Dauersiedlung („Hemat“), der Viehweide auf den Maisäßen im Frühjahr und Herbst sowie den Alpen während der Sommermonate,<sup>58</sup> stellte hier als ausgeklügeltes und heute kaum mehr praktiziertes System mitunter einen Schwerpunkt dar.

Andererseits verbrachte ein Großteil der ErzählerInnen zumindest die Kindheit auf einer Landwirtschaft und war dort als Arbeitskraft eingebunden. Die traditionelle Landwirtschaft repräsentierte bis Mitte des 20. Jahrhunderts den wichtigsten Wirtschaftssektor im Montafon<sup>59</sup> und bildete so die Basis für eine Lebenswelt, die viele ErzählerInnen über ihre ersten Lebensjahrzehnte stark prägte. Vor allem durch diese Tatsache und aufgrund des unvorstellbaren Wandels, den der landwirtschaftliche Sektor und mit ihm die ländliche Gesellschaft innerhalb weniger Jahrzehnte erfuhren, stellt sich die traditionelle Landwirtschaft als bedeutsamer und inhaltsreicher Erzählstoff dar.

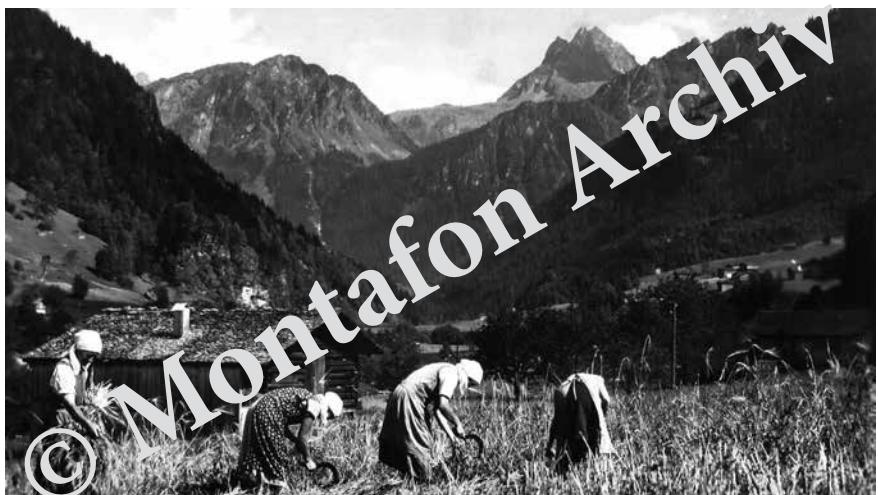


Abb. 4: Getreideernte in Gaschurn um 1940 (Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv)

58 Kiermayer-Egger: Zwischen Kommen und Gehen. S. 18f.

59 Böhler, Ingrid: Das Verschwinden der Bauern. In: Mathis, Franz und Wolfgang Weber (Hg.): Vorarlberg. Zwischen Fußach und Flint, Alemannentum und Weltoffenheit. (= Geschichte der österreichischen Bundesländer seit 1945 4) Wien 2000. S. 92–115. Hier S. 94.

Stellvertretend für viele andere, sehr ähnliche und vor allem meist lange und detaillierte Erinnerungserzählungen zur traditionellen Landwirtschaft soll eingangs der 1930 geborene AZ zu Wort kommen. Die Themenbereiche, die im nachfolgenden Ausschnitt angesprochen werden, und auch die Art und Weise, wie sie dem Gegenüber vermittelt werden, sind repräsentativ für zahlreiche andere Berichte über die traditionelle Landwirtschaft in der Kindheit der Befragten. AZ spricht zuvor über sonntägliche Bergtouren und die Leidenschaft des Bergsteigens, als ihn eine Assoziationskette vom Stichwort „Sonntag“ hin zur Arbeitswoche und schließlich zum Jahreskreis in der traditionellen Berglandwirtschaft führt:

AZ: *Hat man sich immer gefreut auf den Sonntag. Am Samstag hat man keine Zeit gehabt. Da musste man ins Holz gehen. Hat man auch die Holzlose<sup>60</sup> von zuoberst aus dem Wald herunter geholt. [...] Dann hat man drei Mal hat man „schlittna“<sup>61</sup> müssen [...] Aber da ist man etliche Tage dran gewesen, bis man so ein Los daheim gehabt hat.*

I: Ja, ja, das glaube ich.

AZ: *Und eben, wenn man vom Monigg herein gegangen ist, dort ist der Weg aufwärts herein gegangen. Und nachher hat man es wieder herunter „g'resat“<sup>62</sup> da. Hinter dem Wasserfall ist es herunter gekommen da. Und da wieder auf den Schlitten, bis heim herunter. Eben das könnte man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Halt eben, man hat einfach für das nackte Leben hat man gearbeitet. Eben, man ist Selbstversorger gewesen. Man hat Erdäpfel, hat man große Stücke angebaut. Weizen hat man angebaut, Gerste hat man angebaut. Da hat man halt viel offen<sup>63</sup> gehabt. Da hat man Mist gebraucht. Und da hat man das Mahdheu hat man unbedingt zum Füttern gebraucht, und dass es wieder einen Mist gegeben hat. Fast jedes Jahr hat man ein Stück anderes Land umgepflügt. Da der X hat dann zwei Pferde gehabt. Die hat man ausgeliehen hat zum Pflügen. Der ist im Frühling überall zu den Leuten gegangen, um zu pflügen. Und da hat man fast jedes Jahr hat man einen neuen Acker gepflügt. Bzw. im „Wasa“<sup>64</sup>, das ist der „Wasa“, wenn man das erste Mal pflügt. Da hat man die Erdäpfel angebaut. Und im älteren Erdäpfelland hat man dann das Getreide angebaut. Und dann hat man „dia Gärbile“<sup>65</sup> gemacht da, aufgestellt zum Teil. „Gärbile“ gebunden da, sind so „Gärbile“ gewesen. Hat man es halt aufgestellt da. Dann hat man es auf „d'Heenza“<sup>66</sup> so gestützt. Und dann hat man es auf dem Stall, hat man es auch wieder trocknen lassen, hat man es auch in diese „Bargena“<sup>67</sup> hinein getan. Und dann hat man*

---

60 bestimmten Haushalten zustehende Nutzholzmengen.

61 mit dem Schlitten abtransportieren.

62 über eine Riese, steile Bahn rutschen lassen.

63 Ackerboden.

64 Wiesenstück, Grasnarbe.

65 die Garben.

66 Heureiter, Gestell zum Trocknen des Heus.

67 Heustadel.

„dröscht“<sup>68</sup>. [...] Und dann im Winter haben wir dann oft einmal ... hat man so einen Mühleschlitten haben wir dann gehabt. Das ist ein „Haraschlitta“<sup>69</sup> gewesen, ein leichterer. Haben wir dann das Getreide, das Korn mit in diese Mühle da. Und dann hat man es dann wieder holen können. Und daheim hat man diese Getreidetröge gehabt, auf der „Dieli“<sup>70</sup> oben.

Vom freien Sonntag kommt AZ auf die Holzarbeit zu sprechen, die offenbar für den Samstag typisch war. Die Erinnerung an den gefährlichen Holztransport führt den Erzähler über die Formulierung „für das nackte Leben hat man gearbeitet“ hin zur Beschreibung der Selbstversorgerwirtschaft, die unter anderem auf dem Ackerbau basierte, der im Montafon heute (mit Ausnahme des Maisanbaus) seit Jahrzehnten nicht mehr praktiziert wird. Dieser Assoziationskette liegt ein Topos zugrunde, den AZ in diesem Ausschnitt auch konkret ausformuliert: „Eben das könnte man sich heute gar nicht mehr vorstellen.“ Wie am Eingang dieses Kapitels dargestellt wurde, handelt es sich bei einem Topos um einen Schlüsselsatz persönlicher Erfahrung, der gleichzeitig aber auch kollektive Erfahrung widerspiegelt. Dass etwas heute nicht mehr vorstellbar sei, stellt weniger ein Sprachstereotyp als vielmehr ein Denkstereotyp dar, das einen Affekt repräsentiert:<sup>71</sup> nämlich die Erfahrung, dass sich nachfolgende Generationen kaum mehr in die persönliche Erfahrungswelt der eigenen Vergangenheit einfühlen können. AZs Erzählung lebt vom Wissen, dass Menschen, die nicht seiner Generation angehören, all diese Arbeiten – von der samtäglichen Holzarbeit bis hin zum Dreschen des Getreides – fremd und vielleicht unvorstellbar sind. Weder wäre es sonst notwendig, die Arbeitsprozesse derart detailreich zu schildern, noch müsste der Erzähler betonen, dass es ums („nackte“) Überleben ging und man als Selbstversorger auch auf die kleinsten Ernten angewiesen war.

Sowohl der Topos vom spezifischen Wissens der alten Generation, vielfach auch in Form von „Das weiß heute keiner mehr“ oder „Das wissen viele Junge nicht“, als auch die Schwerpunktsetzung auf Beschreibungen historischer und damit heute nicht mehr praktizierter Arbeiten in der Landwirtschaft, finden sich in fast allen 67 Interviews in ähnlicher Form wieder. Erzählungen von Subsistenzwirtschaft und in diesem Rahmen von anstrengenden, gefährlichen Arbeiten, die seit Jahrzehnten etwa aufgrund von Unrentabilität nicht mehr durchgeführt werden, basieren in ihren verschiedenen Ausprägungen doch auf derselben soziokulturellen Vorlage: Das zentrale Thema all dieser Erzählungen ist im Kern die Gegenüberstellung von Alt und Neu, der Identitätsverlust durch Modernisierung und der Umgang des Individuums mit Wandel. Begleitet wird dieses Thema häufig von den oben erwähnten Topoi.

---

68 gedroschen.

69 Hörnerschlitten.

70 Dachboden.

71 Löffler: Zurechtgerückt. S. 97.



Abb. 5: Ackerbau in Gaschurn (Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv)

Die nachfolgende Erzählung des 1932 geborenen WX kann die Übertragbarkeit dieses Motivs auf verschiedene Themenbereiche gut veranschaulichen. WX beschreibt hier die traditionell streng geregelte „Ziegenhut“, im Rahmen derer alle Ziegen der BewohnerInnen eines Dorfteils an einen „Geißler“ übergeben wurden, wobei dieser einem klar geregelten räumlichen und zeitlichen Ablauf zu folgen hatte. WX war selbst in den Nachkriegsjahren einige Sommer lang „Geißler“ und beschreibt diese Arbeit folgendermaßen:

WX: *Wir haben ja damals Ziegen gehütet. Das weiß von den jungen Partnern heute wahrscheinlich kaum jemand, wir haben drei so ... hier herinnen hat man gesagt „Huat“, eine Ziegenhut, also eine Ziegenherde gehabt. Da haben wir drei herinnen in Partenen gehabt bzw. zwei. Und zwar da herinnen, das nennt sich Gufelgut, auf der Ill, auf der Seite. Das waren die Gufelguter und auf der anderen Seite, das waren die Kilkener, also da waren die Ziegenställe vom Dorfanfang bis da oben, da waren die letzten. Der ist in die Richtung gegangen mit seinen Geißen. Wir sind da in die Richtung. Ich wollt sagen, wir haben 130 Stück Ziegen gehabt, der da drüben, das weiß ich nicht mehr. Ziegen unter Anführungszeichen. Da waren circa 70 Ziegen, das andere waren Böcke und, wie man sagt, „Leere“. Also, leere Zeitgeißen, also die an und für sich geschlechtsreif waren, aber keine Junge gehabt haben und dadurch auch keine Milch. Und eben auch die kleinen Kitze und Ziegen und Böcke. [...] Aber wir sind natürlich auch bis auf die Bielerhöhe raufgekommen. Ja, und wir haben da 70, 80 Stück gehabt. [...] Und Schafe haben wir da gehabt! Allein auf der Vallüla, da sind jetzt keine Schafe mehr. Die haben zwischen 700 und 800 Stück Schafe gehabt und das war bei Kriegsende, na ja, ich sag jetzt, fast ein Drama. Weil wir haben ... da waren die Marokkaner –*

*die Franzosen waren ja unsere Besatzungsmacht – und da waren Marokkaner dabei, und die waren so scharf auf das Ziegen- und Schaffleisch.*

Gleich eingangs stellt WX fest: „*Das weiß von den jungen Partenern heute wahrscheinlich kaum jemand*“. Damit betont er den Wissensvorsprung der Alten gegenüber den Jungen und erhöht gleichzeitig die Spannung, mit der die Zuhörenden der Erzählung folgen. Ohne Zweifel handelt es sich bei der berglandwirtschaftlichen Tradition der „Ziegenhut“ um ein historisches Detail, das im heutigen Alltag keine Rolle mehr spielt. Ziegen werden kaum mehr gehalten, die Weiden entlang der Ziegenhut sind verwachsen, und die „Geißler“ müssen in der Schule sitzen, anstatt die nicht mehr vorhandenen Herden zu hüten. WX treibt, wie das auch bei den meisten anderen ErzählerInnen der Fall ist, allerdings gerade diese Tatsache überhaupt erst zur Erzählung an. WX beschreibt ganz gezielt die historische Ziegenhut, und nicht etwa die Art und Weise, wie Ziegen gehalten und gezüchtet wurden, weil er den Zuhörenden etwas Neues bieten möchte. Die Funktion der Erzählungen über die traditionelle (Berg-)Landwirtschaft kann somit als zuhörer-orientiert und informationskonzentriert bezeichnet werden. Die ErzählerInnen möchten ihr Wissen weitergeben – und zwar möglichst jenes Wissen, das sie als einzigartig, wertvoll und vor allem: als annähernd verloren erachten. Das zeigen die teils ausführlichen Beschreibungen alter, verwachsener Wege oder heute längst nicht mehr notwendiger Arbeiten.

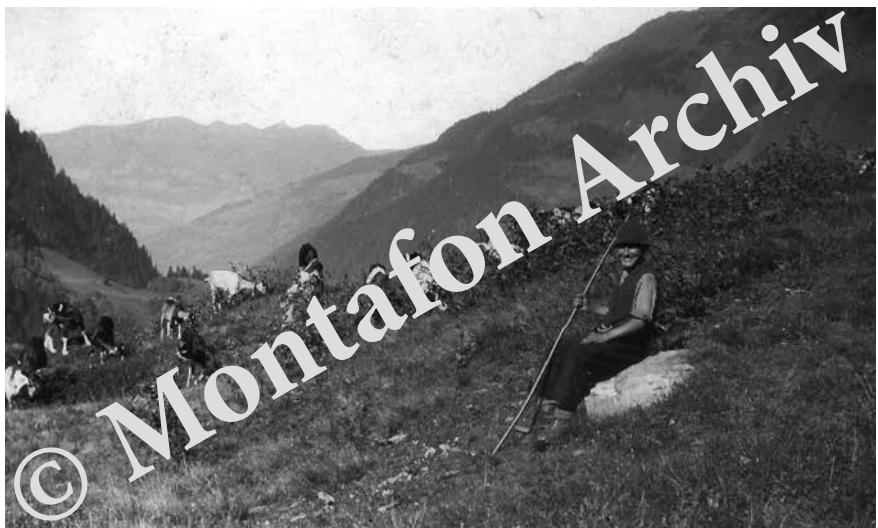


Abb. 6: „Geißler“ auf Gampabing/Neuberg, Gemeinde St. Gallenkirch  
(Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv)

Ein vielerzähltes Paradebeispiel für die Darstellung traditioneller landwirtschaftlicher Techniken stellen Erzählungen über den Heuzug dar. Das Mähen der Hochmähdere oberhalb der Waldgrenze und der winterliche Abtransport dieser Heubündel ins Tal wird seit Jahrzehnten nicht mehr praktiziert, stellte einst allerdings

einen wesentlichen Bestandteil der landwirtschaftlichen Ernte und damit der Arbeiten im Jahreskreis dar. Ein gutes Bergmahl sei früher so viel wert gewesen wie eine fette Wiese im Tal, erzählt ein 1920 geborener Bauer und bezeichnet es als unfassbar, dass diese Mähdere heute nichts mehr wert und größtenteils vollkommen verwachsen und damit verloren seien.<sup>72</sup> Aus dieser Aussage erklärt sich der hohe Stellenwert der Beschreibungen von den Heuarbeiten in den Bergen und dem Heuzug in den lebensgeschichtlichen Erzählungen. Dies verdeutlicht auch die Darstellung der 1907 geborenen XX:

*XX: Da hat man im Sommer in den Bergen Heu gemacht und das haben sie dann im Winter geholt. Wenn einmal Schnee lag, dann ging man ... das ist ja in ganz steilen Hängen oben, da hat man das Heu unter Dach getan und im Winter hat man's herunter geholt.*

*I: Mit dem Schlitten?*

*XX: Ja, ohne Schlitten!*

*I: Ohne Schlitten, nur gezogen?*

*XX: Wo's steil war, ging's ohne Schlitten. Und erst wo dann ein richtiger Weg war, wo's nicht mehr so steil ging, hat man's auf den Schlitten getan. Da hat man ... ich weiß, meine Mutter hat gesagt ... also die Männer, die Onkel waren immer im Winter zuhause und haben den anderen Leuten Heu geholt. So hat man's ausgeglichen. Der eine hat dem geholt, der eine wieder dem anderen und so hat man zusammengeholfen. Da waren oft 7, 8 oder 9 Personen waren dabei und haben Heu gebracht. Und das haben dann im Winter die Leute, wo im Sommer ... die jungen Leute waren eigentlich nicht so hier. Die sind alle ausgewandert nach Frankreich oder nach Deutschland. Die meisten nach Deutschland. Und im Winter waren sie zuhause. Ich weiß, meine Mutter hat dann gesagt, ihre Mutter hat gesagt, jeder ist 40 Mal aufgebrochen bei der Nacht. Da hat man um 2, 3, 4 Uhr hat man müssen auf die Berge gehen wegen der Lawine.*

*I: Und was hat man da gemacht?*

*XX: Das Heu geladen auf ... ja, ich kann das gar nicht sagen wie. [Hustet] Da hat man gewisse Stricke gehabt und da hat man sechs Stricke, sagen wir mal, so wie der Teppich war, sechs Stricke hat man quer genommen und dann hat man Heu aus dem Stall geholt und hat's drauf getan. Und dann hat man's wieder ...*

*I: ... zugebunden.*

*XX: ... zugebunden. Und hat aber die Stricke wieder ausgebreitet. Und so sind die Burden dann hoch geworden. Eine Burde war ja oft mannshoch. So hat man solche geholt. [...] Und so ... die Männer sind oft um 9, 10 Uhr kamen die Männer schon ins Tal mit dem Heu.*

72 Hessenberger, Edith: Berglandwirtschaft, Arbeitsalltag und soziales Leben auf Maisäß, Alpe und Mahd. In: Michael Kasper, Klaus Pfeifer (Hg.): Netza, Monigg und Sasarscha. Traditionelle Berglandwirtschaft in Gortipohl. (= Montafoner Schriftenreihe 23) Schruns 2011. S. 201–270. Hier S. 267.

*I: Morgens.*

*XX: Morgens. Und dann hat man gegessen. Dann hat man, heute sagt man, Küchli gemacht. [...] Gegessen. [...] Und dann hat man das Heu abgeladen. Zuerst, wenn sie kamen hat man ihnen Kaffee und sowas gegeben. Und dann haben sie das Heu abgeladen und dann ist man erst richtig zum Mittagstisch gekommen. Da hat man Fleisch gekocht.*



Abb. 7: „Heuschlittna“ in Gaschurn (Sammlung Markus Durig/Montafon Archiv)

Die Arbeiten, die XX hier beschreibt, erscheinen in heutigen Zusammenhängen tatsächlich sehr fremd. Eine Handvoll Männer bricht in der Nacht mit Laternen auf, um von den verschneiten Hängen mannshohe Heu-„Bätscha“ in eigens präparierten Bahnen, teils ohne Schlitten und nur durch ihr eigenes Körpergewicht gelenkt bzw. gebremst, ins Tal zu bringen, bevor die Lawinengefahr zu groß wird. Der unermesslich hohe Stellenwert des Bergheus für eine Bauernfamilie wird in Anbetracht dieser Beschreibungen besonders deutlich. Nicht zuletzt aus diesem Grund sind die Erzählungen vom Heuzug bei ZeitzeugInnen besonders beliebt, ebenso wie diese Thematik ja auch VolkskundlerInnen oder Filmteams seit jeher faszinierte. Auch bei den Heuzug-Geschichten handelt es sich um Mustererzählungen, welche die Prekarität der auf die Berglandwirtschaft angewiesenen Menschen einerseits, und andererseits die hohe Gefährdung von Leib und Leben bei zentralen, alljährlichen Arbeiten zur Kernaussage erheben.

Die nachfolgende Erzählung des 1929 geborenen KP passt ebenfalls in dieses Muster, auch wenn der Erzähler hier nicht den Heuzug, sondern die Arbeit in den Bergmähdern im Sommer als Setting wählt:

KP: Jaja, meine Mutter hat dann erzählt, die haben auch eine Landwirtschaft gehabt, wie sie noch ledig gewesen ist. Die sind da von Pizagut her, das ist auf dem Scheimers, also auf der Grenze fast zum Silbertal, da haben die heuen müssen. Dann sind sie am Abend runter, am nächsten Morgen um drei aufgestanden und wieder da rauf, da oben war wieder so ein Mähder. Da haben sie nicht einmal einen Stall gehabt, sondern da hat man nur so einen Schober gemacht. Sie haben sich bei dem Schober an einer Tanne anbinden müssen, dass sie in der Nacht nicht abgerollt sind! Stell dir das vor. Heute, auf so einem Heuhaufen übernachten, an einem Seil! Ja ja, das glaubt dir ... das glaubt niemand! Aber es ist halt so gewesen.

Die hohe Gefährdung von Leib und Leben wird hier in Form eines Bildes von MäherInnen, die an einer Tanne angebunden auf einem Heuhaufen am Berg schlafen müssen, dargestellt. KPs Erzählung möchte mindestens ebenso sehr informieren wie erstaunen und auch unterhalten. Das verdeutlichen die abschließenden Bekundungen KPs. Diese Kommentare, die den Topos des „das glaubt dir niemand!“ begleiten, unterstreichen darüber hinaus die zuvor erwähnte Divergenz zwischen heutigen und früheren Verhältnissen, die den Kern des Erzählstoffes darstellt und die Erzählung dem Erzähler überhaupt erst mitteilenswert erscheinen lässt.

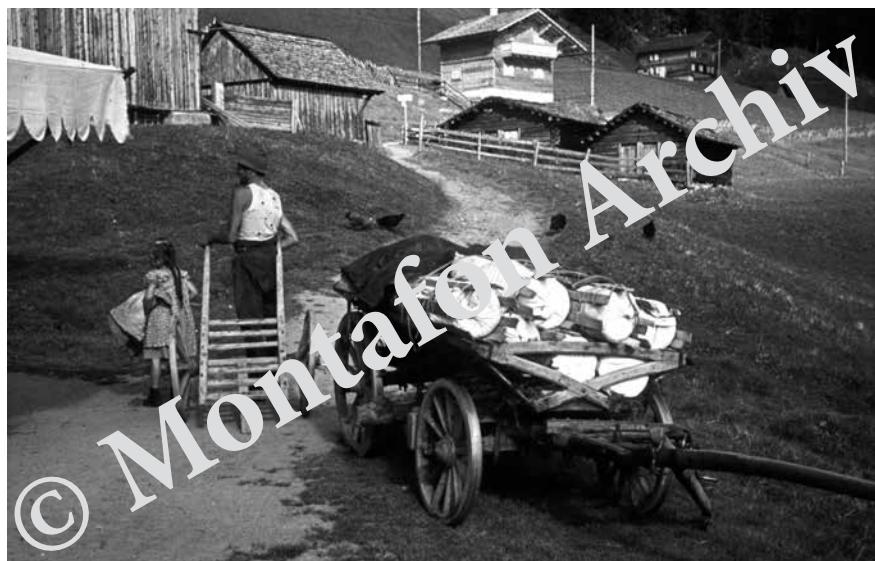


Abb. 8: Abtransport der Sennprodukte vom Maisäff ins Tal

(Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/Montafon Archiv)

Die Alpwirtschaft stellt einen weiteren wichtigen Aspekt der Erzählungen über die traditionelle Landwirtschaft dar. Besonders jene, die hier als SennInnen oder HirtInnen einige Sommer arbeiteten, aber auch jene, die ihr Vieh sommers auf die Alpe gaben, widmen diesem Themenfeld viel Aufmerksamkeit. Die Familie des

1930 geborenen OP beispielsweise übergab ihr Vieh im Frühsommer, wie viele andere auch, dem Alpvolk, besuchte die Tiere bei Gelegenheit und holte sich im Herbst ihren Anteil an den erzeugten Milchprodukten. Gleich eingangs weist OP auf Unterschiede zwischen der heutigen und der früheren Handhabung hin:

*OP: Aber von der Alpe hat man es nie geholt, weißt du. Da hat man gespart bis im Herbst. Heute holt man Käse im Sommer. Und man isst ihn neu. Das durfte man früher nicht.*

*I: Erst wenn sie es [das Vieh, Anm.] abgetrieben haben, hat man das dann auch quasi bekommen?*

*OP: Ja. Ich meine jetzt ... im Frühling, wenn sie auf dem „Unteren“ gewesen sind, hat man auch, wenn sie auf das „Obere“ sind, in den Alpen, hat man herunter geteilt. Dann konntest du den Käse holen. Hast du halt auch einen Käse, zwei, bekommen. Aber was es oben gegeben hat, hast du erst im Herbst ... Und wenn jetzt einer im Sommer einen Käse geholt hätte einmal, weißt du, dann hat es geheißen, jetzt ist er grad am Verhungern. Oder ein bisschen Butter. Die Butter hat man alles drinnen gelassen. Und diese Stöcke gemacht. Diese Butterstücke. Das sind Stöcke gewesen, so ungefähr 70 bis 80 cm Durchmesser. Und da hat man jeden Tag diese Butter drauf. Geknetet zuerst, das Wasser, oder halt die Milch heraus geknetet. Im Wasser geknetet. Und danach wieder da drauf getan. Immer wieder eine Schicht, auf diesen Stock. Das sind dann so Stöcke gewesen mit 90 Kilo. Und die sind im Milchkeller drinnen gestanden, auf einem Tablett, oder halt auf einem Podium. Herum ist ein „Linicht“<sup>73</sup>, hat man hinauf gehängt. Da ist oberhalb ein Draht gewesen mit Ringlein, dass man das vorziehen konnte, dass die Fliegen nicht grad hinein sind, in die Butter. Und im Herbst ist diese Butter gewesen, goldgelb, und gestunken. Und wenn du sie geholt hast im Herbst, hat jeder so einen ranzigen Knollen bekommen, dazu, vielleicht ein bisschen einen Neuen. Und wenn du ihn daheim gekocht hast, du musstest hinaus aus der Hütte, so hat das gestunken. Sogar eingekocht hat es noch gestunken. Und das hat man alles gegessen. Und eben, wir haben dann ein Kilo geholt, wenn wir im Maisäff gewesen sind, um zu heuen, dass man ein bisschen etwas gehabt hat, um aufs Brot zu streichen. Aber dann hat der Senn schon gesagt: „Ah, habt ihr nichts mehr zu essen?“ Oder Käse! Ja, kannst du dir denken! Einen Käse durfte man nicht holen. Käse darf man doch nicht „jung“ essen, hat es geheißen. [I lacht] Der Käse muss eine „Muffa“<sup>74</sup> haben.*

Auch in dieser Darstellung wird deutlich, dass OP das Besondere an den Verhältnissen früher für seine Erzählung auswählt. Eingangs werden die strengen Regeln, nämlich Butter und Käse erst im Herbst von der Alpe zu holen, der lockeren Handhabung heutzutage gegenübergestellt, wo man sich bei Gelegenheit einen Käse holt und diesen sogar frisch isst. Im Kern lebt OPs Erzählung aber von der

---

73 Leintuch.

74 speckige Rinde vom Sauerkäse.

Beschreibung der ranzigen Butter, die auch in gekochter Form gelb und stinkend blieb. Im Bewusstsein, dass ranzige Butter heute als verdorben gilt, betont OP die traditionelle Wirtschaftsweise, in der Milchprodukte einen so hohen Stellenwert hatten, dass sie in keinem Zustand als schlecht empfunden wurden und vorzeitiger Verzehr sogar als Frevel ausgelegt wurde.

Sowohl die Alp- als auch die Maisäßwirtschaft werden in den retrospektiven Erzählungen gerne verklärt und idyllisiert. Dazu dürfte einerseits die Lage abseits des Tales mit seinem Alltag beitragen, andererseits nicht zuletzt die Literatur, die hier immer wieder die „Freiheit“ der Alp- und Maisäßleute betont und so selbst zur kulturellen Vorlage geworden sein dürfte.<sup>75</sup> In der Folge sollen zwei Aspekte dieser Idyllisierung am Beispiel der Erinnerungen an das Leben auf dem Maisäß einander gegenübergestellt werden:

OP ♂, geboren 1930:

I: Und eben sonst, Maisäßzeit, da hört man öfters so, dass das eher so etwas Schöneres gewesen ist.

OP: Das ist schön gewesen, ja. Das ist dann schön gewesen.

I: Warum?

OP: Oh, am Abend, wenn schönes Wetter gewesen ist, dann ist man zusammen gekommen, auf diesen Maisäßen oben. Von dem Maisäß sind ein paar gekommen, und dann ist man halt ... hell ist es lange gewesen, ist man halt herum gesprungen und lustig gewesen und gesungen. Und das ist wirklich ... die Maisäßzeit ist schön gewesen. Da ist auch alles oben gewesen, weißt du. Da ist jeder mit der Familie hinauf. Und da ist nur ein kleines Häuschen gewesen, oben. Und da ist jetzt eine kleine Stube und eine kleine Küche und ein kleiner Keller gewesen. In der Stube ist ein Tisch gewesen und vielleicht zwei Bänke, und wenn es gut gegangen ist ein Stuhl, und ein Bett. Und geschlafen hat man im Heu.

I: Eben, wenn da alle oben gewesen sind ...

OP: Ja. Dann hast du im Heu geschlafen.

UF ♀, geboren 1916:

UF: Ich war mit meinen Kindern, als sie noch nicht in die Schule gingen, zwei Sommer im Gauertal. Und das war wunderbar. Da bin ich natürlich auf allen drei Türmen gewesen. Und es war so wunderbar am Abend, es war noch wenig, wenig Betrieb, wenn alles so still war auf der drüheren Seite, wir waren auf der rechten Seite von der ... na, wie heißt sie jetzt?

I: Lindauer Hütte?

UF: Nein, der Fluss. Boah, sehen Sie, das ist jetzt ... Das kommt dann schon.

<sup>75</sup> Braun, Annegret: Frauen auf dem Land. Eigenständige Landwirtinnen, stolze Sennerinnen, freiheitssuchende Sommerfrischler und viele andere von damals bis heute. München 2010<sup>2</sup>. S. 42.

*Da fließt auch ein Bach, ein kleines Flüsschen. Und, wenn alles so still war, das Flüsschen plätscherte, auf der drüberen Seite regte sich ab und zu eine Kuh, die eine Glocke um hatte, und das war alles so still. Und irgendwo, da über dem Berg, da kam ganz, ganz langsam der Mond hoch. Das waren alles so wunderbare Erlebnisse. Und dann sind wir oft, wenn die großen Ferien kamen, dann war die Familie Doktor Beitl auch im Gauertal, da sind wir dann oft um halb elf oder noch später ein Stück gewandert, um den Sternenhimmel anzuschauen und die Berge zu dieser späten Stunde anzuschauen, zu bewundern. Ja, wenn man die Natur liebt, liebt man all das, was da drinnen ist.*

Der bereits aus dem vorhergehenden Interviewausschnitt bekannte OP beschreibt aus der Perspektive des Bauernkindes oder -jugendlichen, wie er sich an das Leben am Maisäß erinnert. Nur wenige Wochen lang waren die Häuser und Ställe voll besetzt von Mensch und Tier. OP erzählt von den langen Sommerabenden an denen alle beisammen saßen und beschreibt die putzig erscheinende Infrastruktur, aufgrund deren räumlicher Begrenztheit die Meisten schließlich im Heu schlafen mussten.

UF hingegen war nie Teil einer bäuerlichen Arbeitsgemeinschaft am Maisäß, da sie aus Deutschland ins Montafon heiratete und den Maisäß der Familie ihres Mannes nie landwirtschaftlich nutzte. UFs Erinnerungen sind eher naturromantischer Art, sie beschreibt die Landschaft, das Plätschern des Baches oder das Aufgehen des Mondes sowie auch nächtliche Spaziergänge gemeinsam mit der Familie Beitl. Dass UF den im Montafon sehr bekannten und geschätzten Volkskundler und Schriftsteller mit in ihre Darstellung einbezieht, verleiht der Erzählung ein bildungsbürgerliches Gepräge. In diesem Zusammenhang erscheint der Aufenthalt am Maisäß eher als Ort der Sommerfrische. UFs Erzählung wirkt literarischer und erhabener, nicht zuletzt wenn sie von der Liebe zur Natur spricht, während OPs Erzählungen unbefangen die Ausnahmezeit am Maisäß andeuten. Gemein ist beiden Darstellungen die Verklärung des Aufenthalts. Weder ist bei OP von der Arbeit die Rede, die auf dem Maisäß ebenfalls von früh bis spät geleistet werden musste, noch erwähnt UF im Rahmen ihrer Beschreibung der Zeit auf dem Maisäß das schwierige Verhältnis zu ihrem Mann und dessen Familie, vor der sie sich ursprünglich auf den Maisäß geflüchtet hatte.

Eine Idyllisierung der Erinnerungen ist allerdings in Bezug auf die Erzählungen über die traditionelle Landwirtschaft eher untypisch und stellt eine Ausnahme dar. Wird vom bäuerlichen Leben erzählt, stehen zumeist die harte Arbeit von klein auf bzw. die Arbeitsabläufe und -techniken im Vordergrund. Besonders häufig betonen die ErzählerInnen, dass man in ihrer Kindheit in der Landwirtschaft alle Arbeiten ohne maschinelle Unterstützung zu bewerkstelligen hatte. Der 1933 geborene CC berichtet: „Ja, da hat man halt alles von Hand machen müssen. Zeug tragen. Mist. Kartoffeln anrichten, Korn anrichten. Da hat man circa einen Hektar hat man Kartoffeln angerichtet und einen Hektar hat man Korn gemacht. Weizen, Hafer und Gerste. Damit man im Winter Mehl gehabt hat.“ Sämtliche Arbeiten mit

Muskelkraft verrichten zu müssen, ist heute derart unvorstellbar, dass die ZeitzeugInnen nicht oft genug betonen können, welche Erschwernisse das Leben im Montafon noch vor wenigen Jahrzehnten mit sich brachte. Dazu zählen neben der harten körperlichen Arbeit auch die teils beträchtlichen Gefahren, denen man Gesundheit und Leben im Alltag wie selbstverständlich aussetzte. Der 1930 geborene BB beschreibt nachfolgend die Arbeit des Holzziehens, die im Winter verrichtet wurde und zu den gefährlichsten in der Berglandwirtschaft überhaupt zählte:



Abb. 9: Gruppenfoto auf dem Maisäss Gweil, Gemeinde St. Gallenkirch, vor 1927  
(Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv)

I: Im Holz haben Sie auch gearbeitet?

BB: Ein bisschen, ja. Kann ich mich erinnern, bin ich mit dem Vater, als ich 13, 14 Jahre alt war, den Rellsbach entlang. Da hat man das Holzziehen im Winter gemacht. Und der Bruder war ein Jahr älter als ich. Da hat man das auf einen Bockschlitten, also das ist der kurze Schlitten, da hat man ein Lager gemacht und aufgebunden. Dann durften er und ich, wir sollten hinten ohne „Krebelschuhe“<sup>76</sup>, ohne alles, mit normale Schuhen das „Zapin“<sup>77</sup> reinhauen und etwas bremsen. [Hustet] Dann ist es ziemlich steil runter, dann hat man zur rechten Zeit ... da gibt's so eine Eisenkette, mit der muss man die Geschwindigkeit verringern. Dadurch dass sie sich hineinfrißt in den Ding hat sie, ja, gebremst. Dann hat es sie durchgerissen die Kette und der Schlitten ist fort und hinein in den Baum. Dem Bruder hat es kein Haar gekrümmmt, der Schlitten war in Trümmern. Mir hinten hat es auch nichts gemacht. Ja, so war das dann. Hätte schon was passieren können.

76 schwere, mit Nägeln beschlagene Schuhe mit griffiger Sohle.

77 Wendehaken in der Forstarbeit.

BB beschreibt diese gefährliche Situation, in der er und sein Bruder durch Glück von schweren Verletzungen verschont blieben, nüchtern. Die abschließende Bemerkung „*Ja, so war das dann. Hätte schon was passieren können*“ wirkt in diesem Zusammenhang nahezu ironisch, jedenfalls aber abgeklärt. Dies ist sicherlich durch die lange Zeit, die zwischen dem Ereignis und der Erzählsituation liegt, zu erklären. BB beschreibt im Rahmen seiner Lebensgeschichte, wie verschiedene landwirtschaftliche Arbeiten verrichtet wurden. Das persönliche Risiko dabei wird nicht immer benannt, sondern durch die Beschreibung von Gefahrensituationen dargestellt. Der Erzähler lässt hier das Ereignis für sich sprechen.

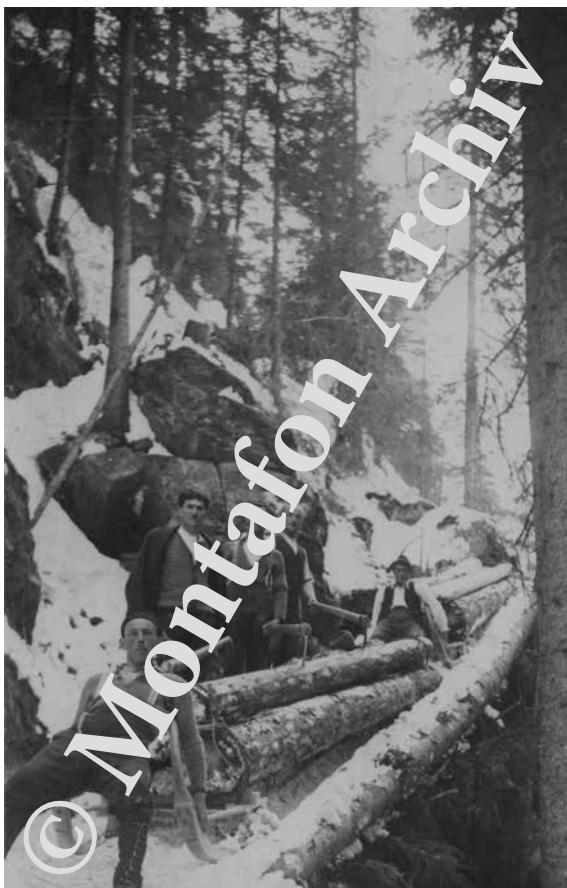


Abb. 10: Männer beim „Holzschlittna“ in den 1920er Jahren  
(Sammlung Kilian Jochum/Montafon Archiv)

Es kann ganz allgemein für die lebensgeschichtlichen Erzählungen festgestellt werden, dass nur wenige ErzählerInnen während ihrer Darstellungen tiefen Emotionen zulassen oder diese den Zuhörenden zeigen. Das Gefühlsleben wird in den Erzählungen generell selten angesprochen, in den meisten Interviews prägen Notwendigkeiten und rationales Denken die Darstellungen. Die 1930 geborene BX liefert ein seltenes Beispiel, wenn sie im folgenden Ausschnitt über die Zuneigung zu den Nutztieren spricht:

BX: Ja. Ja, so ist das. Heute hat die „Burnerei“<sup>78</sup> überhaupt keinen Wert. Gar nichts. Und dabei sind diese Bauern so an diesem Vieh gehangen. Das Montafoner Braunvieh, [...] die sind stolz gewesen, wenn sie im Herbst ein schönes Rind gehabt haben.

I: Ja? Ist man da schon dran gehangen?

BX: Ja! [...] Nicht nur weil man das Geld gebraucht hat. [...] Und dann ist der Schrunser Markt gewesen, seit ich denken mag, am 21. September. Und dann sind „d’Schwobahendlr“<sup>79</sup> herein gekommen, aus dem Schwabenland. Und dann ist der Markt gut gegangen. Die haben schon mehr Geld gehabt. Aber wenn der „Däta“ heim gekommen ist und gesagt hat, die Schwaben sind nicht herinnen gewesen, es sind nur die Schrunser Händler gewesen, wie die alle geheißen haben, da Kieber, ich weiß gar nicht mehr, wie die alle geheißen haben. Oder die Bregenzerwälder. Und die haben natürlich ganz genau gewusst, die armen Bauern müssen verkaufen, die Rinder. Dann ist der „Däta“ halt heim gekommen und hat gesagt: wir haben es nicht verkauft, wir haben es verschenkt. Aber ich weiß, „es kunnt guat öbr“<sup>80</sup>, es kommt in den Bregenzerwald. Weil sie dort schon die schöneren Alpen haben als wir da herinnen.



Abb. 11: Schrunser Viehmarkt in den 1940er Jahren

(Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/Montafon Archiv)

78 Bauern-Arbeit, das Betreiben einer Landwirtschaft.

79 Schwabenhändler, Viehhändler aus Schwaben.

80 es bekommt einen guten Platz.

Wie das häufig auch in anderen Erzählungen der Fall ist, stellt die Erzählerin hier einen der werthaltigen Endpunkte ihrer Geschichte gleich voran: „*Heute hat die „Burnerei“ überhaupt keinen Wert.*“ Diese vorangestellte Aussage übt implizit Kritik am Wandel bzw. nimmt bedauernd zum Niedergang der Landwirtschaft im Laufe des 20. Jahrhunderts Stellung. Abgesehen von diesem Topos, den BX bewusst ins Zentrum ihrer Erzählung stellt, ist der dargestellte Ausschnitt in mehrfacher Hinsicht interessant: Im Rahmen der Beschreibung des Schrunser Viehmarktes, der von vielen ZeitzeugInnen als *das* Ereignis im bäuerlichen Jahreskreis beschrieben wird, stellt BX die emotionale Bindung zwischen einer Bauernfamilie und ihrem Vieh dar, die die Tiere nicht nur als Geldwert betrachtete, sondern sich auch über den Verkauf an einen guten Platz freuen konnte. Andererseits setzt sie die Landwirtschaft im Montafon ins Verhältnis zu den Bregenzerwälder oder schwäbischen Bauern und verstärkt dadurch das in ihrem Interview ganz allgemein omnipräsente Bild von den armen, benachteiligten und ständig unter Druck stehenden Montafoner Bauernfamilien. Dabei handelt es sich im Übrigen um ein (Selbst-)Bild, das auch in vielen anderen lebensgeschichtlichen Erzählungen bestätigt wird. Dieses Selbstbild von der Geschichte des Tales, aber auch von der eigenen Biografie spiegelt sich teils im Topos von der „harten, arbeitsamen Kindheit“ wider, aber auch in den gründlichen Beschreibungen der bäuerlichen Wirtschaftsweise, am Beispiel derer dargestellt wird, wie arbeitsaufwändig das Überleben einer Bauernfamilie sein konnte. Wer eine Landwirtschaft hatte, kam zumeist mit jenen immer gleichen Produkten, die im Montafon produziert werden konnten, über die Runden.

Wie im vorangegangenen Kapitel aufgezeigt wurde, wird von Menschen leichter im Gedächtnis behalten, was in der Gesellschaft bzw. der Erzählgemeinschaft gemeinhin als relevant erachtet wird. Bestimmte Erzählstoffe erhalten so mehr Bedeutung als andere, die zusehends in Vergessenheit geraten oder zumindest von sich aus kaum erwähnt werden. Das erklärt die besonders deutlich ausgeprägte Erzähltradition in Bezug auf landwirtschaftliche Techniken, die etwa Geißhut, Bergmahl und Heuzug, Leben und Arbeiten auf Maisäß und Alpe, Holzarbeit oder den Schrunser Viehmarkt in den Vordergrund stellt. Zahlreiche andere bäuerliche Arbeiten sind im Laufe der Jahrzehnte offensichtlich außerhalb die Erzähltradition geraten: Kartoffel- und Getreideernte, Heuarbeit im Tal, Anbau im hauseigenen Gemüsegarten, Holzarbeit im Tal für den Wintervorrat etc. Diese Themenfelder werden kaum bzw. nur am Rande erwähnt, was unter anderem damit zusammenhängt, dass weniger außergewöhnliche, strukturlose, alltägliche Handlungsabläufe tendenziell weniger erinnert werden.

### 3.4.4. Zuerwerb zur Landwirtschaft

Eine Schwierigkeit für die größtenteils sich selbst durch die eigene Landwirtschaft versorgenden Familien stellte die Einbindung des Familienbetriebs in den Geldkreislauf dar: Milchprodukte, Brot, Kartoffeln, Fleisch und Obst hatte man selbst. Woher aber das Geld für andere Produkte wie Zucker, Stoffe, Dienstleistungen oder

einen Zugfahrschein nehmen? Der 1924 geborene IJ beschreibt den Aufwand, den seine Familie betreiben musste, um ein wenig Geld dazu zu verdienen:

*I: Wie ist Ihre Familie in den 30er Jahren dann eigentlich zu Geld gekommen?  
Sie haben gesagt, Sie haben diese Würste in Schruns gekauft, woher hat man dann das Geld gehabt? [...]*

*IJ: Na ja, ich mein, man hat ja dies und jenes ... man hat immer verkauft, was möglich war. Ich weiß noch, man hat die Butter verkauft, die man selber hatte, man hat Käse verkauft. Man hat irgendwo irgendwelche Dinge – wie soll ich sagen? Man hat Milch und Eier gehabt, die hat man auch verkauft. Man hat so viel wie möglich verkauft von dem, was man irgendwie selber noch hatte, nicht. Ich kann mich erinnern, man hat Butter verkauft und es gab in diesen Lebensmittelgeschäften so Päckchen, ähnlich wie Vanillezucker. Und wenn man diesen mit Milch aufgekocht hat, dann gab's einen Kunsthonig und dann hat man diesen Kunsthonig auf's Brot gestrichen. Und um eben zu Geld zu kommen, hat man so viel wie möglich verkauft. Es gab Kirschen, da hat man Kirschen gelesen, dann hat man Kirschen verkauft. [...] Man hat Kirschen, man hat Obst verkauft im Herbst, Äpfel, Birnen, alles, was es gab. Und was man nicht verkaufen konnte, hat man natürlich auch wieder, wie soll ich sagen, verarbeitet, gedörrt, nicht. Für den Winter. Oder man hat es gemostet, von Hand das durchgemahlen und eine Mostpresse gehabt, die man auch einmal gekauft hat, die nicht schlecht in Stand war, und hat auf die Art und Weise einen Most gehabt. Soviel wie möglich halt verkauft und mit dem hat man halt wieder Mehl gekauft oder das, was notwendig war, wenn man nicht ... Es war früher auch üblich, im Laden hat man nicht bar bezahlt, sondern man hat ein Büchlein gehabt, da hat man das alles aufschreiben lassen. Und wenn man wieder Geld hatte, dann hat man wieder bezahlt. Sagen wir, vielleicht hat man wieder ein Stück Vieh verkaufen können oder irgend etwas oder irgendwo eine Einnahme. Wir hatten auch ein Pflegekind angenommen um von dort her noch ein Geld zu bekommen. Von der eigenen Mutter, die in der Schweiz gearbeitet hat. Nur hat das auch nicht immer geklappt. Je nachdem, ob sie einen Verdienst hatte oder nicht. Hat man auch ein Pflegekind aufgenommen. Wir hatten sogar auch eine Zeit lang eine behinderte Frau in Pflege genommen um eben von der Seite auch noch etwas Geld zu bekommen.*

Wie IJ beschreiben viele weitere ErzählerInnen, dass ihre Familie jede Gelegenheit nutzte, um zur Landwirtschaft, die vor allem der Selbstversorgung diente, etwas dazuzuverdienen. Der Zuerwerb stellte nicht erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein wichtiges Einkommen für Bauernfamilien dar, sondern spielte nachweislich seit der frühen Neuzeit eine zentrale Rolle. Die Notwendigkeit des Zuverdiensts erwuchs einerseits aus der gebirgigen, wenig Ertrag ermöglichen Topographie des Tales, andererseits aus der Tradition des Realerbteilungsrechts, das eine immer stärkere Zerstückelung der Fluren nach sich zog.<sup>81</sup> Als Überle-

<sup>81</sup> Böhler: Das Verschwinden der Bauern. S. 93f.

bensstrategien entwickelten sich die jahrhundertelange Tradition der Saisonarbeit der meist männlichen Familienmitglieder, der Verkauf landwirtschaftlicher und handwerklicher Produkte und schließlich auch extreme Sparsamkeit. Die 1922 geborene KK beschreibt, wie alles, was die Landwirtschaft abwarf, genutzt wurde. Einen wichtigen Arbeitsbereich stellte die Schafwolle dar:

*KK: Dann hat man Schafe gehabt. Das war damals notwendig. Dann hat man die Wolle gewaschen, und zuerst hat man es müssen selber kartatschen, und dann hat es seine Kartatsche<sup>82</sup> gegeben, wo es [unverständlich] wird und ... Kartatsche hat man das halt geheißen. Und dann hab ich die Wolle gesponnen.*

*I: Das war eine Arbeit im Winter, oder?*

*KK: Das war eine Winterarbeit. Die Wolle gesponnen und dann hat man müssen Socken stricken draus, oder Pullover oder Jacken für die Männer. Die Zeit ist immer ausgefüllt gewesen.*

*I: Wie viele Schafe haben Sie da damals gehabt?*

*KK: Ja, da haben wir sieben, acht Schafe gehabt.*

*I: Und die werden einmal im Frühling und einmal im Herbst geschert?*

*KK: Zwei mal, ja.*

*I: Und hat man da etwas verkaufen können auch, oder hat man das alles selber aufgebraucht?*

*KK: Die Wolle hat man selber gebraucht. Später ist dann in Flirsch eine Fabrik gewesen und da ist man dann mit der Wolle, mit gewaschener Wolle, hinüber, und dann hat man einen Stoff gekriegt. Einen Loden. Oder im Oberinntal drüben, in Ried im Oberinntal, ist dann auch eine Wollfabrik gewesen, da hat es dann aber nur einfach-breiten Loden gegeben. Und den stärkeren, festeren. Aber nur einfach-breit.*

*I: Aber das war erst später?*

*KK: Ja, das war da in den 1930er Jahren.*

KK ist gebürtige Paznaunerin<sup>83</sup>, ihre Erfahrungen unterscheiden sich in Bezug auf den bäuerlichen Zuerwerb allerdings nicht von jenen der MontafonerInnen. Von der Wollproduktion bis zum fertigen Pullover wurde die Schafwolle innerhalb der Familie weiterverarbeitet und ermöglichte ein zusätzliches Einkommen. Durch den Verkauf der Wolle kam entweder Geld, oder aber durch das Eintauschen der Wolle Loden ins Haus. In diesem Interviewausschnitt, in dem die Interviewerin das Gespräch immer wieder anregen muss, berichtet KK vor allem auf der Sachebene. Emotionaler wird sie hingegen gegen Ende der Beschreibungen alltäglicher Arbeitsabläufe, als sie resümiert:

*KK: Ich wünsch euch keine solchen Jahre. [...] Das bin ich heute noch gewohnt, das Sparen. Ich kann heute noch nichts wegwerfen. Ich krieg oft Schimpf,*

---

82 auch: Handkrempe.

83 Das im Westen Tirols liegende Paznauntal grenzt im Silvrettagebirge direkt an das Montafon an.



Abb. 12: Schafschur  
im Gauertal 1947  
(Sammlung Hildegard  
Thöny/Montafon Archiv)

*aber das macht mir nichts. Das rutscht über den Buckel hinunter. Weil wenn man in diesen Zeiten dann aufgewachsen ist, dann ist man geprägt, dass man spart im Alter.*

Diese ausdrucksvolle Aussage KKs greift dem Thema der Armut, das in einem späteren Kapitel behandelt werden soll, vor und zeigt den Stellenwert der Erzählungen von handwerklichen Tätigkeiten im Rahmen der Landwirtschaft auf. Die Menschen arbeiteten so viel als möglich und bemühten sich, ihr Überleben durch ein zusätzliches Einkommen über verschiedenste Standbeine abzusichern. So waren LandwirtInnen (schon im Rahmen des Viehhandels) auch auf ihren Geschäftssinn angewiesen: Häufig spezialisierten sie sich auf den Verkauf bestimmter Produkte oder entwickelten Strategien im Dienstleistungsbereich. Die 1926 geborene WD berichtet etwa, dass ihre Großmutter, ebenfalls Bäuerin, ein Gewerbe anmeldete: Sie baute unter anderem einen Handel mit Eiern aus dem ganzen Montafon auf:

*WD: Also, von der „Ahna“ muss ich noch erzählen, wo wir aufgewachsen sind. Dass sie hat können all ihre Kinder aufziehen und verköstigen und erhalten, bis wir alle in die Schule gekommen sind und fort sind von daheim. Sie hat sich dann ein Gewerbe besorgt, und dann ist sie hinein gegangen bis nach Partenen und dann hat sie in einem großen Korb hat sie bei den Bauern überall, bei den einfachen Bauern hat sie die Eier gekauft. Für sechs, sieben Groschen hat sie sie gekauft, dann hat sie hunderte von Eiern beisammen gehabt. Und so einen Schlitten hat sie gehabt, so einen kleinen Lehnenschlitten, wo hinten so eine Lehne gehabt hat, zum Aufladen, dass sie nicht heruntergefallen ist.*

*Ich habe noch ein altes Bild, wo sie in so einer schwarzen Tracht-Pelerine und im „Fazanedli“<sup>84</sup> und in der „Juppe“<sup>85</sup> ist sie gewesen, da hat sie die Eier zusammen gesammelt. Dann ist sie heraus gefahren mit dem Postauto, oder viel, viel auch zu Fuß gegangen, weil sie hat bis in Gaschurn oder St. Gallenkirch hat sie die Eier zusammen getan. Und dann ist sie am nächsten Tag, wo sie sie heimgebracht hat, ist sie auf Bludenz gefahren. Ist sie mit dem Zug auf Bludenz, mit dem ersten, mit dem alten Montafonerbähnli ist sie auf Bludenz und dort hat sie die Eier für zehn, zwölf Groschen verkauft. Da hat sie oft viele tausend Eier gehabt. Da hat sie die anderen am Bahnhof unten stehen lassen, und dann ist sie hinauf – aber das ist natürlich dort, wo jetzt die Sparkasse ist, oben das Neue aus Glas ... Da ist der Montafoner Hof gewesen. Da heraußen ist das Kreuz gewesen, bei der Post, da hat sie's verkauft. Und herunter im „Deutschen Haus“ [...], ein großes schönes Hotel ist das gewesen, da hat sie überall ihre Kundschaften drinnen gehabt. [...] Und dann ist sie am Abend heimgekommen und hat ihre Gröschli zusammengezählt. Am Abend hat sie noch eine Wolle mitgebracht zum Socken Stopfen und ein Stöffli für eine Schoß<sup>86</sup>. [...] Alles was ein bisschen gegangen ist, hat sie verkauft. Und hat wirklich ... Und in einem kleinen Kämmerli hat sie eine Stellenvermittlung aufgemacht, und da hat sie Hefte gehabt und schön Buch geführt und alles, da sind dann die „Maiggena“<sup>87</sup> und junge Männer sind gekommen, um Stellen fragen. Und sie hat alles ausgekundschaftet und hat so ihr Geld dazu verdient. [...] Einmal hat sie nur erzählt, da haben ihr ein paar Buben draußen in Bludenz einen ganzen Korb voll Eier „umg'sperzt“<sup>88</sup>. Da ist sie fast als „a-Rearate“<sup>89</sup> heimgekommen. Das ist einmal passiert. Das hat sie viele Jahre gemacht. Viele Jahre ist sie auf den Handel gegangen.*

WDs Großmutter ist sicherlich ein Paradebeispiel für eine eifrige, innovative Bäuerin. Nicht nur, dass sie ihre eigenen Produkte verkauft, sie betreibt auch aufwändigen Handel mit den Produkten abgelegener Bauern und bietet sogar Dienstleistungen an: Das Wissen über Arbeitsstellen, das sie im Zuge des Eierhandels sammelt, verkauft sie im Rahmen einer „Stellenvermittlung“ an junge Arbeitssuchende. Wie WD eingangs erklärt, war die alte Frau zur Innovation gezwungen, da sie einige Kinder bei sich aufgenommen hatte und diese ernähren und großziehen musste. WDs Erzählung von der „Ahna“ thematisiert im Kern die Armut und den daraus resultierenden Zwang zur Kreativität. Neben dem Ziel, den Interviewer über die Umstände in ihrer Kindheit zu informieren, erfüllt die Geschichte auch eine weitere Funktion: WD ist hörbar stolz auf die Frau, die sie aufgezogen hat, und würdigt die Leistungen der Großmutter in Form einer ausführlichen Erzählung.

---

84 Taschentuch, bzw. in diesem Fall: zur Werktagstracht als Halstuch benutztes Kopftuch.

85 Tragmiederrock der Montafoner Werktagstracht.

86 Schürze.

87 Mädchen.

88 umgetreten.

89 eine Weinende.

WDs eigene Lebensgeschichte ist ebenfalls eine Verkettung von Armut und harter Arbeit, die Parallele zwischen der Großmutter und dem Erzählerinnen-Ich wird mehrmals deutlich. In der Geschichte schwingt daher auch ein gewisses Maß an Selbstdarstellung in Form der Darstellung der Großmutter mit.



Abb. 13: Pfeife rau-chende Großmutter und Enkelkind  
(Sammlung Kilian Jochum/  
Montafon Archiv)

Der nachfolgende Ausschnitt unterscheidet sich insofern von den vorhergehenden, als es sich hier eher um einen Lausbuben-Streich als um die ernsthafte Bemühung um einen Zuverdienst handelt. Der 1934 geborene CD beschreibt, wie er zur Unterhaltung Krähen aus ihren Nestern stahl, sie aufzog und verkaufte:

CD: Ja, ja, „Graganeschtr“<sup>90</sup> hat man dann ausgenommen. Wenn wir irgendwie gemerkt haben, halt da sind junge Krähen auf einem Baum oben ... ich habe dann immer ein bisschen Krähen gehandelt. Ich konnte unheimlich gut klettern. Ich bin dann hinauf auf diese Tannen, und einen Rucksack mit. Und dann habe ich so zwei, drei solche jungen Krähen eingepackt. Und dann haben sie einen auch verfolgt, und geschwärmt sind sie gekommen. Und die habe ich dann heim, und immer mit dicker Milch und „Polma“<sup>91</sup> habe ich dann diese Raben gefüttert, und habe sie dann aufgezogen. Die sind dann schön zahm geworden. Dann habe ich sie wieder „verhandlat“<sup>92</sup>. Und dann eben den Buben gegeben. Und dann ist es so zwei, drei Tage gegangen. Dann habe ich diesen Krähen schon wieder daheim gehabt. Die haben sie schlecht

90 Krähennester.

91 Topfen.

92 verkauft.

*gefüttert. Dann sind sie wieder geflogen gekommen. Dann habe ich ihn wieder „verhandlat“. [lacht laut] Bis ... bis sie mir dann drauf gekommen sind. Dann haben sie es mir dann eingestellt. [lacht] Haben die ... diesen Krähenhandel. Und ja, mit der Mutter habe ich jetzt da auch nicht gerade eine Freundschaft gewonnen mit den Krähen. Weil diese Spitzbuben sind dann oft in die Küche hinein, und „hon eppas an Hafadeckl aherghaut“<sup>93</sup>. Da hat dann die Mama Rahm in einer Kanne gehabt. Dann habe die dann da Rahm herausgepickt, „dia Siacha“<sup>94</sup>. Und das hat die Mutter dann halt nicht so gerne gehabt. [lacht] Aber das hat man sich dann halt eben ... das ist unsere Unterhaltung gewesen. Wir haben noch keine Mopeds und kein Motorrad und nichts gehabt.*

CDs Erzählung möchte unterhalten, sie dient aber auch der Selbstdarstellung, wenn es um die Kreativität und die Verwegenheit des Erzählers auf der Suche nach einer Einnahmequelle geht. Die letzte Bemerkung „Wir haben noch keine Mopeds und kein Motorrad und nichts gehabt“ weist auf einen weiteren Grund hin, warum der Erzähler gerade diese Geschichte zum Besten gibt. Die Begrenztheit und Einfachheit der Freizeitbeschäftigungen mit hohem Anteil an Fantasie in der Kindheit des Erzählers, symbolisiert durch den frechen Jungen, der kletternd Krähen entführt, sie zähmt und mehrmals verkauft, wird modernen Zeiten gegenübergestellt, in denen Mopeds und Motorräder als Hauptbeschäftigung von Jugendlichen angedeutet werden. Die Gegenüberstellung von Früher und Heute ist, wie bereits aufgezeigt wurde, ein Kernthema in vielen lebensgeschichtlichen Erzählungen. In diesem Zusammenhang kann CDs Geschichte von den Krähen auf der Ebene der Aussage als Mustererzählung bezeichnet werden – wenn sie auf sachlicher Ebene, nämlich in Bezug auf die Domestizierung von Krähen, auch ein einzigartiges Beispiel darstellt. Des Weiteren zeigt sie auf, wie und mit welchen Methoden die Kinder in den Bauernfamilien bemüht waren, sich etwas dazuzuverdienen.

### 3.4.5. Niedergang der traditionellen Berglandwirtschaft

In einer Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft, deren Mitglieder nicht nur in einer berglandwirtschaftlich geprägten Gesellschaft aufgewachsen sind und hier sozialisiert wurden, sondern die größtenteils auch selbst lange Jahrzehnte LandwirtInnen waren oder zumindest Kinder von Bauern, stellt der Niedergang der traditionellen Berglandwirtschaft im Montafon eines der Lebensthemen für die ErzählerInnen dar. Als erzählerische Form, in der dieser Niedergang dargestellt wird, wird zumeist eine Gegenüberstellung der Situationen und Praktiken früher und heute gewählt. Es ist typisch für die allermeisten Erzählungen zum Thema Wandel, dass ErzählerInnen mithilfe eines Zeitenvergleichs kontrastieren. Lehmann interpretierte diese Kontrastierungen von Früher und Heute nicht nur als stilistisches Element zu bildhafter Veranschaulichung beim Erzählen, sondern darüber hinaus

---

93 haben ab und zu einen Deckel von einer Kanne heruntergeworfen.

94 diese Spitzbuben.

als methodische Hilfsmittel, ein Stück konkret erlebter Geschichte im Alltag zu vergegenwärtigen.<sup>95</sup> Dies kann etwa nach folgendem Muster geschehen, das auch der 1928 geborene WW für seine Bemerkung zum Preiselbeeren Sammeln wählte:

*WW: Früher hat man viel „gretnat“<sup>96</sup>. In einer halben Stunde hatte ich einen halben „Kratta“<sup>97</sup> voll. Nur von Hand hat man die Beeren geerntet. Heute ist dort alles verwachsen.*

WW schließt seine Erinnerungen an das Beeren Sammeln mit einem Hinweis auf die heutige Situation, nämlich auf die zunehmende Verbuschung ehemaliger Nutzflächen vor allem in den höheren Lagen, ab. Eine andere Darstellungsform des Wandels wählt der 1930 geborene OP. Im nachfolgenden Ausschnitt beschreibt er, wie in vielen anderen Passagen, wie die jeweiligen technischen Innovationen den Arbeitsalltag erleichterten und teils auch revolutionierten:

*OP: Und im Sommer hast du einfach auf der Landwirtschaft Arbeit gehabt. [...] Und da musstest du alles von Hand mähen. Wir haben dann anno 51 haben wir das erste „Maimaschinile“<sup>98</sup> gehabt. So ein Reform-Mähmaschinchen. Und da hat man gemeint, ja Wunder was. Mit dem Maschinchen sind wir bis zuhinterst auf den Kristberg hinein, solche Rieder mähen im Herbst dann, den Leuten. [...] Mit dem Maschinchen bin ich da hinaus, auf diesen Holzrädern, weißt du, auf diesen Eisenrädern, über diesen Weg „ussiknuddarat“<sup>99</sup>. Musst du denken. [...] Da hat es noch keine Gummiräder gehabt. Eisenräder mit diesen Stollen aufgewälzt. Das hat dann ja über diesen Weg hinauf hat das „knüddarat und gholparat“<sup>100</sup>. [lacht] Furchtbar. Wenn du zurück denkst. Aber heute ist diese „Burnerei“<sup>101</sup>, ist das „a Lallata“<sup>102</sup>. Ja „a Lallata“, halt ... In drei Tagen hast du so „a Hemat“<sup>103</sup> geheut. Heute. Und im Fernseher bringt er gutes Wetter, und er versteht es auch schon ziemlich gut. [...]*

*Und heute, mit diesen Miststreuern, ja das ist, kann man nicht sagen, was das Wert ist. Und diese Ladewagen und das. Wir haben einen Aebi gekauft anno 80, [...] haben wir „Gättr“<sup>104</sup> hinauf gemacht, und halt von Hand laden müssen. Ja, hat man gesagt, das ist doch ein göttliches Ding jetzt. Allerdings wollte auf dieses „Fuadr“<sup>105</sup> niemand, da das Heu treten. Aber hat man gesagt, das*

---

95 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 75.

96 Preiselbeeren gesammelt.

97 Korb.

98 kleine Mähmaschine.

99 hinausgepoltert.

100 gepoltert und geholpert.

101 das Betreiben einer Landwirtschaft.

102 eine langweilige Sache; ein Kinderspiel.

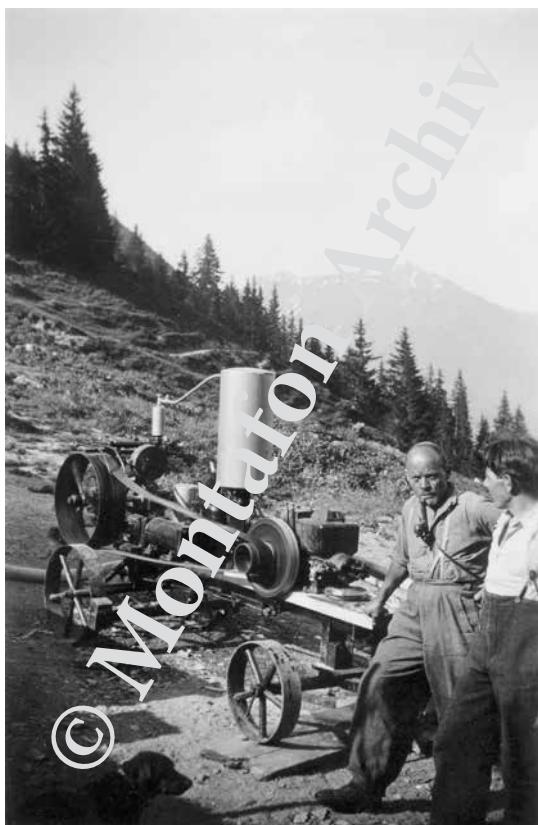
103 ein heimatliches Anwesen; der gesamte Besitz eines Bauernhofes.

104 Gitter.

105 hier: das aufgeladene Heu.

*ist halt doch eine furchtbare Erleichterung. Und heute machst du es zusammen und fährst da herunter, fort ist es. Heute ist es schon. Ja ich meine, das ginge heute gar nicht mehr, wo jeder arbeiten geht. Damals hat man halt von dem gelebt. Und das ganze Jahr, den ganzen Sommer hat man geheut. Die ganze Familie. Und da herum hat man nicht soviel zum Heuen gehabt, da sind halt viele Äcker gewesen.*

Mähmaschine, Miststreuer, Ladewagen wurden als große Innovationen empfunden, wie OP mit Kommentaren wie „*Ja, hat man gesagt, das ist doch ein göttliches Ding jetzt*“ leicht ironisch verdeutlicht. Seine Erzählung folgt einerseits Schritt für Schritt dem technischen Fortschritt und gewinnt andererseits deshalb an Unterhaltungswert, weil der Erzähler immer wieder rückblickend kommentiert, dass man einst für ein Wunder hielt, was heute schon längst überholt ist. Freilich resümiert auch OP, in dem er die einstigen Verhältnisse heutigen gegenüberstellt: So bezeichnet er etwa die heutige Arbeit am Bauernhof als „Lallata“, als Kinder-spiel, das nur (relativ) wenig Zeit in Anspruch nehme, und neben dem man heute „arbeiten“ gehe. Wie sich in OPs Darstellung schon deutlich abzeichnet, stellen die Erzählstoffe der Modernisierung und der Technisierung vielfach eine Leitlinie lebensgeschichtlichen Erzählens dar.



*Abb. 14: Benzinbetriebene mobile  
G  lepumpe  
(Montafon Archiv)*

Gerade die Technisierung und Maschinenisierung in der Landwirtschaft leistete gleichzeitig auch der Ausbreitung des Nebenerwerbs und in der Folge häufig der Auflösung des landwirtschaftlichen Betriebs Vorschub. Der zuvor schlechende Wandel wurde beschleunigt und die Sinnhaftigkeit der landwirtschaftlichen Arbeiten – besonders von den jüngeren Generationen – zunehmend in Frage gestellt.<sup>106</sup> Insbesondere die Nachkriegsjahrzehnte brachten massive Brüche in der alpinen Agrarwirtschaft: Es kam zu einer Fokussierung auf Milchwirtschaft bei zeitgleicher Aufgabe der bislang vielfältigen Produktionsbereiche, Getreidebau, Kleinvieh und Nebenproduktionen verloren schlagartig an Bedeutung.<sup>107</sup> Der Weg in die Moderne war für viele Bauernfamilien nicht leicht, da er teils mit Kämpfen zwischen den Generationen am Hof begleitet und häufig auch mit großem finanziellen Risiko für die Familien verbunden war. Der 1942 geborene QR beschreibt nachfolgend die harte Arbeit von Kindheit an, die durch eine Mähdreschine sehr erleichtert wurde – aber auch die hohen Kosten, die man für diese Erleichterung in Kauf nehmen musste:

*I: Sonst in der Landwirtschaft, habt ihr da früher irgendwelche Maschinen gehabt? Mähdreschinen oder ...?*

*QR: Früher gar nichts. Alles von Hand.*

*I: Und dann, wann hat man dann da einmal etwas angeschafft oder so?*

*QR: Ja, ich bin dann eben größer geworden. Sobald ich „a Seisa“<sup>108</sup> halten konnte, musste ich mit, um zu mähen. Und dann ist man halt am Morgen, sobald man's gesehen hat, musste man auf, und mähen. Und dann hat man gemäht, bis man es am Vormittag wegen der Hitze „nüma erlitta hot“<sup>109</sup>, oder halt „nüma ghaua hot“<sup>110</sup>. Und dann „ga zetta“<sup>111</sup>, und auf dem Buckel eintragen, wenn es dürr gewesen ist. Und ich weiß jetzt nicht mehr, wann wir die Mähdreschine ... Der Nachbar hat denke ich drei, vier Jahre vorher eine gehabt. Und ich habe mich als junger Kerle ja elend ... habe ich mich dann geärgert. Der ist am Morgen um halb acht, acht gekommen, hat eine halbe Stunde gemäht, hat drei Mal soviel [unverständlich] gehabt wie wir. Und gut gewesen. Und dann haben wir eine gebrauchte Maschine gekauft. Und das ist damals eine Reform gewesen. Und die hat damals neu 12.000 oder 14.000, ich meine 12.000, aber es können auch 14.000 gewesen sein, hat die neu gekostet. Und das hat man für eine gute Kuh ... hat man auch soviel bekommen. Heute kostet so eine Mähdreschine, halbwegs eine, 200.000 in Schilling. Jetzt kann man sich ausrechnen, wieviel Kühe man da braucht.*

106 Böhler: Das Verschwinden der Bauern. S. 102f.

107 Neumayr, Ursula und Peter Rathgeb: Land:Leben. Geschichte und Geschichten österreichischer Berggebiete. (= Grüne Reihe des Lebensministeriums 19) Wien 2007. S. 62.

108 eine Sense.

109 nicht mehr ausgehalten hat.

110 (die Sense) nicht mehr geschnitten hat; nicht mehr scharf war.

111 das Heu zum Trocknen wenden.

Den Wandel des Wertes der landwirtschaftlichen Erzeugnisse in einer Gegenüberstellung zweier Produkte darzustellen, in diesem Fall am Beispiel des Wertes von Vieh und einer Mähmaschine, ist in den untersuchten Erzählungen sehr verbreitet und entspricht der von Lehmann untersuchten und dokumentierten Lohn-Preis-Leitlinie lebensgeschichtlichen Erzählers.<sup>112</sup> Einerseits wird so der Wertverfall besonders augenscheinlich, andererseits sind diese Größenordnungen für die ZeitzeugInnen leichter zu erinnern als absolute Zahlen in einer anderen Währung. QR beschreibt im obigen Ausschnitt die Rolle der Nachbarn bei der Modernisierung. Die Situation, selbst schwitzend am Feld gestanden zu sein, während der Nachbar mit der Maschine in kürzester Zeit mit wenig Anstrengung wesentlich mehr Arbeit erledigen konnte, blieb dem Erzähler bis heute deutlich in Erinnerung. Der Fortschritt der Nachbarn wird offen als größter Antriebsmotor zur Modernisierung der eigenen Wirtschaft beschrieben.

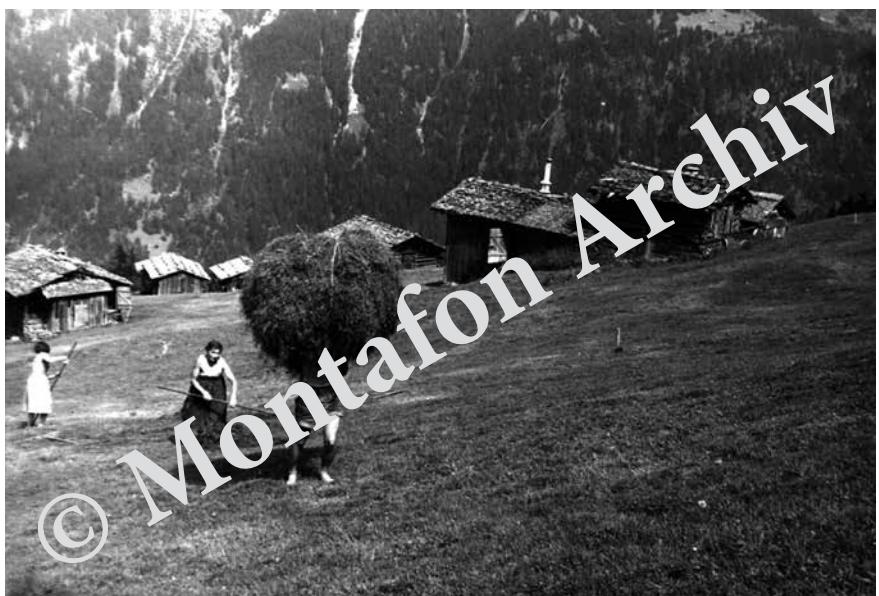


Abb. 15: Bei der Heuarbeit auf Ganeu, Gemeinde Gaschurn  
(Sammlung Wolfgang Pfefferkorn/Montafon Archiv)

Einige ErzählerInnen versuchen einen Überblick über die Entwicklungen im letzten Jahrhundert zu geben und arbeiten den Erzählstoff analytisch auf. Der 1927 geborene JJ bemüht sich, die vielen Dimensionen des Wandels im 20. Jahrhundert folgendermaßen auf den Punkt zu bringen:

*JJ: Überhaupt, wenn ich mir so überlege, von 1930 bis 1960 hat sich im Montafon mehr verändert als vorher in tausend Jahren. Grad wenn man in der Landwirtschaft anschaut, Landwirtschaft vorher, hat man in den 30er Jah-*

112 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 203.

*ren gleich bewirtschaftet als wie tausend Jahre vorher. [unverständlich] hast du dazu gehabt, man hat geheut, man hat „Büntel“<sup>113</sup> eingetragen, man hat es von Hand gemäht, man hat von Hand „gwällnat“<sup>114</sup>, man hat von Hand „kehrt“<sup>115</sup>. Und die Ställe haben ungefähr gleich ausgeschaut. Und da ist jetzt in der kurzen Zeit von 30 bis 60 ist das eine brutale Veränderung, hat da stattgefunden. Da hat es auf einmal hat es Traktoren gegeben. Auf einmal hat es Mähmaschinen gegeben. Und für den Wald Motorsägen. Also alles total ... also, das kann man sich gar nicht vorstellen. Wenn ich noch denke, damals wo wir in die Schule gegangen sind, wie es im Winter da zugegangen ist. Da haben sie das ganze Holz aus dem Silbertal nur auf Schlitten heraus geführt. Da sind auch meine Onkel, die sind auch jeweils, die haben auch immer vier Pferde gehabt. Mit je zwei Pferden im Winter hat das immer „gschällnat“<sup>116</sup>, sind sie da aus dem Silbertal heraus gekommen. Zum Teil hat man Holz geflözt.*

Mit der Aussage „Von 1930 bis 1960 hat sich im Montafon mehr verändert als vorher in tausend Jahren“ überspitzt, aber verdeutlicht der Erzähler, was viele andere ZeitzeugInnen in langen, ausführlichen Beschreibungen darzustellen versuchen: den immensen technischen und wirtschaftlichen, aber auch sozialen Wandel in ländlichen Regionen binnen weniger Jahrzehnte.

JJ bemüht sich, seine eigene Lebensgeschichte aus einer gewissen Distanz zu betrachten und das Phänomen des landwirtschaftlichen Wandels zu fassen. Viele andere ErzählerInnen wenden eine andere Strategie der Vermittlung an: Sie steigen tief in die Details ein, um quasi rechnerisch die unfassbaren Veränderungen begreifbar und messbar zu machen. Wie schon QR in einem Beispiel weiter oben den Preis einer Mähmaschine in Kühen angab, stellt nachfolgend der 1919 geborene RR beispielsweise den Tageslohn eines Arbeiters dem Butterpreis gegenüber – und liefert ein vorbildliches Beispiel für eine Lohn-Preis-Geschichte:

*RR: Ja, ja, Ende so um 30, 28, 29, 30 sind halt so die Taglöhne sieben und acht Schillinge gewesen. Und die Butter, am meisten ist sie halt sieben Schillinge gewesen. Und ist immer, kann man sagen so ein Taglohn gewesen, die Butter. Immer so nahe um einen Taglohn herum. Heute ist sie noch ein halber Stundenlohn, mit 80 Schillingen. Weißt du, das passt nicht mehr. „I tua niamat nüt vergunna“<sup>117</sup>, aber dass die Bauern verrecken, und dass es die Jungen nicht mehr machen, muss man sich nicht wundern. Weißt du. Eben, das ist nur ein Beispiel. Dann anno 34 hat man schon nur mehr vier Schillinge Taglohn bezahlt. Und um vier Schillinge hätten sie dir die Türe „ihgsprunga“<sup>118</sup>, wenn du es zahlen hättest können. Das weiß ich gut. Und die Butter ist aber da*

113 Heubündel, kleine Einheit für Heu.

114 frisch gemähtes Gras zu Heuwällen gerichtet.

115 das Heu gewendet.

116 geklingelt; geläutet.

117 sinngemäß: „Es ist nicht so, dass ich jemandem etwas nicht gönnen würde.“

118 eingerannt.

*auch noch so vier Schillinge, am besten vier oder 3,80, und wird dann zurück gegangen sein so auf 3,60, gell, wo der Taglohn noch vier Schillinge gewesen ist. Aber heute ein halber Stundenlohn mit 80 Schillingen. Weißt du, das passt nicht mehr. [...] Weißt du, es ist nicht so, dass ich jemand etwas nicht gönnen würde, aber das passt nicht mehr zusammen. Und was die Hirten heute verdienen. Weißt du, „i halt z'Mul netta, i halt's netta“<sup>119</sup>. Die haben früher immer so, ein Großhirte vielleicht, dort in der schlechten Zeit vielleicht 5 Schillinge, mehr hat er nicht gehabt. Dann sind sie 90 Tage ungefähr drinnen gewesen. 5 mal 9 sind 45, sind 450 Schillinge gewesen, oder? Und zwischen 450 und 500 Schillinge sind die dreijährigen Rinder gehandelt worden, auf dem Markt dort. Also hat einer in drei Monaten ein Rind verdient. Und heute drei und vier und noch mehr verdienen sie.*

*I: Mmmmh [bejahend].*

*RR: Weißt du. Aber das, glaub's mir, das kommt wieder, wie es gewesen ist, wie in den 30er Jahren. Ich sage immer, das muss einfach noch einmal zurück gehen. Das muss einfach noch einmal zurück gehen. Ich habe es „fära“<sup>120</sup> gesagt, dem Schwärzler [Landesrat, Anm.], vor einem Jahr, auf dem Bartholomäberg oben ist er einmal gewesen. Habe ich gesagt, wenn man nicht noch ein bisschen gestützt werden würde, dass die Alten nicht noch eine Rente hätten, müsste man verhungern. [3 sec. Pause] Weißt du, es bleibt den Großen auch nichts mehr. Das frisst alles der Betrieb auf. Die Maschinen bringen dich um.*

Nicht selten sind die Erzählungen über den Wandel in der Landwirtschaft verbunden mit einem gewissen Kulturpessimismus, im Rahmen dessen etwa eine prinzipielle und umfassende Kritik der modernen Gesellschaft (nicht nur im Montafon) oder große Sorge um die Zukunft des Tales deutlich zu spüren sind. Mit dem Rechenbeispiel versucht RR den Wandel eindrücklich zu schildern und hält auch mit Kritik nicht hinterm Berg, wenn er etwa darauf aufmerksam macht, dass die finanzielle Abgeltung landwirtschaftlicher Produkte „einfach nicht mehr zusammenpasst“ mit dem Arbeitsaufwand. Dass man als Bauer heute verhungern müsste, wenn es keine Rente bzw. keine Förderungen gäbe – dies spricht RR an anderer Stelle im Interview an –, ist das Resümee, das er aus diesem Wandel zieht. Interessanterweise spielt der Erzähler mehrmals, etwa mit der Bemerkung „i halt z'Mul netta“, darauf an, dass seine kritische Haltung gegenüber der geringen Wertgeschätzung der Landwirtschaft an bestimmten Stellen nicht gerne gehört werde. Der Hinweis darauf, dass er auch dem Landesrat diesbezüglich seine Meinung gesagt habe, soll einerseits verdeutlichen, wie ernst es RR mit dieser Kritik ist, und ist andererseits ein Hinweis darauf, dass er auch gegenüber höchsten Stellen „das Maul nicht hält“. RR macht nicht zuletzt die politischen Entscheidungsträger für die seines Erachtens missliche Situation der Bauern verantwortlich. Dies wird an anderer Stelle ausdrücklich bestätigt:

---

119 Ich halte mein Maul nicht; Ich bin nicht still.

120 letztes Jahr.

RR: Ja, ja, die FB hat ja gesagt, EU würde heißen: Europäischer Untergang. Und das ist, glaub's mir du, glaub's mir. Ich weiß eben schon zu viel. Ich weiß schon zu viel, was gewesen ist.

I: Mmmmh [bejahend].

RR: Hoffentlich wird es nicht noch einmal so werden, die Landwirtschaft, wie sie jetzt übrig ist, sonst wird es furchtbar. [...] Und heute verwildert das wahnsinnig. Wir mähen ja auch nicht mehr. Da den „Teifl“<sup>121</sup> da oben. Da hat man immer „Gülla“<sup>122</sup> und Mist hinauf getan. Jetzt mähen wir schon vier Sommer nichts mehr, da unter den Stauden oben auch nicht mehr. [...] Da ist so „an Wuascht“<sup>123</sup> drinnen. Ja, wir brauchen es nicht und „miar sen's nömma Notz“<sup>124</sup>. [...] Sie haben halt vor ein paar Jahren einmal geschrieben, in der Zeitung, in der „Neuen“, die Häuser werden so noch Zweitwohnungen geben für die Städter. Dass die Ställe zusammenfaulen, das haben sie nicht geschrieben, und dass die Wiesen verwildern, haben sie auch nicht geschrieben. Aber das kommt. Dann hat der Schwärzler [Landesrat, Anm.] noch gemeint, ja, sie haben da ein bisschen einen „Regelstoßer“ im Land. Eben wenn einer etwas kaufen würde, dann müsste er sich verpflichten, weiter zu bewirtschaften halt noch, gell. Dann habe ich gesagt: Das ist alles miteinander Quatsch. Er kauft es, und danach macht er auch nichts mehr. Und verjagen könnt ihr ihn auch nicht mehr. [...]

I: Und wie schaut es da mit Förderungen aus?

RR: Ja, wir werden schon ein bisschen gefördert, gell. [...] Ja, ja, sonst würde es nicht mehr gehen. Nein, nein, sonst könnte man nicht mehr leben. Wir haben grad da das Steilste, wo sie noch am meisten gezahlt hätten, bewirtschaften wir nicht mehr. Weil wir es nicht mehr im Stand sind, oder. Und es wird jedes Jahr drücken sie es herunter. Jetzt hat man sich wieder auf fünf Jahre verpflichten müssen, dass man es weiter bewirtschaftet. Sonst bekommst du nichts. Da hat die FB in Vandans gesagt, da die Großbäuerin, wir können das auch nicht mehr eingehen. Wir wissen auch nicht, wie lange wir noch „krabblan“<sup>125</sup>. Und wenn du jetzt aufhören würdest, müsstest du noch zurückzahlen, was du bekommen hast. Ja, ja. Minder, als während dem Hitler und bei den Kommunisten.

RR zieht hier ein trauriges Resümee aus seinen Beobachtungen der Entwicklungen über die letzten Jahrzehnte. Deutlich geht aus seinen Schilderungen hervor, wie schmerhaft es für einen Bauern ist zu erkennen, dass nach ihm niemand mehr diese Arbeit machen wird, er selbst das alte System nur in Form größter körperlicher und finanzieller Anstrengungen aufrecht erhalten kann und schließlich dem Verfall und Qualitätsverlust des eigenen Bodens bzw. der Wiesen zusehen muss.

121 das Stück.

122 Jauche.

123 wertloses Weidekraut.

124 sinngemäß: „Wir sind nicht mehr dazu im Stande.“

125 sinngemäß: „Wie lange wir es noch schaffen.“

Die politische Dimension des landwirtschaftlichen Wandels wird nicht nur deutlich hervorgehoben, sondern zur Hauptursache für die aktuelle Situation erklärt: RR übt Kritik an der EU, Kritik am Landesrat und weist mit einer Anspielung auf eine Wiederholung der wirtschaftlich schlechten 1930er Jahre auf das Bevorstehen politisch instabiler Zeiten hin. RR bemüht sogar einen Vergleich mit dem Nationalsozialismus und kommunistischen Regimes, unter deren Herrschaft es seiner Meinung nach den Bauern nicht schlechter gegangen sei, als dies heute im Montafon der Fall ist.

Eine derart pessimistische Grundstimmung ist in vielen Schilderungen zu spüren, besonders wenn eine heutige mangelnde Wertschätzung von Nahrungsmitteln thematisiert wird. Implizit erinnern einige Erzählungen hier an Frevelsagen, die ja meist die Bestrafung eines Frevels unter anderem an Nahrungsmitteln zum Inhalt haben.

### 3.4.6. Modernisierung

Während in den Erzählungen vom wirtschaftlichen und lebensweltlichen Wandel die Schilderungen zum Themenfeld „Niedergang der Berglandwirtschaft“ negativ konnotiert sind, stellen Erzählungen über die Modernisierung im 20. Jahrhundert gleichsam die andere, positive Seite desselben Prozesses dar. Denn der Verlust traditioneller Strukturen ging einher mit einem Gewinn an Sicherheit, individueller Entscheidungsfreiheit und letztendlich auch an Unabhängigkeit für das Individuum.

Vorangestellt werden muss diesem Kapitel der Hinweis, dass die Moderne – verstanden als industrialisiertes Zeitalter und implizitem gesellschaftlichen Wandel weg von der bäuerlichen Tradition – im Montafon viel später als im Rest Vorarlbergs erfolgte. Im 19. Jahrhundert kam es im Tal kaum zu Industriegründungen und es gab nur eine geringfügige Binnenwanderung in das nahegelegene Industriegebiet in der Region Bludenz.<sup>126</sup> Einen ersten Modernisierungsschub bewirkten seit Ende der 1920er Jahren die Baustellen der Vorarlberger Illwerke-AG mit ihren zahlreichen ortsfremden und gewerkschaftlich gut organisierten ArbeiterInnen sowie der stetig zunehmende Tourismus. Dennoch lebten 1951 immerhin 31 % der Bevölkerung des Montafons von der Landwirtschaft, während dies in Vorarlberg durchschnittlich nur noch bei 18 % der Fall war.<sup>127</sup> Gerade deshalb ist der Wandel, der im 20. Jahrhundert im Montafon stattfand, geradezu atemberaubend.

Anschließend an das vorhergehende Kapitel sollen zunächst Erzählungen über die Modernisierung in der Landwirtschaft angesprochen werden. Die Arbeitserleichterung in Form von Maschinen wie beispielsweise Mähdreschern oder Traktoren wurde bereits angesprochen. Einige Erzählungen thematisieren aber auch andere Aspekte, die die Moderne im Montafon mit sich brachte. Der 1924 geborene UU

---

126 Kiermayr-Egger: Zwischen Kommen und Gehen. S. 44.

127 Kiermayr-Egger: Zwischen Kommen und Gehen. S. 50.

spricht beispielsweise die Versicherung bei der Arbeit an, die es bis weit über die Mitte des 20. Jahrhunderts für Montafoner LandwirtInnen kaum gab. Erst Anfang der 1970er Jahre wurde das Sozialversicherungssystem für die landwirtschaftliche Bevölkerung vervollständigt – und bedeutete ein bis dato unbekanntes Ausmaß an sozialer Sicherheit.<sup>128</sup> UU erinnert sich, dass ihm das Prinzip einer Versicherung, nämlich Geld zu zahlen für einen nur eventuellen Schadensfall, zu Beginn gar nicht zusagte:

*UU: Ich hab dann eine Motorsäge gekauft und hab den Bauern das Holz [verarbeitet, Anm.], also die haben so fünf Meter Holz gehabt. [...] Dann hat man sich auch nicht getraut viel zu verlangen. Sie [die Bauern, Anm.] haben auch kein Geld gehabt. Dann hat der Bürgermeister gesagt – das war noch der Kessler – „ja, du musst eine Versicherung haben!“ Kinder haben wir schon gehabt und so. „Du musst eine Versicherung haben!“ Dann hat's so Beschäftigungsversicherungen gegeben. Und da hab ich jede Woche von einem Nachbarn oder von jemanden eine Bestätigung haben müssen, dass ich einen oder zwei Tage, ich weiß nicht mehr, einen oder zwei Tage, ich kann's nicht mehr sagen? Ein oder zwei Tage pro Woche bestätigen lassen? Und das hab ich bei der Gemeinde wieder abgeben müssen. Dann hab ich wieder eine Versicherung gehabt. Und für die Versicherung hab ich, eben 61 hab ich im Herbst noch, zwei oder drei Kühe haben noch Milch gegeben, die anderen sind trocken gestanden. Dann hab ich die Milch am Rücken runter tragen müssen. 20 Liter Milch runter tragen, dann hab ich ausgerechnet, ja, so viel muss ich ja zahlen für die Versicherung! 20 Liter Milch hab ich jeden Tag runter tragen müssen um die Versicherung zahlen zu können! Jetzt hab ich gedacht, ja, Herrgott, das ist aber nicht mehr normal.*



Abb. 16: Holzzug mit benzinbetriebener Raupe (Sammlung Bruno Hueber/Montafon Archiv)

128 Böhler: Das Verschwinden der Bauern. S. 92.

UU's Beispiel zeigt auf, dass nicht alle Aspekte der Modernisierung – hier etwa die Versicherungspflicht – als positiv empfunden wurden. Insbesondere in der Übergangszeit von der traditionellen Berglandwirtschaft, im Rahmen derer die Bäuerinnen und Bauern vor allem in Form von Naturalien oder Tauschgeschäften handelten und kaum je größere Mengen an Geld besaßen, stellte der allmähliche Wandel zu einer primär monetären Wirtschaftsweise die Menschen oft vor große (auch emotionale) Herausforderungen.

Als besonders harte Arbeit galt die Sennarbeit auf den Alpen, da hier frühmorgens und abends zahlreiche Tiere gemolken sowie die großen Mengen an Milch jeden Tag zu Butter und Sauerkäse verarbeitet und schließlich den ganzen Sommer über im Käsekeller gepflegt werden mussten. Hierin, aber auch in der Sonderstellung der Alpwirtschaft im Rahmen der gesamten Berglandwirtschaft, liegt wohl der Grund, warum sich zahlreiche Erzählungen über die Modernisierung der Landwirtschaft auf die Arbeiten auf den Alpen beziehen. Besonders die Elektrifizierung der Alpgebäude stellte einen großen Sprung in der Entwicklung dar, wie der 1930 geborene OP berichtet:

*OP: Jetzt letztes Jahr sind jetzt ... 50 Stück sind drinnen gewesen letztes Jahr. 38 Kühe und 12 Stück Galtvieh, Rinder. Rinder, halt „tregate“<sup>129</sup>. Und da sind jetzt ein Hirte, „an gwachsna Ma“<sup>130</sup>, und ein Senn, „an gwachsna Ma“, und ein Beisenn, eine Frau, wo auch den Lohn gehabt hat, fast wie die anderen, und zum Teil noch zwei Buben, musst du denken. Bei diesen paar Stückchen. Und früher sind 80 Kühe gewesen, mussten sie noch von Hand melken. Alles noch „abrohma mit Brentana“<sup>131</sup>. Zum Teil noch von Hand „z'Triebkübl trieba“<sup>132</sup>, sind vier Leute gewesen, mit 80 Kühen. Und jetzt sind vier mit 38 Kühen. Und Milchwannen haben wir, Butterfass haben wir, elektrisch alles. Wir haben Strom drinnen. Musst du nicht einmal kneten, die Butter. Das geht alles mit der Maschine. Und du musst „ke Brenta meh wäscha“<sup>133</sup>.*

OPs gegenüberstellende Erzählung von der Sennarbeit früher und heute stellt schon deshalb eine Besonderheit dar, weil heute im Montafon nur noch auf wenigen Alpen gesennt wird. Zahlreiche ZeitzeugInnen bedauern diesen Umstand sehr, häufig auch mit Hinweis auf den „Fremdenverkehr“, für den die fehlenden Sennalpen einen Verlust darstellen würden. Diese Verknüpfung, die auch im Kapitel zum Tourismus noch thematisiert werden soll, ist besonders in Hinblick auf den Wandel in der Landwirtschaft sehr verbreitet.

---

129 trächtige.

130 ein erwachsener Mann.

131 abrahmen mit Milchgefäßen.

132 durch den Treibeimer treiben.

133 kein Milchgefäß mehr waschen.



Abb. 17: Alpvolk auf Alpgues, Gemeinde Silbertal, 1937 (Sammlung Kilian Jochum/Montafon Archiv)

Ein für das Montafon wichtiges Sinnbild für den Wandel und die Modernisierung im 20. Jahrhundert ist der Verkehr. Viele ZeitzeugInnen sprechen diesen Themenbereich von sich aus an und versuchen mit Beispielen aus ihrer Lebensgeschichte die Entwicklung des Verkehrs im Montafon zu rekonstruieren. Zu den beliebtesten Motiven zählen hier Erzählungen über die ersten Autos, die man als Kind im Tal zu sehen bekam:

XX ♀, geboren 1907:

*XX: Pferdewagen hatten wir nur nach Schruns. Hier hat man keine Autos gehabt. Mein Mann hat dann später gesagt, als er in die Schule ging – er war ja acht Jahre älter als ich – hat man gesehen, dass einmal ein Auto ... das war also, sie haben angenommen, das war ein Auto, mit Eisenrädern ist das durch die Straße hinein gefahren. Und da sind die Schüler alle zum Fenster gelaufen: „Ein Automobil! Ein Automobil!“ haben sie immer gesagt. Das war etwas Besonderes! Ja ja, das kann man sich gar nicht vorstellen, wie einfach man früher wirklich gelebt hat. [3 sec. Pause] Ja ja. Man war zufrieden. Man war zufrieden.*

JJ ♂, geboren 1927:

*JJ: Ja, Autos hat es damals in den 30er Jahren in Schruns halt vier gegeben. Vier Autos. Das ist der Dr. Walser ist das gewesen. Der Borger, der ist Fabrikant gewesen. „Neyerlis Bertha“ wo das Taxi gehabt hat. Und Vergud. Das sind die vier Autos gewesen. Und ich denke mir immer, es ist so damals gewesen, wie wenn du jetzt von mir aus ... jetzt eh schon nicht mehr ... von mir aus*

*irgendwo jetzt in Afrika kommen würdest mit dem Auto. Da springen auch die Kinder zusammen. Aber ich weiß nur einmal, das ist auch in Schruns, das ist allerdings schon gewesen anno 38, oder 39, da ist schon der Umsturz gewesen. In der Pause ist es gewesen, da ist das Gerücht umgegangen: Unten in der Alpina ist ein Opel Kapitän, ein Opel Kapitän. Die ganze Schule, das sind über 200 Kinder, mit einem Sturm, alles hinunter, zur Alpina, diesen Opel Kapitän anschauen. [lacht] Da sieht man erst, wie sich das total verändert hat.*

Die beiden ErzählerInnen trennt in Hinblick auf ihr Alter eine ganze Generation – und doch ähneln sich ihre Berichte sehr und verdeutlichen die Muster, die ihre Erzählungen strukturieren. XX erzählt eine Geschichte von ihrem 1899 geborenen Mann, bei dessen Beobachtung es sich offensichtlich um eines der ersten Autos im Ort gehandelt hatte. In JJs Kindheitserinnerungen, also etwa 30 Jahre später, wird bereits zwischen verschiedenen Fahrzeugmarken unterschieden. Der Rahmen der Erzählungen sowie ihr werthaltiger Endpunkt sind jedoch – als beispielhafte Mustererzählungen – ident. Beide zeichnen das Bild einer großen Menge Kinder, die von der Schule weg in Richtung Auto stürmen. JJ zieht hier sogar einen Vergleich mit „Kindern in Afrika irgendwo“ heran (obwohl er selbst niemals in Afrika war) und reproduziert damit ein Bild und ein Klischee, das den Kontrast zwischen dem Montafon seiner Kindheit und der heutigen Situation im Tal verdeutlichen soll. Beide ErzählerInnen schließen mit demselben Topos in Form von „Das kann man sich gar nicht vorstellen, wie einfach man früher wirklich gelebt hat“ und „Da sieht man erst, wie sich das total verändert hat“ ab und machen damit die Intention ihrer Erzählung klar: die Darstellung des unvorstellbaren Wandels im Laufe des 20. Jahrhunderts – bzw. innerhalb weniger Jahrzehnte.



Abb. 18: Gruppenfoto beim Straßenbau nach Gargellen 1936  
(Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv)

Natürlich liegt diese Erzählmotivation auch vielen anderen Geschichten zugrunde. In der Folge sollen einige Beispiele für Formen und Inhalte gegeben werden, die Erzählungen zum Thema Modernisierung im Verkehr prägen. Der 1929 geborene KP macht die Veränderung der Mobilität in der Bevölkerung deutlich, indem er von mehreren Ausflügen von St. Gallenkirch nach Schruns erzählt, die er zwecks Schulbuchkaufs zu Fuß unternahm:

*KP: Und dann einmal in der Schule, kann ich mich erinnern, hat es neue Lesebücher gegeben. Also „Das deutsche große Lesebuch“ hat's geheißen. Jetzt war die Verteilung damals halt und wie's so war, damals ist nicht alles so im Überfluss gewesen, wie jetzt. Ich und ein Kollege, wir haben kein Buch mehr bekommen. Ist halt einfach keines mehr da gewesen. Jetzt haben wir gesagt, am Mittwoch haben wir nachmittags frei gehabt, „gehen wir nach Schruns, gehen wir das Buch kaufen“. Jetzt sind wir barfuß nach Schruns in die Buchhandlung – kein Lesebuch da. Wir wieder zu Fuß rein und haben halt kein Lesebuch gehabt. Haben wir gesagt, am Samstag gehen wir wieder. Die hat gesagt, „am Samstag hab ich Bücher“. Sind wir am Samstag wieder raus, zu Fuß, und wieder rein, zu Fuß, barfuß und haben aber ein Lesebuch gehabt! [lacht] Wer geht heute zu Fuß? Kein Mensch. Nicht einmal da zum Nachbar runter. Da muss man fahren. Das ist eine ganz andere Zeit gewesen. Unwahrscheinlich, gelt, das glaubt dir kein Mensch, aber so ist es gewesen.*

Diese Erzählung thematisiert einerseits die hohe Wertschätzung, die in KPs Kindheit Schulbüchern entgegengebracht wurde, und passt damit auch in eine Reihe von Erzählungen, in denen betont wird, wie gern die Befragten zur Schule gingen oder dass die Möglichkeit des Schulbesuchs (gerade für Bauernkinder) nicht immer selbstverständlich war. Andererseits steht im Zentrum dieser Geschichte natürlich das Zu-Fuß-Gehen, was der Erzähler auch durch den werthaltigen Endpunkt und Topos „Wer geht heute zu Fuß? Kein Mensch. [...] Das ist eine ganz andere Zeit gewesen. Unwahrscheinlich, gelt, das glaubt dir kein Mensch, aber so ist es gewesen“ deutlich macht. Der Wandel, bzw. die Modernisierung, wird hier implizit durch das heute als große Anstrengung empfundene (mehrmalige) Zurücklegen der 9 Kilometer langen Strecke, aber auch im Detail des Barfuß-Gehens, dargestellt. Mit der Bemerkung „Wer geht heute zu Fuß? Kein Mensch. Nicht einmal da zum Nachbar runter“ macht der Erzähler schließlich deutlich, dass er den Umstand der höheren Motorisierung nicht ausschließlich positiv bewertet.

Ein weiteres Beispiel soll verdeutlichen, dass Mobilität und Motorisierung einen beliebten Erzählstoff darstellen und zumeist auch einem ähnlichen Muster folgen. Der 1935 geborene FF thematisiert nachfolgend den Öffentlichen Verkehr und welche Anstrengungen Mobilität in seiner Jugend erforderte. FF beschreibt seinen Arbeitsweg in den Nachkriegsjahren von seinem Heimatort Marul im Walsertal zu seiner Arbeitsstelle in Partenen:

*FF: Da habe ich daheim gewohnt. Am Montag ist man in Marul zu Fuß weg. Damals war die Verkehrslage noch so miserabel, hauptsächlich im Winter gab es kein Postauto. Von Marul zu Fuß bis Ludesch um sechs Uhr in der Früh am Montag muss man in Ludesch sein. Mit dem Postauto bis Bludenz. Mit der Montafonerbahn bis Tschagguns. Und von Tschagguns bis Partenen mit der Dampfbahn, mit der Schmalspurbahn der Illwerke. Am Freitag um vier Uhr am Nachmittag in Partenen mit der Dampfbahn wieder heraus, von Tschagguns mit der „Mobahn“<sup>134</sup> nach Bludenz, und von Bludenz mit dem Postauto bis nach Ludesch, oder im Sommer dann bis nach Raggal. Und die letzten drei Kilometer wieder zu Fuß.*

Die Anreise von Marul nach Partenen ausschließlich mit öffentlichen Verkehrsmitteln dürfte heute nicht weniger umständlich sein. Der Wandel, der in dieser Erzählung thematisiert wird, wird jedoch in der (nicht ausdrücklich angeführten) Tatsache deutlich, dass es zum Öffentlichen Verkehr kaum Alternativen gab. Während heute mit einem privaten PKW diese Strecke täglich zweimal zurückgelegt werden könnte, bedeutete die 45 Kilometer lange Distanz vor 50 Jahren noch, dass man auswärts schlafen musste, um der Arbeit in Partenen als Wochenpendler nachzugehen.



Abb. 19: Skitouristen vor der Montafoner Bahn am Bahnhof Schruns 1926  
(Sammlung Heinrike Bargehr/Montafon Archiv)

Eine deutliche Gegenüberstellung der Verkehrs-Verhältnisse früher und heute formuliert der 1932 geborene WX im nachfolgenden Ausschnitt, in dem er ebenfalls seinen ersten Arbeitsweg, hier zum Lehrplatz von Partenen nach Bludenz, beschreibt:

*WX: Wenn ich dir sag, wie ich bei der Lehre mit dem Rad von Partenen nach Bludenz gefahren bin, ich hab kein einziges Auto getroffen. Nicht eines. Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Da trifft man alle fünf Minuten in der Nacht, wenn man unterwegs ist, ein Auto.*

WX spricht hier die Zunahme des Verkehrs im Tal an, die natürlich wie in vielen Alpentälern auch im Montafon ein großes Thema für die Bevölkerung ist. Denn einerseits stellt das zunehmende Verkehrsaufkommen eine große Belastung für die Menschen dar, und andererseits ist diese Belastung der Preis, den sie für die dazugewonnene Mobilität, den höheren Komfort und die wirtschaftliche Selbstständigkeit bezahlen. Wie alle vorhergehenden Ausschnitte zum Thema Modernisierung im Verkehr, ist auch bei WX eine kritische Haltung gegenüber dieser Veränderung spürbar. Die Kritik an der Verkehrssituation ist repräsentativ für die Erzählungen vieler anderer ZeitzeugInnen.

Neben dem Verkehr ist die Modernisierung im Bereich der Wasser- und sanitären Anlagen im Haushalt ein weiteres wichtiges Thema für die ErzählerInnen. Sie soll an dieser Stelle dem quantitativ viel umfangreicheren Themenfeld der Elektrifizierung vorgezogen, allerdings nur anhand eines Ausschnittes angesprochen werden. Wo es in den lebensgeschichtlichen Erzählungen zum Thema Wasser kommt, da wird zumeist die Geschichte der Kanalisierung in der Gemeinde sowie die Reihenfolge der Renovierung des eigenen Hauses wiedergegeben. Der 1930 geborene BB stellt in seiner Erzählung die frühere Situation vor der Modernisierung durch die Gemeinde 1951 dar:

*I: Aber Sie haben schon fließend Wasser gehabt?*

*BB: Zuhause ja, wir haben in Obervens gewohnt. Und das mit dem Wasser kam 1951. Da haben wir da in Obervens die Wasserversorgung erst [hustet] bekommen. Bis 51 haben wir aus einem Naturbach da oben runter ... da gab's eine Wassergenossenschaft, da gab's einen Obmann. Und alle diejenigen waren dann die Mitglieder von der Wassergenossenschaft und jemand wurde immer beauftragt zum 14-Tage-Dienst. Oben ist das ein Bach und dann hat man da ein Wasserfass aus Holz gemacht. Auf den Rundhölzern. Und da ist dann das Wasser durchgesickert. Und im Herbst kam dann Laub, da mussten wir dann öfters reinigen, damit überhaupt Wasser kam. Dann ging das Wasser durch, zum Teil noch Zementrollen, zum Teil Holzrohre, selbst angefertigt, herunter ins Tal. Dann ging es ... [lacht] Oben kam ein Landwirt, der ist mit dem dem ganzen Vieh in den großen Holzbrunnentrog. Da ist unser Trinkwasser durchgegangen. Dahinter kam ein kleinerer Zementtrog, wurde ein Sieb drauf. Dann ist das weiter gegangen. In dem kleinen Trog hat ein Nach-*

*bar immer wieder Windeln gewaschen, das war dann unser Trinkwasser. Ist heute gar nicht mehr vorstellbar.*

*I: Was war damals normal? Oder war das eine Ausnahme?*

*BB: Nein, das war normal. Anders haben wir's nicht gekannt. Und im Winter ist das irgendwo abgefroren. Im Winter mussten wir dann vielleicht 200 m mit einem großen Holzgefäß Wasser holen. Dann hat man das ... ja. Früher haben wir das sowieso nur in der Tränke gehabt, beim Stall. Und das Wasser musste man dann in die Küche tragen. Wasser vom Brunnen hat man sowieso nicht trinken dürfen, da sind dann die „Wasserkalbla“ gekommen. So wie ein Faden sind das Tiere im Wasser. Die sind 10, 15 cm lang.*

BB stellt dar, welchen großen organisatorischen und demokratischen Aufwands es bedurfte, die verschiedenen kleinen privaten Quellen, die mehrere BesitzerInnen teilten, zu pflegen, und welche Schwierigkeiten sich dabei ergaben, da die Wasserversorgung ein wichtiges und extrem empfindliches System darstellt. Der Anschluss an eine Gemeindewasserleitung 1951 brachte der Bevölkerung hier große Erleichterungen und Zeitersparnis. Wie die meisten anderen ZeitzeugInnen verwendet auch BB zur Unterstreichung seiner Darstellungen den Topos „*Ist heute gar nicht mehr vorstellbar.*“

Die Elektrifizierung der Haushalte stellte Anfang des 20. Jahrhunderts einen der größten Modernisierungsschübe überhaupt dar, insbesondere, wenn die daraus folgenden weiteren Modernisierungsmöglichkeiten in Form verschiedener Technologien und Maschinen miteingerechnet werden. Die ersten elektrischen Klein-Kraftwerke im Montafon außerhalb von Schruns – erbaut 1904 in Gaschurn und 1912 in St. Gallenkirch – versorgten zunächst noch Hotels mit elektrischem Licht, während private Haushalte nur in einzelnen Fällen nebenbei mitbelieft wurden.<sup>135</sup>

Die Möglichkeit des elektrischen Lichtes, wenn von ihr anfangs auch nur sehr spärlich Gebrauch gemacht wurde, stellte schon an und für sich eine Revolution dar. So ist es wenig überraschend, dass die Elektrifizierung und ihre Auswirkungen auf den Alltag der Menschen einen großen Stellwert in den lebensgeschichtlichen Erzählungen haben. Die Erinnerungserzählungen drei der ältesten ErzählerInnen sind diesbezüglich besonders interessant, da sie vermitteln, wie sehr das elektrische Licht zunächst einem Wunder glich:

EF ♂, geboren 1910:

*EF: Der Vater hat anno 17 ... hat er dann da einen Dynamo hin gebaut, eine Rohrleitung hinauf gemacht, Wasser vom Bach geholt. Dann hat man eine Rohrleitung gemacht. Dann hat man da eine Turbine hin gemacht. Und dann hat man da einen Dynamo unten gehabt. Und das ist gewesen anno 17 ungefähr. Und dann haben wir da halt Licht gehabt, da Strom, gell. Aber das*

---

135 Kiermayr-Egger: Zwischen Kommen und Gehen. S. 140.

*hat ein bisschen geschwankt, der Strom, weil es ein „Riamabetrieb“<sup>136</sup> gewesen ist. Und dann hat der Vater eine Hoflampe da installiert. Und das ist man natürlich auf Latschau nicht gewöhnt gewesen, dass es endlich einmal hell ist da heroben. Und dann, wo der Feuerwehrhauptmann ... Da ist der Wilhelm Neyer Feuerwehrhauptmann gewesen damals. Und der hat dann gesehen, dass es da heroben hell ist. Und der ist „Kopf und Arsch“<sup>137</sup> herauf, und hat gemeint, es brenne da in der Mühle. Aber währenddessen hat das Licht da gebrannt vor dem Haus. Und der Erste, wo angeschlossen hat, ist dann der ZW draußen gewesen, der Nachbar. Und dann sind dann mehrere Interessenten da gekommen, wo Interesse gehabt haben, dass sie halt Licht kriegen würden.*

EV ♀, geboren 1904:

*I: Und wer ist da angeschlossen gewesen? Waren da schon alle Haushalte angeschlossen?*

*EV: Nein, nicht alle. Oh nein! Das ist ziemlich teuer gewesen, gelt, der Anschluss. Das hat sich nicht jeder leisten können. Die Leitungen haben viel gekostet.*

*I: Wirtshäuser, reiche Bauern? Wer ist da angeschlossen worden?*

*EV: Ja, der, der halt das Geld gehabt hat. Die haben sich ... wir haben's auch ziemlich bald. Aber wir sind näher dabei gewesen und da hat der Schwager das ziemlich billig gearbeitet. Anno 17, anno 17 haben wir das erste Licht gehabt, den ersten Stromanschluss. Ich weiß noch, die Kinder ... ein großes Fest war das für die Kinder.*

XX ♀, geboren 1907:

*XX: Wir haben auch kein elektrisches Licht gehabt. Das weiß ich gar nicht mehr. Ich glaub, ich war schon aus der Schule, hat man überall das elektrische Licht eingebaut. Ich weiß nur, einmal hat eine Schulkollegin, die war so alt wie ich, und die ... das war das einzige Haus, neben dem Rössle-Wirt, das hier elektrisches Licht hatte. Der Rössle-Wirt hat eine eigene Werkstatt gehabt, oder wie soll ich denn sagen, wo so eine elektrische Maschine und das war. Und da hat das Mädel dann gesagt, „also wir müssen nur auf einen Knopf drücken und dann brennt das Licht“. Und wir haben das gar nicht gekannt. Und wann man das eingerichtet hat, da hab ich keine Ahnung mehr. Da hab ich ... ich glaub schon, dass ich aus der Schule war.*

Die drei Erzählungen zeigen drei verschiedene Aspekte des elektrischen Lichts für die individuellen Lebenserinnerungen auf. EF beschreibt ein erstes privates Elektrizitätswerk, mit dessen Wasserkraft sein Vater 1917 eine einzige Lampe, die

136 Riemengetriebe; Riemenantrieb.

137 schnurstracks.

„Hoflampe“, betrieb. Die Vorreiterrolle des Vaters wird in der Begegnung mit dem Feuerwehrmann herausgestrichen, der angesichts des nächtlichen Lichtscheins Feuer am Hof vermutete. Diese Anekdote, im Rahmen derer der Feuerwehrmann als naiv dargestellt wird, verleiht dem Ausschnitt Unterhaltungswert.

EV hingegen, deren Familie mit einem Stromanschluss 1917 ebenfalls zu den ersten mit elektrischem Licht zählte, betont die großen Kosten, die ein Anschluss anfänglich verursachte und dass aus diesem Grund nur die wenigsten Häuser an das Stromnetz angeschlossen werden konnten. In diesem Zusammenhang lässt die Bemerkung „*Wir haben's auch ziemlich bald*“ den Stolz auf die finanzielle Situation der Familie erkennen. EVs Erzählung schließt mit einem Wechsel der Perspektive, die das Ereignis des ersten elektrischen Lichts so besser erfahrbar macht: Sie spricht vom Licht als einem „Fest für Kinder“.

XX schließlich nimmt in ihrer Erzählung die Position einer Außenstehenden ein, da ihre Familie zunächst kein elektrisches Licht hatte. XX erinnert sich vor allem an die Erzählungen eines Mädchens vom „Licht auf Knopfdruck“ bei sich daheim, die unter den anderen Kindern zunächst auf Unglauben stießen.

Alle drei Erzählungen versuchen auf unterschiedliche Weise das Großereignis des ersten elektrischen Lichtes im Tal oder auch im Haus der Eltern möglichst anschaulich zu vermitteln – was ihnen offenbar nicht schwerfällt, da sie trotz der 90 Jahre, die zwischen dem Ereignis und dem Interview lagen, sogar und ganz besonders die Reaktionen anderer Menschen im Umfeld rekonstruieren können.

Einen anderen Aspekt der Elektrifizierung spricht BB, vor allem zum Zwecke der Unterhaltung, in seiner lebensgeschichtlichen Erzählung an. Der 1930 geborene Erzähler schildert die Praxis der Stromleitungen in den 1940er und 1950er Jahren am Beispiel eines Unfalls, den er mit viel Glück überlebte:

*BB: [lacht] Etwas kommt mir da noch in den Sinn. Unser Stall ist ein bisschen gedrängt gewesen und damals ging noch die Freileitung, zwei Drähte ins Haus.*

*I: Freileitung?*

*BB: Elektro. Vom Stall zum Haus oder umgekehrt. Und dann haben wir das Flachdach oder ein Schrägdach war's zwischen dem Haus und dem Stall. Das war vor dem Stall, wo man das Vieh herausgelassen hat zum Tränken. Das war so ein schrages Dach. Und es hat Schnee gehabt. Unmengen sicher, bald ein Meter. Und wir haben da mit der Schaufel auf dem Dach den Schnee geräumt. Und ich habe versucht ... da sind ja die Leitungen durch. Und bei einem Draht macht's ja nichts und da hab ich da natürlich versucht den zweiten ... und dann bin ich in den Stromkreis gekommen.*

*I: [erschrocken] Aha.*

*BB: Der Nachbar hat mich versucht von den Drähten herunterzuholen.*

*I: Sie sind richtig hängen geblieben.*

*BB: Richtig, ja. Bis ich wahrscheinlich voll geladen war, ich weiß es nicht, dann bin ich runter gefallen auf den Schnee. Oder umgefallen. Ja, dann war ich wieder frei von den Drähten. Der jüngere Bruder hat dann gefragt, „B, bist*

*du tot?“.* [lacht] Das hat der Nachbar gehört. Das hat sicher 120, 150 m weg, das hat er dann gehört. „B, bist du tot?“ Ich hab dann nichts gesagt, scheinbar. [lacht]

Diese Anekdote dient einerseits natürlich der Information über die ehemals gefährliche, unprofessionelle Verlegung von Stromleitungen, andererseits erzeugt die Erzählung vom Unfall auch Spannung und soll unterhaltend sein, wenn etwa die Sorge des Bruders „B, bist du tot?“ vom Erzähler lachend zweimal quasi zur Belustigung wiederholt wird.



Abb. 20: Eine Familie jasst und lauscht dem Grammophon  
(Sammlung Bernhard Maier/Montafon Archiv)

Die Elektrifizierung der Haushalte im Tal hatte den Einzug neuer Technologien und Maschinen zur Folge. Die ersten großen Meilensteine stellten die Glühbirne und das Radio dar. Erstere verbreitete sich in der Nutzung viel schneller im Tal als letzteres, da bei einem Radio die Anschaffungskosten für das Gerät beträchtlich waren. Der 1927 geborene JJ beschreibt den Stellenwert des ersten Radios in seiner Familie in den 1930er Jahren:

*JJ: Der Papa hat dann irgendwo von einer KT hat sie geheißen, ein Radio gekauft. Damals um 25 Schilling, weiß ich noch. Aber es ist ein Mordsgeld gewesen. Und der hat aber nur funktioniert, wenn wir ihn aufgemacht haben und das ganze Gehäuse heraus getan haben. Dann hat man ihn gehört, dann haben wir „glosnat“<sup>138</sup>, was da kommt. Sonst hat ja niemand einen Radio „vermöga“<sup>139</sup>, das ist ja ganz selten gewesen. Man muss sich vorstellen, man*

138 gehorcht.

139 sich leisten können.

*ist da schon arm gewesen. Wenn der Papa mit uns einen Ausflug gemacht hat, dann hat man beim Wolf einen Fotoapparat ausgeliehen, dass man ein paar Bilder gehabt hat. Und so haben wir genauso diesen Radio gehabt.*

JJs Beschreibung zeigt, dass die meisten Technologien schon viel länger verfügbar waren, bevor sich die einfachen, meist von der Landwirtschaft lebenden Familien im Montafon diese leisten konnten. Schilderungen wie jene JJs sollen nicht zuletzt die Armut in der damaligen Zeit unterstreichen, wie der Erzähler das ja auch mit dem Kommentar „*Man muss sich vorstellen, man ist da schon arm gewesen*“ unterstreicht. Dieser Hinweis unterschlägt, dass Technologien wie ein Radio zur damaligen Zeit relativ betrachtet natürlich sehr teuer waren. Die Tatsache, dass sich eine Familie kein Radio leisten konnte, weist unter Umständen weniger darauf hin, dass sie arm war, sondern zeigt vielmehr auf, dass ein derartiges Gerät für einfache VerdienerInnen nicht leistbar war. Die 1904 geborene EV beispielsweise betont nämlich, dass beim Kauf mitunter darauf geachtet wurde, wer unter den NachbarInnen und Bekannten bereits ein bestimmtes Gerät hatte: „*Wenn der eine das gehabt hat, dann hat der andere auch so eins wollen.*“ Erzählungen wie jene über das Radio in JJs Familie erfüllen somit vor allem den Zweck der Verdeutlichung, wie einfach das Leben in den 1930er Jahren war.

Einen weiteren großen Schritt der Modernisierung im 20. Jahrhundert stellte die Anbindung der Haushalte an das Telefonnetz in den 1930er Jahren dar, wobei hier die Anschlüsse noch von mehreren Häusern geteilt wurden, wie sich der 1927 geborene BD erinnert. Auch in dieser Erzählung erfolgt die Darstellung des monetären Werts in Form eines Vergleichs mit rechnerischen Maßeinheiten aus dem bäuerlichen Leben. Sie dokumentiert die Verankerung der Erzählung in den historischen Zusammenhängen, wie sie vermutlich durch wiederholtes Erzählen gefestigt wurde:

*BD: Anfang der 30er Jahre haben wir das Telefon bekommen, mit dem Gasthaus Hirschen zusammen. Wir haben eine Leitung gemeinsam gehabt, bei uns hat es drei Mal, beim Hirschen zwei Mal geläutet. Der Telefonanschluss kostete damals den Wert einer Kuh.*

Die ersten Waschmaschinen revolutionierten die Hausarbeit ab den 1940er Jahren, Kühlschränke, Staubsauger, Elektroherde etc. wurden erst nach dem Zweiten Weltkrieg üblich bzw. leistbar für die MontafonerInnen. Die Bedeutung dieser modernen Maschinen war für die Menschen, die bislang alle Arbeit an Haus und Hof von Hand verrichten mussten, zwiespältig. Einerseits hatte man sich bislang auch ohne maschinelle Unterstützung zu helfen gewusst, andererseits bedeutete die plötzliche Erleichterung einen immensen Zeitgewinn. Die Freude war groß, wenn man der Maschine beim Verrichten der Arbeit zusehen konnte, wie der 1929 geborene KP hier erzählt:

*KP: Da, das ist einfach eine ganz andere Zeit. Ich weiß, als wir verheiratet gewesen sind, wir haben nichts gehabt. Nichts! Gar nichts. Kein ..., nichts,*

*nichts. Das erste, das wir gekauft haben, war eine Wäscheschleuder. Du hast ja keine Windeln gehabt, die Windeln hat man waschen müssen. Da hat man keine Tetrapack oder was weiß ich wie das heißt da. Oder diese, wie heißen die diese neuen? Na, is ja wurscht. Haben wir die Schleuder gekauft. Da sind wir dann den ganzen Tag um die Schleuder herumgesprungen und haben sie bewundert [lacht].*

Ganz in Linie mit den anderen Berichten über die Modernisierung betont KP hier ausführlich und sich mehrmals wiederholend, wie arm bzw. bescheiden man in der Kindheit und Jugend gelebt hatte. Wegwerfwindeln, hier irrtümlich als „Tetrapacks“ bezeichnet, werden als Medium herangezogen, am Beispiel dessen der extreme Wandel vom aufwändigen Windelwaschen hin zum Wegwerfen aufgezeigt werden soll. Die Wäscheschleuder, ein einfacheres Vormodell der Waschmaschine, wird hier ebenfalls zum Symbol der Moderne stilisiert.

Zusammenfassend soll ein weiteres Mal die 1907 geborene XX in einem Ausschnitt zu Wort kommen, in dem sie versucht, den Prozess der Modernisierung am Beispiel ihrer Familiengeschichte zu verdeutlichen. XX betont hier die Rolle der Vorarlberger Illwerke AG als impulsgebend für die Moderne im Montafon:

*XX: Ja, das muss ich auch noch sagen. Ich weiß nicht, geht das oder nicht?*

*I: Sie können alles sagen.*

*XX: Anfang der 20er Jahre hat man gesagt, jetzt kommen die [hustet] kommen die Illwerke, die wollen das Wasser aufnehmen. Da kommt allerlei Volk, allerlei Leute kommen da. „Mein Gott, was wird das bringen“, hat man immer gesagt, „so viel Leute da herein“. Das hat man früher nicht gekannt. Weder von Arbeitern, noch von Gästen. Und dann hat man zuerst eine Materialbahn gebaut, dass man das Material hinein befördern konnte nach Partenen. Und das ging dann über unser Feld, zuhause, das uns gehörte. Und durch das haben wir dann Geld bekommen. Und durch das ging's dann los im Haus. Zuerst hat man einen anderen Ofen gebaut oder bauen lassen. Und in der Küche einen Sparherd hinein getan, das hat man früher auch nicht gekannt. Und so hat man sich dann langsam entwickelt. Und als ich dann zur Schule kam, da hat meine Mutter eine Stickmaschine gepachtet, da hab ich Sticken müssen. Ich weiß nicht, kennen Sie das oder nicht? Also, wie sagt man, ich kann den Namen nicht sagen, Vorhänge hat man gestickt. Und da hat man dann gestickt, jede Woche kam ein Mann – da waren noch einige Frauen, die das machten – und hat das abgeholt. Und durch das kam dann langsam ein bisschen Geld herein. Und als ich dann 20 Jahre alt war, kam einmal ein Vertreter, da hat man so geredet und der hat dann Strickmaschinen zum Verkauf gehabt. Da hat er halt geredet bis meine Mutter gesagt hat, „wir kaufen eine“. Und da hab ich dann angefangen zu stricken und hab gestrickt, bis ich ... also mal mehr als 40 Jahre hab ich gestrickt. Ich hab dann drei Maschinen gehabt später. Und da haben, weiß Gott woher, von St. Gallenkirch und von Partenen und von überall her, ist man gekommen. Ich hatte mehrere Geschäfte gekannt,*

*wo ich die Wolle schicken ließ, und da hab ich eine Farbenkarte gehabt, und da hat man es heraus lesen können, welche Farbe man wollte und welche Wolle. Und so ging's dann langsam halt vorwärts.*

I: *Das war in den 30er Jahren, oder? Oder wann war das?*

XX: *Das war schon in den 20er Jahren. Also mit 20 Jahren hab ich angefangen zu stricken. Und dann kamen meine Mutter und meine Schwester, wir haben alle drei zusammen geholfen – ich hab's gestrickt untertags und in der Nacht haben wir mitsammen genäht, das war natürlich viel mehr Arbeit als das Stricken und da haben wir dann am Tag 10 Schilling verdient. Da hat man gemeint, das wär genug! Man hat gemeint, da könnte man leben davon. Damals.*

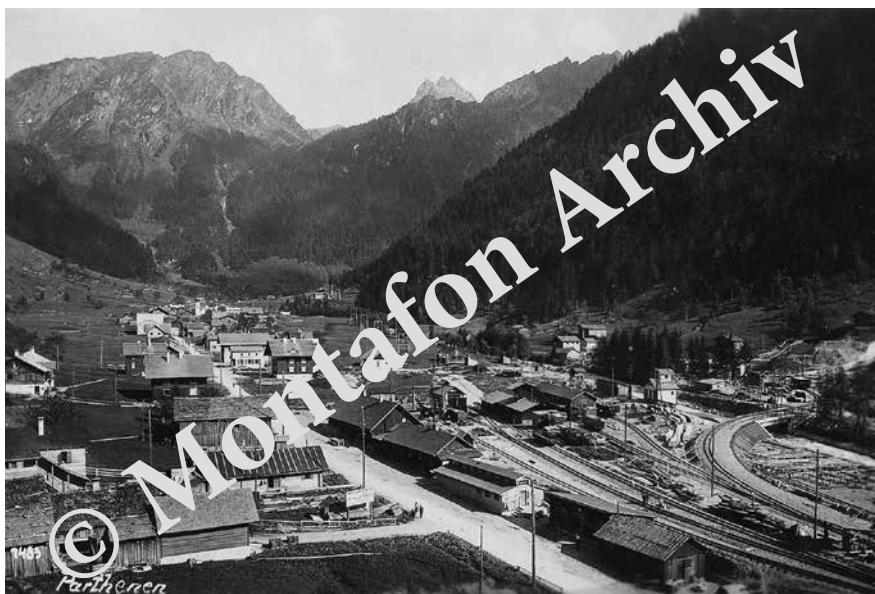


Abb. 21: Baustelle der Vorarlberger Illwerke AG in Partenen (Montafon Archiv)

Der Modernisierungsprozess wird in dieser Erzählung als von außen initiiert dargestellt: Das Wasserkraftwerksunternehmen Vorarlberger Illwerke AG beschert vielen MontafonerInnen im Rahmen von Löhnen und Pachtzinsen einen Zuverdienst und damit die Möglichkeit, ihre Häuser auf einen moderneren Stand zu bringen. Gleichzeitig treibt eine Innovation die nächste voran. Durch das Geld, das man für das Verpachten des Feldes für die Seilbahn bekam, „*ging's dann los im Hause*.“ XX beschreibt schließlich, wie ihr eine Stick- und Strickmaschine einen beträchtlichen Zuverdienst ermöglichten, den sie weitere 40 Jahre nebenbei betrieb. Dazu muss angemerkt werden, dass die Stickerei bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts einen Zuverdienst für viele Frauen darstellte. Die gestickten Waren wurden den Frauen von Vertretern der Stickerei-Industrien im Rheintal abgekauft

und von dort in die ganze Welt vertrieben.<sup>140</sup> XX spricht hier mit dem Hinweis auf die neuen Stickmaschinen in den 1920er Jahren indirekt eine kleine Revolution in einer damals bereits seit Jahrzehnten wichtigen Zuerwerbsbranche für Frauen an.

XXs Erzählung stellt ein schönes Beispiel für Modernisierung in traditionell weiblichen Arbeitsbereichen dar, wobei sie auch hier auf die üblichen Muster zurückgreift, wie auf das Betonen der ehemals einfachen Verhältnisse oder auf das Anführen konkreter Summen für die erbrachten Leistungen zur Veranschaulichung des Wandels.

### 3.4.7. Alltag im traditionellen Gefüge

In diesem Kapitel liegt der Schwerpunkt auf Erzählungen, die das Alltagsleben thematisieren. Wenig überraschend ergeben sich hier viele Überschneidungen mit den Erzählstoffen der vorhergehenden Kapitel, da die Themenbereiche „Alltag“ und „Arbeit“ in den vorliegenden lebensgeschichtlichen Erzählungen eng miteinander verwoben und daher auch im Rahmen einer Analyse nur schlecht trennbar sind. Diese Problematik trifft ganz allgemein auf die Unterteilung der biografischen Erzählungen in verschiedene Themenbereiche oder Erzählstoffe zu, denn eine Untergliederung der komplexen, umfassenden Darstellungen kann nicht anders als willkürlich sein. Diesen Sachverhalt verdeutlicht auch der nachfolgende Ausschnitt, in dem verschiedenste Themenbereiche aus dem bäuerlichen Alltagsleben unmittelbar aneinandergereiht werden. Der 1945 geborene DD gibt in diesem Ausschnitt Einblick in seine Wahrnehmung eines „Lebens, wie es früher war“:

*DD: Ich war halt dann nach der Schule viel meinem Vater helfen in der Werkstatt. Weil wir ja selber eine kleine Tischlerei hatten. Da war ich Möbel machen, Schlitten machen und Schuhe machen, hab ich noch gesehen. Auch noch die Milchfässer, wo man Milch mit Holz ... da war ich schon dabei. Und ich weiß noch, man hat den Pferden selber das Eisen beschlagen. Es war noch eine Schmiede da, wo man die Eisen gebogen hat. [Geht raus] [Pause]*  
*Und dann ist man im Holz gewesen. Wir haben auch mit der Handsäge dicke Bäume gefällt und da muss man natürlich auch lernen mit der Säge umzugehen. Und dann erst nachher kamen die ersten Motorsägen auf, also diese riesen schweren Dinger, wo man ... das war ja ein Stolz, jawohl. Und ich weiß noch, da hat man die Säge morgens raufgetragen und abends wieder runter, so schwer war die. Aber sie war ja heilig. Wie man beim Auto sagt, das „heilige Blechle“. [lacht] So ist das heilig gewesen. [Geht raus] [Pause]*  
*Aber dann, wo ... wir hatten eigentlich wenig Kleidung. Da hat man mehr Stoff, da hat man mehr Strickjacken gehabt, Strümpfe, kurze Hosen und natürlich ist man mit den Strümpfen in die Schule und die anderen haben Hosen gehabt, dann ist man auch so ein bisschen schief angeschaut worden. Und da*

140 Varga, Lucie: Zeitenwende. Mentalitätshistorische Studien 1936–1939. Frankfurt a. M. 1991. S. 150.

*müssen Sie sich vorstellen, ich möcht Ihnen da jetzt ein Foto zeigen, wo ich 12 Jahre alt war. Wo wir auf der Sulzfluh waren. Da sehen Sie einmal – kurze Hosen, das war saukalt oben, weil es hat fast geschneit, einen Moment lang. Schau mal, was sie da, meine Schwester, im Rock! Und Strümpfe. Schau mal, die Mama auch. Nur was man gehabt hat, war ein Mantel, ein Lodenmantel. Und sonst eigentlich Wollkleidung. Und was ich noch sehr gut weiß, da unten hatte man Äcker. Weizen, Hafer hat man angebaut, Erdäpfel. Und ich weiß noch, als noch diese Schmalspurbahn von Schruns nach Partenen gefahren ist. Da hat man auch immer das Signal gehört, das hat so tüt-tüt-tüt [schnell hintereinander] gemacht, den Dampf hat man aufsteigen sehen. Und wir sind dann noch mitgefahren mit dem Korn zur Mühle rein. In Ding ist die Mühle gewesen, ah, wo jetzt das Wirtshaus Mühle ist. [...] In Gaschurn, ja. Ja, da war eine Mühle, hat das Mehl mahlen lassen und ist wieder heimgefahren. Das kann ich mich noch erinnern. Und auch natürlich kurze Hosen und lange Strümpfe, das war unsere Bekleidung.*

In dieser Darstellung werden, Assoziationsketten folgend, verschiedene Themenfelder angesprochen. Eingangs beschreibt DD verschiedenste früher alltägliche (und heute nicht mehr praktizierte!) Arbeiten, darauf folgt die Beschreibung der einfachen Kleidung und schließlich finden die ehemals angebauten Getreide und ihre Verarbeitung Erwähnung. Gerade für den Erzählstoff „alltägliches Leben“ sind derartige bunte Aneinanderreihungen typisch. Was der Alltag eigentlich ist und wie er den Zuhörenden vermittelt werden kann, stellt geradezu eine erzählerische Herausforderung dar: Denn je eingehender ein Themenbereich beschrieben wird, desto mehr entfernt sich der „Alltag“ und rückt der konkrete Erzählgegenstand in den Fokus. Der Alltagsbegriff an sich ist diffus – und muss diffus bleiben –, das verdeutlichen die Erzählungen der ZeitzeugInnen. Alltag ist nicht zuletzt ein Komplex von Kleinigkeiten, die gerade deshalb oft unerwähnt bleiben, weil sie eben alltäglich sind. Schon der Filter der Erinnerung bewirkt, dass vor allem markante Ereignisse im Gedächtnis behalten werden und auf diese Art retrospektiv das Leben strukturieren.<sup>141</sup> Die von einigen anderen Ausschnitten bereits bekannte, 1926 geborene WD kann als begeisterte Erzählerin auch zum Thema Alltag als Beispielgeberin herangezogen werden. Sie spannt im nachfolgenden Ausschnitt einen Bogen von einem besonderen Erlebnis mit dem Gemeindestier, über welches die Arbeit neben der Tante auf dem Kartoffelacker angesprochen wird, über Hausmittelchen hin zu „Butzgeschichten“<sup>142</sup> und Sprüchen sowie dem Stellenwert von Religion im traditionellen Gefüge:

*WD: Und einen Gemeindestier hat man gehabt, das weiß ich auch noch, der Nachbar, der Juen Franz, hat einen Gemeindestier gehabt, in der Nachbarschaft dort. Und wenn er ihn ausgelassen hat, hat er ihm immer einen Sack um den Kopf getan und einmal ist ihm der Stier ausgekommen. Und wir haben*

141 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 22.

142 Geistergeschichten.

Erdäpfel gegraben auch. Die Tante ist neben mir gewesen mit der Haue und die hat gesehen, dass der Stier übers Feld herunter kommt, mit dem Schwanz in der Luft. Und die hat geschrien: „Der Stier, der Stier kommt!“ Und wir sind gelaufen, hinter dem Stall haben wir uns versteckt. Da haben wir laufen können über das neu Gemähte, sonst haben wir nicht gut gehen können. Und die Ahna hat uns gelehrt mit den Kräutern umgehen, was man alles braucht. Das habe ich alles daheim gelernt. Heute noch habe ich alles Kräuter, alles was einem gut tut. Da hat es keinen Doktor gegeben, dass man hätte gleich zum Doktor gehen. Da hat sie uns eine Speckschwarte um den Hals herum getan, dass man gemeint hat, man hätte einen Pappendeckel um den Hals herum, so starr ist das gewesen, wenn sie trocken gewesen ist, ist sie auseinander gesplittet, die Schwarze. Und fort ist es gewesen das Halsweh. Ja. Und eine gehörige, großmächtige Kupferbettflasche, das hat dann einen Knutsch getan, wenn die aus dem Bett gefallen ist! Und schlafen haben wir dürfen bei der Ahna, wo wir klein gewesen sind, weil ein großmächtiges altes Montafonerbett hat sie gehabt. Und dann hat sie gesagt: „Ja, wer zuerst im Bett ist, dem erzähle ich dann eine Butzgeschichte.“ Und dann haben wir uns schon gefürchtet auf die Butzgeschichte und gefreut. Und dann hat sie die Butzgeschichte erzählt. Und Zeug hat sie gewusst, Sprüche und Lieder hat sie gewusst. Alles Mögliche. [...] Aber wir haben auch müssen ins Rorate gehen! Mit gefrorenen Füßen und Händen sind wir dann heim gekommen. Und alle Tage in die Messe. Wenn man nicht in die Messen gegangen ist, hat man eine schlechte Religionsnote bekommen. Religion, Betragen und Fleiß sind die ersten Noten gewesen. Religion, Betragen und Fleiß! Wir haben noch müssen Grüßen lernen. Wir haben müssen hinaus gehen aus der Klasse und hereinkommen mit Knicks, haben wir müssen, Buben und „Maiggi“<sup>143</sup>, und einander die Hand geben. „Und so tut man grüßen.“ Das kann man heute auch suchen, ja!

I: Sind dir noch Sprüche in Erinnerung?

WD: Sprüche? Jessas! Eines ist ein ganz ein „hetziges“<sup>144</sup>, das habe ich nie vergessen. Das geht über das graue „Henili“<sup>145</sup>, das ist ein so ein Wiederholungsspruch. Das hat die können, und ich kann es zum Glück heute auch noch. Ich habe immer, erst habe ich es meinen Buben erzählt, und dann hab ich es den Enkelkindern erzählt. Und vor allem, wir sind ja so, ganz gläubig aufgewachsen, wirklich. Wir haben immer müssen beten am Tisch und Rosenkranz und alles haben wir müssen können. Also, das graue Henili, hat sie dann gesagt:

„Grau ischt mi Henili,

Entaquent häfst mi Ent, grau ischt mi Henili,

Entaquent häfst mi Ent, Gigeriga häfst mi Ha, grau ischt mi Henili,

Entaquent häfst mi Ent, Gigeriga häfst mi Ha, Mager-und-Fäßt häfst mi Gäß,  
grau ischt mi Henili,

Entaquent häfst mi Ent, Gigeriga häfst mi Ha, Mager-und-Fäßt häfst mi Gäß,

143 Mädchen.

144 lustiges.

145 Hühnchen.

*Buzilibo häfst mi Schof, grau ischt mi Henili,  
 Entaquent häfst mi Ent, Gigeriga häfst mi Ha, Mager-und-Fäfst häfst mi Gäß,  
 Milk grad gnuag git mi Kua, Buzilibo häfst mi Schof, grau ischt mi Henili.  
 Entaquent häfst mi Ent, Gigeriga häfst mi Ha, Mager-und-Fäfst häfst mi Gäß,  
 Buzilibo häfst mi Schof, Milk grad gnuag git mi Kua, Zipfelsprint häfst mi  
 Kind, grau ischt mi Henili“.  
 Aus. So hat es geheissen. Und dann hat sie „mulörgala“<sup>146</sup> hat sie können, ich  
 habe auch noch eines, da unter dem Tisch noch, eine Maulorgel. Ich habe  
 überhaupt früher viel musiziert.*

WD bedarf keiner Anregungen durch den Interviewer, um zu wissen, was sie erzählen möchte. Sie teilt ihre Erinnerungen gerne, erzählt leidenschaftlich und ausführlich und zeichnet mittels ihrer Darstellungen Bilder von einem Leben früher, das „hart, aber schön“ war. Auf diesen Topos soll an anderer Stelle im Detail eingegangen werden. Hier stehen WDs Beschreibungen eines kindlichen Alltags im Vordergrund, der vor allem durch Arbeit (beim Kartoffel-Graben), das Wissen und die Liebe der Großmutter sowie religiöse und soziale Normen gekennzeichnet ist. Das Auslassungszeichen im Ausschnitt markiert die Stelle, an der die Erzählerin auf den Niklaususbrauch und persönliche Erinnerungen daran eingeht – diese Passage soll im nächsten Kapitel wiedergegeben werden. Wie auch bei DD zeigen die häufigen Themenwechsel in der Erzählung, dass die Erzählerin versucht, ein möglichst umfassendes und nachvollziehbares Bild von ihrem Leben als Kind zu zeichnen. Sie beschreibt unter anderem die Normen und Werte dieser Gesellschaft, stellt sie der heutigen Gesellschaft gegenüber und bemüht sich, damit in ihrer Erzählung sogar die Lebenswelt ihrer Kindheit zu rekonstruieren.



Abb. 22: *Geselliges Beisammensein in der Stube* (Sammlung Kilian Jochum/Montafon Archiv)

146 Mundharmonika spielen.

Der Erzählstoff des traditionellen Alltags umfasst derart viele Bereiche, dass inhaltlich nur Einblicke in die Bandbreite der Beschreibungen gegeben werden können. Die nachfolgende Aneinanderreihung von fünf Interviewausschnitten soll einige besonders repräsentative Ausschnitte, das heißt in verschiedenen Interviews ähnlich dargestellte Beschreibungen alltäglicher Arbeiten oder Situationen, vorstellen, da die Vielfalt der Inhalte bestmöglich abgebildet werden soll.

XX ♀, geboren 1907:

*XX: Wir haben früher nicht gefrühstückt, wie man heute frühstückt. Da haben wir immer entweder Bratkartoffel gemacht oder eben so von Grieß oder Mais, Maisgrieß. Hat man das gekocht, mit Milch angerührt und gekocht bis es auseinander gefallen ist. Und das hat man dann gebacken, gemacht, gegessen am Morgen. Als Frühstück. Nicht Butter und Käse und Brot, wie heute. Das hat man nicht gekannt. Oder man hat – wir sagen Mus – einen Grießbrei gemacht. Also Milch hat man ja eigene gehabt. Wir haben Kühe gehabt, die Milch gegeben haben, und da haben wir viel, viel auch mit Milch gekocht. Ach, das ist ... ich kann das gar nicht sagen, man hat sich einfach geholfen.*

QR ♂, geboren 1942:

*QR: Und zuletzt ... Ja, wir haben da normal zwei Kühe gehabt, und ein Rind, ein leeres Rind und ein Kalb. Das ist so der ... dass immer wieder eines nachgekommen ist, dass man jedes Jahr ein Rind zum Verkaufen gehabt hat.*

*I: Und sonst auch noch kleinere Sachen?*

*QR: Ja. Alles mögliche. Hühner und Schafe und Ziegen. Und das ist ja früher, ist das „Pifl“<sup>147</sup>, sagen wir dazu, das ist ja die Kühltruhe gewesen. Man hat ja sonst kein Fleisch gehabt. Und von einem Kalb verkauft ... also hatt ein Kalb metzgern, dann musste man schon das Fleisch verkaufen und schauen, dass man wieder das Notwendigste im Haus zu kaufen gekommen ist. Und geschlachtet hat man hauptsächlich einen alten Widder und eine alte „Au“<sup>148</sup>. Und die Jungen hat man leben lassen. Das ist ja dann wieder für die Zucht gewesen. Und das ist das einzige ... das Fleisch hat man dann halt in einen Presseimer hinein getan. Eingesalzen und in einen Presseimer hinein, dass es halbwegs haltbar gewesen ist. Und wenn irgendetwas ... hat man auch etwas davon geräuchert. Dort sind auch Einzelne gewesen, wo jetzt ... nehmen wir an, auch Schaffleisch geräuchert haben. Hatt jedes Mittel, dass es ein bisschen haltbar gewesen ist. Und das ist, wie gesagt, das ist die Kühltruhe gewesen. Heute ist das überhaupt kein Problem. Wenn man eine Kühltruhe hat, kann man das hinein tun. Das hat bei den Hühnern schon angefangen. Ein altes Huhn, hat man doch nie, auf Deutsch gesagt, dem Fuchs gerichtet, wie man es heute macht. Die hat man gerupft und ausgemetzgert, und das ganze Huhn*

---

147 Kleinvieh.

148 Mutterschaf.

*in einen Häfen, und Suppe gemacht. Und dann hat es geheißen, es ist ja eine herrliche Hähnersuppe. Mich hat es damals schon gestreckt. Und heute noch. [lachen] Halt eine dicke Fettschicht drauf gewesen.*

KL ♀, geboren 1929:

*KL: Ja, die Mutter hat halt den Haushalt gehabt. Und dann, halt Schweine hat man gehabt. Und man ist so sparsam gewesen. Ja ich glaube sogar das Abwaschwasser hat man zum Stall hiniüber getragen, diesen Schweinen. Also alles hat man halt ... ja, und Kartoffeln hat man halt auch angerichtet. Selber angerichtet. Hat man halt Kartoffeln gehabt. Waschmaschine hat man natürlich keine gehabt. Das ist schon ... wenn ich daran denke, wie die Mama früher waschen musste. Dann ist diese Wäsche dreckig gewesen, von der Landwirtschaft. Kann man denken. Man hat nicht jeden Tag die Wäsche gewechselt. Und duschen. Duschen hat man gar nicht gekannt. Ja, das ist schon hart gewesen.*

I: Wie ist das Waschen gegangen dann?

*KL: Ja, da hat sie halt eingeweicht in einem Zuber, hat sie es eingeweicht. Ja und am nächsten Tag hat man halt ... und halt Waschmittel ist auch noch rar gewesen, oder, im Krieg. Soda hat man dann glaube ich gehabt, auch noch. In Soda hat man es eingeweicht. Und etwas ... da hat es so eine, ja, eine Seife gegeben. Aber gute halt auch nicht. [...] In einem Waschkessel mit „Dämpfer“ hat man gesagt, haben sie es gesotten. Oder so diese Wäsche. Halt gerieben auf dem Waschbrett und dann in einem Dämpfer hat man es gekocht. Dann haben wir dann noch Kostgänger gehabt. Oder Schlafgänger hat man auch gesagt. Ja. Die haben halt nebenbei vom Sägewerk oder von der Wildbach bei uns ... [5 sec. Pause] Ja, die haben einfach geschlafen in der Stubenkammer<sup>149</sup> oben. Sie haben dann halt Unterkunft gehabt und die Mama hat dann auch noch gekocht für die. Ich denke mir vielmal, wie hat sie es auch noch gemacht? Also keinen Elektroherd, alles nur auf dem ... verrückt einfach. Ja aber die Leute sind gerne da gewesen und haben es geschätzt. Kostgänger und Schlafgänger. Und das sind halt ein paar Schillinge, wo man nebenbei verdient hat. Das hat auch ... und von den Hühnern, halt Eier hat man verkauft. Hühner hat man gehabt, hat man Eier verkauft. Und was auch schön gewesen ist, hat man halt wieder ein Huhn, das gebrütet hat, hat man auf das Nest gesetzt mit Eiern, wo befruchtet gewesen sind. Und dann nach 21 Tagen ... Oder wir Kinder haben dann halt wahnsinnig darauf gewartet, und nach dem 21. Tag schlüpfen sie heraus. Und dann sind halt solche kleinen „Hühnle“<sup>150</sup> gewesen. Und da hat man dann schon eine Freude gehabt. Ja. Ja. Ja, oder halt Schweinchen halt auch. Halt alles, was klein gewesen ist, hat man halt eine Freude gehabt, früher. Oder wenn ein Kälbchen auf die Welt gekommen ist, ist klar, hat man schon eine Freude gehabt.*

149 Zimmer, das direkt über der Wohnstube liegt.

150 Küken.

JJ ♂, geboren 1927:

*Man muss sich vorstellen, die Schule damals ... Ja, ja, ich habe eh schon gesagt, was sich in diesen dreißig Jahren alles geändert hat. Und auch bei der Schule. Zum Beispiel da ist drangebaut gewesen so ein hölzerner Anbau. Da sind die „Platschklos“<sup>151</sup> gewesen. Da hat es doch nirgendwo ein WC gegeben mit Wassertklosett. Und die sind immer verbrunzt und verschissen gewesen. „Brönzalat“<sup>152</sup> hat es schon von weither. Aber es ist auch ... da sieht man selber schon, das ganze Leben ist etwas anderes gewesen. Es hat doch kein Bub damals eine Unterhose angehabt. Es hat kein Mädchen eine Unterhose angehabt. Das hat es einfach nicht gegeben. Die Mädchen sind halt auch auf die Seite hinaus gestanden beim Völkerball und haben schnell ... und haben es „tschudera“<sup>153</sup> lassen. So ist es halt gegangen. Aber da hat sich niemand etwas draus gemacht zu dieser Zeit.*

DD ♀, geboren 1945:

*Und in der Schulzeit, wenn Winter war, ist kein Schneepflug gefahren. Da musste man einfach durch den Schnee durchstapfen. Mein Vater hatte ein Fuhrwerk für den Winter – der hat so einen Schneepflug gemacht den die Pferde nachgezogen haben, da ist er so hin und her gewackelt und ist über die Straße gefahren. Und nachher ist er dann öfters raus gefahren in den Ort, nach Tschagguns, dass wir leichter in die Schule gefahren sind. Weil er das öfters gemacht hat, hat man am Gemeindeamt vorgeschlagen, wenn er immer mit dem Pflug hinausfährt, sollte man ihm einmal was geben dafür. Dort wurde dann abgestimmt, ob man das tun sollte oder nicht. Und dann ist die Wortmeldung gewesen, das ist nicht notwendig – wenn sie wegen dem vielen Schnee nicht rauskommen, dann sollen sie halt daheim bleiben. Stell dir das einmal vor, die Zeiten und wie sich das verändert hat. Dass so ein Fuhrwerk nicht ... ja. Und dann weiß ich noch, weil da ist man nirgends mit dem Schneepflug gefahren. Und natürlich wohnten ja auch Leute auf dem Berg oben, wie Mauren, Bitschweil, weißt du was die gemacht haben? Die haben das Vieh rausgelassen und hatten eine vorgetrieben und die anderen alle nach, dass es so einen Pfad gemacht hat. Das hat man öfters gemacht, ja, das weiß ich noch gut. Das ist heutzutage ja unvorstellbar. Und dann weiß ich noch, einmal ist unser Vater mit uns mit dem Schlitten nach Bludenz auf den Markt gefahren. Er hat da Holz verkauft, Holzmaterial, er hat trockenes Holz verkauft. Stell dir vor, mit dem Schlitten bis nach Bludenz, dann Schneefahrbahn und bis rein wieder da her. Ich will nicht sagen, dass es früher mehr Schnee hatte, weil man nicht gepflügt hat. Aber es kann vielleicht kälter gewesen sein, dass der Schnee nicht so schnell weggeschmolzen ist. Heute wird*

---

151 Plumpsklo.

152 nach Urin gestunken.

153 laufen, plätschern.

*natürlich auch gesalzen. Und so ist das gewesen. Natürlich, was ich noch weiß, einer meiner Ahnen ist 1964 gestorben und hat dann noch öfters erzählt, dass sie zum Anheizen selber Zündhölzer gemacht haben. Sie mussten nach Ding reingehen, nach Gargellen, da ist ein Schwefeltobel, wo das Wasser ein bisschen Schwefel hervorbringt. Und das hat man dann mit einem Schaber abgeschabt und mit nach Hause genommen und nachher als weiches auf das Holz, auf die Späne rangemacht. Und dann hat man's trocknen lassen. Das waren die Zündhölzer. Heute ist das unvorstellbar. Und das war schon eine Sache.*



*Abb. 23: Familie beim Mist-Ausbreiten in St. Gallenkirch in den 1930er Jahren  
(Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv)*

Bei der Beschreibung der Produktion von Nahrungsmitteln sowie deren Verarbeitung und schließlich auch der Essgewohnheiten handelt es sich um einen Erzählstoff, der in beinahe allen lebensgeschichtlichen Interviews angesprochen wird. Wie bereits im Kapitel zur traditionellen Landwirtschaft dargestellt wurde, wird in den Erzählungen das vollkommen selbstständige Erzeugen der Nahrungsmittel bzw. die Praxis des Selbstversorgens (bzw. der Subsistenzwirtschaft) häufig ins Zentrum der Darstellungen gerückt. Erzählungen, dass es noch vor Jahrzehnten möglich war, eine Familie weitgehend mit lokalen Produkten – und vor allem den Produkten des eigenen Grund und Bodens – zu versorgen, nehmen große Teile der lebensgeschichtlichen Erzählungen von Kindheit und Jugend ein. Konkret handelt es sich dabei um eine Auflistung der wichtigsten landwirtschaftlich produzierten Nahrungsmittel und ihre Verwendung bzw. Haltbarmachung. Immer wieder kommt es zu Anspielungen auf Produkte oder auch Techniken, die es in früherer Zeit noch nicht gab. Wie das bei den meisten Beschreibungen des traditionellen Lebens der Fall ist, werden so die historischen Gegebenheiten den heutigen gegenübergestellt, um den Wandel zu verdeutlichen. Dabei wird die alte Wirtschafts- oder Ernährungsweise aber nicht immer positiv dargestellt, teils nehmen die

Erzählenden deutlich Abstand von bestimmten Praktiken, wie dies QR mit dem Kommentar „*Mich hat es damals schon gestreckt*“ zum Ausdruck bringt.

Beschreibungen der sanitären Verhältnisse, wie sie auch JJ am Beispiel der Situation in den Schulen anstellt, werden kaum je positiv dargestellt. Eher werden Plumpsklos, Waschschüsseln oder die Hygienestandards leicht ironisch beschrieben – bzw. auch relativiert, wie dies auch bei JJ der Fall ist: „*Da sieht man selber schon, das ganze Leben ist etwas anderes gewesen. [...] Aber da hat sich niemand etwas draus gemacht zu dieser Zeit.*“ JJ betont, analog zum Topos „andere Zeiten, andere Sitten“, dass sich der einstmalige Alltag kaum mit dem heutigen vergleichen ließe, und unterbindet damit vorab jede Bewertung, die dem Erzähler und seinen historischen Figuren mangelnde Hygiene oder Sauberkeit unterstellen könnte.

Ganz im Gegenteil werden anhand der einfachen Verhältnisse und mangelnder maschineller Unterstützung eher die großen Anstrengungen in der Bemühung um Sauberkeit herausgestrichen. KL etwa zeigt auf, welche Leistung ihrer Mutter es war, die von der Arbeit völlig verdreckte Wäsche quasi mit der Hand sauber zu waschen. Die rhetorische Frage „*Ich denke mir vielmal, wie hat sie es auch noch gemacht?*“ soll einmal mehr unterstreichen, wie unvorstellbar heute die einstigen Herausforderungen und Anstrengungen im Rahmen alltäglicher Arbeiten sind. Mit der harten Arbeit einher gehen die Beschreibungen besonderer Sparsamkeit: „*Und man ist so sparsam gewesen. Ja ich glaube sogar das Abwaschwasser hat man zum Stall hinüber getragen, diesen Schweinen*“, erzählt KL. In vielen biografischen Erzählungen, häufig in jenen von Frauen, wird der Fleiß, die Anspruchslosigkeit und die Sparsamkeit der eigenen Mutter, meist am Beispiel alltäglicher Situationen oder Arbeiten, beschrieben, und nicht zuletzt als Vorbild und Prägung für das eigene Handeln angeführt. Dieses Idealbild der fleißigen, sparsamen Frau ist einerseits auf die bereits erwähnte hohe Arbeitsmoral dieser Generation zurückzuführen, spiegelt aber auch die typische Rolle einer Frau und Mutter wider, wie sie den Frauen in der Neuzeit, besonders aber im 19. Jahrhundert und bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts zugesiedt wurde.

DDs Erzählungen über den Alltag sind besonders interessant, denn sie fokussieren weniger bekannte Details alltäglicher Arbeiten. Der Erzähler bemüht sich im Interview, dem Gegenüber Erinnerungen und Informationen zu vermitteln, die er für besonders außergewöhnlich hält. Der Bericht von einem Vorfahren, der sich erinnern konnte, wie man früher selbst Zündhölzer mithilfe von Schwefelablagerungen in Gargellen herstellte, ist natürlich weniger biografisch als vielmehr historisch relevant. Die Beschreibung der Praxis des Schneeräumens erfüllt ebenfalls vor allem die Funktion der Vermittlung spezifischen Wissens über Alltagsarbeiten im Winter. DDs Erzählung ist geprägt vom Topos „*Heute ist das unvorstellbar.*“ Diese Formulierung bzw. auch Grundaussage etwa in Form von „*Das glaubt dir heute kein Mensch*“ (KP), oder „*Das können sich die Jungen gar nicht mehr vorstellen*“ (DW) wird in einem Großteil der Interviews mehrmals verwendet und soll auch in Bezug auf den Erzählstoff „Alltag“ den extremen sozialen, wirtschaftlichen und lebensweltlichen Wandel unterstreichen.

### 3.4.8. Bräuche und Gewohnheiten

Ein den Erzählungen über den Alltag sehr verwandter Erzählstoff widmet sich den (vielfach nicht mehr praktizierten) Bräuchen vor allem der traditionellen, vormodernen Gesellschaft im Montafon sowie Routinen oder Gewohnheiten, die nachfolgend als soziokulturelle Gewohnheiten bezeichnet werden. Während Bräuche zeitlich und räumlich festgeschriebene, institutionalisierte soziokulturelle Formen bezeichnen, die einer ausübenden Gruppe bedürfen, für die die Handlung eine Bedeutung erlangt,<sup>154</sup> lehnt sich der Begriff der soziokulturellen Gewohnheiten an den (aufgrund seiner moralischen Komponente heute überholt) volkskundlichen Begriff der „Sitte“ an, insofern, als hierunter traditionsgeleitete Handlungsanweisungen, die das über den konkreten Handlungen stehende Wert- und Normensystem repräsentieren, verstanden werden<sup>155</sup> – und wird damit persönlichen bzw. individuellen Gewohnheiten eines Menschen gegenübergestellt.

Soziokulturelle Gewohnheiten äußern sich als übliche Handlungsweisen im sozialen Umgang miteinander bzw. im Umgang mit einer bestimmten Situation. Die 1907 geborene XX kann mit ihrer Erzählung von der Rolle der Dorfbälle für die jungen Menschen ein schlichtes Beispiel für soziokulturelle Gewohnheiten geben:

*XX: Früher hat die Feuerwehr ... Feuerwehr war, solange ich mich erinnern kann. Und die hat im Winter, im Fasching einen Ball gehabt. Einen Musikball. Und der Musikverein, die waren auch solange ich mich erinnern kann. Die haben auch einen Ball gehabt und dann war da noch [3 sec. Pause] ich weiß nicht wie man sagt. Dort hat man dann auch einander kennen gelernt. Da ist man sonntagabends auf den Ball und da sind dann die jungen Leute so gekommen, die gerne getanzt haben, und da haben sich auch viele kennen gelernt. Das war eigentlich ganz anders. Das gibt's heute nicht mehr, dass so ein Ball da ...*

*I: Wo alle hin gehen. Ja.*

*XX: Ja. Und da sind dann viele Ältere, ältere Leute, also bei der Feuerwehr, da die Mitglieder, sind dann, kann man sagen, alle zusammen gekommen und sind mit den Frauen zum Ball gegangen und haben getanzt.*

*I: Hat man da damals auch Alkohol getrunken?*

*XX: Ja! Ja!*

*I: Was hat man da getrunken?*

*XX: Man hat dann Wein getrunken. Ich weiß, meine Mutter hat dann gesagt, wenn wir dann auf dem Ball waren, hat sie gesagt, „nehmt nur ein paar Zucker in die Tasche, damit ihr Zucker hineingeben könnt“. [lacht]*

*I: In den Wein?*

*XX: In den Wein! [lacht]*

154 Bimmer, Andreas: Brauchforschung. In: Brednich, Rolf (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001<sup>3</sup>. S. 445–468. Hier S. 445.

155 Bimmer: Brauchforschung. S. 446.

*I: Aber der war sehr teuer wahrscheinlich, oder?*

*XX: Ah, nichts Besonderes. Und einmal ist dann im Fasching ... da kamen manche maskiert. Und die haben dann auch getanzt. Und unsereins hat mittanzen müssen. Das war dann so lustig. Und das waren, wie gesagt, alte Leute. Alte Leute kamen. Da hat eine Junge nicht ohne Eltern dürfen, bis sie 18 Jahre alt war, hat sie nicht ohne Eltern auf den Ball gehen können.*

*I: Ach so?*

*XX: Heute ist das nicht mehr.*

Mit dem anonymen „man“ in XXs Feststellung „*Dort hat man dann auch einander kennen gelernt*“ bringt die Erzählerin zum Ausdruck, dass ein Kennenlernen anderer junger Menschen im Rahmen eines Balles häufig der Fall war. Nicht ganz eindeutig ist, ob die Erzählerin hier auf neue Bekanntschaften mit Personen außerhalb der Dorfgemeinschaft anspielt oder aber eine andere Dimension des Begriffes „Kennenlernen“ anspricht: Erst im Rahmen eines Festes oder eines ähnlichen Anlasses war es möglich, länger miteinander persönliche Gespräche zu führen und auch intimere Beziehungen zu knüpfen. Dass letztere Interpretation durchaus zutreffend ist, wird im Kapitel über Liebesgeschichten genauer ausgeführt werden.

Auch die Beschreibung XXs, ein Zuckerstück zum Süßen des Weins mitgenommen zu haben, weist eher beiläufig auf Gewohnheiten hin, die interessante Einblicke in alltägliches Verhalten und Bewertungen – sowie Hinweise auf die Qualität des Weines – erlauben. Ein näherer (Rück-)Blick auf die Gewohnheiten der Gesellschaft der 1920er, 1930er und 1940er Jahre im Montafon soll in nachfolgenden Kapiteln unternommen werden, da die Beschreibungen der ZeitzeugInnen soziokulturelle Gewohnheiten betreffend zumeist an ein bestimmtes Thema gebunden sind – wie das etwa in der Erzählung XXs über die Feuerwehrbälle im Kapitel über die Liebesgeschichten der Fall ist.

Auch dem Erzählstoff der traditionellen Bräuche sind zahlreiche und umfassende Berichte gewidmet, da beispielsweise gerade der Funken oder andere regionale Bräuche, ähnlich wie dies bei den „Franzosenwäldern“ der Fall ist, zentraler Bestandteil der Montafoner Identität sind. In einigen Interviews brachte der/die InterviewerIn die Sprache auf das Thema der Bräuche, woraufhin die ZeitzeugInnen zahlreiche Anekdoten zu verschiedensten Formen traditioneller Bräuche zum Besten gaben. Das Weihnachtsfest stellte häufig einen gezielt abgefragten Themenbereich dar, der von den ErzählerInnen von sich aus vielleicht deshalb weniger erwähnt wurde, weil die Rolle dieses heute sehr wichtigen Festes früher weitaus geringer war. Der 1934 geborene CD ist persönlich an den historischen Formen verschiedenster Bräuche im Montafon interessiert und bemühte sich im Interview, seine Erinnerungserzählung mit Einblicken in verschiedenste soziokulturelle Gewohnheiten zu ergänzen. Thema der nachfolgenden Erzählung ist der Nikolaus-Brauch im Montafon in den 1930er und 1940er Jahren:

I: Ist der Nikolaus gekommen?

CD: „Dr Klos“<sup>156</sup>, ja, der Nikolaus, ja der Nikolaus. Ja das ist ein bisschen interessant. Der Nikolaus ist am 6. Dezember. Und dann, da hat es noch keinen Krampus gegeben bei uns. Da hat es nur einen Knecht Ruprecht gegeben. Das ist ein verkleideter Mann gewesen mit einem Mordsbart, und einem Mantel, und der hat den Rucksack getragen, oder den Korb, für den Nikolaus. Aber der Name „Klos“, der hat noch viel mehr an sich. Der ist nicht nur am 6. Dezember gekommen. Der konnte das ganze Jahr gehen. Und wenn du herum gehört hast, unter den alten Montafoner Frauen, dann hat es geheißen, wenn man eine gesehen hat, in anderen Umständen: da kommt auch der „Klos“, hat es geheißen. Oder: „dia tuat klosna“ Und das ist eigentlich heute als Gespräch unter den Montafonern verschwunden. Du hörst, man sagt nur: die Frau ist in anderen Umständen, oder sie ist schwanger. Das „schwanger“ hast du früher nicht gehört. Da hat es nur geheißen: „dia tuat klosna.“ Und wir Buben haben nie gewusst, was das ist, was das zu bedeuten hat an einer Frau, der „Klos“. Bis wir dann, wenn halt wieder ein Geschwisterchen auf die Welt gekommen ist: „dr Klos hot's brocht“<sup>157</sup>. Und der konnte mitten unter dem Jahr kommen, nicht nur am 6. Dezember. Das ist auch noch interessant, oder, dass man das weiß, dass das so gewesen ist.



Abb. 24: Besuch von Nikolaus und Krampus (Sammlung Bruno Hueber/Montafon Archiv)

Der Hinweis auf den sprachlichen Gebrauch der Nikolaus-Figur ist nicht nur interessant, weil er in eine Vorstellungswelt einführt, in der die Geburt eines Kindes über ganzes Jahr, quasi als Geschenk, vom „Klos“ beschert wird. Auch die Tatsache, dass der Nikolaus zumindest in sprachlicher Form abseits des 6. Dezember in Aktion treten konnte, verweist auf eine Vermischung verschiedener Bräuche. Dies wird am nachfolgenden Ausschnitt deutlich, in dem der 1910 geborene TG nach dem Weihnachtsfest gefragt wird und zunächst vom Christkind, später aber vom

156 der Nikolaus.

157 Der Nikolaus hat's gebracht.

Nikolaus spricht. Verschiedene ZeitzeugInnen berichten, ähnlich wie TG, dass das Christkind erst Anfang des 20. Jahrhunderts Einzug in die Weihnachtsbräuche im Montafon hielt. Volkskundliche Untersuchungen zeigen, dass der Nikolaus in vielen österreichischen Regionen bis in die späten 1950er Jahre die wichtigste gabenbringende Brauchgestalt für Kinder darstellte.<sup>158</sup> Bis zur Ablösung der Nikolausfigur als Geschenkbringer durch das Christkind Mitte des 20. Jahrhunderts wurde anlässlich des Weihnachtstages kaum beschenkt. TG bezieht sich in seiner Erzählung eingangs auf die Armut, die er als Halbwaise mit mehreren Geschwistern in der Kindheit erlebte:

TG: *Das haben wir schon gemerkt, dass wir ein bisschen weniger Sachen bekommen haben, zu Weihnachten, als die anderen Nachbarkinder, wo Väter gehabt haben.*

I: *Was habt ihr denn bekommen? [...]*

TG: *Vom Christkind? Griffel oder eine Federschachtel oder ein Heft oder ein Lesebuch, was man halt in der Schule gebraucht hat. Und dann hat es auch goldene Griffel gegeben. Ojässas. Am anderen Tag hat jeder einander erzählt: „Was hat dir der Nikolaus gebracht? Mir hat er heuer einen goldenen Griffel gebracht.“ Einen goldenen Griffel. Ist ja das gleiche Material gewesen, aber mit Gold angestrichen gewesen, gelb. Das ist ja ein Schatz gewesen, ein goldener Stift. Wahnsinnig. Ja. Und Hemdenstoff. Die Mama hat für die ganzen Kinder ... Im Winter hat sie Wolle gesponnen, das Vieh gefüttert, Wolle gesponnen, die Schafe geschoren, Wolle gewaschen, Wolle gesponnen. Alles selber. Und die Mädchen sind dann in die Schule. Und die haben dann Strümpfe gestrickt, aus dem Garn. Und solche Ding ... solche Blusen in der Schule gelernt zu machen. Weiße Blusen und einen Halbrock. Und dann sind sie [unverständlich] gewesen im Sommer. Hosen hat man keine gekannt im Winter. [unverständlich] Unterhosen. Wir haben in der Schule den Mädchen immer ins „Födla“<sup>159</sup> gesehen, wenn man auf den Bäumen herumgeklettert ist. Ja. Da hat niemand umgeschaut, kein Mensch hat „Wondr ghet ab ama so a Födla“<sup>160</sup>, von einem Mädchen. Nur ist es uns dann komisch vorgekommen, dass „dia Koga“<sup>161</sup> immer niedersitzen müssen beim „sächa“<sup>162</sup>. [lacht] Das ist uns lange spanisch vorgekommen, warum setzen „dia Koga“ sich denn immer hin? Das hätte ich ja nicht sagen sollen. Das musst du halt herausstreichen.*

Gerade jene Passagen, zu denen die ZeitzeugInnen anmerken, man könne oder solle sie herausstreichen, gewähren meist besonders interessante Einblicke in persönliche Erfahrungswelten sowie Wert- und Normvorstellungen. Auch aus diesem

<sup>158</sup> Wallnöfer, Elsbeth: Geraubte Tradition. Wie die Nazis unsere Kultur verfälschten. Augsburg 2011. S. 88.

<sup>159</sup> Hintern.

<sup>160</sup> sich für so einen Hintern interessiert.

<sup>161</sup> Fratz, ungezogenes Kind.

<sup>162</sup> urinieren.

Grund wurde TGs Exkurs, der ja inhaltlich kaum mit dem Thema Weihnachtsbräuche in Zusammenhang steht, an dieser Stelle belassen: Die Erzählung vom Hemdenstoff als Weihnachtsgeschenk, über die Herstellung der Kleidung, hin zu den Erinnerungen an die Einblicke, die die Röcke ohne Unterhosen bei baumkletternden Mädchen gewährten, ist ein eindrückliches Beispiel für eine narrative Erzählung, die über verschlungene Assoziationsketten und Abschweifungen Einblicke in individuelle Erinnerungen erlauben, welche durch gezielte Fragen in einem Interview niemals möglich wären. Dass es ihm nachträglich unangenehm ist, über die Unterwäsche und die Praxis der Mädchen beim Urinieren gesprochen zu haben, weist darauf hin, dass der Erzähler diesen Themenbereich zwar für interessant, aber auch für zu intim für die Zuhörer-Öffentlichkeit befindet. Die meisten ZeitzeugInnen sprechen daher körperliche Intimbereiche betreffende Themen – auch in Hinblick auf frühere gesellschaftliche Praktiken – überhaupt nicht an.



Abb. 25: Feier unter dem Weihnachtsbaum (Sammlung Bruno Hueber/Montafon Archiv)

Was für TG der Griffel ist, der im Gegensatz zu jenem der Nachbarskinder leider nicht golden gefärbt war, ist für andere ZeitzeugInnen ein Schipullover, ein Hund auf Rädern oder das erste Paar Schi: ein nostalgisches Symbol für die bescheidenen Verhältnisse in der Kindheit. Zumeist beschränken sich die Erinnerungserzählungen unter all den Weihnachtsfesten, die man erlebt hat, auf wenige besondere Geschenke, die bis ins hohe Alter Eindruck hinterlassen haben und so unmittelbar mit dem Erzählen von Weihnachten verknüpft sind. Tatsächlich werden in Bezug auf Weihnachten vor allem die Geschenke und darüber hinaus die besonderen Speisen erinnert, Weihnachtskrippen oder Christmettebesuche werden eher bei-läufig erwähnt. Wie die allgemeine Verklärung und Nostalgie, die heute in Bezug

auf das Weihnachtsfest allerorts und in diversen Aspekten festgestellt werden kann, erwarten lässt, betonen die ErzählerInnen vielfach: „*Und [Weihnachten] ist für uns also schon ein schönes, schönes Ereignis gewesen immer*“ (CD). Neben den Beteuerungen, wie schön das Weihnachtsfest in der Kindheit war, spielen auch Hinweise auf die Einfachheit des Festes während dieser Jahrzehnte eine große Rolle. Die ErzählerInnen beschreiben, wie einfach, wenig oder praktisch und notwendig einerseits die Geschenke und andererseits die Speisen zum Weihnachtsfest waren. Einmal mehr wird implizit auf den Wandel im 20. Jahrhundert hingewiesen und das Weihnachtsfest der Kindheit den heutigen, zumeist als negativ bewerteten Weihnachtsbräuchen gegenübergestellt.

CD berichtet besonders detailgetreu von den großen (kirchlichen) Festen im Jahreskreis und spricht in seinen Erzählungen die meisten Aspekte an, die auch andere ZeitzeugInnen in Verbindung mit diesen terminbezogenen Bräuchen erwähnen. Aus diesem Grund soll nachfolgend erneut der 1934 geborene CD mit einem längeren Ausschnitt zitiert werden, in dem er über die größten Feiertage im Jahreskreis und ihre Bedeutung für die Menschen spricht:

*I: Hat es Fasching auch gegeben?*

CD: Ja. Der Fasching, es ist eigentlich der Sonntag gewesen am „Küachlisommtig“<sup>163</sup>. Und zwar sind dort Kinder verkleidet so in den Bauernhäusern herumgegangen, da ist man herumgehüpft. Die Erwachsenen sind da noch nicht so maskiert gegangen wie heute. Nur die Kinder sind dort. Und dann hast du da und dort in den Häusern drinnen „Küachli“ bekommen. Und diese „Küachli“, das ist schon etwas Gutes gewesen. Und ab und zu „bischt oh ihganga“<sup>164</sup>, hat es „Fadaküachli“<sup>165</sup> gegeben. Und zwar hat dann die Köchin, wo dann diese „Küachli“ gemacht hat, die hat in ein „Küachli“ hinein einen Meter, zwei, Faden hinein gelegt, und mit herausgebacken. Und den Faden hast du nicht gesehen. Dann hast du das „Küachli“ so herhaft her genommen und „met Ohmr drihbieß“<sup>166</sup>. Herrgott, und den Mund voller Fäden in den Zähnen drinnen. [lachen] Und die Frauen mussten dann halt auch furchtbar lachen, wenn wir da an diesen Fäden gezogen haben. [lachen] Ja, ja. Das ist der Fasching gewesen. Das hat sich dann alles später ganz anders entwickelt. Es sind dann eben die Erwachsenen ... und dann ist eben nach dem Krieg auch der Funkensonntag dann aufgekommen wieder. Und hat man zuerst auch ... als Bub hat man dann halt auch geholfen, diesen Funken aufzubauen. Und wir Musikanten haben dann gespielt, ein paar Märsche gespielt. Und das wird heute ... damals, da hat es zum Funken dazu noch keinen Tee gegeben und keinen Glühmost und keine heiße Wurst wie heute. Das ist heute fast ein Jahrmarkt gegen früher. Und es ist sehr solide abgegangen. Da hat

---

163 der auf den Faschingsdienstag folgende Sonntag (auch: Funkensonntag).

164 bist du auch reingefallen; hat man dich auch reingelegt.

165 Fadenküchli.

166 voll Lust hineingebissen.

*man diesen Funken abgebrannt, und die Fackeln geschwungen, und dann ist man heim gegangen. Und sonst, heute ist es ja ein halber Jahrmarkt, so ein Funkensonntag. Schon beim Aufbauen wird gewirtet. Und beim Verbrennen und alles. Das hat es damals alles noch nicht gegeben. Da sind wir, ja, ja, halt noch bescheidener gewesen damals, oder? [lacht]*

*I: Ostern, hast du das noch in Erinnerung?*

*CD: Ja. Ostern, Ostern haben wir ... halt mit den Ostereiern, aber es ist an und für sich sonst, hat es außer Ostereiern keine Geschenke gegeben, hat man auch nicht gehabt. Dort ist eben die konservative Erziehung noch ein bisschen strenger gewesen. Da ist beichten zu gehen fast wichtiger gewesen als die Ostereier. Da hat es geheißen: Ja, an Ostern musst du dann beichten. Und schon von der Schule aus. Weißt du, das ... wenn dich nicht einmal die Eltern geschickt hätten. Da hat der Pfarrer dann schon in der Klasse gewettert, wer nicht beichtet zu Ostern und so und so, der ist ... den hat man dann ein bisschen auf der Latte gehabt. Wir haben, ich weiß in Tschagguns, zwei oder drei Schulkollegen gehabt. Das sind Protestanten gewesen. Die sind dann damals noch nicht Freunde gewesen von den geistlichen Herren, oder, die Protestanten. Da hat man immer noch gepredigt, wenn man sich eben andersgläubig verhalte, dass man irgendwie ausgeschlossen werden könnte von der Kirche. Und das hätte man damals für furchtbar angeschaut. Heute stört sich da niemand mehr daran. Aber ansonsten hat man ... Dort ist mehr das Kirchenfest größer gewesen als das daheim, möchte ich sagen. Und im Laufe vom Jahr halt die verschiedenen Fronleichnamsprozessionen. Und wie es in Tschagguns gewesen ist, möchte ich sagen, Maria Geburt am 8. September, die Tschaggunser Kirche ist die zweitgrößte Wallfahrtskirche des Landes gewesen, und hat an dem Tag bis zu 1.500, 1.600 Pilger dann gehabt. Da muss ich sagen, da sind dann Unmengen von Leuten von der Innerfratte zu Fuß heraus gekommen. Frauen in der Tracht, und auch ohne Tracht, „of dia Tschaggusr Kilbi“<sup>167</sup> hat man dann gesagt. Und es sind dann bis zu 20, 25 Stände herum gewesen. Und dann ist diese Prozession gewesen. Und nach der Prozession hat dann die Musik wieder gespielt. Dann ist Tanz gewesen, öffentlicher Tanz. Eine Bühne und alles. Es ist also ein richtig großes Kirchenfest gewesen. Und auch viele blaue Augen gegeben. Es hat dann halt auch Schlägereien gegeben. Da ist dann mancher „gflohat warda wedr“<sup>168</sup>. Da hat der Alkohol dann halt auch noch mit regiert. Und das ist dann später auch abgeschafft worden. Und wir haben dann einen Priester gehabt. Und der hat dann gesagt, der möchte das nicht, dass da fast hunderte von Fotoapparaten und Filmkameras an der Straße stehen und da filmen. Und hat das abgeschafft. Und es ist schade, an und für sich. Es ist doch schon wieder ein Brauch, wo im Montafon verloren gegangen ist. Und na ja, so haben wir das Jahr durch gebracht dann halt.*

---

167 auf die Tschaggunser Kirchweih.

168 geschlagen worden wieder.

CDs Beschreibung der wichtigsten Feiern bezieht sich – mit Ausnahme natürlich des Küachli- oder Funkensonntags – auf viele hohe kirchliche Feiertage. In den unterschiedlichen Erzählungen wird die Bedeutung des jeweiligen Festes für den Erzähler auch auf der emotionalen Ebene verdeutlicht. Während der Faschingsbrauch des Verkleidens und Küachli-Essens durch eine lustige Anekdote sehr heiter und unbeschwert vermittelt wird, erscheint Ostern mit der Pflicht zu beichten als streng und wenig erfreulich für ein Kind oder einen Jugendlichen. CDs Assoziationen führen ihn vom Osterfest weg zum wenig toleranten Umgang mit Angehörigen anderer Religionen im Ort. Das Tschaggunser Kirchweihfest wiederum stellte für den Erzähler einen der Höhepunkte im Jahreskreis dar, der mit großen Menschenmengen, Tanz und Schlägereien für Abwechslung sorgte – und schließlich in seiner Darstellung von Vertretern der Kirche, wiederum in der Rolle der ewigen Spaßverderber, „abgeschafft“ wurde. Mit der abschließenden Bemerkung „Es ist doch schon wieder ein Brauch, wo im Montafon verloren gegangen ist“ macht CD auf seine Bedenken gegenüber dem Wandel im 20. Jahrhundert aufmerksam, im Zuge dessen er offenbar einen Verlust von Montafoner Bräuchen konstatiert. Eine Bewertung der beschriebenen Feste begleitet die Erzählungen immer wieder in Form von „Da sind wir halt noch bescheidener gewesen damals, oder?“ oder auch „Das ist heute fast ein Jahrmarkt gegen früher“.

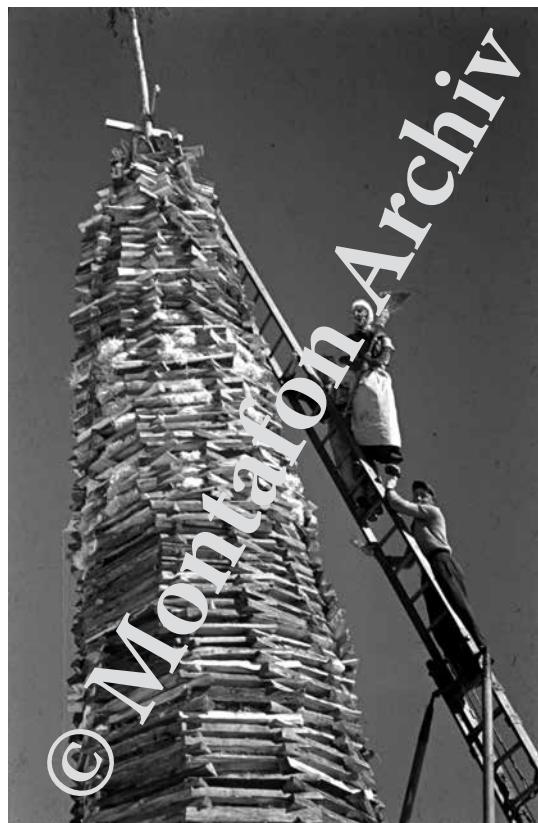


Abb. 26: Befestigen der Hexe auf dem Funken in den 1940er Jahren  
(Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/Montafon Archiv)

Der Funkenbau bzw. das Abbrennen des Funkenturms am Funkensonntag bleibt in den Montafoner Erzählungen in Bezug auf Bräuche kaum je unerwähnt. Häufig wird die Persistenz, oder aber auch der Wandel von Traditionen an seinem Beispiel thematisiert – wie das auch in der letzten Erzählung CDs der Fall war.

Die 1924 geborene GT und der 1925 geborene FU legen in ihrer nachfolgenden Beschreibung keine Aussage, Botschaft oder Bewertung zugrunde. Angespornt von der Erzählsituation bemühen sich beide, möglichst viele Details rund um den Funkenbrauch zu rekonstruieren:

FU: *Der Funken, der ist jedes Jahr gewesen. Den hat es jedes Jahr gegeben. Jedes Jahr. Aber nicht so wie man heute „funknat“<sup>169</sup>. Das hat es früher nicht gegeben. [...] Jeder Bauer hat da Ziegen und Schafe gehabt. Und da hat er „Garba“<sup>170</sup> gehabt. Sagen wir aus „Hasla“<sup>171</sup>.*

GT: [...] *Das haben die so ausgefressen, „dia Löberi“<sup>172</sup>, die Ziegen, hauptsächlich die Ziegen, dass man nur mehr die Stängel ... halt „Gretza“<sup>173</sup> hat man gesagt. Und dann, diese „Gretza“ hat man halt heraus getan auf einen Haufen. Und dann im Winter, wenn „d‘Funkner“<sup>174</sup> herum gewesen sind, haben sie dann diese „Gretza“ geholt. Jeder Bauer, das hat dann ja einen Berg gegeben. Und diese „Gretza“ haben sie dann genommen, um den Fuß zu machen beim Funken. Und dann hat man halt Latten gestellt. [...]*

FU: *Und dem Boden nach ein großer ... wie soll ich sagen? Vielleicht vier, fünf Meter dick, so einen Fuß gemacht, mit halt auch mit allerhand. Der eine hat Bäume ausgeschnitten, hat man solche „Gratza“<sup>175</sup> bekommen. Und dann irgendwo „Schiet“<sup>176</sup> bekommen. Dann hast du gemeint, Wunder was, gell.*

GT: *Die hat man dann gespart. [...]*

FU: *Am Mittwoch und Samstag am Nachmittag hast du keine Schule gehabt. Im Winter. Dann musstest du „funkna“<sup>177</sup>. Wehe dir, wenn du nicht „funkna“ gekommen bist. Weißt du, da ist schon so einer gewesen, der das aufgeschrieben hat.*

I: *Ah so?*

FU: *So wie ein Funkenmeister. Wehe dir, wenn du nicht so und so viel „ga funkna“ gekommen bist, durfst du nicht zum Funken.*

I: *Ah wa?*

FU: *[lacht] Ja, ja. Dann bist du halt auch mit dem Däta und mit der Mama heimlich gegangen. Aber öffentlich hättest du nicht zum Funken dürfen, wenn du nicht, sagen wir vier oder fünf Mal „funkna“ bist, dann durfst du ein-*

---

169 den Funken macht.

170 Garben; Büschel aus Laubzweigen.

171 Haselstauden.

172 das Laub.

173 dürre Zweige.

174 die Funkenbauer.

175 Ast; Zweig.

176 Holzscheite.

177 hier: beim Funkenbau helfen.

*fach nicht zum Funken kommen. Dann ist man halt früher auch zum Funken gegangen, wie man heute auch. [...] Eben jeder wollte, den schöneren Funken haben und den größeren. Das ist dann halt schon gewesen. Ja, ich weiß jetzt grad ... Eben wenn du irgendwo „a Schiet überko hosch“<sup>178</sup> oder „an Trolr“<sup>179</sup>, wo du noch Holzscheite machen konntest, ja dann hast du halt auch gemeint, Wunder was du dann hast. Und gedankt und gedankt. Nur mit „Vergelt's Gott und Salz' Gott“<sup>180</sup>. Mehr hast du da nicht gehabt. Da hast du schon nur gebettelt. Von Haus zu Haus bist du da gegangen.*

Die beiden ErzählerInnen sind völlig in den Inhalt ihrer Erzählung vertieft und reflektieren an dieser Stelle nicht die Bedeutung des Brauches oder seinen Wandel. Nur einmal stellt FU eingangs fest, dass man in seiner Kindheit „nicht so wie man heute funknat“ gefeiert hätte. Abgesehen von diesem Hinweis liegt den ErzählerInnen besonders am historischen Ablauf und an den Zusammenhängen. Diese Tatsache ist auch bedingt durch die Erzählsituation, in der sich die beiden ZeitzeugInnen gegenseitig zum Weitererzählen und zum Rekonstruieren der kleinsten Details anregen. Allzu detaillierte Beschreibungen wurden aus Gründen der Lesbarkeit aus obigem Ausschnitt ausgenommen, die Kernpunkte der Erzählung werden dennoch deutlich: Zunächst beschreiben die ErzählerInnen die Laubgarben („Gretza“), ihr Aussehen, die Technik des Garbenbindens und ihren Zweck – im Wissen, dass diese Technik heute nicht mehr praktiziert wird. Anschließend wendet sich die Erzählung dem Funkenbau zu, einerseits der Bautechnik, andererseits aber auch dem Stellenwert in der dörflichen Gemeinschaft. Junge Buben hatten beim Bau mitzuhelfen, sonst verloren sie quasi das Recht, beim Anzünden dabei zu sein. Und schließlich schildert FU die Praxis des Holz-Sammelns für den Funken, für den die Kinder von Haus zu Haus „betteln“ gehen mussten.

Die Tatsache, dass sich Bräuche und soziokulturelle Gewohnheiten im Laufe der Jahrzehnte mitunter stark veränderten oder schließlich gar nicht mehr praktiziert wurden, regt die ErzählerInnen – ähnlich wie dies bei der Beschreibung alter (landwirtschaftlicher) Techniken der Fall ist – zu sehr ausführlichen Schilderungen an. Teils ist sogar die Freude der Gewährsleute zu spüren, dass sie ihr Wissen, das mit ihrem Tod vielleicht verloren gehen könnte, nun doch interessierten Personen, oder gar dem Archiv des regionalen Heimatmuseums, überantworten und damit sichern können.

FU und GT erweisen sich, einmal in Fahrt gekommen, als sehr ausdauernde und begeisterte ErzählerInnen, die zum Thema Bräuche in der traditionellen Gesellschaft viel und detailliert berichten können. Aus diesem Grund soll hier ein weiterer Ausschnitt aus ihren Erzählungen nachfolgen. Beschrieben werden Bräuche und soziokulturelle Gewohnheiten, die im Arbeitsumfeld eines Ziegenhirten

---

178 einen Holzscheit bekommen hast.

179 kurzes Rundholz.

180 traditionelle Redewendung für „Danke“.

üblich waren. Meist arbeiteten Schulbuben oder gerade ausgeschulte Buben als „Geißler“. Sie trieben die Ziegen des Dorfes zumeist täglich vom Tal bis in die höchsten Lagen und hatten dabei eine genaue Weidefolge zu beachten.

FU: *Dann ich weiß auch, ein „Gäßler“<sup>181</sup> ist halt auch noch ein Lausbub, nicht nur ... [GT lacht] nicht nur ein Ziegenhirte, gell. Der hat auch alles Mögliche getrieben. Und [...] die Rinderhirten, oder halt die Hirten, haben einen Ziegenhirten viel „ahgrecht“<sup>182</sup>: „tu das, tu das, und das musst du machen, und das musst du machen.“ [...] ich weiß, einmal haben sie mich auch aufgehetzt, ich solle mit dem Hütchen hinein stehen und sagen, wenn jemand kommt: „ich bitte um ein Almosen.“ [lachen] Ja, ja. Und dann machst du es als „Buabschi“<sup>183</sup>, oder? „Do folgischt“<sup>184</sup>. Dann habe ich dann auch ... mein Gott, sind ganz wenig gekommen. Vielleicht ein paar Pfennige hinein getan, und einige gar nichts, haben wohl auch selber nichts gehabt. Solche Sachen. Und dann haben sie wieder gehetzt: „tu das oder tu das.“ Und halt auch ein Ziegenhirte, so einen Bub, kannst du gut aufhetzen, „etschas z’Teifls tua“<sup>185</sup>. Dass du etwas anstellst. Nein, nein. Dann wenn auch die Leute noch zufrieden mit dir gewesen sind, das ist gewesen, ob du da Hirte gewesen bist oder Ziegenhirte, oder was du gewesen bist. [...] Dann hat man „an Maia überko“<sup>186</sup>, wenn man fertig gewesen ist. Dann haben sie einem so in den letzten Tagen, den zweitletzten, den drittletzten Tag, haben dann die Frauen einem den Hut genommen, das Hütchen. Dann haben sie „an Maia gmahat“<sup>187</sup>. [...] Blumen. Mit Blumen rundherum. Dann hast du halt ... Nur wenn sie zufrieden gewesen sind. Sonst nicht.*

I: *Nicht?*

FU: *Nein. Dann hast du einen Herrgottsstolz gehabt, wenn du so „an Maia“ gehabt hast, da Blumen oben gehabt hast, wenn du „an Maia“ gehabt hast. [...] „Met Rosamari, met Nägli“<sup>188</sup>. Halt eben wie sie zufrieden gewesen sind. Und wenn du nur „an kliena Maia“<sup>189</sup>, dann hast du aber immer, hast du einen Stolz gehabt. Und so hat er oft im Frühling einmal, mitten im Winter, „Herrgott“, hast du immer gedacht, „wenn mich nur der wieder fragen würde, ob ich hüten kommen darf.“ Oder?*

FU spricht hier zwei Themenbereiche an. Einerseits die (schon aufgrund des Alters gegebene) Hierarchie zwischen den verschiedenen Hirtenämtern, in der der Ziegenhirt die erste Stufe einer Hirtenkarriere darstellte. So erklärt sich, dass die

---

181 Ziegenhirte.

182 zu etwas angestiftet.

183 kleiner Bub.

184 da gehorchst du.

185 etwas Blödes zu machen.

186 einen Blumenschmuck bekommen.

187 Blumenschmuck drauf gemacht.

188 mit Rosmarin, mit Nelken.

189 einen kleinen Blumenschmuck.

„Geißler“ immer wieder von den älteren Hirten für Späße instrumentalisiert wurden. Dass diese Gewohnheiten durch andere Vorzüge aufgehoben wurden, stellt FU am Beispiel des Blumenschmucks am Hirtenhut dar, der von den Besitzerinnen der Tiere nach erbrachter Leistung des Hirten am Ende der Saison angefertigt wurde. In FUs Darstellung war ein Ziegenhirte auf den Schmuck derart stolz, dass er hoffte, auch im nächsten Sommer wieder als Hirt angefragt zu werden. Diese Erzählung idyllisiert die tatsächliche Arbeitswelt eines Ziegenhirten beträchtlich – andere Zeitzeugen berichten in Erinnerung an die Hirtenarbeit ganz im Gegensatz zu FUs Darstellung besonders von Heimweh, schlechtem Wetter und schlechter Kleidung.



Abb. 27: Mit Blumen geschmückter Kleinhirt (Sammlung Ludwig Galehr/Montafon Archiv)

Diese Idyllisierung ist allerdings typisch für den Erzählstoff der soziokulturellen Gewohnheiten und Bräuche. Viele Bräuche leben nicht zuletzt von eben dieser Nostalgie und romantischen Idylle, da der unmittelbare Beweggrund, heute noch an einem Brauch festzuhalten, wenn nicht ein gastronomisch-wirtschaftlicher, so sicherlich meist kein religiös-ideologischer Faktor mehr ist. Einige Bräuche werden heute, besonders wenn sie für den Tourismus nicht relevant sind und daher nicht inszeniert werden müssen, nicht mehr praktiziert, weil sich die Lebens- und Arbeitswelt stark verändert hat. Dies ist etwa beim Blumenschmuck für die Ziegenhirten (mangels Ziegenherden) der Fall. Von anderen Bräuchen ist man allerdings ohne ersichtlichen Grund abgekommen. Hierfür soll exemplarisch der nachfolgende Ausschnitt über das Kennzeichnen des neuen Bürgermeisters im Ort, nach der alten Bezeichnung hier „Vorsteher“ genannt, stehen. Die 1922 geborene QQ schildert, dass der neue Bürgermeister nach der Wahl mit dem Aufstellen einer Tanne vor seinem Haus sowie mit Schüssen öffentlich gemacht wurde, und berichtet, dass es hier auch zu Pannen kommen konnte:

*QQ: Ich weiß nur, wo wir dann auf dem Maisäß gewesen sind, hat man gewusst, dass Vorsteherwahl ist. Und dann hat man doch dem einen Baum gestellt. Früher ist das so die Mode gewesen und Brauch. Hat man dem Bürgermeister, wenn er gewählt worden ist, hat man eine Tanne gestellt. Und einmal ist es gewesen, beim Hermann ist es so gewesen, einmal hat man dem Hermann den Baum gesägt. Weißt du? Gesprengt hat man. [...] Und auf jeden Fall hat man halt da sein Ding, diesen Baum halt gestellt, das hat man dann schon gewusst, was für einen Bürgermeister dass es irgendwie gibt, oder. Und dann sind halt die Männer da, und haben halt einen Baum gestellt. Und es hätte noch daneben gehen können, wo dann Leute vorbei sind oder was, und da hat man diesen Baum gesprengt. Wohl über Nacht, gell, ist es gewesen? [...] Und danach hat man aber dann wieder einen Baum gestellt. [...] Ja das sind halt ... sonst ist das schon ... GT, kannst dich du noch erinnern, wenn man ... wenn man auf dem Maisäß oben gewesen ist, wann der „Konsum Toni“ wieder Vorsteher geworden ist? Dann hat man ... oh, geschossen hat man auch. Ja. Dann, wenn geschossen worden ist, dann hat man gewusst, dass wieder ein Vorsteher ist. Und dann hat man geschaut wo.*

Religion spielt in Bezug auf Gewohnheiten und Bräuche eine zentrale Rolle, da viele traditionelle Handlungen stark mit christlicher Symbolik aufgeladen sind oder sich zumindest am Jahreskreis der katholischen Feste orientieren. Unter den in den Erzählungen erwähnten Bräuchen und Gewohnheiten mit christlichem Bezug, von denen einige bereits am Eingang dieses Kapitels angesprochen wurden, beziehen sich zahlreiche besonders auf die Religionsausübung und weniger auf offizielle kirchliche Feiertage oder Anlässe. Bei den nachfolgenden Erzählungen werden vor allem religiöse Gewohnheiten beschrieben, zum Beispiel wenn der 1930 geborene AZ von der Religiosität seines Vaters spricht:

*AZ: Und wir sind jetzt nicht grad gar so furchtbar fromme Leute gewesen daheim. Aber in die Messe. Und das Weihwasser hat unser Papa immer genommen. Der ist nie aus dem Haus, ohne Weihwasser. Und auch nie ins Bett ohne Weihwasser. Und der hat auch immer sein Weihwasserküglein selber gefüllt, weißt du.*

Neben dem hohen Stellenwert des Weihwassers wird auch das Tischgebet als wichtiger Fixpunkt im häuslichen Alltag erwähnt. Der 1930 geborene OP spricht gerade über das Leben auf dem Maisäß, als ihm die Gebetspraxis seiner Familie als weiterer erwähnenswerter Erzählstoff in den Sinn kommt:

*OP: Und aber auch vor dem Essen und nach dem Essen beten. Das ist dann oben schon auch gewesen, im Maisäß. Nicht nur herunter. Herunter schon auch. [...] Das Tischgebet. Ich weiß nicht, ich kann es wohl nicht mehr. [I lacht] Herr segne diese ... nein. [5 sec. Pause] Herr Jesus Christus, wir danken dir, dass du uns gespeist und getränkt und ... ja, ich kann es jetzt wirklich ... Das kann ich dir jetzt nicht mehr. Das ist ein Tischgebet gewesen. Und dann*

für die Älteren [oder Eltern, Anm.] hat man noch gebetet ein Vaterunser. Und in der Fastenzeit, in unserem Aufwachsen, in der Fastenzeit, jeden Abend einen Rosenkranz, hat man gebetet. In der Stube. In der Fastenzeit. Schon nur in der Fastenzeit ist das gewesen. Aber das Tischgebet ist regelmäßig gewesen. [...] Ich wüsste in Innerberg, glaube ich [...] dass niemand mehr ist, wo am Tisch noch betet. [5 sec. Pause] Wir danken dir, dass du uns unwürdige Menschen gespeist und getränkt hast, mit deiner Gabe zur [unverständlich; murmelt nachdenklich vor sich hin]. So ist das dann losgegangen. Und danach für die älteren Geschwister noch ein Vaterunser, und für den „Ehni“<sup>190</sup> noch ein Vaterunser.

OP betont in diesem Ausschnitt den großen Stellenwert verschiedener Gebete in seiner Kindheit. Das Wissen um die jeweiligen Gebetstexte erscheint ihm wohl auch deshalb als historisch und damit wertvoll, weil er selbst nicht mehr in der Lage ist, sich an den genauen Wortlaut der Gebete zu erinnern. OP betont, dass diese Art von Gebeten heute vermutlich in der gesamten Ortschaft nicht mehr praktiziert wird, und unterstreicht damit indirekt die Relevanz seiner Erinnerungserzählung für die historische Forschung.



Abb. 28: Fronleichnamsprozession in Schruns in den 1940er Jahren  
(Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/Montafon Archiv)

Zahlreiche Erzählungen streifen das Themenfeld des Kirchganges. Besonders in Erinnerung geblieben sind den meisten ZeitzeugInnen die Rorate-Gottesdienste, an denen man in der Adventzeit täglich teilzunehmen hatte und die besonders früh angesetzt waren, um den Arbeits- und Schulalltag nicht zu sehr zu beeinträchtigen.

190 Großvater.

gen. In diesem Zusammenhang häufen sich Erzählungen, in denen ausgefrorene Gliedmaßen nach der einstündigen morgendlichen Messe in der eiskalten Kirche oder auch der beschwerliche Weg durch den Schnee hin zur Kirche beschrieben werden. Der 1941 geborene LM schildert nachfolgend eine wichtige soziale Funktion des sonntäglichen Kirchganges in der traditionellen Gesellschaft, nämlich die Gespräche auf dem Platz vor der Kirche. Diese Beschreibung ist beispielhaft für zahlreiche andere Erzählungen, weshalb die Darstellung des 1945 geborenen DD zum selben Thema gleich anschließend gegenübergestellt werden soll:

LM ♂, geboren 1941:

*I: Ja. Hat sich da einiges geändert, also abgesehen davon, dass früher mehr in die Kirche gegangen sind, jetzt weniger, auch sonst vom religiösen Leben her? Von deiner Kindheit zu jetzt? Weiß ich, so Prozessionen oder – ja, hat sich das irgendwie geändert?*

*LM: Das Brauchtum der Kirche hat sicher weit weniger Bedeutung wie früher. Früher ist man natürlich auch eher der Tradition verpflichtet gewesen. Weil da hat es nichts anderes gegeben, sagen wir es so. Wenn ich keinen Fernseher gehabt habe und nichts. Die Sonntagsmesse ist auch ein ... weil ich gesagt habe, ich weiß noch, als Ministrant ist man dann mit der Opferbüchse noch vor die Kirche hinaus gegangen, um zu kassieren. Heute muss man nicht mehr hinaus, weil niemand mehr draußen ist. Aber früher sind da fünfzehn oder zwanzig Leute beieinander gestanden, und haben halt vom – was weiß ich – von jedem Quadratmeter Grund oder vom Viehhandel und alles Mögliche, hat man am Kirchenplatz getroffen. Sonst ist man die ganze Woche auf der Landwirtschaft gewesen. Sagen wir einmal der Großteil, was nicht sonst auswärts gewesen ist. Aber in der früheren Zeit ist das der einzige Treffpunkt gewesen, wo man sich gegenseitig Meinungsaustausch gemacht hat und so weiter. Und dass früher natürlich, wo man mehr noch von der Natur abhängig gewesen ist, zum Großteil die Frage der Bitttage, wo es dann gegeben hat, die Prozessionen, früher ein Haufen Leute mitgegangen sind. Heute geht ja fast niemand mehr. Oder Fronleichnamsprozession und früher ist man rund ums Feld gegangen, segnen, das tut man, ich glaube in der Innerfratte auch, oder? Christi Himmelfahrt. Da ist man mehr auf das angewiesen gewesen. Heute meint jeder, den Zahltag bekomme ich, oder die Pension bekomme ich aufs Konto, und das Auto habe ich, pfff.*

DD ♂, geboren 1945:

*DD: Und die Spätmesse ist sowieso nur grad für die Ding gewesen, dazumals eigentlich hauptsächlich für die Kommunikation des Ortes. Ich weiß noch, wie man nach der Messe auf dem Kirchplatz stehen geblieben ist. Dann war man oben, die hat das Fenster aufgemacht und hat das Neueste vorgelesen. Das war eigentlich das Blatt der Gemeinde. Und freilich auch die Kommunikation, dass du mit dort da und da helfen könntest, hat man das so. Oder ein*

*bisschen ein Handel. Einfach zum Austauschen. Halt einmal, das ist schon ein ganz ein wichtiges Kommunikationsding, der Messgang. Aber als Bergfreund oder Bergsteiger ist das natürlich nicht das Ideale gewesen. Jetzt hat man die Möglichkeit, dass man am Tag davor oder am Sonntagabend in die Messe gehen kann. Aber das sind die Vorteile und Nachteile. Was aber auch wahnsinnig schön war, war dann noch, als die Leute das Wasser beim Brunnen holen haben müssen. Das war das Kommunikationszentrum für die Frauen. Heute ist das Kommunikationszentrum der Abfallcontainer. Restmüllcontainer, Eisen, Metall, Glas. Wo die Leute zusammen kommen. So hat sich das verändert. [lacht]*

Der werthaltige Endpunkt LMs Erzählung thematisiert den Wandel in einer Gesellschaft, in der Kirche und Religion in verschiedener Hinsicht eine wichtige Funktion erfüllten. Sei es als wichtiger Treffpunkt vor der Kirche, sei es als persönliches Bedürfnis, der prekären Lage mit religiösem Glauben in Form von Prozessionen oder Gebeten entgegenzutreten. LM stellt jeder Beschreibung einer Situation in seiner Kindheit einen Vergleich mit den heutigen Umständen gegenüber. Besonders gegen Ende des Ausschnittes klingt Kritik an der mangelnden Religiosität und vor allem Dankbarkeit der heutigen Gesellschaft, wie LM sie sieht, durch. Von kulturhistorischem Interesse sind in dieser Erzählung beispielsweise die Hinweise, dass die Ministranten mit der Opferbüchse auch vor die Kirche gingen um zu kasieren, oder dass vor der Kirche unter den Männern auch gehandelt und Geschäfte abgeschlossen wurden.

In DDs Darstellung finden sich insofern Parallelen zu LMs Erzählung, als auch hier der Wandel in der Gesellschaft nachgezeichnet wird, indem die einzige Kommunikation im Ort heutigen Verhältnissen gegenübergestellt wird. DD beschreibt die sonntägliche Spätmesse sowie den Brunnen im Ort als ehemalige soziale Zentren der Kommunikation innerhalb der Gemeinschaft. Heute hingegen, so stellt er gegenüber, passiere Kommunikation vor allem am Recyclinghof – mit diesem werthaltigen Endpunkt seiner Geschichte kommentiert DD den Wandel auf scharfsinnige, gleichsam ironische Art.

Das Kapitel zum Thema Bräuche und soziokulturelle Gewohnheiten abschließen soll erneut eine Erzählung des 1945 geborenen DD, der hier die soziokulturelle Gewohnheiten im Rahmen einer Beerdigung beschreibt, indem er jeweils betont, was ihm an der alten Praxis gefällt, und diese dem heutigen Ablauf gegenüberstellt.

*DD: Aber was eigentlich früher auch sehr berührend war, war auch wenn jemand gestorben ist. Dann ist nachher den Leuten helfen gegangen. Aufbahnen, das hat man selber gemacht. Das haben die Nachbarn, die haben ein bisschen durch weiter ... das hat man dann auch selber beherrscht. Dann hat man ihn aufgebettet. Und dann sind natürlich die Leute zum Beten ins Haus gekommen. Da sind die Stühle zu wenig geworden und die Bänke. Dann hat man Holz, also Laden reingelegt, dass die Leute drauf sitzen haben können. Ja, und die Leute waren dann noch im Vorhaus draußen. Also das war*

*schon für uns sehr, sehr berührend. Wenn man das heute sieht, das ist ja ganz kalt. Da wird nur grad mehr in der Kirche zusammengekommen und ein Rosenkranz gebetet. Aber es wie das jetzt bei uns ist, da fängt das nur mehr an, klingelt und nachher sagt er einfach „Wir beten für den“ und dann wird angefangen. Dann geht's einfach durch den Rosenkranz. Und zuletzt heißt es noch „Wir beten für den Nächststerbenden“. Aber es gibt noch Ortschaften, wo man beim Rosenkranz von ihm erzählt, von dem Menschen. [...] Und nachher wenn man natürlich am nächsten Tag den Leichnam begraben hat, dann hat man ihn auch von zuhause abgeholt und ist dann betend bis in die Kirche und bei jedem Bach, wo man drüber ist, ist man stehengeblieben mit dem Toten und auch bei jedem Kreuz, das am Straßenrand aufgestellt war, ist man stehen geblieben. Abgestellt, ein Vater Unser gebetet und dann ist man erst wieder weiter. Das fand ich eigentlich schon unwahrscheinlich beeindruckend. Heute fährt man ins Leichenhaus, Leichenhaus will ich nicht sagen, in den Kühlschrank. Wird wahrscheinlich noch in einen Plastiksack, dass nichts verloren geht. Und nachher muss er in dem Plastiksack eigentlich verwesen. Diese Zeiten hat's auch gegeben. Ich weiß nicht, wie es jetzt ist. Nur weiß ich nicht, ob ich eigentlich feuerbestattet werden möchte oder nicht. Oder Erdbestattung. Mir wär lieber Erdbestattung. Nur nicht im Plastiksack.*

In DDs Augen wurden die soziokulturellen Gewohnheiten und Bräuche rund um Tod und Begräbnis eines Menschen zunehmend unpersönlicher, was er bedauert. In der Wortwahl „Kühlschrank“, mit der er das Leichenhaus bezeichnet, und mit dem Bild des im Plastiksack verwesenden Leichnams kritisiert der Erzähler ganz klar die heutigen Abläufe. Diese Kritik verpackt er allerdings in einer Ich-Botschaft und gewährt mit seiner Erzählung sehr persönliche Einblicke, indem er beschreibt, was ihn berührt, und auch andeutet, was er selbst sich für seine Beerdigung wünscht. Die ironische Gegenüberstellung von Früher und Heute ist ein für die Erzählungen DDs typisches Stilmittel und findet sich – meist weniger in ironischer als vielmehr kritischer oder ein wenig bitterer Art und Weise – bei den meisten Erzählungen über den Wandel der Bräuche und Gewohnheiten im Montafon wieder.

### 3.4.9. Armut und einfache Verhältnisse

Bis Mitte des 20. Jahrhunderts lebte der Großteil der MontafonerInnen weitgehend von ihrer Landwirtschaft und einigen wenigen Zuerwerbsmöglichkeiten. Letztere wurden etwa durch die Illwerke oder erste, zarte Vorboten des Tourismus gewährleistet, doch die beiden Kriege bewirkten einen Mangel an männlichen Arbeitskräften im Tal und auch die Wirtschaftskrise in der Zwischenkriegszeit dämpfte die ökonomische Entwicklung des Montafons beträchtlich. Wie schwer diese Jahrzehnte für die Menschen waren, ist in den Gesprächen mit den ZeitzeugInnen, die damals zumeist noch Kinder oder Jugendliche waren, deutlich herauszuhören. „Armut“ und „einfache Verhältnisse“ stellen einen zentralen Erzählstoff in Bezug

auf die Kindheit der Befragten dar. „Armut“ ist allerdings, wie zahlreiche Forschungen zum Thema deutlich zeigen,<sup>191</sup> ein relativer Begriff. Armut und Reichtum hatten zu jeder Zeit eine andere Bedeutung und kannten – eingebettet in den jeweiligen politischen, ökonomischen, sozialen und geistigen Kontext – mehrere Abstufungen.<sup>192</sup> In diesem Zusammenhang muss festgestellt werden, dass beispielsweise die Bewertung der „Armut in der Kindheit“ rückblickend erfolgt und somit einmal mehr die Mechanismen der retrospektiven (Re-)Konstruktion der eigenen Lebensgeschichte sowie auch den Wandel in der subjektiven Wahrnehmung von Armut veranschaulicht.

Diese retrospektive Konstruktion wird besonders in jenen Erzählungen augenfällig, in denen gleich zu Beginn des Interviews auf die Armut hingewiesen wird. So stellt etwa der 1924 geborene UU gleich eingangs fest „Ja ja, wir waren halt arme Leute“ und der 1915 geborene YB antwortet auf die Frage nach der Kindheit „Da waren arme Zeiten“. Diese Klarheit in der Feststellung weist gleich vorab auf ein Erzählstereotyp zum Thema Armut hin, das innerhalb der Erinnerungsgemeinschaft gepflegt und weitertradiert wird. Vielfach gehen die ErzählerInnen in der Folge gar nicht darauf ein, wie denn diese Armut spürbar gewesen sei, sondern stellen der Geschichte ihrer Kindheit diesen werthaltigen Endpunkt quasi voraus.

Andere sprechen nicht direkt von der Armut, sondern beschreiben dem bereits bekannten Schema folgend die einfachen Verhältnisse, unter denen sie aufgewachsen, um sie anschließend der Situation heute gegenüberzustellen. Auch so wird ein deutlicher Eindruck der Armut, eben einer relativen Armut, erzeugt – der ja vor allem aus der Perspektive der heutigen Wohlstandsgesellschaft festgestellt werden muss. Dass die Jahrzehnte vor den eigenen Kinderjahren unter Umständen wirtschaftlich noch schwieriger waren, wird hier ausgeblendet. In der Darstellung zählt allein der Vergleich mit heute, wie die Erzählung des 1942 geborenen QR verdeutlicht:

*QR: Und damals ist auch die Landwirtschaft ein bisschen mehr wert gewesen. Insgesamt schon vom ideellen Wert her, hat man das schon mehr „eschti miart“<sup>193</sup> als heute. Und wenn man daran denkt, wenn man so ein Rind ... wir haben jetzt nie grad weiß Gott was für Spitzentiere auch nicht gehabt. Aber vielleicht so um 8.000 bis 9.000 haben wir dann „a Rindle“<sup>194</sup> verkauft, beim Schrunser Markt. Und da mussten wir das ganze Jahr davon leben. Da hat die Mama – was ist es damals gewesen – um die 120 oder 150 Schilling Kinderbeihilfe gehabt. Und das ist alles gewesen. „Und do isch em net z'wohl warda.“<sup>195</sup>*  
*I: Nein, das ist natürlich nicht gerade ...*

*QR: Ja. Das ist dann ziemlich mager so. Wenn sie dann da heute reden vom*

191 Wohlfahrt, Gerhard: Einkommensverteilung in Österreich. In: Armutskonferenz u.a. (Hg.): Was Reichtümer vermögen. Warum reiche Gesellschaften bei Pensionen, Gesundheit und Sozialem sparen. Wien 2004. S. 14–40. Hier S. 14.

192 Kasper, Michael: Armut und Reichtum im alpinen Raum. S. 143.

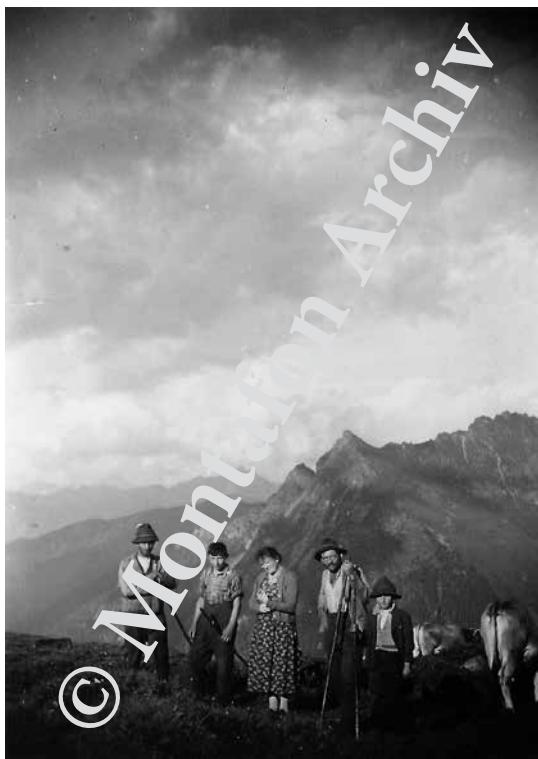
193 geschätzt.

194 ein Rind.

195 Da ist es einem nicht übermäßig gut gegangen.

*... an der Armutsgrenze und ganz furchtbar ist es, und ...  
I: Das sind andere Maßstäbe, ja.*

Wie im Kapitel über Kulturpessimismus noch aufgezeigt werden wird, vertreten die ZeitzeugInnen nicht selten die Haltung, den Jungen heute gehe es ausnahmslos besser als einem/r selbst als JungeR. Diese Anschauung wird auch bei QR deutlich, wenn er von der schwierigen finanziellen Situation seiner Mutter erzählt und dabei sarkastisch auf eine heute seines Erachtens ungerechtfertigterweise und übertrieben thematisierte „Armutsgrenze“ anspielt.



*Abb. 29: Hirten auf dem Schafberg in Gargellen um 1935  
(Sammlung Kilian Jochum/Montafon Archiv)*

Andere ErzählerInnen bringen die Sozialisation unter ärmlichen Verhältnissen auf andere Art zum Ausdruck, wie dies am Beispiel eines Ausschnittes aus der Erzählung der 1922 geborenen KK bereits im Kapitel „Zuerwerb in der Landwirtschaft“ aufgezeigt wurde: KK beschreibt hier, dass die Armut sie gelehrt hätte, möglichst wenig wegzuwerfen und sparsam zu leben. Der Wohlstand und die Ignoranz der nachfolgenden Generation macht sich in ihren Augen besonders darin bemerkbar, dass ihr von den „Jungen“ nur Unverständnis und Kritik ob ihrer Sparsamkeit und Bescheidenheit entgegengebracht werde.

Heutige Armut und ihre Manifestationen werden von den ZeitzeugInnen kaum anerkannt. Diese Haltung ist repräsentativ für viele ErzählerInnen – wenngleich

eingeräumt werden muss, dass die Umstände in der Kindheit der Befragten teils zweifelsohne von überdurchschnittlicher Armut geprägt waren. Besonders eindrücklich sind hier die Erzählungen KKs, in denen sie ihre Kinderjahre auf einem Paznauner Bergbauernhof schildert:

*KK: Ja, die Kindheit war traurig in den 30er Jahren. 1927 ist uns die Mutter gestorben. Ich war die Älteste von drei, war 4½ Jahre, der Bruder ist Jahrgang 1924, die Schwester Jahrgang 1925.*

*I: Drei Kinder waren Sie? Und die Mutter so früh gestorben?*

*KK: Ja. Im vierten Wochenbett. Und wie ich 1929 dann in die Schule hab müssen, bis dort haben wir eine Magd gehabt. Aber da haben wir Läuse und alles gehabt, wie es halt damals war. Und wo der Bruder dann auch in die Schule ist, da habe ich müssen zuerst denen schauen, dass sie eine warme Milch oder was gehabt haben, und dann hab ich auch nachkönnen. Und dann hätte man sollen noch in die Kirche, eine halbe Stunde, gut eine halbe Stunde vom Dorf weg. Und wie die Schwester dann auch ... da habe ich dann erst müssen die fortschicken, und dann bin ich selber nach. Die Großmutter war schon noch, aber die war schon älter. Es wär wohl noch eine Schwester von der Mama gewesen, aber die ist nicht herein zu uns. Und dann ist der Vater immer alleine mit uns geblieben.*

*I: Und später, sobald Sie selber groß genug waren, haben Sie sich halt selber um die kleineren Geschwister gekümmert.*

*KK: Da hat man halt müssen ran an die Arbeit. Und später wie die Schwester auch ein bisschen ... hat die müssen dann im Haus vielleicht einen Kaffee machen und was Einfaches kochen, wenn wer in die Schule ist. Und ich habe müssen mit aufs Feld.*

*I: Sie haben eine Landwirtschaft gehabt.*

*KK: Ja! Im Steilhang, im Paznaun am Berg droben auf 1400 Meter.*

*I: Bergbauern.*

*KK: Ja, Bergbauern. Und wie! Später, Ende der 1930er Jahre hat es dann am Wegbau ein bisschen Arbeit gegeben und ich war da auch schon 16 und da hab ich dann halt müssen noch mehr ran. Und da ist er dann zu dem Wegbau, dass er ein bisschen eine Versicherung gehabt hat und ein bisschen einen Zuverdienst. Und dann ist eben der Krieg gekommen. Den Bruder hat man mit sechs Jahren nach Lech hinauf mit einem Nachbar auf die Alpe hinauf geschickt.*

Gerade wenn äußere Umstände, wie etwa der Verlust eines Elternteiles und damit einer Arbeitskraft, die Situation der Bauern noch erschweren, geriet die Familie schnell ans Existenzminimum. Die Kinder wurden Opfer von Verwahrlosung, ihre Gesundheit war gefährdet, sie mussten schwere körperliche Arbeiten verrichten und die ältesten Kinder zusätzlich die Verantwortung für die jüngeren Geschwister übernehmen. Teils musste für die Arbeit auf dem Hof auf den Schulbesuch verzichtet werden und, wie KK sich erinnert, sogar die jüngsten Kinder wurden schon im Alter von sechs Jahren verdingt, um sich ihr Brot selbst zu verdienen. Dass

KKs Kindheit „traurig“ war, wie sie selbst es bezeichnet, soll keinesfalls relativiert werden.

Zahlreichen Erzählungen, die Armut in der Kindheit thematisieren, ging der Tod des Vaters oder der Mutter voraus. Einige der Befragten verloren ihre Väter im ersten Weltkrieg oder auch in den darauffolgenden Jahren als Spätfolge des Krieges. Der 1910 geborene TG erinnert sich an die schwierige Situation, die seine Mutter nach dem Tod ihres Mannes im Zuge der pandemischen Spanischen Grippe<sup>196</sup> zu meistern versuchte, obwohl sie selbst schwer krank war:

*TG: Und dann ist der Däta vom Krieg gekommen. Krank, „muskrank“<sup>197</sup>, 1918 im November ist er nach Hause gekommen. Und im Dezember ist er gestorben. Ja. Und die Mama – das ist am 18. Dezember gewesen – und die Mama hat man am 24. „versaha“<sup>198</sup>, der Pfarrer. Weißt du schon, was „versaha“ ist? „Versaha“. Ja. Und damals, da ist eine furchtbare Grippe gewesen, anno 18. Ganz eine schwere Grippe. [...] Und damals ist der Vater gestorben. Und die Mama hat keine Rente bekommen. Der hätte sollen im Krieg für Gott und Vaterland fallen, dann hätte sie eine Rente bekommen. Und da hat sie uns ohne Rente aufgezogen, die Mutter. „Im a kliena Burschäfte“<sup>199</sup>. Und da ist noch das Geld übrig geblieben, so zwei Jahre hat es noch gehalten, was der Vater hinterlassen hat. Und danach hat sie kein Geld mehr gehabt. Jetzt ist sie zum Bürgermeister, [...] habe sie zum Bürgermeister gesagt, sie wisse nicht mehr wie machen, sie habe kein Geld und kein Holz mehr zum Heizen. Und da habe der Bürgermeister gesagt: „Bring du die Kinder ins Armenhaus und du gehe dienen“. Damals ist das so zugegangen. Und welche Mutter bringt das fertig? Ha? Welche? Die hat kein Kind her... die hat weiter geschuftet. Habe sie gedacht, „ja das nützt nichts. Die geben mir kein Geld. Ich muss jetzt halt „wieterworschila“<sup>200</sup>, mit diesen Kindern“. Und hat auch „wietergworschilat“. Und beim uns Aufziehen ihre Gesundheit geopfert, ja. Ist so früh gestorben dann mit 64 Jahren.*

Die Situation alleinerziehender Eltern war, wie TG und viele andere ErzählerInnen es beschreiben, prekär. Staatliche bzw. öffentliche Unterstützungen wurden, wenn überhaupt, nur in marginalem Ausmaß gewährt. Die Kinderzahl lag weit über dem heutigen Durchschnitt, die Familie oder Dorfgemeinschaft konnte, gerade in wirtschaftlich schwierigen Zeiten, nicht ausreichend Unterstützung gewähren. Einen Elternteil zu verlieren bedeutete für die meisten Familien, an bzw. auch unter der Armutsgrenze zu leben.

<sup>196</sup> Vgl. Cathomas-Bundi, Maria Cristgina: Gott muss mir geholfen haben. In: Cathomas-Bearth, Rita u.a. (Hg.): Erzählhören. Frauenleben in Graubünden. Chur 2000<sup>3</sup>. S. 81–108.

<sup>197</sup> sehr krank.

<sup>198</sup> mit den Sterbesakramenten versehen.

<sup>199</sup> auf einer kleinen Landwirtschaft.

<sup>200</sup> weiterwurschteln, weitermachen unter schwierigen Bedingungen.

Die 1926 geborene WD war Vollwaise und wurde mit ihren Geschwistern und einigen anderen Kindern unter schwersten Bedingungen von ihrer Großmutter aufgezogen. Für WD ist Armut, wie an anderer Stelle bereits herausgearbeitet wurde, eine der wichtigsten Leitlinien in ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung. Sie führt nicht nur ihren Lebensweg, sondern auch alle Prägungen, die sie an sich selbst feststellt, auf die Erfahrung der Armut zurück:

*WD: Wenn man niemand hat, dann lernt man alles. Dann lernt man still sein, das Maul halten. Nicht immer. Wo's nötig ist, nicht oft. Heute halte ich es nicht mehr so oft. Heute bin ich alt genug, sage ich immer. Heute sage ich manchmal das, was ich früher nicht gesagt hätte. Aber, das lernt man, wenn man allein ist und eine harte Jugend hat. Wie man muss durch's Leben gehen, und wie man jedes Knöpfli, und jedes Gräsli ... und aus jedem Bröckli Brot eine Suppe machen kann, was man heute tonnenweise verwirft. Das kann ich heute noch nicht. Die Ahna hat immer gesagt: „Jedes Bröckli Brot, das ihr findet, müsst ihr aufnehmen und küssen.“ So sind wir aufgezogen worden. Ja, ja.*

WDs Resümee erinnert stark an die weiter oben angeführte Aussage der 1922 geborenen KK, die betont, sie könne heute noch nichts wegwerfen, obwohl sie ihre Nachkommen darob schimpfen würden. Neben KK und WD greifen auch zahlreiche andere ErzählerInnen dieses Thema auf, sodass der Hinweis auf die eigene Unfähigkeit, etwas wegzutun – gerade in Gegenüberstellung zu in der heutigen Wegwerfgesellschaft üblichen Praktiken – durchaus als Topos bezeichnet werden kann.

Weitere Faktoren, die die ZeitzeugInnen als Erklärung für die Armut in ihrer Kindheit heranziehen, sind Wirtschaftsweise und Tradition. Familien mit teils großer Kinderzahl mussten aufgrund der durch die Tradition der Erbteilung sehr kleinstrukturierten Landwirtschaften von einigen wenigen Wiesen und Feldern und zwei, drei Kühen leben. Auch im Falle, dass die Väter zusätzlich bei einer Firma oder in einer Fabrik arbeiteten, reichte das Erwirtschaftete oft nur knapp. Die Erzählung des 1930 geborenen BB wird hier stellvertretend für viele andere gleichwertige Schilderungen angeführt:

*BB: Ja, ich bin der Fünfte von acht Jungs. Und gemessen an der heutigen Zeit, waren es eher Armutshälften. Der Vater war bei der Wildbachverbauung beschäftigt, später dann bei der Krauthobelfabrik und, ja, es waren eigentlich ... [räuspert sich] Zuhause hatten wir eine kleine Landwirtschaft. Dann haben wir noch ein kleines Bergmahd dazugemietet. Und dann haben wir zwei Kühe gehabt. Während des Krieges – waren zwei gute Kühe – konnte man noch etwas schwarz Butter machen. Und durch die Landwirtschaft hatte man noch eigene Kartoffeln, man hat Weizen gehabt. Man hat Hühner ... Jedes Jahr im Herbst hat man ein Schwein selber geschlachtet und so haben wir uns über die Runden gebracht.*

BB ist einer der wenigen ErzählerInnen, die einräumen, dass die Verhältnisse in der Kindheit „gemessen an der heutigen Zeit [...] eher Armutsvorstellungen“ waren. In seinen Ausführungen wird klar, dass die meisten Familien ihre individuellen Strategien gefunden hatten, wie sie ein Überleben im Montafon sichern konnten – und auch wenn BB den Terminus „sich über die Runden bringen“ gebraucht, so entsprach der Lebensstandard wohl jenem der durchschnittlichen Familien im Montafon jener Zeit. In höher gelegenen und durch das Realteilungs-Erbrecht sehr kleinstrukturierten Alpentälern wie dem Montafon waren seit jeher die Zuverdienste zu den kleinen Landwirtschaften sehr wichtig.<sup>201</sup> Darauf wies bereits der hohe Stellenwert der Erzählungen über die Franzosen- und Schwabengänger hin. Doch auch in Bezug auf den Themenbereich „Armut“ werden häufig die Zuverdienste der Eltern angesprochen. Die Erzählungen bemühen sich zumeist um die Darstellung, wie viel und schwer die Eltern früher arbeiten mussten und dass es schließlich doch nur knapp reichte. Im nachfolgenden Fall war es die 1907 geborene Erzählerin selbst, die durch Tagelöhnen der Mutter zusätzliche Einnahmen verschaffen konnte:

*XX: Und wir waren wirklich arm, aber wir waren nicht anspruchsvoll. Sie hat dann immer gesagt, „meine Kinder essen, was ich auf den Tisch bringe“. Und dann sind wir in die Schule gegangen. [...] Da hat sie uns von den Schürzen Kleider gemacht. Hat sie uns Kleider gemacht, hat selber verdienen können und wir haben keine Not gehabt und waren zufrieden. Und Taschengeld, wie sie es heute bevor sie in die Schule gehen, vielleicht schon viele Kinder haben, haben wir überhaupt nicht gekannt. Ich ging mit 26 Jahren in die Schweiz zur Heuernte, zwei Sommer hintereinander. Und da hab ich die erste Geldtasche gekauft, damit ich, was ich so bekomme, dann hineingeben konnte. Wir haben kein Geld gehabt, gar nichts, und wir haben's auch nicht verlangt. Wir waren auch ... ich bring alles durcheinander.*

*I: Nein, überhaupt nicht, also ich kann sehr gut folgen.*

*XX: Wir waren auch noch, als wir aus der Schule kamen, haben wir, meine Schwester und ich – Sie werden's vielleicht nicht wissen, was das ist – mit Tagelöhnen Geld verdient. Also, wir sind zu den Nachbarn, da und dort, haben geholfen. Da hat man noch keine Maschinen und gar nichts gehabt. Da hat man alles von Hand gemacht. Den Mist gestreut und die Kartoffelacker, wie soll ich sagen, hergerichtet. Und da hat man alles von Hand gemacht. Und da haben dann die Leut gefragt, „kann nicht die Tochter mir helfen kommen?“ Und das und das machen. Und da hat dann meine Mutter gesagt, „also, das ist ihr zu streng, da kommen beide einen halben Tag“. Wir haben gemeint, wir müssen durcharbeiten ohne etwas zu sagen bei den fremden Leuten. Und da haben wir dann das Geld, das wir da verdient haben, gleich wieder der Mutter gegeben. Dann hat sie gesagt, „jetzt kann ich grad wieder etwas für die Küche kaufen“.*

---

<sup>201</sup> Kiermayer-Egger: Zwischen Kommen und Gehen. S. 21–24.

XXs zentrale Aussage kann mit „Wir waren arm, haben aber nicht viel verlangt und konnten durch harte Arbeit relativ gut leben“ zusammengefasst werden. Kulturhistorisch interessant sind in diesem Ausschnitt besonders zwei Aspekte: Erstens zeigt XX deutlich auf, welch geringe Rolle bares Geld bis ins Erwachsenenalter hinein spielte. Die Familie besaß kaum Geld und die Kinder gaben, sofern sie welches verdienten, alles den Eltern ab. XX stellt diesen Sachverhalt dem heute verbreiteten Taschengeld für Schulkinder gegenüber, um den Kontrast zu verdeutlichen.

Zweitens zeigt dieser Ausschnitt klar auf, wie gerade seitens ärmerer Familien jede Gelegenheit genutzt wurde, Geld dazuzuverdienen. Innerhalb der Gemeinde verrichteten Jugendliche, egal ob Buben oder Mädchen, gegen Entgelt Arbeiten bei den NachbarInnen. Die Grenze zur Schweiz stellte sich hier als lukrative Scheide dar: Zahlreiche MontafonerInnen halfen regelmäßig in St. Antönien und anderen Gemeinden im Prättigau und Unterengadin bei der Heuarbeit, weil schon damals die Löhne in der Schweiz wesentlich höher waren als in Vorarlberg.

Eine andere Form des Zuverdienstes stellt die nächste Erzählung vor, die vom 1910 geborenen TG stammt und in mehrfacher Hinsicht die Schwierigkeiten aufzeigt, mit denen sich arme Witwen konfrontiert sahen:

*TG: Ja, das muss ich dir auch noch erzählen. Die Mama hat dann uns geschickt, „am Langsa“<sup>202</sup> Alpenrosen zu holen für sie. Von „dr Hora“<sup>203</sup> herunter. Und dann hat die Mama solche kleinen Sträußchen gemacht, Alpenrosensträußchen. Und vor dem Haus haben wir den Brunnen gehabt. Und dann hat sie sie in diesen Brunnen hinein getan, rundherum. Und dann sind auch ein paar Fremde<sup>204</sup> vorbei. Und dann haben sie so ein Sträußchen gekauft. Und da sind einmal die Gendarmen gekommen und haben gesagt: „Das darfst du nicht mehr machen“. Und das ist ihr einziges Einkommen gewesen, im Frühjahr, diese Alpenrosen verkaufen. Ja. Und da hat man sie noch angezeigt. Sind die Gendarmen gekommen und haben gesagt: „Das darfst du nicht tun“. Alpenrosen verkaufen, wo tausende von Schillingen kostet, in den Alpen zum Vernichten, dass sie nicht die ganzen Weidegänge überwuchern. Und trotzdem hat man sie angezeigt, ja.*

TG beschreibt mehrfach, dass eine Witwe noch in den 1920er Jahren völlig der Willkür der anderen Menschen ausgeliefert war, da sie ohne Mann keine Autorität besaß. TGs Familie wurde beispielsweise, wie an anderer Stelle noch im Detail beschrieben werden wird, mehrmals von NachbarInnen bestohlen. Der obenstehende Ausschnitt zeigt, dass auch die Behörden in Hinblick auf den kleinen Zuverdienst der Witwe und mehrfachen Mutter kein Auge zudrückten, sondern gesetzestreu mit einer Anzeige reagierten. Dieser Sachverhalt unterstreicht, neben der Aussage, dass die Alpenrosensträuße das einzige Einkommen der Mutter gewesen

---

202 im Frühling.

203 Flurname.

204 TouristInnen.

seien, die nicht nur wirtschaftliche, sondern auch soziale Armut und Isoliertheit mancher Familien.

In ihren rückblickenden Erzählungen wenden sich die ZeitzeugInnen, abgesehen von Erzählungen über den Verlust der Eltern und die kleinstrukturierten ärmlichen Landwirtschaften, kaum je den Ursachen der Armut in der Kindheit zu, sondern thematisieren vor allem die Auswirkungen der Armut in ihren vielfältigen Aspekten. Einige dieser alltäglichen Aspekte von Armut sollen nachfolgend am Beispiel mehrerer Erzählungen aufgezeigt werden:

BD ♂, geboren 1927, erzählt von Hunger:

*BD: Meine Frau wohnte im Gemeindeamt, dort habe ich sie kennengelernt. Als sie die Lehre begonnen hatte, lief sie jeden Tag bei mir vorbei. In der Kirche habe ich sie auch öfters gesehen. Sie stammt nicht aus einer Wohlstandsfamilie. Die Mutter wusste oft nicht, aus was sie etwas kochen könnte. Wenn sie aus dem Haus gegangen ist, hat sie zwei Stücke Brot in den Mund genommen, damit sie vollere Backen bekam, weil sie so mager war.*

UU ♂, geboren 1924, erzählt von häufigen schweren Krankheiten:

*UU: Ja, gesamt waren sechs Kinder, aber drei sind gestorben. Zwei Schwestern sind noch mit mir aufgewachsen. Eines ist fünfjährig an Diphtherie gestorben. Und Zwillinge waren zuletzt noch. Der eine ist ein halbes Jahr alt geworden, der Bub, und der andere eineinhalb Jahre. Und die Mama ist dann krank gewesen und hat ins Spital müssen. Die Großmutter hat dann immer auf uns aufpassen müssen. Damals hat man keine ... ja, Krankenkasse, ich weiß nicht ob der Vater, aber ich glaub nicht, dass er da krankenversichert war im Holz. I: Na, wahrscheinlich nicht.*

*UU: Ich glaub's nicht. Auf jeden Fall weiß ich dann, dass mit dem Doktor Walser, so hat der geheißen, der hat die Mama gesund gemacht. Und da hat man halt zahlen müssen. Der, der Geld gehabt hat. Aber die sind beide ziemlich robuste Burschen gewesen, der Vater und der Doktor. Die haben dann ziemlich laut geredet miteinander, wenn sie nicht die gleiche Meinung gehabt haben.*

KL ♀, geboren 1929, erzählt von den schlechten Wohnstandard in den alten Häusern:

*KL: Der Winter ist dann aber auch ziemlich hart gewesen. Der Kachelofen und der Sparherd, das ist alles gewesen, was wir gehabt haben zum Heizen. Man hat dann halt einen Ziegel in den Herd, in den Ofen, ins Rohr, ins Backrohr hinein gegeben und so ist man dann ins Bett gegangen.*

IJ ♂, geboren 1924, erzählt von Schulden auf den Höfen:

IJ: Und mein Vater hat erst verhältnismäßig spät geheiratet, der war schon älter. Der hat 1918 geheiratet und er war Jahrgang 79. Also, der war damals auch schon älter, der war damals schon ... 38 Jahre alt. Aber es war früher so, man musste ja früher zuerst mal wissen, wo hab ich eine Bleibe, wo kann ich eine Familie aufziehen. Er stammt ja auch aus einer Familie mit elf Kindern, nicht. Dadurch war es nicht so einfach. Bis man dann irgendwo ein Anwesen erwerben konnte ... Es wurde ja immer wieder gekauft und verkauft. Und die meisten Anwesen hatten damals, das hat auch mein Vater noch erzählt, die wurden mit Schulden verkauft. Auf den Anwesen waren fast überall Schulden, grundbürgerlich eingetragene Schulden dabei, die mit dem Kauf übernommen wurden. Ein Teil war im Kaufpreis, das andere waren die Schulden, die man natürlich auch verzinsen musste, da oder dort oder wie es war. Es gab einzelne Leute, den Sägewerkbesitzer oder irgendwen, der im Ort zu den Reichen gehörten. Alle anderen waren einfache Bauern. Oder ich glaub, wenn jemand im Ort ein Pferd hatte, dann war es schon eher ein reicher Bauer. Gelt, die anderen hatten wieder ein Ross. Dann hat man wieder eine Kuh eingespannt als Zugtier, zum Karren oder Heu Ziehen oder Mist Ausführen oder je nachdem wie es war.

XC ♀, geboren 1926, erzählt von der ärmlichen Bekleidung:

XC: Bekleidet waren wir mit einem Kleid und einer Strickjacke. Hosen haben wir nicht gehabt. Dazu genagelte, hohe Schuhe. Auf der Straße lagen immer Nägel. Im Winter haben wir gefroren. Warme Kleidung wie heute gab es damals nicht. Aus Schafwolle haben wir gestrickte Strümpfe gehabt. Die Wolle wurde meistens selbst verarbeitet. Nach dem Schafe scheren wurde die Wolle gewaschen, dann auf dem Spinnrad gesponnen. Das war für die Frauen Winterarbeit. Ich habe es einmal probiert, aber nichts hergebracht. Meine Mama hat das können. Der alte Willi war Schuster und ging herum und richtete die Schuhe bzw. stellte neue Schuhe her. Vom Frühjahr bis Herbst liefen wir gewöhnlich barfuß.

TG ♂, geboren 1910, erzählt von kargen (Weihnachts-)Festen:

TG: Ja, ja, schöne Zeit. Wir haben keine Ahnung gehabt, dass wir arm gewesen sind. Nichts gemerkt. Nichts. [...] Weihnachten, andere haben immer einen Christbaum gehabt, die Nachbarn. Und wir halt keinen. Jetzt, weil ich größer gewesen bin, habe ich dann auch einen Christbaum in die Stube gestellt, und gemeint, das Christkind sollte auch etwas bringen und drauf tun. Und da ist der Zettel drauf gewesen, auf diesem Christbaum: „Der Nikolaus“ – früher hat man gesagt: „dr Klos“. „Der Nikolaus ist arm“. Das ist alles gewesen, was auf dem Christbaum gewesen ist. Der Baum ist am Morgen gewesen, wie ich ihn am Abend aufgestellt habe.

I: Nichts?

TG: Das haben wir schon gemerkt, dass wir ein bisschen weniger Sachen

*bekommen haben, zu Weihnachten, als die anderen Nachbarkinder, wo Väter gehabt haben.*

UU ♂, geboren 1924, erzählt von einfachem Spielzeug:

*UU: Gespielt haben wir wahrscheinlich am meisten mit so Holzscheiten. Vielleicht so 6 cm lange Prügel. Wir haben dann gesehen bei den Männern, die das Holz machen, dass sie mit dem Zapin<sup>205</sup> die Prügel gezogen haben. Und das haben wir mit so Bauklammern, das ist unser Zapin gewesen. Und da haben wir immer ... ja das war bei uns das Spielzeug. Größtenteils. Sonst haben wir im Wald mit Hölzern einen Zaun gemacht und die Tannenzapfen waren die Kühe. Dann hat man die Kühe da eingezäunt. Spielzeug haben wir da halt keines gehabt.*

Die am Beispiel einzelner Interviewausschnitte angesprochenen Aspekte der Armut – nämlich Hunger, Krankheit, ärmliche Wohnverhältnisse, Schulden, ärmliche Bekleidung, karge Feste und einfaches Spielzeug – zählen zu jenen Bereichen, die für die ZeitzeugInnen in Kindheit und Jugend am ehesten erfahrbar waren und ihre Lebenswelt und besonders die Lebenserinnerungen prägten. BDs Erzählung von seiner Frau, die sich Brot in die Backen stopfte, um nicht mager zu erscheinen, weist auf das für die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg typische Schönheitsideal hin, das mit weiblichen Rundungen die vorhandene Armut konterkarierte. UUs Kindheitserinnerungen sind überschattet von Tod und Krankheit der Geschwister sowie der Mutter, deren Krankenhausaufenthalt die Familie mangels Versicherung auch noch in finanzielle Schwierigkeiten brachte. KL und UU beschreiben die Wohnsituation, die von schlechten Fenstern, einfachen Holzöfen und nicht zuletzt häufig großen Schulden geprägt war. Die Erzählstoffe, die von ärmlicher, einfacher Kleidung, kargen Feste und Feiern sowie vom Kinderspiel mit Naturmaterialien um Haus und Hof handeln, stellen Mustererzählungen dar, die in dieser oder ähnlicher Form in gut der Hälfte der untersuchten lebensgeschichtlichen Erzählungen vorkommen.

### 3.4.10. „Harte, arbeitsame Kindheit“

Der Erzählstoff der „harten, arbeitsamen Kindheit“ ist in der Erzählpraxis eng verbunden mit den im vorhergehenden Kapitel dargestellten Erzählungen von Armut. Dass die Kindheit hart und arbeitsam war, war natürlich zumeist auf die ärmlichen Verhältnisse in der Familie zurückzuführen. Das folgende Kapitel möchte diese Erzählungen dennoch getrennt betrachten, gerade weil auch andere Aspekte wie eben die bereits angesprochene hohe Arbeitsmoral der ZeitzeugInnen hier besonders einfließen. Der Großteil der Erzählungen folgt einem Motto, das der 1915 geborene OO wie folgt formulierte: „Sobald einer ein Werkzeug halten konnte,

---

<sup>205</sup> Wendehaken in der Forstarbeit.

wurde man in der Landwirtschaft eingesetzt“, denn die Kinder begleiteten zumeist die Eltern bei ihren landwirtschaftlichen Arbeiten und wurden wo möglich zur Mitarbeit angehalten. In vielen Erzählungen bleibt es bei einem OOs Aussage ähnlichen Hinweis, ohne dass die konkreten Arbeiten genauer beschrieben würden oder spezielle Ereignisse daran geknüpft würden.

Der Hinweis auf den frühen Einstieg ins Arbeitsleben scheint seine Funktion für die ErzählerInnen bereits zu erfüllen und wird besonders deutlich, wenn er, wie im nachfolgenden Beispiel, erzählt von der 1926 geborenen WD, mit einem Urteil über heutige Verhältnisse verbunden wird:

WD: Und die Jugend ist ziemlich schwierig gewesen. Ziemlich schwer. Und ziemlich viel alleine sind wir halt gewesen. Und helfen musste man halt. Das ist ganz normal gewesen. Unsere Buben mussten danach auch daheim helfen, Gott sei Dank noch hat es da noch keine Disco gegeben und „ke Omanandschellnerei“<sup>206</sup>. Da haben sie noch Arbeit gehabt daheim, die Kinder. Und das ist eben das, was heute fehlt. Sie haben viel zu viel Freizeit. Sie wissen nicht mehr, was anzufangen und sind danach auf der Straße irgendwo. Und bei uns hat ... wir haben halt, wenn wir von der Schule gekommen sind, hat es geheißen: „Jetzt gehen wir Kartoffeln graben, oder kehren oder „zetta“<sup>207</sup>. „Und die Aufgabe“, hat es geheißen, „die könnt ihr am Abend machen.“ Dann sind wir mit der Nase auf dem Tisch unten gesessen. Ein Lichtlein hat man gehabt, ein 15er Lämpchen, ein ganz ein mageres. Und geholfen hat uns kein Mensch.

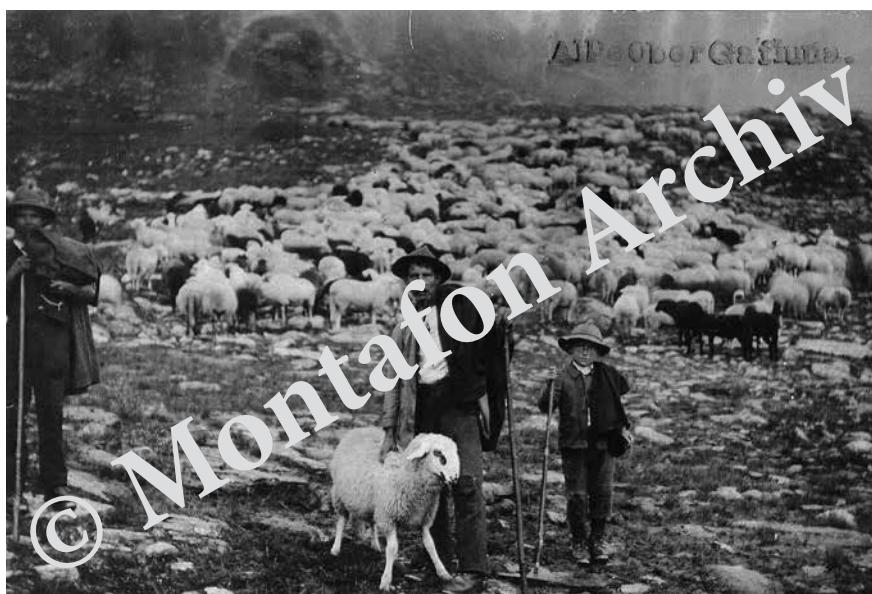


Abb. 30: Schafhirten mit Kleinhirt auf Alpe Obergäfluna (Sammelung Kilian Jochum/Montafon Archiv)

206 kein Herumziehen, kein Fortgehen.

207 Heu wenden.

WD stellt ihre Erinnerungen einmal mehr heutigen Verhältnissen gegenüber, nicht ohne diese zu bewerten und eine Art Kulturpessimismus gegenüber der heutigen Jugend durchklingen zu lassen. Ein Spannungsfeld stellte in vielen Bauernfamilien lange Zeit die Schulpflicht dar, nämlich in Hinblick auf die nun fehlenden und zuhause so notwendigen kindlichen Arbeitskräfte. Zumeist wurden die Kinder von den Eltern ohne Widerstand in die Schule geschickt, sie wussten allerdings, dass mit der Heimkehr zumeist ein arbeitsreicher Nachmittag auf sie wartete. Die 1922 geborene QQ erinnert sich:

*QQ: Aber dann, wenn man [von der Schule, Anm.] gekommen ist, da hat man nicht lange herumtrödeln dürfen. Dann heim und sofort sich abziehen und gegessen. Womöglich musste man noch etwas ... wenn man es dann gut gehabt hat, hat man noch müssen, eine halbe Stunde etwas Holz ... helfen Holz verräumen. Und dann hat man danach wieder, hat es geheißen: „Jetzt geht halt wieder schnell“. Und dann ... da hat es nicht so viel Freizeit gegeben als wie ...*

Auch QQ beendet, ebenso wie zuvor WD, ihre Darstellung hier mit einem Hinweis auf die heutige Situation, in der Kinder mehr Freizeit haben. In der traditionellen landwirtschaftlichen Gesellschaft gab es sowohl für die Erwachsenen als auch für die Kinder je nach Jahreszeit nur wenig Freizeit. Da dies in allen Familien gleich war, fiel niemandem ein, diese Tatsache zu beklagen. Mit dem gesellschaftlichen Wandel Mitte des 20. Jahrhunderts entstanden allerdings Unterschiede zu jenen Familien, in denen die Eltern bzw. Väter einer Arbeit im Rahmen eines Anstellungsverhältnisses nachgingen und die Landwirtschaft sukzessive aufgaben. Der 1929 geborene KP beschreibt in der nachfolgenden Erzählung, wie der Staat die Bauernfamilien (nicht nur während des NS-Regimes) zu unterstützen versuchte, indem es möglich war, die Kinder für landwirtschaftliche Arbeiten von der Schule zu befreien. KP selbst wäre lieber in die Schule gegangen:

*KP: Später hat's dann so eine Verordnung gegeben, dass du als landwirtschaftlicher Arbeiter schulbefreit worden bist. Und zwar ist das ganz verschieden gewesen, je nach Landwirtschaftsgröße. Und da hat man sich in der Schule ... also das Ansuchen haben die Eltern eingeleitet und danach ist das bewilligt worden. Und dann hat er in der Schule, also in der Lehre, kann ich mich genau erinnern, hat er vorgelesen, gelt. Also, der hat 10 Tage frei, der andere 15 Tage und der andere 20 Tage und der andre auch 20 und der nochmal 20 und einer 25. Der KP nie aufgeschienen. Gelt, hab ich gedacht, Gott lobend Dank! Jetzt hab ich nie frei, jetzt muss ich nie zuhause arbeiten. Dann hat's zuletzt geheißen, „KP – 30 Tage!“ [lacht]*

*I: Oje: [lacht]*

*KP: Ja ja, bin ich halt zuhause, einen ganzen Monat vor den Ferien, einen Monat früher hab ich die Schule abgeschlossen.*

*I: Ja, was ist auf der Landwirtschaft da alles angestanden? Was hat man da alles machen müssen?*

KP: Da hat man machen müssen, sagen wir im Frühling, die erste Arbeit war die Maushaufen Umrechen. Halt die Haufen, die im Winter entstanden sind, hast du umrechen müssen. Das haben die Kinder, also die Jungen, wie wir, machen müssen. [...] Hat man die Maushaufen zusammenrechen müssen und den Mist ablegen. Aber ich muss dazu sagen, bei uns ist ja steiles Gelände, da hat man den Mist rauffahren müssen mit dem Aufzug. Aber ohne Maschinen! Da hat einer aufgeladen und oben ist ein Seil gespannt gewesen, auf und ab, oben eine Rolle und dann haben zwei, drei Leute gezogen und der ist raugefahrene. Das hat Aufzug geheißen. So hat man den Mist hinaufgebracht, dann hat man ihn ausbreiten müssen. Ich war der Ausbreiter, die anderen haben ein bisschen ausgleichen müssen. Dann ist gekommen das Kartoffel Anbauen, Kartoffel Stecken. Einer hat ein Loch gemacht mit der Haxe und der andere hat Kartoffel rein schmeißen müssen. Das sind die kleinen gewesen, die Jungen. Die Eltern haben die Löcher gemacht und wir haben halt die Kartoffeln reinschmeißen können. Und so hat man's gemacht. Ich kann mich erinnern, da oben haben wir ein Feld gehabt. Am Karfreitag war das. Hat man auch da machen müssen – da hat man immer am Karfreitag die ersten Kartoffeln gepflanzt. Das ist dazumal so gewesen. [...] Danach – gut, das ist ein Kapitel gewesen – die Erdäpfel waren gesteckt, dann hast du Heu rauf tragen müssen. Dann hat man als ganz junger Bub schon Mähen müssen. Da ist man dann um vier Uhr aufgestanden und hat mähen müssen bis sechs, sieben, acht, dann hast du ausbreiten müssen – alles von Hand natürlich. Dann hat man mal gegessen und nachher ist man das Heu wenden gegangen. Das neue Heu und das alte – also das, das man gestern gemäht hat und das, das man heute gemäht hat – und jeden Morgen hat man halt ein Stück gemäht. Und dann hat man das ausgebreitet, gewendet, am Nachmittag hat man das dürre Heu, also das vom Vortag, zusammenrechen müssen, ein Bündel gemacht, alles von Hand. 30, 40 solcher Bündel hat man gemacht am Tag. Das ist so das Äußerste gewesen. Und schon mit 12, 13 Jahren hast du so ein Zeug machen müssen. Und am Abend bist du dann ins Bett und am Morgen wieder aufgestanden und immer wieder das gleiche. Das ist natürlich nicht wie heute. Heute wird angefangen und in ein, zwei Tagen ist die Sache gelaufen. Mit den Maschinen geht das schnell. Aber früher bist du zwei, drei Wochen drangewesen.

In diesem Ausschnitt erzählt KP eingangs eine Anekdote, mit der er auf unterhaltende Weise vermitteln möchte, wie umfassend man als Kind zur Arbeit auf der Landwirtschaft herangezogen wurde – und dass er die Schule diesen Arbeiten vorgezogen hätte. Auf die Nachfrage der Interviewerin schließlich beginnt KP die typischen Arbeiten, zu denen Kinder eingeteilt wurden, zu rekonstruieren und bemüht sich um eine Art Überblick. Zur Verdeutlichung des Wandels streut KP immer wieder Hinweise auf die heutige Situation, bzw. die zeitliche und kraftmäßige Ersparnis durch diverse Maschinen, ein.

Auch einige andere ZeitzeugInnen erzählen, dass sie lieber in die Schule gegangen wären als zuhause mitarbeiten zu müssen. Der 1924 geborene IJ erwähnt in

seiner Erzählung, dass der Stellenwert der Schule in den Augen der Eltern äußerst gering war und die Arbeiten für die Schule erst dann gemacht werden durften, wenn alles andere erledigt war:

*IJ: Bei uns war es so, die Schule war immer nebensächlich. Wenn es Arbeit gab zuhause, etwas zu helfen, dann hat man gesagt, „mach du die Schulaufgaben am Abend, jetzt musst du helfen Heizen, Tragen“ oder irgendetwas, was halt anfällig war. Bei den landwirtschaftlichen Arbeiten, wie gesagt, hat man mit-helfen müssen. Ich denk mir oft, wenn man heute spricht von Kinderarbeit – sicher wir waren nicht eingespannt in eine Fabrik, das waren wir nicht, aber wir mussten überall mithelfen im Haushalt und beim, wie soll ich sagen, beim Kinder Erziehen. Wir hatten ja noch einen Bruder, der kam später zur Welt. Der war Jahrgang 35. Ja, den haben wir genauso versorgt, den haben wir gewickelt und so weiter. Weil man gesagt hat, „Ja, mach du das. Schau auf das kleine Büblein.“ Ja ja.*



Abb. 31: Mist-Ausbreiten auf Bartholomäberg (Vorarlberger Landesbibliothek)

Kinder wurden ihrem Alter und ihrer Kraft entsprechend bestmöglich im Arbeitskreislauf eingesetzt. Von den schwersten und gefährlichsten Arbeiten waren sie zwar ausgenommen, dennoch wurden sie – teils auch, damit sie alle Arbeitsbereiche kennenlernen und alle Arbeiten verrichten konnten – in sämtlichen landwirtschaftlichen und haushaltlichen Arbeitsfeldern eingesetzt. Die ZeitzeugInnen erzählen, dass Kinder bei der Heuarbeit und der Holzarbeit halfen; sie mussten heizen, füttern, melken, den Stall ausmisten; sie betreuten die kleineren Geschwister; sie verrichteten im Winter Handarbeiten; sie waren für den Transport kleinerer Objekte und für Botengänge zuständig; oder sie lebten einige Wochen am

Maisäß, um dort den Alten zu helfen, und mussten so täglich zur Schule große (Höhen-)Distanzen zurücklegen.

Ein weiterer zentraler, und vor allem in den lebensgeschichtlichen Erzählungen beliebter Einsatzbereich für Kinder und Jugendliche war die Hirtenarbeit. Der 1934 geborene CD erzählt besonders ausführlich von seiner Arbeit als Ziegenhirte und fasst mehrere Aspekte zusammen, die in anderen Erzählungen nur angedeutet werden. Aus diesem Grund soll CDs Erzählung hier zur Gänze wiedergegeben werden:

*CD: Ja, ja, dann sind dann die Jahre so vergangen. Und im Jahr 44 ist dann bei uns ein Mann gekommen aus der Parzelle Mauren in Tschagguns. Und sagt zu meinem Vater: „Du AD, du hast ein paar Buben. Könntest du mir nicht so einen Bub geben, um Ziegen zu hüten?“ Und da sagt er: „Ja, ja, die sind alle noch zu jung. Die sind noch nicht so alt.“ Ich bin 10-jährig gewesen. Und dann sagt der Mann, der Fridolin Vonier: „Doch, doch, CD, der wäre gut genug für mich da, also den wenn du mir ...“. Und dann sagt er: „Ja, der muss noch nicht. Ich kann ihn daheim auch brauchen.“ Und ich als Bub: „Ja, das wäre jetzt etwas wirklich vielleicht Schönes.“ Habe gar nicht gewusst, was auf mich zukommt. Und ich habe da zugesagt. Und dann sagt er: „Bub, aber jammer mir dann ja nicht im Sommer, „es verlädat dr“<sup>208</sup> und so. Wenn man zusagt, dann muss man auch bleiben.“ Jetzt bin ich mit zehn Jahren in die Mauren hinein, am 1. Mai, und musste da zwischen 90 und 100 Ziegen übernehmen. Und im Frühling ist man auch auf der „Murner Alma“<sup>209</sup> gewesen. Dann ist man weiter hinauf, in diese „Blaika“<sup>210</sup> und Nadeln hinauf. Und ich bin auch da noch nicht grad so ein Klettermax gewesen wie heute. Und ich habe dann oft zu tun gehabt, dass ich diesen Ziegen nach gekommen bin „i da Schröfa doba“<sup>211</sup>, besonders am Abend, wenn ich wieder „zietli“<sup>212</sup> herunter sein musste. Und später, wo dann die Alpen frei gewesen sind, ist man dann ins Gweil, ins Außergweil, und auch auf die Alpe Hora hinauf. Und das ist ein täglicher Fußmarsch gewesen von zweieinhalf Stunden hinauf, und zweieinhalf Stunden am Abend wieder herunter. Und zwar musste man mit diesen Ziegen ganz ruhig laufen am Abend herunterwärts, sonst hätten sie die Milch verloren, wenn man die gejagt hätte. Hätte es ihnen aus den Eutern heraus geschlagen. Und dann musste man eben „höfili go met na“<sup>213</sup>. Aber das ist das Wenigste gewesen. Wenn ich hinauf gekommen bin ins Gweil, dann hat es geheißen: „Weißt du schon, was du zu tun hast, Bub?“ Dann musste ich in den Stall und von 60 Kühen den Mist hinaus räumen. Und dafür habe ich eine Kaffeetasse voll „Schlegmilk“<sup>214</sup> bekommen. Und Fleisch habe ich den halben*

---

208 dass dir die Freude dran vergeht.

209 Maurener Alme; Dorfweide in Mauren.

210 steile Wiese.

211 in den Felsen oben.

212 pünktlich.

213 ruhig mit ihnen gehen.

214 Buttermilch.

*Sommer lang ganz selten gesehen. Das ist eine Rarität bei mir gewesen. „Und i hett a so an Omr ghet.“<sup>215</sup> Die haben da Wildfleisch gegessen, oben, Gamsfleisch. Und ich habe dann so „ömrig“<sup>216</sup> in diese Pfanne hinein geschaut, wenn das so „gsprutzlat hot“<sup>217</sup>, da drinnen. Und ich habe auch einen Hunger gehabt, dass er mir zu den Augen heraus geschaut hat. Und dann, das Ärgste ist oft am Abend wieder gewesen, wenn du herunter gekommen bist, musste ich hin und wieder zu Fuß bis nach Schruns heraus. Ich habe da heraußen die letzten Leute gehabt, und zwar musste ich auf die „Rot“<sup>218</sup> gehen. Wenn jemand drei Ziegen gehabt hat, habe ich drei Tage bei dieser Familie schlafen müssen. Und die mussten mich drei Tage lang verpflegen. Und da bin ich zu Fuß von der Mauren, also aus dem Gweil herunter. Und am Abend dann zu Fuß nach Schruns. Und dann musste ich aber am Abend noch zuerst Kartoffeln schälen, sonst habe ich am Morgen kein Frühstück bekommen. Und am Morgen musste ich halt um sechs Uhr auf, und schon wieder in die Mauren hinein laufen und dann wieder ins Gweil hinauf. Und dann im Gweil oben hat mich dann halt wieder das Gleiche erwartet, als Bub, musste ich wieder helfen. Und dann, diese Ziegen sind nicht immer im Gweil geblieben, sind mir hin und wieder auf die Alpe Hora hinaus. Und dann bin ich auf die Hora hinaus. Dann hat mir dort der Hirte „z'Läd g'set“<sup>219</sup>. Hat er gesagt: „Du musst mir helfen hüten, nicht immer den Gweilern drinnen und so.“ Ich bin da immer ein bisschen in der Zwickmühle gewesen als Bub, und habe nie richtig gewusst, wie ich es Recht habe. Und ja ja, eben das Essen ist rar gewesen. Ich habe also schlechte Sommer gehabt. Nicht dass die Leute geizig gewesen wären, sie haben es selber nicht gehabt. Sie konnten mir nichts geben, weil sie selber auch nicht viel gehabt haben. Es sind einige gewesen, ja, die haben ... Früher hat man dann halt oft gesagt: „Für a Gäßler isch as guat gnuag.“<sup>220</sup> [lacht] Und mit dem habe ich halt leben müssen, und habe es auch überlebt. [...] Ja, ich war ein schwacher Schüler. Eingeschult gut. Habe von Anfang an sehr gut gelernt. Ich habe ein gutes Fräulein gehabt. Aber ab 44 bin ich am 1. Mai von der Schule fort gekommen, und bin erst am 10. Oktober wieder vom Ziegenhüten gekommen. Und das bis zu meinem Schulende.*

Von kulturhistorischem Interesse ist in diesem Ausschnitt besonders der Hinweis auf die „Rot“, im Rahmen derer dem Ziegenhirten ein gewisses Maß an Kost und Logis pro gehütetem Tier zustand und die ein heute weitgehend unbekanntes Teilsystem der traditionellen Berglandwirtschaft darstellte.

---

215 Und ich hätte so eine Lust darauf gehabt.

216 voll Verlangen; mit Gusto.

217 gebrutzelt hat.

218 Rot, die: Organisationssystem zur Abgeltung der Ziegenhut. Für jedes Tier hatte der Ziegenhirt das Recht auf ein bestimmtes Ausmaß an Kost und Logis bei den ZiegenbesitzerInnen. Die Inanspruchnahme dieses Rechts wurde als „Rot“ bezeichnet.

219 geschimpft mit mir.

220 Für einen Ziegenhirten ist es gut genug.

CDs Erzählung zeigt darüber hinaus deutlich die Diskrepanz auf zwischen der Notwendigkeit der Arbeit eines Ziegenhirten einerseits und dem geringen Stellenwert bzw. der geringen Anerkennung andererseits. Als Schulbub war der „Geißler“ in der Hierarchie der Hirten und des Alpvolks der letzte und wurde zu allen Arbeiten für nur geringe Entlohnung herangezogen. Ganz entgegen heutigen Anschaufungen, die das Wachstum und die Entwicklung Jugendlicher im Blick haben, wurde einem Buben damals trotz der großen körperlichen Anstrengungen nur das Mindeste an Ruhephasen oder auch Nahrungsmitteln gewährt. Mit der Bemerkung „*Habe gar nicht gewusst, was auf mich zukommt*“ weist CD schon darauf hin, dass die Arbeit eines Ziegenhirten einen Buben vor großen Herausforderungen stellte, mit dem vielsagenden Fazit „*und habe es auch überlebt*“ schließt er seine Erzählung. Entgegen einigen anderen Darstellungen, die die Erinnerungen an das „Geißlerleben“ leicht idyllisieren, zeigt CD die Schwierigkeiten auf und erwähnt zuletzt den Preis, den er persönlich für diese Arbeit zahlte: seine schulischen Leistungen wurden bis zum Abschluss zunehmend schlechter.

Der ebenfalls 1934 geborene DW gibt zum Abschluss des Interviews spontan ebenfalls Einblicke in seine Erinnerungen an den Ziegenhirten-Alltag – und spricht hier die finanzielle Notwendigkeit an, die ihn quasi dazu zwang, diese Arbeit zu verrichten:

*I: Ich bedanke mich recht schön. Es war sehr interessant.*

*DW: Ja, interessant ... für mich ist das nicht so ... ich denk mir immer, das kann nicht wo interessant sein. Aber für das Alter, das man damals gehabt hat, war es eigentlich eine Leistung. Für das Alter. Wenn ich heute sehe, wenn ich heute zu einem sage, der elf Jahre alt ist, er muss jeden Tag, fünf Monate lang mit den Ziegen da hoch ... der würde sich bedanken. Und dafür war es ja eine Leistung. Da ist man oft ganze Tage oben gesessen und hat geweint. Das kann ich mich noch gut erinnern. In Nebel und schlechtem Wetter, dann hat man geweint. Ja ja, und so. Und am Abend hat die Mama halt wieder trösten müssen und sagen, es geht schon. Ich sag ja, für die Mutter war das auch nicht einfach. Und bei uns ist es jetzt noch einigermaßen ganz gut gegangen, weil der Opa, der Großvater, die Großmutter auch mitgeholfen haben. Da hat es noch Leute gegeben, denen ist es wirklich schlecht gegangen.*

Dass die Einsamkeit und die körperlichen Anstrengungen vor allem bei schlechtem Wetter eine Qual sein konnten für einen jungen Buben, vermittelt DW hier sehr glaubhaft. Der Erzähler zeigt aber auch auf, dass er keine andere Wahl hatte, wobei seine Familie im Vergleich zu anderen Familien wirtschaftlich sogar relativ gut abgesichert war. Der bereits im vorhergehenden Kapitel zur Armut zu Wort gekommene Erzähler TG erzählt sogar, dass er mehrmals vor lauter Heimweh von der Herde davonlief, um schließlich von der alleinerziehenden Mutter wieder auf einer anderen Ziegenhut „verdingt“ zu werden, weil dies für die Familie finanziell überlebensnotwendig war.

Die Kleidung der Ziegenhirten war zumeist sehr schlecht, wie die meisten ZeitzeugInnen berichten. Die Wenigsten waren mit „Knoschpa“, festeren Schuhen mit

Holzsohlen, ausgerüstet, viele waren barfuß unterwegs. Die Versorgung hing unter anderem von den BesitzerInnen der Ziegen ab und konnte sehr karg ausfallen.



Abb. 32: Ziegenhirt in Gortipohl 1931 (Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv)

Ein weiterer Erzählstoff soll im Kapitel zum Thema „harte, arbeitsame Kindheit“ überblicksmäßig gestreift werden: Einige ZeitzeugInnen legen einen erzählerischen Schwerpunkt auf die Schilderung ihrer harten, strengen Kindheit in pädagogischer oder auch sozialer Hinsicht. Die nachfolgenden Ausschnitte sollen drei verschiedene, jedoch mehrmals in den Interviews angesprochene Themenbereiche repräsentieren:

OL ♀, geboren 1927:

*OL: Ich bin in Bludenz 1927 geboren, meine Mutter hat mich und meine Schwester verschenkt, den Vater habe ich nie gekannt, er kam aus einer gut situierten Familie aus Bregenz. Wir kamen dann in das Spital Bludenz zur Pflege. Mit sieben Monaten habe ich ausgesehen wie ein zwei Monate altes Baby. Eine Magd aus Braz beim PS hat insgesamt zwölf fremde Kinder aufgezogen. Sie war eine gebürtige GK aus St. Gallenkirch und war ledig. Die meisten Kinder hatte sie ein halbes bis zwei Jahre, uns hatte sie 12 Jahre aufgezogen. Meine Schwester PL und ich gingen in Innerbraz zur Schule. Der PS war Viehhändler und oft unterwegs, da war der Magd zu langweilig und sie wollte unbedingt Kinder um sich haben. So hat sie die fremden Kinder aufgezogen. Als der Hitler 1940 kam, hat man der Frau über Nacht die Kinder weggenommen, weil sie für die Kindererziehung anscheinend zu alt war.*

*Meine Schwester kam ins Tirol, ich nach Bludenz. Ich kam in ein Haus beim Spritzenbau, dort habe ich die Hölle auf der Welt erlebt. Die hatten zwei Mädchen im Volksschulalter. Zu dieser fremden Frau musste ich Mama sagen und sie immer auf den Mund küssen.*

QR ♂, geboren 1942:

*QR: Damals hat sie Probleme gehabt, weil sie mich ledig gehabt hat, ist das schon ein Mordsproblem gewesen. Eine mit einem ledigen Kind hat man schon schief angeschaut. [...] Ja, ja, und dann haben wir am Kristberg drinnen noch einen Maisäff. Und da musste sie halt im Herbst und im Frühjahr auch hinein, auf diesen Maisäff, mich mitnehmen. Mich hat man halt dann in einen „Bara ihigschoppat“<sup>221</sup>, wenn ich keine Ruhe gegeben habe [lacht], während dem Füttern. Und so ist das da gegangen.*

ST ♀, geboren 1926:

*ST: Und so, sagen wir jetzt, wenn ich jetzt vergleiche, wo meine Kinder in den Kindergarten gegangen sind, diese unterschiedliche, grundsätzlich ganz andere Kindergartenarbeit wie damals. Die Klosterschwester ist streng dagesessen. Da sitzen musste man, und das mussten wir malen, und das mussten wir machen, und beten, hinsetzen, aufstehen, beten, noch einmal. Sagen wir so gar nichts Liebes oder etwas Fröhliches oder so. Kindergartenzeit habe ich nur als ernste Erziehungszeit in Erinnerung, als strenge Zeit.*

OLs Erzählung ähnelt den Erzählungen anderer (Halb-)Waisen, wie sie ja im Kapitel zur Armut bereits angesprochen wurden, insofern, als auch sie die erschwerten Bedingungen als Kind ohne Eltern beschreibt. Die Heimatlosigkeit und Minderwertigkeit, die sie dabei in ihren ersten Lebensjahren erfuhr, klingt auch in ihrer weiteren lebensgeschichtlichen Erzählung an vielen Stellen deutlich durch. OLs Erzählung zeigt deutlich auf, dass Kinder ohne Eltern einen benachteiligten Platz in der Gesellschaft und somit auch einen erschwerten Start in ein Leben als gleichwertiges Mitglied einer Gemeinschaft hatten. Aufgrund der hohen Waisenquote unter den Befragten ist OLs Darstellung, wenngleich besonders berührend, doch repräsentativ für andere ErzählerInnen.

QR spricht im obigen Ausschnitt über seine Kindheit als „lediges“ Kind zweierlei Aspekte an. Einerseits wurde seiner Mutter von vielen Seiten mit großer Toleranz begegnet. Wenngleich ein unehelich geborenes Kind keine Seltenheit war, dringt aus QRs und vielen anderen Erzählungen doch durch, dass ein „lediges“ Kind zu haben von einem Teil der Bevölkerung im Tal auch Mitte des 20. Jahrhunderts noch kritisiert wurde. Zur erschwerten sozialen Situation kam für QR und seine Mutter andererseits die prekäre finanzielle Situation hinzu, die die Mutter zwang, auch Arbeiten anzunehmen, die mit der Versorgung eines Kleinkin-

---

<sup>221</sup> in einen Viehstall hineingesteckt.

des wenig kompatibel waren. Aus diesem Zwang entstanden für das Kind wenig erfreuliche Situationen, wie sie QR abschließend beschreibt: Die Mutter sperrte das Kind in einen Viehstall, um es sicher und an Ort und Stelle zu wissen.

Im dritten und letzten Ausschnitt wird am Beispiel der Erzählung von ST der Wandel im Umgang mit Kindern aus pädagogischer Sicht angesprochen. ST beschreibt die wenig kindgerechte Betreuung, die er selbst im Kindergarten in den 1930er Jahren erfuhr. STs Erzählung ist, insofern als sie die Situation in Kindergärten thematisiert, wenig repräsentativ für die Erzählungen der meisten MontafonerInnen, da kaum eine andere Gewährsperson damals einen Kindergarten besuchte. Einige ZeitzeugInnen sprechen allerdings den Wandel in der Pädagogik am Beispiel ihrer Schulerinnerungen an und erzählen, ähnlich wie hier ST, von wenig kindgerechten Praktiken der LehrerInnen.

Der Erzählstoff der „harten, arbeitsamen Kindheit“ wird in verschiedenen Spielarten in die lebensgeschichtlichen Erzählungen eingeflochten. Vom nachmittagfüllenden Mithelfen am elterlichen Hof und dem Fernbleiben-Müssen von der Schule, über die Arbeit in Betrieben während den Ferienwochen, bis hin zur sozialen Einsamkeit oder der Härte, die in pädagogischen Einrichtungen erfahren wurde, sind die Erzählungen auf deskriptiv-inhaltlicher Ebene sehr vielseitig und informativ. Die Erzählmotivationen oder auch die Aussagen all dieser Erzählungen lassen sich allerdings zusammenführen auf einen gemeinsamen Kern: Hinter den Erzählungen von der „harten, arbeitsamen Kindheit“ steht vor allem das Ziel, implizit den extremen Wandel der Situation früher gegenüber heute zu unterstreichen. Im Beschreiben und Auswählen heute unvorstellbarer Lebenslagen und Erfahrungen kommt es darüber hinaus aber auch zur Demonstration der eigenen Leidens- und Arbeitsfähigkeit, die den ErzählerInnen auf diese Weise eine gewisse persönliche Stärke und Lebenserfahrung attestiert. Insofern bemühen sich die ZeitzeugInnen natürlich auch zu bestätigen, dass die Auswahl der Interviewenden nicht zu unrecht auf sie selbst gefallen ist.

Hans Schuhladen und Georg Schroubek dokumentierten die Betonung der harten, arbeitsamen Kindheit in lebensgeschichtlichen Erzählungen in ähnlicher Weise und interpretieren diese Darstellungen als Beleg für traditionell bäuerliche Denkweise und Mentalität. Fleiß und Arbeitsamkeit wurden von den ZeitzeugInnen als bäuerliche Tugenden internalisiert und bleiben lebenslang bestimmend, während „Untätig“ tendenziell mit Spott und leiser Verachtung begegnet wird.<sup>222</sup> Die Pflichterfüllung täglicher Arbeit steht im Wertekanon ganz oben und ist zentraler Bestandteil der deutenden, subjektiven Sinngebung in der Lebensrückschau. Dieses Arbeitsethos bzw. diese hohe Arbeitsmoral wurde schon in Bezug auf andere Erzählstoffe, wie etwa die traditionelle Landwirtschaft, deutlich und ist bei einem Großteil der ErzählerInnen durch die gesamte lebensgeschichtliche Erzählung hin immer wieder spürbar und teils auch dominierend. Arbeit als Lebens-

---

222 Schuhladen, Hans und Georg Schroubek (Hg.): Nahe am Wasser. Eine Frau aus dem Schönengstgau erzählt aus ihrem Leben. Eine Dokumentation zur volkskundlichen Biographieforschung. München 1989. S. 24, 40.

Inhalt bzw. auch beruflicher Werdegang stellt im Übrigen eine wichtige Leitlinie lebensgeschichtlichen Erzählens dar.

### 3.4.11. Idyllisierung der einfachen Verhältnisse

Inhaltlich direkt anschließend an die beiden vorhergehenden Kapitel wird nachfolgend der Aspekt der Idyllisierung des traditionellen sozialen Gefüges, des bäuerlichen Lebens und sogar der einfachen Verhältnisse, unter denen die meisten ZeitzeugInnen aufgewachsen, analysiert. Der Topos „früher war's hart, aber schön“ wird im Großteil der vorliegenden lebensgeschichtlichen Erzählungen bemüht und nimmt vorzugsweise zweierlei Gestalt an, die hier an konkreten Beispielen der Reihe nach aufgezeigt werden sollen.

Die häufigste Form der Idyllisierung einfacher Verhältnisse äußert sich im Rahmen der Feststellung „... aber wir waren zufrieden“. Ein Gutteil der Befragten stellt im Laufe der Erzählungen wiederholt fest, dass man selbst – sowie die Menschen im Montafon ganz allgemein – „früher“ zumeist zufriedener war als dies heute der Fall ist. Zwei Beispiele sollen den Einsatz dieses Topos illustrieren:

IJ ♂, geboren 1924:

*IJ: Ja, wir sind hier in Vandans in Innerbach aufgewachsen, verhältnismäßig sehr einfach. Es war eine sehr große Familie mit sechs Kindern und da war ich das vierte Kind davon und habe ... mit den Geschwistern war es eigentlich, obwohl wir sehr ärmlich aufgewachsen sind, recht zufriedene Zeit soweit.*

YB ♂, geboren 1915:

*I: Waren Sie oben auf der Alpe?*

*YB: Ja.*

*I: Wie war das? Was haben Sie tun müssen?*

*YB: Das waren arme arme Zeiten. Essen war mangelhaft, Unterkunft ganz schlecht. Aber man war zufrieden. Zufriedener als heute.*

Am Beispiel dieser beiden Ausschnitte kann sehr schön aufgezeigt werden, wie der Topos von der Zufriedenheit in den Erzählungen zum Einsatz kommt. IJ beispielsweise bemüht sich, gleich zu Anfang des Interviews einen Überblick über die Situation in seiner Kindheit zu geben. Um sich nicht schon eingangs in Details zu verlieren, greift IJ auf zusammenfassende Formulierungen zurück. YB hingegen fühlt sich in der Interviewsituation nicht wohl und es bedarf wiederholter Nachfragen durch die Interviewerin, bis der Erzählfluss einigermaßen in Gang kommt. Im obigen Ausschnitt greift YB einerseits auf Allgemeinplätze zurück, um überhaupt etwas zu sagen, und verwendet diese andererseits als werthaltige Endpunkte, um immer wieder zu signalisieren, dass es hier seines Erachtens nichts zu erzählen

gäbe. Dass beide Erzähler in diesen unterschiedlichen Situationen und zu unterschiedlichen Zwecken auf dieselbe Formulierung „*Aber man war zufrieden*“ zurückgreifen, verdeutlicht, dass es sich dabei um einen innerhalb dieser Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft sehr verbreiteten Topos handelt, der in den Augen der ErzählerInnen nicht weiter in Frage gestellt werden muss, sondern die Erzählungen im Gegenteil auf den Punkt bringen soll.

Der Feststellung, dass man trotz der ärmlichen Verhältnisse zufrieden war, ähnelt die (ebenfalls zumeist abschließende) Bemerkung, dass man „trotzdem“ eine „schöne Kindheit“ erlebte oder dass man auf eine „schöne Zeit“ zurückblickte. Der 1934 geborene DW fasst im Rahmen seiner lebensgeschichtlichen Erzählung das bisher Gesagte, nämlich die Einblicke, die er in seine Kindheit gab, zusammen, indem er diese Jahre und ihre Eigenheiten bewertet und sie – wie so häufig – seiner Sicht auf die heutigen Verhältnisse gegenüberstellt:

*DW: Aber das war halt so. So war es ja eine schöne Zeit, weil man ... ich sag immer, man hat nicht alles gehabt, aber für uns war es eine schöne Zeit. Wir haben das gar nicht mitbekommen, dass uns was fehlt. Wenn man es nicht sieht, fehlt es einem ja auch nicht! Heute die Kinder sind nicht mehr zufrieden. Die haben so viel Spielzeug und Sachen da. Die wissen ja auch nicht mehr was sie wollen. Und wenn man es nicht sieht und nicht braucht, dann braucht man es auch nicht. Ja, wir haben es schön gehabt. Der Großvater hat uns aus einem Klotz ein Auto gemacht oder sowas. Und da hat man dann das Holz herumgezogen, das war schön. Und später, als der Vater da war, haben wir auch Spielzeug bekommen. Der Vater hat uns dann schon immer wohl wollen. So war es halt.*

DW konstruiert hier das Bild einer wunschlos glücklichen Kindheit, in der man zu bescheiden war und zu wenig informiert über mögliche Objekte der Begierde, als dass man unzufrieden hätte sein können. Dass es sich hier um eine retrospektive Bewertung der eigenen Kindheit handelt, liegt auf der Hand. DWs Darstellung ist keinesfalls mit den tatsächlichen Befindlichkeiten, wie er und seine Geschwister sie einst erlebten, gleichzusetzen. Eben darin liegt die Idyllisierung der Vergangenheit: Die ErzählerInnen erinnern sich an einzelne Details ihrer Kindheit und automatisch werden diese Erinnerungen mit gegenwärtigen Beobachtungen konfrontiert, was einen Vergleich und eine Bewertung zur Folge hat. Sofern die betreffende Person mit sich selbst und dem Verlauf ihres Lebens zufrieden ist, ist die Feststellung, dass somit auch die Rahmenbedingungen nur zufriedenstellend sein konnten, naheliegend. Hinzu kommt eine eventuelle Verklärung der „unbeschwer-ten Kindheit“ und Sehnsucht nach den starken Eltern oder Bezugspersonen, die in der Retrospektive die Kindheit oder auch andere Lebensabschnitte schließlich sogar uneingeschränkt als „schön“ erscheinen lassen.

### 3.4.12. Lausbuben- und Schulgeschichten

Einen wichtigen und zugleich klassischen Erzählstoff stellen Lausbuben- und Schulgeschichten dar. Diese betont lustigen Erzählungen knüpfen an die Tradition des Schwankes an, nämlich insofern, als sie alltägliche Situationen wie beispielsweise den Schulunterricht als Bühne wählen, listige Taten einer oder mehrerer Hauptfiguren beschreiben und als Mittel zu (mehr oder weniger) freundlicher Verspottung genutzt werden.<sup>223</sup> Zumindest im Rahmen der untersuchten lebensgeschichtlichen Erzählungen handelt es sich eindeutig um eine männerspezifische Art des Erzählens: Frauen greifen in ihren Darstellungen kaum je auf Geschichten über Streiche oder Listen zurück. Männer hingegen, insbesondere jene Zeitzeugen, die man in Bezug auf Ausdruck, Erzählfluss und Strukturierung der Geschichten gemeinhin als „gute“ Erzähler bezeichnen würde, streuen derlei Anekdoten sehr häufig in ihre biografische Erzählung ein und bemühen sich überhaupt, ihre Erzählungen unterhaltsam zu gestalten und die Zuhörenden zum Lachen zu bringen.

Die Lausbuben- und Schulgeschichten wurden aus allen schwankartigen Erzählungen herausgegriffen und zusammengefasst, weil sie den quantitativ am häufigsten thematisierten Erzählstoff darstellen. Bei den Lausbubengeschichten handelt es sich um lustige Erzählungen, in denen Streiche oder Listen beschrieben werden, zumeist gibt es ein (erwachsenes) menschliches Opfer und einen oder mehrere Buben, die als heldenhafte Hauptfiguren in den Geschichten fungieren. Nachfolgend wurden vier Erzählungen ausgewählt, die auf verschiedene Art und Weise das Treiben sogenannter Lausbuben thematisieren und dabei unterhaltsam sein möchten.

ST ♂, geboren 1926:

*ST: Ja, und sonst in der Jugendzeit haben wir ... mit meinen Nachbarsbuben hat man sich hauptsächlich herum getrieben, Gendarm und Schelm gespielt. Man hat seine Schabernacke auch betrieben, dass man bei den Leuten geklingelt hat, und wenn es möglich gewesen ist, einen Reißnagel dazu gesteckt hat, dass der Stift [von der Klingel, Anm.] drinnen geblieben ist, der Knopf drinnen geblieben ist. Und so Sachen halt, so Unfug betrieben. Aber sagen wir, nie so bösartige Sachen. Und da haben wir es halt wie gesagt eben bis zu der Zeit, wo dann der Krieg ausgebrochen ist, haben wir es wirklich schön gehabt.*

TG ♂, geboren 1910:

*I: [kommentiert die vorhergehende Erzählung:] Ihr seid Lausbuben gewesen.  
TG: Ja, „Himmel nochamol“ haben wir ab und zu ein Theater gehabt. Und lauter Strafen, einen Haufen Strafen haben wir immer ... wir sind immer in der Strafe gewesen, das ganze Jahr. [lacht] „Herrgottzackrament nochamol“. Und wenn ein Mann, wo nicht jeden Tag vorbei ist, wo wir nicht gekannt*

<sup>223</sup> Bausinger: Formen der „Volksposie“. S. 142–148.

haben, sofort haben wir ihm Steine nachgeworfen. Da sind nicht viele Leute vorbei da oben. Mehr als wie die oben einen Maisäff gehabt haben, oder weiter drinnen daheim gewesen sind, die haben wir alle gekannt. Denen haben wir nichts getan. Aber einen, wo wir nicht gekannt haben, sofort ... Überall sind „Schärrhüfa“<sup>224</sup> gewesen, „Mushüfa“<sup>225</sup>. Da sind Steine drinnen gewesen. Dort haben wir die Steine heraus. Und haben sie versteinigt, diese Männer. Die haben dann „läd kiebat“<sup>226</sup> mit uns. Wenn sie uns erwischt hätten, hätten sie uns geschlagen. Aber sie haben uns halt nie erwischt [lacht]. Wir sind dann auch „gesprungen“<sup>227</sup>. Aber ich erzähle dir doch einen Matsch, wo keinen Sinn und nichts hat. Oder willst du das so?

UU ♂, geboren 1924:

UU: [schließt an seine Erzählungen über das Leben und Arbeiten als Hirtenjunge an:] Wir haben uns dann auch „verstellt“<sup>228</sup>. Als Frau. Wir haben natürlich kein Fernglas gehabt, sonst hätten sie's ja erkannt. Dann haben wir da so einen Rock gehabt. Und wenn die Kühe irgendwo günstig gewesen sind, dann ist der eine runter – der andre ist auch so vier, fünf Jahre jünger als ich gewesen. Dann hat er einen Umweg machen müssen. Wir haben gewusst, dass er [der Senn, Anm.] um elf mit der Sennerei fertig sein hat müssen. Und dann ist er zu dem Eck runter zu dem Kreuz – in der Alpe ist ein Kreuz – und [lacht] dann ist er zu dem Kreuz und hat eine Pfeife gefüllt und angezünden und hat geschaut, wer da so kommt. Da ist natürlich wochenweise kein Mensch gekommen. [...] Und wir sind, einer von uns ist runter und ist wieder rauf gekommen. In dem Rock. Und so kleine Schritte, als wenn's ein Weibsbild wär. Und dann aber [lacht], vielleicht einen Kilometer, eineinhalb Kilometer vor dem Stafel hat er abgelenkt. Und der andere hat eben gewunken. Und das Fräulein oder das Weib hat dann auch gewunken. Und dann hat der, „Herrgott, jetzt geht wieder so eine“ – „Sau“ hat man dann gesagt – „So eine Sau geht wieder rauf zu den Hunden da!“ Halt, so. [lacht] Und wir haben eben gelacht oben und die haben einen Mordshass gehabt, dass die da rauf geht. Na, das haben wir ihm aber dann später, als wir dann älter gewesen sind und nicht mehr auf der Alpe waren, gesagt und haben dabei ein Viertel getrunken.

EF ♂, geboren 1910:

EF: So bin ich noch zur [Lindauer, Anm.] Hütte hinunter gekommen. Ja, ja. Und hinein wollte man wegen den zwei Mädchen. Der hat zwei schöne Mädchen gehabt, der Vonier, gell. Und das hat halt gezogen. [lacht]

224 Maulwurfhügel.

225 Wühlmaushügel.

226 sehr geschimpft.

227 davongelaufen.

228 verkleidet.

I: Aha. [lacht] Ja, können Sie mir da vielleicht ein bisschen mehr erzählen?

EF: Ja, im Sommer sind sie dann auch drinnen gewesen. Ja, da bin ich ja viel drinnen gewesen. Ja, dann haben sie auch eine Köchin drinnen gehabt. Und das ist die Frau gewesen vom „Botha Joköbli“<sup>229</sup>, wo das Hotel Both in Schruns haben. Diese Köchin ist dann die Frau von dem gewesen, „Botha Jokob“. Und dann ist sie so ziemlich weit ausgeschnitten gewesen, gell. Einen nackten Rücken gehabt. Sie haben dann auch eine kleine Katze drinnen gehabt. Jetzt bin ich her gegangen und habe die Katze auf einen Hakenstekken hinaufgesetzt und habe sie ihr über den Rücken hinaufgelassen. „Mei liabr, denn hon i abr könna Fäda züha.“<sup>230</sup> [lachen] Die Putzbürste und „dr Bäsma“<sup>231</sup>, und alles Mögliche ist geflogen gekommen. [lachen] Hei, ich durfte nicht mehr da hin.

I: Ah. [lachen]

EF: Ja, ja, so solche Spitzbubenstückchen hat man dann schon auch gemacht.

Lausbubengeschichten versuchen im Rahmen lebensgeschichtlicher Erzählungen besonders die Funktion der Unterhaltung zu erfüllen. Schon das häufige Lachen der Erzähler selbst weist darauf hin. Auffallend ist die Inszenierung der Geschichten: Bemerkungen wie „Himmel nochamol‘ haben wir ab und zu ein Theater gehabt“ leiten die Erzählungen ein und steigern die Spannung. Den Höhepunkt der Erzählungen stellen die jeweiligen Streiche und die Reaktionen darauf dar, die schließlich mit Kommentaren wie „Und wir haben eben gelacht oben“ abgeschlossen werden.

Mit den Geschichten inszenieren sich auch die Erzähler selbst, denn besonders die Lausbuben- und Schulgeschichten dienen wie kaum ein anderer Erzählstoff der Selbstdarstellung. Die Hauptdarsteller werden als kreativ, verwegen, mutig und frech dargestellt – und sobald sie dem Bubenalter entwachsen sind, kommt der hohe Stellenwert des weiblichen Geschlechts für die Hauptfiguren als wichtiges Element in den Erzählungen hinzu. Die Aneinanderreihung der obigen Lausbubengeschichten erfolgte entlang zunehmender geschlechtsspezifischer Relevanz in der Aussage. Wo ST noch von harmlosen Jungenstreichern, wie dem Festklemmen von Türklingeln, berichtet, werden in TGs Erinnerungserzählung fremde Männer im Dorf von Buben mit Steinen beworfen. Die Erzählungen von UU und EF machen deziert das weibliche Geschlecht zum Angriffspunkt: Während in EFs Darstellung zwei Hirten dem Senner vorgaukeln, sie bekämen Damenbesuch, woraufhin dieser die verkleidete Dame als „Sau“ bezeichnet, kommt es in UUs Geschichte zu einem tatsächlichen Angriff auf den freizügig ausgeschnittenen Rücken der Wirtin, indem er ihr denselben mit einer Katze zerkratzt. Die Tatsache, dass alle vier Geschichten – sowie überhaupt alle vergleichbaren „Lausebubengeschichten“ – ausschließlich von Männern erzählt werden, zeigt die hohe Relevanz dieser Erzählungen besonders in Hinblick auf Selbstdarstellung, Geschlechteridentität bzw. auch

229 Both Jakob.

230 sinngemäß: Dort musste ich aber schnell verschwinden.

231 der Besen.

Geschlechterkonstruktion auf. Die Hauptdarsteller bzw. Helden der Geschichten haben einen aktiven, offensiven Part inne, sie legen mitunter soziale Grenzen offen, indem sie Dritte bloßstellen oder sogar angreifen. Implizit wird das Verhalten der Buben bzw. Männer mit ihrem Geschlecht als Ursache erklärt. Diese Handlungsweise, die von SoziologInnen unter dem Titel „doing gender“ eingehend analysiert wurde,<sup>232</sup> lässt sich auch im Rahmen der Erzählforschung am Beispiel von lebensgeschichtlichen Erzählungen festmachen und wird in weiteren Kapiteln noch eindrücklich aufgezeigt werden können.



Abb. 33: Buben auf der Straße von Innerberg nach Silbertal in den 1940er Jahren  
(Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/Montafon Archiv)

Aus kulturhistorischer Perspektive sind die oben dargestellten Ausschnitte insofern besonders aufschlussreich, als sie neben ihrer unterhaltenden Funktion Einblicke in Alltagssituationen gewähren. TGs Erzählung von den „versteinigten fremden Männern“ zeigt auf, wie selten ein unbekanntes Gesicht in manchen Gegenden des Montafons noch in den 1920er Jahren war. Dass Kinder auf Fremde derart ablehnend reagierten, ist aus anderen Erzählungen allerdings nicht bekannt und muss vermutlich auf andere Ursachen (wie etwa die besonders abgeschiedene Lage des betreffenden Ortsteiles und eine damit einhergehende Scheu Fremden gegenüber) zurückzuführen sein. – UUs Erzählung über den Hirtenstreich weist auf das Sexualeben der sommers auf den Alpen arbeitenden Menschen hin. Schon in den vorangegangenen Jahrhunderten galten Alpen (bzw. Almen) als potenziell unsittlicher

232 Vgl. Kessler, Suzanne und Wendy McKenna: Gender: An ethnomethodological approach. Chicago 1985.

Ort, an dem die moralische Obrigkeit keine Kontrolle mehr über das Verhalten der Menschen hatte.<sup>233</sup> Dass allein die Beobachtung des Besuchs zweier Hirten durch eine Frau einen außenstehenden Beobachter anstößiges Verhalten vermuten lässt – das dieser schließlich mit einer Beschimpfung der Frau (!) kommentiert – zeigt erstens auf, dass sexuelle Kontakte die naheliegendste Interpretation von Besuchen des Alppersonals waren, und lässt zweitens vermuten, dass zumindest in einigen Fällen diese Unterstellungen eines Realitätsbezuges nicht entbehrten.

Die allermeisten „Lausbubengeschichten“ teilen ihren Schauplatz: Am beliebtesten sind bei den ZeitzeugInnen Geschichten über Streiche in der Schule, sodass man hier durchaus von einer eigenen Gruppe, nämlich jener der „Schulgeschichten“, sprechen kann. Ein Großteil der Geschichten ähnelt sich dahingehend, dass er in einem Klassenzimmer oder zumindest im Schulumfeld spielt, sowie darin, dass einer oder mehrere Schüler als Hauptfiguren eine Lehrperson bloßstellen. Nachfolgend werden stellvertretend zwei Beispiele für diese klassischen Schulgeschichten vorgestellt, die sich in vielen Aspekten ähneln und gleichsam repräsentativ sind für eine große Zahl weiterer Erzählungen. CC und RR berichten von den kleinen und großen Frechheiten, die man sich gegenüber den Lehrpersonen herausgenommen hat:

CC ♂, geboren 1933:

*CC: Und danach, wo dann die Schule, wo der Krieg fertig gewesen ist, hab ich eine Lehrerin gehabt, von Brandesl hat sie geheißen. Die hat man natürlich in der Schule geärgert. Aber als man älter geworden ist, ist das leichter geworden mit den Lehrern, halt gleich wie mit dem Hitler [unverständlich]. Wenn wir Turnstunden gehabt haben, die hat es ja auch gehabt. Im Winter ist man dann Schifahren gegangen und da sind wir im Innerberg unterwegs gewesen. Und alle miteinander verschwunden. Alle abgehauen. Heim. Und am Morgen in die Schule gekommen: „Ja, wo wart ihr gestern? Wo wart ihr hin?“ Dann ist es losgegangen, dann hat sie angefangen meckern. „Ja, dem und dem ist ein Schi ab und runter und wir sind die Schi suchen gegangen.“ – „Ja, und habt ihr ihn gefunden?“ – „Ja, sicher haben wir ihn gefunden. Gesucht haben wir ihn und ist wieder gut gewesen.“ Das haben wir nur gemacht, dass wir keine Aufgaben gekriegt haben. [lachen] Oder wir haben ein paar große Buben gehabt. Einen haben wir gehabt, der war ein Jahr älter. Wenn etwas nicht gepasst hat, dann hat er wieder eine Maus gebracht. Er hat's dann im Pult, wo sie draußen gehabt hat, in die Schublade hinein getan. Und wenn sie an der Schublade gezogen hat und die Maus gesehen hat, dann ist die Schule fertig gewesen. Dann haben wir gehen können. Oder man hat sonst etwas Verfluchtes getan, dann hat sie ihn in den Gang hinaus gestellt. Strafweis hat man draußen*

233 Hessenberger, Edith: Sagen und Sagenhaftes vom Maisäß Netza. In: Michael Kasper, Klaus Pfeifer (Hg.): Netza, Monigg und Sasarscha. Traditionelle Berglandwirtschaft in Gortipohl. (= Montafoner Schriftenreihe 23) Schruns 2011. S. 347–371. Hier S. 348.

*knieien müssen. Und wenn sie sie geholt hat, sind sie weg gewesen, gell. Man hat halt gar nichts gelernt da. Gar nicht bei der.*

RR ♂, geboren 1919:

*RR: Da haben wir dann einen Lehrer bekommen, wo ich da neu in die Schule bin. Dann hat der Bernhard, der ist neben mir gesessen, als Anfänger. Der hat ja sowieso nicht gespurt. Der ist unterstützt worden vom Viktor und vom Albert. Und dann hat der Lehrer einmal gesagt: Pause. Und dann ist links eine kleine Rechenmaschine gestanden, auf der Bank. Der Bernhard auf, und „an Sparz dri“<sup>234</sup>, und die Rechenmaschine ist auseinander gefallen. [...] Dann wenn halt Pause gewesen ist, um zehn oder um drei, ist man hinunter und nicht mehr herauf. Der konnte da nichts anfangen, der Lehrer. Dann haben wir einmal Pause gehabt, [...] Ich weiß noch genau, da ist ein großer Stein drinnen, dort sind wir drinnen gewesen. Dann hat es geheißen: Pause beendet. Dann der Viktor voraus. Der ist [unverständlich] gegangen. Das ist ein 12er Jahrgang gewesen. Ein starker Lümmel gewesen. Und eben, das sind raue Leute gewesen, weißt du. Starke, raue Leute. Aber gute Leute. Diensthalte und „schaffige“<sup>235</sup>. Der voraus, und bumms in die Türe gesprungen, dass der Haken hinein geflogen ist. Ja. Dann haben sie, Messer zum Schnitzen, von schönen Scheiten. Dann haben sie dem Lehrer die rote Tinte genommen und haben sie eben angestrichen. Dann hat der Viktor einmal „a Barta gschnetzat“<sup>236</sup>, wo man hat, um Holz zu scheiten, in der Klasse drinnen. Hat der Lehrer gesagt: Pause beendet. Der Viktor immer noch weiter geschnitzt am Boden. Wer die Sauerei aufgeräumt hat, weiß ich nicht mehr. [lacht] Ja. Dann eben, wenn sie wegen dem Klo aufgezeigt haben, ob es am Vormittag oder am Nachmittag gewesen ist, sind sie zur Türe hinaus und nicht mehr gekommen. Jetzt hat er angefangen ... nicht mehr hinaus gelassen. Jetzt hat der Albert auch einmal aufgezeigt. Und hat er ihn nicht mehr hinaus gelassen. Der ist hinter mir gesessen. Und da hat der ... hätte aufs Klo müssen. [...] Hat er ausgepackt und hat gesagt: „Das will ich noch schauen, ob mich der nicht hinaus lässt.“ Und hat hinter mir auf den Boden gepieselt. [lacht] In der Klasse drinnen. Das ist tatsächlich wahr, gell. [lacht laut; beide lachen] Ja. Und dann ist er dann weg gekommen, dieser Lehrer. Die Tinte haben sie ihm dann genommen [...], die Kreide haben sie ihm genommen, die Taschenlampe angedreht, drunter und drüber in den Pult getan, und wenn er sie gebraucht hat, ist sie wieder vielleicht fast ausgebraucht gewesen oder gar. Ja halt, der hat nichts dran gehabt.*

Sowohl CCs als auch RRs Erzählungen bestehen über weite Teile aus Aufzählungen verschiedener Streiche an der Lehrperson. Der mangelnde Respekt vor der

---

234 einen Fußtritt hinein.

235 fleißig arbeitende.

236 ein Holzbeil geschnitzt.

nämlichen Autorität wird durch Geschichten über das vorzeitige Verlassen des Unterrichts, Schadenfreude aufgrund des Erschreckens durch eine tote Maus, das Urinieren im Klassenzimmer, das Entladen der Taschenlampe des Lehrers oder kleine Diebstähle aus dem Lehrerpult zum Ausdruck gebracht. Derartig unmoralisches Verhalten könnte nicht zentraler und beliebter Inhalt einer Erzählung sein, wenn hier nicht eine weitere Komponente die Schulgeschichten prägen würde: Die Erzähler erzielen durch ihre Beschreibungen der Streiche an der Lehrperson Anerkennung, die ihnen auf Basis von vermeintlich mutigem Handeln, dem Infra-gestellen einer offenbar schwachen Autorität sowie schließlich dem Sieg über den Gegner (in den meisten Fällen verlässt die Lehrperson die Schule) zugesprochen werden könnte. Bei diesem Kräfte-Messen mit der Autorität in Person des Lehrers oder der Lehrerin handelt es sich um ein typisch männliches Klischee, worauf ja auch die Tatsache, dass ausschließlich männliche Erzähler diesen Geschichtentypus bedienen, hinweist. Der 1910 geborene TG bestätigt mit einer an seine Schulgeschichten anschließenden Ausführung, dass es für Buben und Mädchen Idealbilder bzw. Rollen gab, die diese zu erfüllen versuchten – oder die zumindest in den lebensgeschichtlichen Erzählungen reproduziert werden. TG erzählt, wie sehr die „schlimmen“ Buben die „braven“ Mädchen während der Schuljahre ablehnten, da diese folgsam, gelehrt und beliebt beim Lehrer waren – also das genaue Gegen-teil dessen, wie der Idealtypus des „Läusbuben“ konstruiert wird:

*TG: Also der Hass ist lange gewesen bei den Mädchen. „Des sen dr Teifl gsi, Teifl!“<sup>237</sup> Die hätten wir töten können, die Mädchen. Dann sind sie noch bes-ser ... meistens gute Schüler gewesen, die Mädchen besser als die Buben. Und haben noch mehr gegolten beim Lehrer, weißt du. Die Mädchen immer. Wir sind nur ... was weiß ich, verachtete Leute gewesen, halt minderwertige Leute bei den Lehrern. „Allig Strof und Schreck“<sup>238</sup>.*

Dass Schulgeschichten auch aus Lehrerperspektive im Kern denselben Mustern folgen, zeigt eine Erzählung, die insofern eine Ausnahme darstellt, als sie eben von einem Lehrer erzählt wird. Der unfolgsame Schüler wird hier – wenngleich nicht als heldenhaft, so doch auf schmunzelnde Weise – mit gewisser Anerkennung dar-gestellt. Der 1925 geborene NM baut in dieser Erzählung ferner sein heimatkund-liches Interesse am historischen Umgang mit aufsässigen Schülern ein, indem er in Form einer Abschweifung seine Funde in der Speckkammer des Pfarrhauses in seine Erinnerungserzählung einflicht:

*NM: Da habe ich einen ganz einen „Luser“<sup>239</sup> gehabt, der hat alles gemacht, was verboten gewesen ist, gell. Da hat schon der Vater gesagt, er hätte auch alles Mögliche angestellt. Der Pfarrer hat ihn dann hinüber in den Pfarrhof. Da hat er dann müssen auf einen Stock hinknien, da hätte er immer hin-*

---

237 Die sind der Teufel gewesen, Teufel!

238 Immer Strafen und Schrecken.

239 Schlingel; Läsbuben.

*auf gespuckt auf die Blätter und die Spucke sei so herunter gekommen. Und ganz früher ist da so ein Vertrag gewesen, oder so eine Abmachung zwischen dem Pfarrer und dem Lehrer, dass man die bösen Buben in den Pfarrhof hinunterlässt über Mittag, ins Speckkämmerle. Und ich habe gerade einmal ... für den Pfarrer habe ich das zusammengestellt, ich habe das angeschaut, das Speckkämmerle, wo der Speck drinnen gehängt ist. Da sind noch zwei Latten drinnen, wo man das Geselchte aufgehängt hat, und es steht an der Wand Verschiedenes. Da steht „Der Lehrer, der Schmucker, der Lalli.“ Und das weiß ich ja genau, wer das ist. Das ist der damalige Schulleiter Heel gewesen, aus dem Tirol. Weil „Schmucker“ heißt bei uns der Tiroler.*

I: Wo ist der hergekommen, Entschuldigung? Wie heißt das?

NM: Schmucker.

I: Aha, woher kommt das?

NM: Vom Vieh. Wenn sie so kleines Vieh da gehabt haben, dann hat man gesagt, das ist ein Tiroler Schmucker. Und das ist übertragen worden auf den Lehrer da nachher. Das Ganze ist so um 18... 1870 gewesen. Der ist so um 1825 geboren, und um 1870 ist der eingesperrt gewesen. Und ein anderer hat geschrieben: „Wenn du ins Speckkämmerlein kommst, dann frohlocke, hal-leluja!“ Das steht heute noch. – [...] Und der hat auch, wenn der Inspektor gekommen ist, gell, hat der immer aufgezeigt, der Schüler. [unverständlich] Mit dem Finger, so hat der dran kommen wollen. Er hat gefragt, der Inspektor: „Kann mir jemand etwas erzählen von dem Märchen, wo da ein Bild an der Wand oben ist? Und da hat der Ludwig da den eben gerufen, aufgerufen, und der: „Warum hast du ein so ein entsetzlich großes Maul?“ fragt er den, gell. Und alles hat gelacht, weil der Inspektor so ein großes Maul gehabt hat. Und der hat sich dann umgedreht und hat auch gelächelt.

NM nimmt im Rahmen seiner Erzählung die Rolle des Pädagogen ein, der – selbst ein Mann – die Rebellion des Schülers nicht als persönlichen Angriff versteht, sondern humorvoll als alters- und geschlechtsspezifisches Verhalten akzeptieren kann.

Nicht alle Schulgeschichten machen die Lehrperson zum Feindbild. Zahlreiche Erzählungen berichten von Lehrern, die den Schülern – in beiden Fällen muss hier ausschließlich von Männern bzw. Buben gesprochen werden – ein Vorbild waren und die ihnen angesichts verschiedener Streiche sogar verständnisvoll begegneten. Die pädagogische Haltung im obigen Ausschnitt der Erzählung NMs wird übrigens von einem Zeitzeugen bestätigt, der als ehemaliger Schüler von dem offenbar beliebten Lehrer NM als Freund und Vorbild spricht. In vergleichbaren Erzählungen wird besonders vom Respekt und der Wertschätzung gesprochen, die man der Lehrperson entgegenbrachte. In den schulbezogenen Erzählungen von Frauen, dies soll hier nur am Rande ergänzt werden, wird von den Zeitzeuginnen zumeist betont, wie gern man in die Schule ging, dass man sich bemühte und fleißig arbeitete oder sich auch vor der Lehrperson fürchtete. Klassische geschlechtsspezifische Rollenbilder werden somit sowohl von Zeitzeuginnen als auch Zeitzeugen besonders in Form von Lausbuben- und Schulgeschichten transportiert und reproduziert.



Abb. 34: Schulklasse in St. Gallenkirch 1907 (Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv)

### 3.4.13. Autoritäten

Wie es das vorangegangene Kapitel bereits andeutete, spielen Autoritäten – und hier besonders der Umgang mit ihnen und ihre Bedeutung für die eigene Lebensgeschichte – eine große Rolle in den lebensgeschichtlichen Erzählungen der Befragten. Am Beispiel der Lausbuben- und Schulgeschichten konnte aufgezeigt werden, dass das Sich-Messen mit Respektspersonen sowie das Infragestellen derselben eine wichtige Funktion für die Selbstdarstellung der (vor allem männlichen) Erzähler hat. In diesem Kapitel sollen die Autoritäten selbst sowie ihre Darstellung und Bedeutung für die individuellen Biografien beleuchtet werden. Die meisten ZeitzeugInnen beschreiben wichtige Autoritäten in ihrem Leben vor allem in den Figuren des Lehrers, des Pfarrers und des Vaters.

Anschließend an die Schulgeschichten sollen nachfolgend zwei Ausschnitte illustrieren, wie die Autorität des Lehrers in Erzählungen dargestellt wird. Dabei wurde mit CDs Darstellung eine positive Beschreibung der Lehrer-Autorität ausgewählt und dieser schließlich eine besonders negative Darstellung durch OL gegenübergestellt:

CD ♂, geboren 1934:

*CD: Und ja, ein bisschen Spitzbuben sind wir schon auch gewesen. Was so halt noch während dem Krieg und noch auch bis nach dem Krieg gewesen ist,*

*es wurde viel in den Schulen geschlagen. Und zwar von Parzelle zu Parzelle. In Tschagguns ist es so gewesen, „d’ Landr hon gegad d’ Latschaur“<sup>240</sup> da Kämpfe geführt. Und hin und wieder ganz „hoorige“<sup>241</sup>. Also dann Schüler gewesen, die „met bluatiga Grindr“<sup>242</sup> heim sind. Bis uns dann einmal der Schulleiter Gamon, der Karl, erwischt hat, und den ganzen Haufen zusammen gepackt hat, und wieder in die Klasse. Und dann sagt er zu mir, ich bin da 14 Jahre gewesen, sagt er: „CD, was meinen Sie? Was seid Ihr?“ Habe ich gedacht: Ja, ich kann jetzt nicht gerade sagen, ein Heiliger. Habe ich gesagt: „Herr Lehrer“ [lacht], ah, [3 sec. Pause] nicht Raufbold ... ah „Spitzbuben“ habe ich gesagt. – „Was, Spitzbuben? Das ist ein heiliger Name. Raufbolde, Gauner!“ Und nur so hat er uns halt. Und dann haben wir tageweise Strafen geschrieben. Haben wir dann [lacht], haben wir halt Bußen bekommen. Damals hat man noch vor einem Lehrer „scho Spuntis ghet“<sup>243</sup>. Ich muss sagen, wir haben auch viel gelernt bei ihm.*

OL ♀, geboren 1927:

*OL: Der Lehrer hat wirklich nur Kinder mögen, wo daheim eine „Burschaft“<sup>244</sup> gehabt haben und er ist Viehhändler nebenbei auch noch gewesen, Viehhändler und Schulleiter, und nur die Kinder haben in der Klasse etwas gegolten. Und wir haben vor der ganzen Klasse den „Bettel ufghet“<sup>245</sup>, wir haben ja nichts gehabt, oder. [...] Und eben, der Lehrer Bargehr, das ist ein ganz ein „fürchtiger“<sup>246</sup> gewesen. Hat er zu mir gesagt: „Du wirst noch einmal betteln gehen, wenn die Helene im Fett schwimmt.“ Und die Helene ist dem Bürgermeister ... also, dort ist er Ortsgruppenleiter gewesen. [...] Und der Lehrer Bargehr hat immer zu mir gesagt: „Ja, du wirst noch einmal betteln gehen.“ Und vor drei Jahren ist meine Schwester da gewesen, die ist leider jetzt auch gestorben, von Basel, und dann hat sie noch einmal nach Braz wollen, wo wir aufgewachsen sind. Und dann sind wir hineingefahren, und haben die Helene gesehen. So ein Buckel, so ist sie zum Stall hinunter mit dem Kübel, also so etwas ... Die ist zwei Jahre jünger als ich und hat einen reichen Bauern geheiratet, aber ein stinkfauler Mensch. Er tut gar nichts, alles muss sie tun. Und da habe ich gedacht, schade dass der Lehrer Bargehr das nicht sieht. Mir geht es gut, und die muss so wahnsinnig „schaffen“<sup>247</sup>. [...] Und dann hat er einen Sohn gehabt, den Toni. Und ich habe halt in der vierten Klasse keine Uhr gehabt. Wir haben im ganzen Haus keine Uhr gehabt, außer im Schlafzimmer ist so eine lange Wanduhr gewesen. Aber sonst ist nirgends keine Uhr gewesen,*

---

240 die im Tal wohnhaften Schüler haben gegen die in Latschau wohnhaften Schüler.

241 schlimme.

242 mit blutigen Köpfen.

243 Respekt gehabt.

244 Landwirtschaft.

245 als Bettler gegolten.

246 furchtbarer.

247 arbeiten.

*in der Stube nicht, nichts. Und nachher habe ich die Uhr nicht gekannt, in der vierten Klasse. Dann hat er gesagt: „Geh mal meinen Toni fragen, frag meinen Toni.“ Jetzt hab ich müssen – kannst dir denken, feuerrot bin ich geworden – hab ich müssen den Toni fragen, wie spät dass es ist. Und der Toni ... Es ist nur schade, dass die Eltern nicht erleben, was aus den Kindern geworden ist, gell. Der Toni, der ist das gewesen, der in Nüziders draußen 15 oder 20 Sauen verrecken lassen hat. Das ist vor drei, vier Jahren im Fernsehen und in der Zeitung gewesen, hat er einen ganzen Haufen Sauen ... bis über den Bauch sind sie im Kot gestanden. Hab ich gesagt, jetzt, das sollten die, wo immer ... „Geh du den Toni fragen, wie spät ...“, habe ich gesagt, da hättest du schon können fragen, wie spät ist es. Mein Gott!*

Der Respekt vor und die Anerkennung der Persönlichkeit des Lehrers sind in CDs Darstellung noch deutlich spürbar. Die mitunter gefährlichen Kämpfe der Buben untereinander wurden durch den Lehrer eingedämmt, was CD aus Erwachsen-Perspektive lobend beschreibt. Abschließend fügt er – beinah nebensächlich – zur Feststellung, dass man Respekt vor dem Lehrer gehabt hätte, noch hinzu, dass die SchülerInnen bei ihm auch viel gelernt hätten.

Ganz im Gegensatz zu CDs positiver Darstellung des Lehrers erhalten in OLs Erzählung das Unrecht und die Verletzungen, die sie durch den Lehrer erfuhr, bis heute einen zentralen Stellenwert in ihren Erinnerungen an die Schulzeit. OLs Erzählung beschreibt in zwei Beispielen, wie der Lehrer sie einst bloßstellte, und baut auf diesen Begebenheiten in sich abgeschlossene Geschichten auf, an deren Ende jeweils der Irrtum des verhassten Lehrers steht. OLs Erzählung vom Lehrer wird schlussendlich zur retrospektiven Abrechnung mit den Prophezeiungen der gefürchteten Autorität sowie gleichsam der Korrektur derselben. In beiden Ausschnitten wird der Einfluss des Lehrers als nachhaltig auf den weiteren Lebensverlauf dargestellt und so der Stellenwert dieser Autoritätsperson unterstrichen.



Abb. 35: Erstkommunion in Schruns (Montafon Archiv)

Während die Autorität in Person des Lehrers als zwiegespalten, nämlich teils positiv und teils negativ, in den Erzählungen beschrieben wird, erfährt die Autorität in Person des Pfarrers zumeist uneingeschränkt Kritik. Die heute in den Erzählungen spürbar große Distanz zur Autorität des Pfarrers basiert sicherlich vor allem auf einem Wandel der Werte. Der Pfarrer steht in den Erzählungen (nicht nur symbolisch) für eine konservative, patriarchale und teils auch lebensfremde Kirche, die an alten Werten festhielt, während die Menschen im Laufe des 20. Jahrhunderts von einem Wandel der Werte geprägt wurden. Viele (besonders ältere) Vertreter der katholischen Kirche standen der Modernisierung, wo sie einen Wandel in den sozialen Werten und Normen herbeiführte, häufig kritisch gegenüber. Drei Ausschnitte sollen die Darstellungen der kirchlichen Autorität in Person des Pfarrers – sehr repräsentativ für die meisten anderen Erzählungen – in ihren wichtigsten Spielarten illustrieren:

RR ♂, geboren 1919:

*RR: Den Pfarrhof hat man, glaube ich, um 1900 herum gebaut. Und da ist ein Pfarrer Halbmayer unten gewesen. Halt auch ein furchtbarer Mann, ein gewalttätiger. Und da hat man ihm eine Ladung hinein geworfen, in der Nacht, bei einem Fenster. Dann hat es ihm den Hund erschlagen, in der Stube, und den Boden hinunter geschlagen. Der Pfarrer ist im Schlafzimmer gewesen. Und da ist nie etwas heraus gekommen. Und da ist eben „des Stampfersch Josöfli“<sup>248</sup> sei da gleich danach nach Amerika geflohen. Da haben sie immer gemeint, er könnte das gewesen sein. Aber es sei nie heraus gekommen, nie heraus gekommen, gell, [lacht] wer das gewesen ist. Musst du denken, damals, was das für einen Aufruhr gegeben hat. Damals. Ist ja furchtbar gewesen, einen Geistlichen so zu behandeln. [...] Und da haben sie eben einen Feuerwehrball gehabt. Und da habe der Halbmayer am Sonntag gesagt, er verbiete allen Mädchen oder Frauen, auf diesen Ball zu gehen. Stell dir einmal vor. Jetzt seien nur zwei gegangen. [...] Da unten. Am anderen Sonntag habe er auf der Kanzel gesagt, er danke allen Frauen, dass sie sich so gehalten hätten. Es seien nur „zwä blödsinnige Wiebr“<sup>249</sup> gewesen. [lacht] Stell dir das einmal vor.*

IJ ♀, geboren 1924:

*IJ: Und sonst bin ich immer in Vandans zur Schule gegangen. Dort erinnere ich mich nur mehr an das eine, da gab's einen Pfarrer im Religionsunterricht – das war schon gegen Sommer hin – und da ging ich einmal mit einem Hemdchen, dass nicht über den Ellenbogen ging. Da hat mich der Pfarrer Strafe schreiben lassen, weil ich eben ... ich soll mich anständig bekleiden, das soll ich mehrmals schreiben. Die mussten über den Ellenbogen gehen die Hemden,*

---

248 Stampfer Josef.

249 zwei blöde Frauen.

*sozusagen, mindestens, oder die Leibchen. Und die Hosen müssten über die Knie gehen. Das andere war unanständig. Ich hab mich nicht sehr betroffen gefühlt, ich hab mir gedacht, „Die Mama hat mir das angezogen, warum soll ich jetzt ein Strafe schreiben?“*

I: Ja, natürlich. War der schon sehr alt der Pfarrer?

II: Das war schon ein älterer Pfarrer, ja. Heut nehmen sie's nicht mehr übel, aber momentan ... [lacht]. Das waren viele Sachen, die früher, wie soll ich sagen ... denkt man oft. Die Eltern wurden angehalten, die Kinder in die Kirche zu schicken: „Und du gehst in die Kirche, wegen dir will ich nicht in die Hölle kommen“. [lacht]

OP ♂, geboren 1930:

*OP: Ich bin auch Ministrant gewesen. Und dann, wir haben einen ganz scharfen Pfarrer gehabt. Der Nussbaumer, das ist ein böser gewesen. [...] Und ich bin sonst gut ausgekommen mit diesem Nussbaumer, ganz gut. Aber einmal, das habe ich ihm nie vergessen, ich bin halt vielleicht sieben Jahre gewesen, bin in eine Werktagsmesse, im Sommer. Musste ich in diese Messe auch. Und danach, da hat man das Messbuch „of dem Schraga doma ghet“<sup>250</sup>. Es ist so „an Schraga“ gewesen, und da hat man es hinauf gelegt, dass er schön lesen konnte. Dann musste man den ganzen „Schraga“, oder eine gewisse Seite auf die evangelische Seite tragen wieder, weißt du. Und ich bin halt nicht grad so groß gewesen. Da ist es halt doch ziemlich hoch gewesen. Und ich gehe halt hin und tu das Buch ... halt so hinaufgelangt, und ein bisschen schief gehalten. Und das Buch rutscht weg und fällt auf den Boden hinunter. Jetzt hat er da schon „an Ruassler glo“<sup>251</sup>. Und nach der Messe hat er gesagt, ich solle noch da bleiben. Und danach hat er mich „heragschlaga“<sup>252</sup>, mit dem Eisenstecken, weißt du, wo man „tsch, tsch, tsch“ [er macht das Geräusch nach], das Rauchfass, Kohlen geschwungen hat, weißt du, dass es Glut gegeben hat. Mit dem hat er mich danach geschlagen. Ich habe es wirklich nicht „met Fließ to“<sup>253</sup>. „I hon's halt fascht net g'langa möga“<sup>254</sup>, und dann ist es mir weggerutscht. Dann hat er mich geschlagen. Das habe ich ihm nie vergessen. [...] Nein. Eben solche Sachen sind gewesen, ja „dia hon do Gwahr ghet“<sup>255</sup>. „Dia hon do Gwahr ghet.“*

RR berichtet im ersten Ausschnitt von einer Begebenheit, die sich lange vor seiner Lebenszeit zugetragen hatte und von einem Anschlag auf einen besonders unbeliebten Pfarrer handelt. Einen Pfarrer zu attackieren sei eine unerhörte Ausnahme

<sup>250</sup> auf dem Gestell oben gehabt.

<sup>251</sup> war unwirsch; hat gemurrt.

<sup>252</sup> geschlagen.

<sup>253</sup> absichtlich gemacht.

<sup>254</sup> Ich habe es halt kaum erreichen können.

<sup>255</sup> die haben da das Sagen gehabt.

gewesen, so RRs werthaltiger Endpunkt, da dieser doch eine der wichtigsten Respektspersonen im Ort gewesen sei. Anschließend beschreibt RR noch die Macht, die der besagte Pfarrer über das Verhalten der BewohnerInnen hatte, die sich nach einer Predigt nicht mehr auf einen Feuerwehrball zu gehen trauten. RR hat diese Ereignisse selbst nicht miterlebt. Er wählt diese Anekdoten für seine lebensgeschichtliche Erzählung vermutlich aus, um die sozialen Verhältnisse im Dorf mithilfe dieser Geschichten besonders drastisch zu illustrieren und vielleicht auch um selbst kritisch Position gegenüber dieser konservativen Macht im dörflichen Gefüge zu beziehen.

IJ flieht in seine lebensgeschichtliche Erzählung ein persönliches, für ihn unangenehmes Erlebnis mit dem Pfarrer ein, der ihn im Unterricht ob seines kurzärmligen Hemdes rügte. Dieser heute unnachvollziehbare Eingriff in die Privatsphäre sowie die Bloßstellung vor der Klasse und schließlich die Bestrafung einer Tat, für die der junge IJ sich selbst nicht verantwortlich fühlte (weil ihn ja seine Mutter eingekleidet hatte), sind die drei Eckpfeiler IJs Erzählung, die einerseits den Wertewandel im Laufe seines Lebens ausdrücken und andererseits auch die Macht und die konservative Haltung des Pfarrers verdeutlichen sollen.

OP zielt mit seiner Erzählung von der Bestrafung durch den Pfarrer für das Fallenlassen eines Buches auf eine ähnliche Aussage wie IJ ab – zeichnet hier allerdings ein drastischeres Bild, indem Machtverhältnisse durch körperliche Gewalt dargestellt werden. Während IJs Hemd-Geschichte heute wunderlich anmutet, schockiert die Erzählung OPs aufgrund der rohen Gewalt, die an einem kleinen Kind verübt wurde. OP möchte mit seiner Erzählung nicht nur die Ungerechtigkeit des Pfarrers und den Wandel der Verhaltensnormen illustrieren, dem Erzähler ist es ein Anliegen, die konkrete Ausprägung der Autorität („*Dia hon do Gwahr ghet*“), nämlich in Form körperlicher Gewalt, zu unterstreichen.

Die Darstellung von Autorität als Machtgefälle und ihrer Manifestation in Form von Gewalt ist spezifisch für Erzählungen von der Rolle des Pfarrers im Ort und für die eigene Lebensgeschichte. Sie ist allerdings teilweise auch typisch für Erzählungen über andere Autoritäten, wie eben über die Lehrperson oder auch über den Vater. Dabei handelt es sich in den Erzählungen nur in seltenen Fällen um körperliche Gewalt, von der berichtet wird. Häufiger werden Entscheidungen des Vaters beschrieben, die über die Wünsche der beinahe erwachsenen Kinder hinweg getroffen wurden, sie persönlich verletzten und auch den weiteren Lebensweg maßgeblich bestimmten. Zahlreiche Erzählungen berichten etwa vom Verbot des Vaters, eine Schule zu besuchen.<sup>256</sup> Die 1930 geborene BX etwa hätte die Möglichkeit und den Wunsch gehabt, die Lehrerbildungsanstalt zu besuchen. Dieser Weg wurde ihr ohne weitere Erklärungen verboten, wobei das Verhalten des Vaters die Erzählerin besonders im Umgang mit ihren eigenen Kindern stark prägte:

---

256 Vgl. Albertini-Bisaz, Anna Mengia von: „Dass ich nicht studieren durfte, tat mir sehr weh.“ In: Cathomas-Bearth, Rita u.a. (Hg.): Erzählen hören. Frauenleben in Graubünden. Chur 2000<sup>3</sup>. S. 153–178.

*BX: Mit 14 Jahren, wo ich aus der Schule gekommen bin, ist das gleich nach dem Krieg oder Ende Krieg gewesen? Ich hätte halt so gerne Lehrerin werden wollen. Da hat der Schulleiter Wittwer, wo da viele Jahre Schulleiter gewesen ist, da in der Gosta draußen. Ludwig Wittwer hat der geheißen. Dann hat er gesagt: „Sag es daheim. Wir schicken dich in die Lehrerbildungsanstalt.“ Ist doch so ein Lehrermangel gewesen nach dem Krieg. Lang, lang habe ich es mich gar nicht getraut zu sagen daheim. Und irgendwann habe ich es halt dann doch einmal gesagt. Und was der Vater gesagt hat: „Jetzt müssen wir einmal die Bühel mähen, dass wir nicht verhungern.“ Das war die Auskunft. Und da habe ich mir geschworen, wenn ich einmal Kinder habe, und man kann es ermöglichen, die dürfen sich ihr Ziel selber setzen. Und das haben sie.*

BX bemüht sich im Rahmen ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung mehrmals aufzuzeigen, wie die fehlenden Möglichkeiten in ihrer eigenen Jugend sie dazu anspornten, ihren Kindern später einmal alle Chancen zu ermöglichen. Auch im obigen Ausschnitt wird dies in Form des werthaltigen Endpunkts „*Und da habe ich mir geschworen, [...] die dürfen sich ihr Ziel selber setzen*“ deutlich. Die Erzählung zeigt beispielhaft auf, wie Geschichten nach dem Prinzip des „Sinnmachens“ verformt werden.<sup>257</sup> Eine zeitlich kurze Episode in BXs Biografie, nämlich die Weigerung des Vaters, der Tochter eine Ausbildung zu erlauben, wird mit einem tieferen Sinn befüllt, quasi einer Lebensaufgabe. Diese heißt für BX: es anders zu machen und der nachfolgenden Generation eine fundierte Ausbildung zu ermöglichen. Diese Zusammenhänge werden von der Erzählerin gezielt herausgearbeitet bzw. konstruiert und gestalten erst die eigentliche Geschichte.

Die Beschreibungen des autoritären Verhaltens des Vaters werden selten mit offener Kritik kommentiert, im Gegenteil bemühen sich die ErzählerInnen häufig, die Entscheidungen ihrer Eltern zu erklären oder gar zu rechtfertigen. BX deutet beispielsweise an, dass ihr Vater mit dem Überleben argumentierte.

Wenngleich besonders Mädchen in Bildungsfragen auch im 20. Jahrhundert noch (aufgrund der gesellschaftlichen Haltung, aber auch mangelnder Bildungseinrichtungen im Mittelschulwesen) ganz klar gegenüber den Buben benachteiligt waren,<sup>258</sup> kann auch der 1927 geborene BD von ähnlichen Erfahrungen mit seinen Eltern berichten:

*BD: Dann habe ich die Hauptschule abgeschlossen, und habe dann traditionsgemäß, weil das der Vater eigentlich so wollen hat, hab ich dann müssen die kaufmännische Lehre machen. Und das habe ich dann im elterlichen Betrieb gemacht. Ja, ich bin eigentlich ein Opfer der Tradition geworden. Ich hätte viel lieber einen anderen Beruf gemacht, ich hätte mich lieber als Schreiner oder Tischler oder so etwas handwerklich betätigt. Aber nein, weil halt da das Geschäft da gewesen ist, und die Eltern mir halt nahe gelegt haben, „wir*

257 Koch: Weitererzählforschung. S. 166f.

258 Ebenhoch, Ulrike: Die Frau in Vorarlberg 1914–1933. (= Vorarlberg in Geschichte und Gegenwart 3). Dornbirn 1986. S. 63.

*haben immer gut gelebt von dem“ oder, hat es geheißen, „ja, Bub, du musst jetzt das Geschäft übernehmen.“ Und die Landwirtschaft. Die Landwirtschaft ist nicht allzu groß gewesen.*

BD bezeichnet sich als „*Opfer der Tradition*“ und wählt diesen vielsagenden Terminus sicherlich nicht zufällig. Der Erzähler bringt damit zum Ausdruck, wie schwierig es für ihn war, die Entscheidung der Eltern zu akzeptieren, gerade weil sie sein restliches Leben bestimmen sollte. Indem er allerdings ihre Argumente anführt („*wir haben immer gut gelebt von dem*“) räumt er auch die Perspektive der Eltern ein und rechtfertigt damit nicht nur den Druck seiner Eltern, sondern auch sein eigenes Nachgeben. Die Mutter allein wird – das sei hier am Rande erwähnt – kaum je als Autorität erinnert. Ihre Darstellung entspricht meist dem Bild der fürsorglichen und aufopfernden Frau und damit klassischen Geschlechterrollen, auf die in Kapitel 3.4.50. noch detaillierter eingegangen wird.

Autoritäten werden in den lebensgeschichtlichen Erzählungen auch in anderen Zusammenhängen angesprochen, etwa im Alpwesen, wo ein Senn oder Hirt durchaus mittels körperlicher Gewalt den Gehorsam der Mitarbeiter einforderten. Auch ein diffuses dörfliches Kollektiv wird in manchen Erzählungen als Autorität in Bezug auf das eigene Verhalten angegeben – beispielsweise in Form des Topos „Ja, was würden die Leute sagen?“.

Die dörfliche Öffentlichkeit in Form vieler Individuen wurde von ZeitzeugInnen mitunter als Autorität empfunden, die Entscheidungen und besonders Verhaltensnormen maßgeblich prägten. Autorität wurde in den lebensgeschichtlichen Erzählungen erwartungsgemäß vielfältig erfahren und wirkte sich unterschiedlich auf die ErzählerInnen bzw. ihre lebensgeschichtlichen Darstellungen aus. Bemerkenswert ist jedenfalls, dass Autoritäten retrospektiv einen derart großen Stellenwert für die eigene Lebensgeschichte haben, dass sie von zahlreichen ZeitzeugInnen ausführlich beschrieben werden.

### 3.4.14. Die 1930er Jahre und die „Tausend-Mark-Sperre“

Die vorangegangenen Kapitel widmeten sich sehr persönlichen, teils nicht deziidiert historischen Erzählstoffen in lebensgeschichtlichen Erzählungen. Ihr zeitlicher Bezug ist nicht immer an konkreten historischen Ereignissen festzumachen, die Erzählungen erlauben vorrangig Einblicke in die Familiengeschichten und das Alltagsleben und wurden zumeist entspannt und frei erzählt.

Mit dem Kapitel über die 1930er Jahre beginnt die Auseinandersetzung mit politischen Themenbereichen in den biografischen Erzählungen, die für viele ZeitzeugInnen mitunter schwierig anzusprechen und über die nicht alle offen zu sprechen bereit waren. Es ist charakteristisch für Erzählungen, die direkt oder indirekt mit der faschistischen Geschichte Österreichs verbunden sind, dass die Darstellungen der ErzählerInnen komplexer, die Emotionen stärker und Vorsicht und Zurückhaltung beim Erzählen größer werden. Bei den Geschichten über die

1930er und 1940er Jahre handelt es sich häufig um Erinnerungen an konkrete historische Ereignisse, die zeitlich fixierbar sind und damit einen Vergleich der Erzählungen zulassen. Lehman spricht in diesem Zusammenhang von einer „Dominanz des Geschichtlichen über das Lebensgeschichtliche“<sup>259</sup>. Das Bewusstsein der daraus folgenden Vergleichbarkeit der Erzählungen verunsichert die ZeitzeugInnen ebenso wie das Wissen, das die ErzählerInnen in all den Jahrzehnten seither ange sammelt haben und das heute zwingend in die Erinnerungen einfließt. Gerade in Bezug auf die Erzählungen über die 1930er Jahre und den Nationalsozialismus wird besonders deutlich, dass es sich bei Erinnerungserzählungen um „rückschau end interpretierende Rekonstruktionen“<sup>260</sup> handelt.

In Erzählungen findet diese Tatsache in mannigfacher Weise ihren Niederschlag. Ein Paradebeispiel für den Einfluss der Retrospektive auf die lebensgeschichtlichen Erzählungen sind sogenannte „Rechtfertigungsgeschichten“<sup>261</sup>, mithilfe derer in lebensgeschichtlichen Erinnerungen Korrekturen an den tatsächlichen Abläufen vorgenommen werden, welche die einzelnen ErzählerInnen oder ihre Familien in ein günstiges Licht rücken – und zwar präventiv, noch bevor die Erzählenden von irgendeiner Stelle zur Rechtfertigung aufgefordert werden könnten.<sup>262</sup> Rechtferti gungsgeschichten sind grundsätzlich immer dann erforderlich, wenn im Handeln eine moralische Regel verletzt wurde<sup>263</sup> bzw. wenn die erzählende Person erwartet, dass ihr eine derartige Verletzung seitens der ZuhörerInnen unterstellt wird. Wenngleich keinesfalls vorab wissentliche Korrekturen am historischen Sachver halt unterstellt werden können, so ist zumindest die Tendenz zum legitimierenden Erzählen in den Geschichten, die den Zeitraum 1930 bis 1950 betreffen, omniprä sent. Ein Beispiel für diese legitimierende Tendenz soll gleich eingangs ein Aus schnitt aus der Erzählung der 1904 geborenen EV geben:

*EV: Die Ehe war schon gut, aber wir sind in so schlechte Zeiten hinein gekommen! Die 30er Jahre, da haben sie alle noch nichts gewusst davon. [lacht] Die 30er Jahre sind schrecklich gewesen. Keine Arbeit. Er ist Mechaniker gewesen, mein Mann. Gut angestellt, so bei der Firma, ist aber plötzlich ... hat man keine Arbeit mehr gehabt. Und die Leute sind beim Hitler gewesen, überall [räuspert sich] hat's gefehlt. Und das Haus haben wir neu herrichten müssen, das hat der Vater gekauft und das ist mehr so eine Baracke gewesen, ein ural tes Bauernhaus.*

259 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 174.

260 Klafki, Wolfgang: Einleitung. In: Klafki, Wolfgang (Hg.): Verführung Distanzierung Ernüchte rung, Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus. Autobiographisches aus erziehungswissen schaftlicher Sicht. Basel 1988. S. 7–18. Hier S. 9.

261 Lehmann, Albrecht: Rechtfertigungsgeschichten. Über eine Funktion des Erzählens eigener Erlebnisse im Alltag. In: Fabula 21. Berlin 1980. S. 56–69.

262 Bausinger: Perlmanns Erzähltheorie. S. 199.

263 Löffler: Zurechtgerückt. S. 96.

EV bezeichnet die 1930er Jahre ganz allgemein als „schrecklich“<sup>264</sup> und kommentiert ihre Erinnerungen selbst mit Bilanzen, die erst die Retrospektive ermöglicht: „*Die 30er Jahre, da haben sie alle noch nichts gewusst davon.*“ Die Erzählerin deutet große bevorstehende Ereignisse an. Schon im übernächsten Satz wird schließlich die Arbeitslosigkeit mit einer Zuwendung zur Politik Hitlers gekoppelt. Bei dieser tendenziell rechtfertigenden Darstellung handelt es sich um eine Verknüpfung von historischen Tatsachen, die in exakt dieser Form und auch ähnlicher Formulierung bei gut der Hälfte der ErzählerInnen zu finden ist. Ein weiteres Beispiel, in dem sich der 1930 geborene AZ und seine Frau CZ bemühen, die NSDAP-Zugehörigkeit des Vaters zu relativieren und zu erklären, zeigt auf, wie schnell die Arbeitslosigkeit als Erklärungsmuster zum Einsatz kommt:

CZ: *Nein, nein, ein „Hitler“<sup>265</sup>, der Papa, ein „Hitler“ ...*

AZ: *Ja, ja ...*

CZ: *Man kann ... er ist jetzt vielleicht, ich weiß auch nicht. Getan hat er gar nichts.*

AZ: *Nein, nein.*

CZ: *Aber halt, ich weiß nicht, halt so ein bisschen eingestellt, dass es einem besser gegangen ist wahrscheinlich, wo der gekommen ist.*

AZ: *Ja, ja, es ist halt eben in den 30er Jahren wirklich schlecht gewesen, halt keine Arbeit, nichts herum gewesen.*

Die nachfolgende Generation bemüht sich sichtlich um das Image ihres Vorfahren, indem sie betont, dass der Vater „*nichts getan*“ hätte und vor allem deshalb „*so ein bisschen eingestellt*“ war, weil man hoffte, dass es einem dann angesichts der grassierenden Arbeitslosigkeit besser gehen würde. Während in den Erzählungen von der traditionellen Berglandwirtschaft und der arbeitsamen Kindheit vielfach betont wird, dass man sich mit der heimatlichen Landwirtschaft selbstversorgte, wird in Bezug auf die politischen Ereignisse in den 1930er Jahren die schwierige Arbeitsmarktsituation in den Vordergrund gestellt. Der Widerspruch dieser Darstellungen ist nur vordergründig, da Selbstversorgerwirtschaft und Arbeitslosigkeit einander mitunter bedingen, dennoch fällt die jeweilige Schwerpunktsetzung in Bezug auf den Erzählstoff als erzählerische Strategie auf.

Neben Armut und Arbeitslosigkeit erinnern sich einige ZeitzeugInnen – weniger in Bezug auf die 1930er Jahre als vielmehr zum Thema „*Zwischenkriegsjahre*“ – auch an die Inflation, die vor allem die 1920er Jahre prägte. Der 1910 geborene TG rekonstruiert die Bedeutung der Inflation für seine Lebensgeschichte in eindrücklichen Bildern und spricht in diesem Zusammenhang auch die Armut an, unter der seine Familie zu leiden hatte:

---

264 Vgl. Paar, Heinrich: In den Dreißigerjahren. In: Bauer, Kurt (Hg.): Bauernleben. Vom alten Leben auf dem Land. Wien 2007<sup>3</sup>. S. 172–175.

265 hier: ein Anhänger von Hitler.

TG: Ja bei der Inflation. Wir sind dann hin, um Ziegen zu melken, am Ziegerberg. Jeden Abend und jeden Morgen. Und die Stollenarbeiter, die haben ein extra Klo gehabt, vor dem Loch herausßen. Und da unten, da haben sie den Hintern mit Geld geputzt. Und wir haben dann lange Haselstecken abgeschlagen und spitzig gemacht, und solche Fünfhunderter aus dem „Schießhus“<sup>266</sup> herauf gefischt, wo sie den Hintern geputzt haben damit. Ein bisschen gewaschen. Und dann haben wir wieder einen Fünfhunderter gehabt, wir Buben. Ja. Den Hintern geputzt. Das ist in der Inflationszeit gewesen. Aber soviel verdient, dass sie mit Geld den Hintern geputzt haben. Mmmh [bejahend]. Und wir haben es herauf gefischt. [8 sec. Pause]

I: Hei noch einmal. Eine verrückte Zeit erlebt.

TG: Mmmh [bejahend]. Ja. Aber es ist trotzdem schön gewesen. Ja schön gewesen. Ja und die Eltern, wo diese Haufen Kinder gehabt haben, die haben nicht schöne Zeiten gehabt. Wo ich größer gewesen bin, das habe ich oft gesehen, dass die Mutter den Löffel abgelegt hat und nicht genug gegessen, dass wir „gnüagr“<sup>267</sup> hatten. Oft. Weil ich einmal größer gewesen bin, habe ich das oft gesehen bei der Mutter. Sie hätte gerne auch mehr gehabt, aber sie hat es den Kindern gelassen.

Wie im Kapitel zur Idyllisierung der Kindheit bereits aufgezeigt wurde, ist es gerau zu typisch für die lebensgeschichtlichen Erzählungen der Befragten, dass sie von extremen Umständen wie Inflation, Armut und Hunger erzählen und diese Erinnerungen dennoch etwa mit „Aber es ist trotzdem schön gewesen“ kommentieren.

Einen besonders häufig erinnerten Umstand während der 1930er Jahre stellt die „Tausend-Mark-Sperre“ dar. Im Rahmen dieser Wirtschaftssanktion, die das Deutsche Reich 1933 als Reaktion auf das Verbot der NSDAP über Österreich verhängte, wurden deutsche ReichsbürgerInnen fortan gezwungen, vor einer Reise nach Österreich eine Gebühr von 1000 Reichsmark zu entrichten.<sup>268</sup> In den Erinnerungen der ZeitzeugInnen sind die Tausend-Mark-Sperre und ihre Auswirkungen auf das Montafon – nämlich ein starker Rückgang der Nächtigungszahlen, ein Anstieg der Arbeitslosigkeit sowie die Verschärfung der ohnehin prekären wirtschaftlichen Lage – besonders präsent. Der nachfolgende Ausschnitt, in dem der 1927 geborene JJ die Ereignisse dieser Zeit und ihre Folgen für die Menschen im Tal beschreibt, umfasst einen Großteil der Aspekte, die auch von anderen ZeitzeugInnen angesprochen werden, und soll hier stellvertretend für eine große Zahl anderer Erzählungen angeführt werden:

266 Scheißhaus; Klo.

267 ein bisschen mehr.

268 Kasper, Michael: Edelweiß und Hakenkreuz? Alpinismus und Nationalsozialismus im ländlichen Raum. In: Hessenberger Edith, Andreas Rudigier, Peter Strasser, Bruno Winkler (Hg.): Mensch & Berg im Montafon. Eine faszinierende Welt zwischen Lust und Last. (= Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 7) Schruns 2009. S. 117–146. Hier S. 127.

*JJ: Wo ich sechs Jahre alt gewesen bin, da hat der Hitler gerade die Macht übernommen in Deutschland draußen. Das haben wir nicht so mitbekommen. Aber wir haben es insofern mitbekommen, er hat ja das Österreich damals reif gemacht, damit der Anschluss kommt. Reif gemacht in dem Sinn, dass er die Tausend-Mark-Sperre eingeführt hat. Und wir haben zum Beispiel auch immer einen Gast gehabt, einen Deutschen, halt so Fremdenbetten hat man gehabt. Auf einen Schnall ist das alles total vorbei gewesen. Man kann sich vorstellen, wie das vielfach auch zur Verarmung da beigetragen hat. Und das ist vom Hitler, bewusst hat der Zeug gemacht. [...]*

*Arbeitslosigkeit da gewesen, eine gewaltige. Es ist wirklich schlecht gewesen. Aber alles von Deutschland aus gefördert. Das hat er alles ... und auch die Tausend-Mark-Sperre, mit dem ganzen Export, alles. Er hat ja das so gemacht, dass die huntern danach, dass die anderen [die Nazis, Anm.] herkommen. Man sagt immer, ja die haben sich alle gefreut, dass Deutschland kommt. Aber man hat es zuerst bewusst durch Jahre hindurch ... hat man sie klein gemacht, immer arm gemacht, und haben über den Zaun hinaus geschaut. Da draußen haben sie Arbeit. Alle haben sie Arbeit.*

Der Ausschnitt aus JJs Erzählung zeigt beispielhaft auf, wie die Erinnerungserzählungen der ZeitzeugInnen ab diesem Zeitraum beginnen, historisch-politische Ereignisse zu fokussieren. Während die Politik implizit mehr und mehr in den Vordergrund der Darstellungen gerät, wird die individuelle Lebensgeschichte eher hintangestellt bzw. in die allgemeine Historie eingefügt. Darüber hinaus werden in JJs Erzählung an mehreren Stellen legitimierende Tendenzen deutlich: Die Tausend-Mark-Sperre wird als vorrangige Ursache (und gezielte Maßnahme Hitlers) für den späteren Jubel über den „Anschluss“ an das Deutsche Reich dargestellt. Der Ablauf der Ereignisse scheint unausweichlich: Auf die Wirtschaftssanktion Hitlers hin folgten durch das Ausbleiben der deutschen Gäste Armut und Arbeitslosigkeit im Tal, die ÖsterreicherInnen begannen die Deutschen um ihre bessere Wirtschaftslage zu beneiden und erwarteten schließlich aufgrund ihrer Armut sehnsüchtig den „Anschluss“.

Dass die Tausend-Mark-Sperre Teil des von Deutschland geführten Wirtschaftskrieges war, mit dem Österreich anschlussreif geschlagen werden sollte und durch den der Fremdenverkehr schließlich zusammenbrach, ist eine bis heute weit verbreitete Ansicht vor allem in touristisch geprägten Regionen. Tatsächlich verlaufen die durchschnittlichen Nächtigungsstatistiken dieser Jahre für den gesamten Vorarlberger Raum konstant und finden 1936 sogar zu einem Höhepunkt, was sich durch den im Aufbau befindlichen Wintersport erklärt, im Rahmen dessen nicht nur deutsche Gäste angesprochen wurden. Im Montafon waren die Verluste zwar tatsächlich katastrophal, da man hier dem Trend zum Wintersport noch nicht Rechnung getragen hatte. Ein erster Einbruch in den Nächtigungszahlen schlug sich allerdings schon zwischen 1928 und 1931 zu Buche und kann daher

nicht auf die Tausend-Mark-Sperre zurückgeführt werden.<sup>269</sup> Die bis heute währende Überzeugung, die Tausend-Mark-Sperre sei eine der Hauptursachen für die Anschluss-Bereitschaft Österreichs gewesen, röhrt schließlich eher aus der begleitenden zeitgenössischen deutschen Propaganda gegen ein von Dollfuß regiertes Österreich sowie aus der ohnehin schlechten wirtschaftlichen Situation in den 1930er Jahren.<sup>270</sup>

Ein weiterer Aspekt an JJs Erzählung ist bemerkenswert: Hitler wird in den lebensgeschichtlichen Erzählungen – das soll in den nachfolgenden Kapiteln noch deutlich aufgezeigt werden – regelrecht zu einer „Kristallisierungsgestalt des Bösen“<sup>271</sup> hochstilisiert. Als das personifizierte Böse, als genialer Strateg und als mächtiges Ungeheuer wird ihm als Person retrospektiv ein Großteil des Leides, der Kriegsschuld und der Verbrechen zugeschoben, mit deren kritischer Berichterstattung und wissenschaftlicher Aufarbeitung sich die ZeitzeugInnen heute konfrontiert sehen. Auch in JJs Erzählung wird deutlich, welche Macht Adolf Hitler über das Verhalten großer Bevölkerungsgruppen oder gar Nationen zugeschrieben wird. Die Konsequenz aus dieser Darstellung ist, dass angesichts dieser Kristallisierungsfigur des Bösen die einfachen Menschen kaum eine Chance hatten, den Lauf der Geschichte zu beeinflussen. Das Verhalten der Menschen damals, und damit auch der ZeitzeugInnen, wird implizit gerechtfertigt bzw. zur Opferrolle uminterpretiert.

### 3.4.15. Der „Anschluss“ und seine Bedeutung für die MontafonerInnen

Der „Anschluss“ wurde der Bevölkerung als einziges großes Fest präsentiert. Feierlichkeiten, Aufmärsche, Paraden, Fahnenkult und Uniformen in jedem Dorf prägten das Bild dieses noch nie erlebten, geballt inszenierten Aktionismus, der die Menschen die ersten Tage und Wochen beinah als Traum erleben ließ.<sup>272</sup>

Erinnerungserzählungen zu den konkreten Ereignissen am 12. März 1938 bzw. während der bewegten und bewegenden Wochen des „Umsturzes“ in den Montafoner Gemeinden können nahezu als fixer Bestandteil der lebensgeschichtlichen Erzählungen der Montafoner Gewährsleute bezeichnet werden. Tendenziell bemühen sich die ZeitzeugInnen bei der Beschreibung konkreter historischer Ereignisse um eine möglichst neutrale, distanzierte Berichterstattung. Das epische Gedächtnis ermöglicht im Falle einprägsamer (historischer) Ereignisse eine

<sup>269</sup> Dreier, Werner: Doppelte Wahrheit. Ein Beitrag zur Geschichte der Tausendmarksperre. In: Montfort – Vierteljahrsschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs 37 (1985). S. 63–71. Hier S. 63f.

<sup>270</sup> Dreier: Doppelte Wahrheit. S. 69.

<sup>271</sup> Lehmann: Reden über Erfahrung. S. 129.

<sup>272</sup> Johler, Reinhard: Feste und Propaganda im Nationalsozialismus. In: Vorarlberger Landesmuseum (Hg.): Vorarlberg 1938. Ausstellung im Rahmen der Veranstaltungen des Gedenkjahrs 1988. Bregenz 1988. S. 141–148. Hier S. 141.

relativ genaue Rekonstruktion der sich erinnernden Person in Bezug auf die Situation, in der sich eine Begebenheit ereignete oder berichtet wurde. YZ und VV beispielsweise haben die konkrete Situation, in der sie von den Ereignissen des 12. März erfuhren, noch vor Augen:

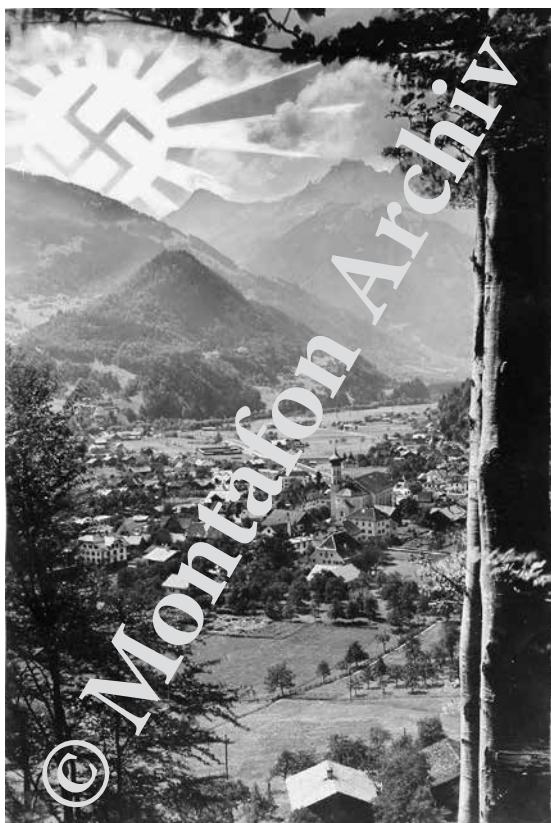


Abb. 36: Postkarte von Schruns  
1938 (Montafon Archiv)

YZ ♂, geboren 1935:

YZ: Ja, und das kann ich mich noch erinnern, 38, da war ich drei Jahre alt, war der Anschluss. Und da sind auch Truppen einmarschiert. Da sind so ein Paar Panzerspeerwagen und so Mannschaftswagen sind da rein gefahren die Außerlitzstraße und die Leute sind an der Straße gestanden und haben gerufen „Heil Hitler“. Und wir Kinder auch, „Heid Ditler“. Hat meine Mutter erzählt, wir haben beide Hände hoch und „Heid Ditler“ geschrien. [lacht] Und gar nicht gewusst, was das eigentlich bedeutet.

VV ♂, geboren 1914:

I: Können Sie sich noch erinnern, wo der Hitler gekommen ist?

VV: Ja, da bin ich auf dem Sägewerk gewesen, da ist daneben ein Gang gewe-

*sen, dort wo das „Silbertaler Strößli“ hineingeht, dort, da ist ein Sägili gestanden. Da habe ich Morgenschicht gehabt, zu zweit haben wir gesägt. Ich habe Morgenschicht gehabt, und dieser hat die Abendschicht gehabt. Und es ist ein Tschaggunser, ein Kollege von mir, ist auf einmal daher gelaufen und sagt „Hör auf zu sägen, der Hitler ist gekommen. Musst aufhören, sonst könnten sie dich holen.“ [lacht] Und da habe ich auch aufgehört, am Morgen um sieben. [lacht] Ja, ja, der Hitler. Ja, ja, da hat man im Grunde genommen, hundertprozentig Arbeit gehabt, wie der Hitler gekommen ist. Momentan. Und dafür hat man dann einrücken müssen.*

Während YZ seine Erinnerung als humoristische Anekdote gestaltet, bezieht VV anschließend an die Erinnerungserzählung kurz Stellung, indem er bemerkt, dass man im Gegenzug für die bessere Arbeitssituation schließlich einrücken musste.

Auf die individuelle Bedeutung und die Interpretation des „Anschlusses“ an das Deutsche Reich soll weiter unten im Detail eingegangen werden. Viele ZeitzeugInnen bemühen sich, die Ereignisse betont neutral zu schildern. Sie weisen darauf hin, dass allerorts der Jubel über den „Einmarsch Hitlers“ groß war, und wählen dafür besonders gerne die Formulierung „*Da hat alles ‚Heil Hitler‘ geschrien.*“ Die Euphorie der Bevölkerung hinterließ bei vielen ZeitzeugInnen, die zumeist noch Kinder oder in jugendlichem Alter waren, den größten Eindruck und prägt als Bild auch ihre Erzählungen.<sup>273</sup> Nur wenige ZeitzeugInnen hingegen erfassten auch die politische Bedeutung des Ereignisses und verstanden die Beobachtungen, die sie machten. Der 1925 geborene CY beispielsweise berichtet als einer von wenigen ZeitzeugInnen, was der 12. März den bislang im Tal politisch Tätigen brachte:

*CY: Wo dann der Anschluss gewesen ist ... Der ist ja zuerst in Wien einmarschiert, und der ist gefeiert worden! Von unseren Nazis. Zuerst haben sie alle Männer, wo halt noch Österreich ist unterm Schuschnigg, der ist da noch gewesen, ja. Die haben sie gefasst, und links und rechts haben die ein Seil halten müssen ... Aber von denen ... Weißt du, Österreich hat auch eine militärische Ausbildung gehabt, oder. Und die haben sie alle in einer Reihe, haben die müssen durch das Dorf „herausfahren“<sup>274</sup>. Und dann sind noch solche gewesen, die sind dann geflüchtet, denen sind die Nazis nach und die haben sie dann geschwärzt und geschlagen ...*

*I: Ich habe das jetzt nicht verstanden. Wie? Die haben alle ein Seil gehalten und was haben die dann gemacht?*

*CY: Ja, die ganze Reihe von diesen österreichischen Heimatmännern, die von Österreich gewesen sind, die haben links und rechts ein Seil und einen ganzen Schlange von diesen Männern hat müssen durch das Dorf marschieren. Alles auf Anschaffen von diesen Erznazi. Weißt du, die Erznazi sind in jedes Haus*

273 Schönherr, Margit: Machtwechsel. In: Vorarlberger Landesmuseum (Hg.): Vorarlberg 1938. Ausstellung im Rahmen der Veranstaltungen des Gedenkjahrs 1988. Bregenz 1988. S. 71–78. Hier S. 77.

274 am Seil herausgeführt werden.

*gegangen, wo sie gewusst haben: Das ist kein Nazi. Und die haben dann müssen durch die Ortschaft herausmarschieren.*

*I: Ach so, zum Zeigen, die sind nicht dafür, schaut euch die an ...*

*CY: Zum Zeigen, jawohl. Und dann natürlich links und rechts Zuschauer, speziell auch Frauen ...*

*I: Das war am Anschlusstag?*

*CY: Das war am Anschlusstag, wo der Anschluss war, ist das passiert. Da haben sie die aus jedem Haus geholt und da sind halt ein paar Nazis gekommen: „So, jetzt kommt ihr mit uns.“ Und dann haben sie sich müssen in dieser Schlange da einreihen und so haben sie müssen durch das Dorf herausmarschieren. Unter der Aufsicht von den Nazis. So hat sich das entwickelt. Weil, die Nazis, die haben einen Stall gehabt, da. Weil, schon bevor der Anschluss gewesen ist, haben die Uniformen und Schreiben hergeschmuggelt. Ich habe ja das von meinem Chef, vom OR erfahren. Diese Kleidung und die Schriften, diese Reklame, die ist vom Kleinen Walsertal über den Berg gekommen nach Warth und da oben hat zufälligerweise mein Chef ein Tunnel gebaut und ganze Wägen voll mit dieser Kleidung, Nazikleidung und Schriften sind mit seinem Wagen hergefahren worden durch den Stollen, den er gemacht hat. Das hat er mir gesagt. Und er hat nichts sagen dürfen, weil sonst wäre er gleich unter dem Hammer gewesen. Er hat ja nicht einrücken müssen, weil ihn haben sie baulicherseits gebraucht, während dem Krieg. Aber das war schon vor dem Krieg, in den 38er, 39er Jahren hat sich das entwickelt. Und da sind die Uniformen für Vorarlberg, die Naziuniformen ... Können Sie sich da schon erinnern, wie die ausgesehen haben?*

*I: Von Photos, ja.*

*CY: Ja, so sind die da her transportiert worden. Und da irgendwie wieder mit einem Lastwagen, so sind sie in ihre geheimen Sitzungsställe, in den Ställen drinnen haben sie das gemacht. Ich habe das alles erfahren von einem Erznazi habe ich das erfahren, wo sie zusammen gekommen sind und miteinander gesprochen haben. Wo die Organisation für den Adolf gewesen ist.*

CY stellt als auch während des Krieges und in der Nachkriegszeit politisch interessierter und engagierter Zeitzeuge einen Ausnahmefall dar, insofern als er politische Zusammenhänge reflektiert, analysiert und diese erzählerisch zu inszenieren weiß. Die individuellen Interessen der ZeitzeugInnen prägen ihre Erzählungen selbstverständlich in Hinblick auf den inhaltlichen Fokus. Für den Erzählstoff zum Themenbereich Nationalsozialismus gilt generell, dass sich die meisten ErzählerInnen scheinbar weder für die politischen Vorgänge, noch für deren Hintergründe interessierten. Auch aufgrund der wirtschaftlichen Ausnahmesituation in den 1930er Jahren und schließlich während des Zweiten Weltkrieges entsteht der Eindruck, dass die meisten Gewährsleute vor allem mit sich selbst beschäftigt waren und sich kaum der Politik widmen wollten. CYs Erzählung über die Aufstellung und den Umgang der Montafoner Nationalsozialisten mit ihren politischen Gegnern ist insofern auch in historischer Hinsicht von Bedeutung. CYs Verweis auf die während des NSDAP-Verbotes aktiven Nazis bestätigt die intensive Tätigkeit dieser

politischen Gruppen, die es in fast jedem Vorarlberger Dorf gegeben hat, und die trotz des Verbots regen Zulauf erfuhren.<sup>275</sup>

Andere Erinnerungserzählungen über den „Anschluss“ beziehen sich weniger auf den konkreten Tag als vielmehr auf einen größeren Zeitraum, innerhalb dessen die ersten politischen Maßnahmen griffen. Zahlreiche ZeitzeugInnen berichten von den Veränderungen, die für sie damals vor allem im schulischen Umfeld spürbar waren. Vor dem plötzlichen Einsetzen nationalsozialistischer Propaganda im Unterricht wurde besonders der LehrerInnenwechsel als massiver Eingriff in das bisherige Leben empfunden. Der 1927 geborene JJ trauerte seinem Lehrer nicht nach, erzählt aber sehr detailliert, wie er als 11-Jähriger diese für ihn damals aufregende Zeit erlebte:

*JJ: Ja und da kommen wir hinauf, es ist am 13. März gewesen, oder am eine Woche danach. Auf jeden Fall sitzen sie auf dem Zaun da. Meine Mitschüler alle. „Was ist mit euch?“ „Ha, hast du eine Ahnung. Den Heinze, den haben sie weg. Den haben wir nicht mehr. Der Lehrer ist weg.“ [...] Da habe ich gesagt: „Das ist mir egal, den habe ich eh nicht gemocht.“ Und so ist es gegangen. „Ja, wieso?“ „Ja, die sind nicht mehr tragbar, hat es geheißen.“ „Ja, was ist mit uns jetzt?“ „Ja, da werden wir dann schon andere Lehrer kriegen.“ So haben wir das alles in der Schule dann mitbekommen. Dass die Lehrer, die irgendwie nicht hinein gepasst haben, gesinnungsmäßig, die hat man einfach weg getan. Wir haben das nicht so gewusst. [...] Aber das hat halt damals einen Wechsel gegeben einen totalen. Und das ist so total organisiert gewesen, solche Umzüge gegeben durch ganz Schruns. Jeder Bub hat ein Fähnchen bekommen. Und dann ist man eigentlich nur durch gerauscht, durch ganz Schruns, die Bahnhofstraße hinauf, hinunter, die Gasse hinunter, hinaus, wieder Außerlitz. Und immer nur: „Sieg heil, Sieg heil, Sieg heil, Sieg heil, Sieg heil“, immer geschrien. Und das ist mir auch immer furchtbar vorgekommen. Dann ist die Frau vom Direktor Heinze gewesen, und vorne hat man die Fahne gezeigt. Und die hat natürlich nicht die Hand hinaus getan. Und dann auch ein Mann, ein bekannter Mann, ist hinaus gegangen und hat ihr „a Watscha“<sup>276</sup> gegeben, dass sie umgefallen ist. Das ist mir auch als Bub furchtbar vorgekommen, dass man so etwas tut. Ich weiß, nur aus diesem Grund. Dann hat es ... am Abend hat es Fackelumzüge gegeben. Aber das ist schon alles organisiert gewesen. Wo sie überall diese Fackeln herbekommen haben, weiß ich nicht. Da sind dann Hunderte durchmarschiert mit diesen Fackeln. Hat man überall diese Fackeln, und marschiert, und dann am Schluss hat man sie dann bei einem großen Topf hinein geworfen. Dann ist auf dem Kirchenplatz eine Ansprache gewesen, halt wieder für Führer, Volk und Vaterland. Und dass da Vereine mit dem Deutschen Reich ..., oder der Führer hat die Heimat eingeholt. Und halt diese Sprüche hast du die ganze Zeit gehört. Die sind dir*

275 Walser, Harald: Die illegale NSDAP in Tirol und Vorarlberg 1933–1938. Wien 1983. S. 135.

276 eine Ohrfeige.

*zu den Ohren herausgehängen schon langsam. Grad als Bub hat dich das ja nicht interessiert. Es hat dir schon gefallen, die „Umherspringerei“<sup>277</sup>.*

Am Beispiel JJs Erinnerungserzählung wird nachvollziehbar, dass Kinder und Jugendliche die politischen Veränderungen vor allem als großes Abenteuer empfanden. Sie wurden mit Fahnen, Fackeln und Parolen in die Inszenierung eingebunden und so vom ersten Tag an begeistert. An anderer Stelle kann die Begeisterung der Kinder und Jugendlichen für das nationalsozialistische Angebot noch detailreicher aufgezeigt werden, wenn es zur Analyse der Erinnerungserzählungen zum Thema „Hitlerjugend“ kommt. Gerade aus der Retrospektive fällt dem Erzähler JJ seine Beobachtung der Gewalt an der Schuldirektorsfrau ein, welcher er im Wissen um die Gewaltaffinität des Regimes vor allem rückblickend Bedeutung beimisst.

Einen weiteren Bereich, an dessen Beispiel die ZeitzeugInnen gerne die Veränderungen nach dem „Anschluss“ an das Deutsche Reich aufzeigen, stellt die Religionsausübung dar. Gerade in ländlichen, traditionellen Regionen, wie sie das Montafon in den 1930er Jahren darstellte, stieß die ablehnende Haltung der NationalsozialistInnen gegenüber Kirche und Religion besonders auf das Missfallen der Bevölkerung. Zahlreiche ZeitzeugInnen erinnern diesen Konflikt als besonders schwierig für sie selbst und ihre Familien. In der Thematisierung der Diskrepanz zwischen Nationalsozialismus und Religion hat sich in den untersuchten lebensgeschichtlichen Erzählungen ein Topos heraukristallisiert, der mit „Hitler tritt anstelle des Herrgotts“ betitelt werden könnte. Dieses typisierte Bild wurde im Übrigen auch in anderen Untersuchungen lebensgeschichtlicher Erzählungen belegt<sup>278</sup> und lässt sich wohl auf die Bemühungen der NationalsozialistInnen, Hitler und das Hakenkreuz-Symbol gottgleich – angelehnt an die religiöse Praxis des Hausaltars – zu installieren, zurückführen.<sup>279</sup>

Nachfolgend sollen drei ausgewählte Beispiele die erzählerische Ausprägung rund um diesen Topos illustrieren. Den Anfang macht die Erzählerin EV mit einem Vergleich des Ersten mit dem Zweiten Weltkrieg:

EV ♀, geboren 1904:

*EV: Ja, die haben so ein Fest gegeben. Einen Ball, zu Ehren der Heimkehrer. Mein Gott, wo die Buben eingerückt sind, hab ich mich gewundert. Das waren ja 10-Jährige und die haben so gejubelt. Das seh ich heute noch das Bild, wie sie von Schruns weggefahren sind mit der Bahn. Mit der Bahn haben*

277 Herumlauferei.

278 Schuhladen, Hans und Georg Schroubek (Hg.): Nahe am Wasser. Eine Frau aus dem Schönengstgau erzählt aus ihrem Leben. Eine Dokumentation zur volkskundlichen Biographieforschung. München 1989. S. 29.

Varga, Lucie: Zeitenwende. Mentalitätshistorische Studien 1936–1939. Frankfurt a. M. 1991. S. 165–167.

279 Wallnöfer: Geraubte Tradition. S. 37f, 141.

*sie da einrücken müssen nach ... [Telefon läutet] Mein Gott, mit der Bahn. Für Gott, Kaiser und Vaterland! Aber das zweite Mal bei Hitler war Gott nicht mehr da. Da haben sie nur für Hitler gekämpft. Für Vaterland natürlich auch, aber das ist ja nicht unser Vaterland gewesen, Deutschland, oder. Und wir haben trotzdem kämpfen müssen, unsere Soldaten.*

CC ♂, geboren 1933:

*CC: Ja, sie haben drinnen auch noch die Kirche weg haben wollen, da ist der Hitler auch noch gewesen. Und das ist dann nicht gegangen. Der lebt auch eine Weile nicht mehr, von Außerwald war der und ist Bürgermeister gewesen. Der wollt das weg, aber da ist er nicht mehr dazugekommen [lacht]. An den Herrgott hat man da nicht geglaubt, weil da ist der Hitler der Herrgott gewesen. Ja, so ist das gelaufen.*

BX ♀, geboren 1930:

*BX: Das ist das Ärgste gewesen im Krieg. Und was ich halt noch so ganz furchtbar weiß, ist beim Hitler ... natürlich in der Schule durfte man nicht mehr beten. Das Kruzifix aus der Schulklasse hinaus gekommen. Man hat mit „Heil Hitler“ gegrüßt. [...] Nur was dann ganz furchtbar ... ich meine, dass jetzt wir mit „Heil Hitler“ gegrüßt haben, wir sind ja Kinder gewesen, das haben wir ... Und dass das Kruzifix hinaus gekommen ist. In die Messe durften wir trotzdem noch. Das hat uns nicht mehr berührt.*

EV stellt im ersten Ausschnitt ihre Erinnerungen an die beiden Weltkriege gegenüber und kommt zum Schluss, dass im Zweiten Weltkrieg nicht mehr für Gott und Vaterland, sondern für Hitler und Vaterland gekämpft worden war. CC beschreibt die Intentionen eines Bürgermeisters, eine Kirche zu schließen, und resümiert, dass während dieser Jahre „*Hitler der Herrgott gewesen*“ ist. BX schließlich beschreibt, wie das Kruzifix in den Klassenzimmern abgenommen wurde und „*Heil Hitler*“ anstelle des traditionellen „*Gruß Gott*“ trat. Das Bild, das diese Erzählungen und der ihnen zugrunde liegende Topos bedienen, ist auch aus Filmen oder der Literatur bekannt, wenn beispielsweise im Rahmen eines Machtwechsels das Bildnis des neuen Herren an Stelle des alten Herren gehängt wird. Die ErzählerInnen greifen auf dieses Bild zurück, um ihre Erzählung stichhaltig und besser begreiflich zu machen.

Die Vorgänge im Zuge des „Anschlusses“ Österreichs an das Deutsche Reich am 12. März 1938 werden im Rahmen der lebensgeschichtlichen Erzählungen aber nicht immer neutral und distanziert beschrieben. In zahlreichen Fällen beziehen die ZeitzeugInnen auch Position zu diesem politisch-historischen Ereignis und bemühen sich, die Bedeutung für sich persönlich, ihre Familie und ihr weiteres Leben herauszustreichen. Manchmal erfolgt die persönliche Positionierung auch im Anschluss an eine möglichst nüchterne Beschreibung der Ereignisse.

Ganz allgemein muss festgestellt werden, dass die ZeitzeugInnen den Neuerungen nach dem „Anschluss“ an das Deutsche Reich in ihren Erzählungen tendenziell positiv gegenüberstehen. Diese Haltung bezieht sich vor allem auf die kurzfristigen wirtschaftlichen und sozialen Verbesserungen, die in den Jahren 1938 und 1939 für die reichsdeutschen BürgerInnen eingeführt wurden. Dazu zählen der starke Rückgang der Arbeitslosigkeit (u.a. aufgrund der gut fundierten Vorarlberger Privatwirtschaft) oder die Einführung einer „reichsdeutschen“ Sozialversicherungsgesetzgebung sowie einer (nicht allen Familien zur Verfügung gestellten) „Kinderbeihilfe“.<sup>280</sup>

Nur ein kleiner Teil der Befragten übt deutlich Kritik am nationalsozialistischen Regime und dem damaligen Verhalten der Bevölkerung. Zumeist bemühen sich die ZeitzeugInnen, in ihrer erzählerischen Logik an die Beschreibungen der „schrecklichen“ 1930er Jahre anschließend, in denen Hitler Österreich „reif für den Anschluss“ machte, die Begeisterung einerseits mit der wirtschaftlich schlechten Situation zu rechtfertigen. Andererseits werden immer wieder die individuellen Vorteile betont, die die zumeist von der Landwirtschaft lebenden Familien zumindest in den ersten eineinhalb Jahren nach dem „Anschluss“ erfuhren. Der Hinweis darauf, dass die Bevölkerung schließlich einen hohen Preis für den wirtschaftlichen Aufschwung nach dem „Anschluss“ zahlen musste, bleibt nur selten aus.

Anschließend soll aufgezeigt werden, welche Veränderungen den ZeitzeugInnen als besonders positiv in Erinnerung geblieben sind bzw. wie diese mit dem Nationalsozialismus und dem Krieg in Verbindung – oder eben nicht in Verbindung gebracht werden. Die zusammenfassende Erzählung der 1904 geborenen EV gewährt einen Überblick über die Ereignisse aus ihrer Perspektive:

*EV: Der [Mann, Anm.] hat ein paar Jahre nur so Nebenarbeiten machen können. Und wir haben eine Stube voller Kinder gehabt. Das war schlimm. Die 30er Jahre. Und dann hat er natürlich im letzten, im Jahr vor dem Krieg, 38, ist ja der Hitler einmarschiert und da ist es dann einen Moment besser geworden, dann natürlich Gutscheine ausgegeben und Mutterhilfe und alles Mögliche. Und wenn der Krieg nicht gekommen wäre, wär das ja eine goldene Zeit gewesen. Aber das hat sich dann gewaltig geändert. Zuerst sind einmal, beim Grenzdurchbruch wo er nach Österreich einmarschiert ist, da sind einmal alle Deutschen gekommen – die haben auch nicht mehr gehabt. Dann sind sie eingerückt und haben alles zusammengekauft, was noch da gewesen ist. Viel ist nicht mehr gewesen. Kein, also, an allem hat's gefehlt. Und dann sind wir natürlich noch einmal ärmer geworden. Und dann ist der Krieg gekommen. Ist der Hitler gekommen, will ich sagen. Dann hat der angefangen Arbeit zu schaffen und momentan ... Viele sind ja furchtbar begeistert gewesen, aber*

---

280 Schönherr, Margit: Die Wirtschaft. In: Vorarlberger Landesmuseum (Hg.): Vorarlberg 1938. Ausstellung im Rahmen der Veranstaltungen des Gedenkjahrs 1988. Bregenz 1988. S. 91–100. Hier S. 92–94.

*wir sind immer misstrauisch geblieben. Unsere Familie ist immer ein bisschen misstrauisch gewesen. Alle. Und das mit Recht – plötzlich ist der Krieg ausgebrochen. Und dann, dann ist der Krach losgegangen. Dann sind natürlich wieder viel viel gefallen und, und ... ja.*

EVs Darstellung der Ereignisse um den „Anschluss“ sind zwiegespalten. Einerseits spricht sie in Bezug auf die staatlichen Unterstützungen von „goldenem Zeiten“, andererseits beschreibt sie, dass man durch den Einmarsch der Deutschen „noch einmal ärmer“ wurde, weil diese „alles zusammenkaufen“. Wie viele andere betont EV, dass sie selbst und ihre Familie den Nazis stets misstrauisch gegenüberstanden und die Entwicklungen sehr kritisch beobachteten. Diese Positionierung gegenüber dem Nationalsozialismus ist die häufigste unter den untersuchten Erzählungen, nur einige wenige ZeitzeugInnen räumen ein, dass auch sie anfangs begeistert waren, bis sie erkannten, was das Regime tatsächlich im Schilde führte. Der 1929 geborene GH spricht offen über die großen Erwartungen seiner Familie an die NationalsozialistInnen anlässlich des „Anschlusses“ an das Deutsche Reich:

*GH: Ja, ja, ich muss ehrlich sagen, es ist so ... wir sind ... mein Vater ist schon sowieso deutschfreundlich gewesen, also deutsch, nicht Nationalsozialist, aber er ist nicht beim Bauernbund gewesen, oder. [...] Und wo natürlich der Anschluss gewesen ist, ist halt fast augenblicklich ist es viel besser geworden, wirtschaftlich. Man hat natürlich damals, wie es wahrscheinlich jeder, oder halt viele so denken müssen, parallel wie ich ... Man hat es soweit begrüßt, dass das so gekommen ist, oder. Ohne jetzt zu denken, ja was weiß ich, es ist der Hitler, oder was weiß ich was, da alles Mögliche. Damals hat es sich ja gezeigt, es ist wirtschaftlich so gewesen, dass ... der Vater hat gleich dann einmal können ... Ein Mähmaschinchen hat man mit der Zeit dann anschaffen können, und das hätte man vorher ja nie können. Und die Milch in der Sennerei hat man abgeben können um einen ziemlich guten Preis. Wenn er zwischenzeitlich noch auf den Beruf arbeiten gegangen ist, hat er ordentlich verdient, er hat nicht nach Frankreich hinein müssen, [...] Und das ist uns einfachen Leuten, halt, in unserer Familie durchgekommen. Wir haben damals praktisch eine Freude gehabt damit. Man hat ja nicht gewusst, dass der Krieg kommt und so weiter. Dort haben wir also, das muss man natürlich unterscheiden. Wir reden jetzt von der wirtschaftlichen Sache. Also von uns, wir haben das damals begrüßt. Angefangen vom Vater bis durch die ganze Familie durch übrigens. Ist uns dann auch ein bisschen geblieben, was ... was aber nie, dass wir da irgendetwas ... mit dem Nationalsozialismus haben wir auch keine Freude gehabt danach. Und mit dem Krieg und mit allen. Und man hat draufgezahlt genug. Da gibt es glaube ich gar nichts zu reden. Da schließe ich mich sicher den allermeisten Leuten auch an, in der Meinung da, dass man das muss verurteilen, da gibt es glaube ich überhaupt nichts zu debattieren. Ja. So ist es da gewesen.*

Wie viele andere ZeitzeugInnen versucht GH die wirtschaftlichen Vorteile, die die eigene Familie aus den politischen Veränderungen zog, von anderen Aspekten wie etwa dem Krieg oder dem Völkermord zu trennen. Die einstmalige und teils bis heute freundliche Gesinnung („*Ist uns dann auch ein bisschen geblieben*“) gegenüber dem Nationalsozialismus wird gerechtfertigt, indem man einzelne konkrete Verbesserungen und Unterstützungen – wie sie zunächst ja vor allem die Bauern erfuhren – ins Zentrum rückt und alles andere ausklammert. Darüber hinaus interpretiert GH in seiner Darstellung den Krieg als Preis, den man schließlich zahlte: „*Und man hat draufgezahlt genug.*“ Damit deutet der Erzähler an, dass die verschiedenen Vorteile, die sich zunächst für die Mehrheitsbevölkerung im Deutschen Reich auf Kosten anderer ergaben, mit den Opfern und Einbußen im Krieg quasi wieder beglichen worden waren. In der nachträglichen Interpretation wird das eigene Leid mit dem zugefügten Leid aufgerechnet und die Rechnung abgeschlossen. Ursachen und Wirkungen im Nationalsozialismus, aber auch im Zweiten Weltkrieg, werden aus ihrer logischen Verkettung gelöst.<sup>281</sup> Die Relativierung von Verfolgung, Kriegsverbrechen und Völkermord mit dem Hinweis auf den hohen deutschen Blutzoll im Zweiten Weltkrieg ist eine erzählerische Strategie der Rechtfertigung – die allerdings nicht nur in lebensgeschichtlichen Erzählungen immer wieder auftaucht, sondern auch als sogenannter „Stammtisch-Palaver“ bzw. „rechtsradikale Lüge“ untersucht wurde.<sup>282</sup> Erst unter dem Vorzeichen der Rechtfertigung ist es den ZeitzeugInnen möglich, darüber, was man als Vorteil am Nationalsozialismus empfand, offen zu sprechen. Die 1917 geborene MN bedient sich im nachfolgenden Ausschnitt derselben Strategien:

*MN: Der Umsturz, die Jahre 38, das ist schon schlimm gewesen für uns Österreicher, zum Teil. Die einen haben den Führer ja begrüßt, und die anderen halt nicht. Es ist wie heute auch in der Politik, gell. Den einen ist es recht, den anderen nicht. Und der Führer hat natürlich auch vielen geholfen, das muss man auch sagen. Da sind viele Bauern in den Schulden gewesen, und die hat der abgelöst. Da haben sie Kinderbeihilfe bekommen. Und das hat halt diesen Familien gut getan. Und dann, der Krieg ist halt wieder weniger gut gewesen. Haben sie halt einrücken müssen, und viele halt eben nicht mehr gekommen.*

An diesem Beispiel wird besonders deutlich, wie die Ereignisse unter nationalsozialistischer Herrschaft mitunter verharmlost werden. Zahlreiche weitere Aspekte und insbesondere die Konsequenzen des Nationalsozialismus für verfolgte Bevölkerungsgruppen werden hier ausgeblendet oder relativiert. Angesichts der Tatsachen, dass einerseits lebensgeschichtliche Erzählungen stets retrospektiv rekonstruiert werden und andererseits die Dimensionen der NS-Verbrechen heute hinlänglich bekannt sind, überrascht es, dass dieses Wissen kaum in die Interviews einfließt. Die einzige diesbezügliche Positionierung der ErzählerInnen ist in Form

---

281 Löffler: Zurechtgerückt. S. 141.

282 Tiedemann, Markus: „In Auschwitz wurde niemand vergast.“ 60 rechtsradikale Lügen und wie man sie widerlegt. München 2000. S. 47, 62.

rechtfertigender Tendenzen bzw. auch Schweigen und Zurückhaltung festzustellen. Nachfolgend sollen einige Aspekte des „Anschlusses“ an das Deutsche Reich aufgereiht werden, die die ZeitzeugInnen als positiv bewerten.

QR ♂, geboren 1942, über die Verbesserung der Straßen und Infrastruktur:

*QR: Da wäre ja geplant gewesen, an den unteren Innerberg hinein, diese Straße zu machen. Und dann ist halt der Adolf zu früh abgetreten.*

KK ♀, geboren 1922, über die bessere Arbeitsmarktsituation:

*KK: Ehrlich gesagt war man eher dafür eingestellt, es gab wieder Arbeit. Davor war halt nichts. Armut. Es gab wieder ein bisschen Arbeit, man konnte etwas verdienen. Von der Landwirtschaft mussten wir noch abgeben, man wurde belastet. Danach gab es Kindergeld, das gab es vorher nicht. Wenn der Krieg nicht gekommen wäre, wäre es besser gegangen. Der Vater war nie ein Fanatiker, aber doch war es eine Erleichterung.*

IJ ♂, geboren 1924, über die Unterstützung der Landwirtschaft:

*IJ: Man hat, ich möcht sagen, vieles wieder gut gefunden, weil man eben ... Erstens die Arbeitsmöglichkeiten waren sofort besser, es ging besser. Man konnte sich dies und jenes kaufen, sich etwas leisten. Wie ich schon sagte, es gab Kinderbeihilfe und alles. Das hat man natürlich begrüßt, dass es jetzt besser ging. Ich denk mir, wie froh waren wir dann, es wurden diese Ding gefördert, diese Seilwinden in den Bergtälern, wo man von Hand aus, das heißt mit Elektromotor, mit einer Seilwinde den Mist hochziehen konnte, während man früher das von Hand gemacht hat. Das heißt, der Vater hat den Karren mit den Mistspänern, sagt man dann, in der Hand getragen und wir zwei Buben mussten einen Prügel mit einer Rolle herunterziehen, bergab, damit der Vater mit dem Mist hinaufgezogen wurde. Das war das. Dann kam die Seilwinde und der Strom, dann wurde es auch besser, nachdem das Kraftwerk gebaut worden ist. Da hat man Elektromotoren gehabt und alles. Die wurde ja gefördert. Es geschah auch etwas, nicht, gelt. Möcht ich sagen. Und damit hat man auch gedacht, es geht doch etwas besser. Aber politisch, man hat wohl gehört, mit der Kirche ist das und das ... Das hat meiner Mama und meinem Vater nicht gefallen, dass man die Kirche irgendwie abseits stellt.*

Die Erzählungen zum Thema „Aufschwung durch den Anschluss“ vermitteln, dass die bäuerlich geprägte Bevölkerung des Montafons im Jahr 1938 positiv überrascht und gutgläubig den politischen Veränderungen entgegensaß bzw. mehr oder weniger passiv in den Genuss verschiedener Vorteile kam. Scherzhafte Andeutungen, wie etwa dass „der Adolf zu früh abgetreten“ sei, um die Straße in ein Bergdorf fertigzustellen, verdeutlichen den tendenziell unkritischen und häufig leichtfertigen Umgang mit dem Thema Nationalsozialismus. Die ZeitzeugInnen bringen

sich selbst und ihr Verhalten keinesfalls in Verbindung mit den Ereignissen zwischen 1938 und 1945 und einige ErzählerInnen bedauern wörtlich, dass der „Aufschwung“ im Rahmen des „Anschlusses“ mit dem Krieg bereits wieder zu Ende war.

Generell beteuern die ZeitzeugInnen allerdings häufig, den NationalsozialistInnen kritisch gegenübergestanden zu sein. Ganz im Stile der bereits angesprochenen moralischen Trennung von Vor- und Nachteilen des Nationalsozialismus berichten viele von den positiven Aspekten der NS-Zeit, während sie sich deutlich vom Krieg und insbesondere von den Verbrechen, die unter dem Regime verübt wurden, distanzieren. Heftige Kritik am Nationalsozialismus in all seinen Dimensionen üben nur einige wenige ZeitzeugInnen, deren Positionen und Bewertungen der Ereignisse um den „Anschluss“ an das Deutsche Reich nun abschließend Platz in diesem Kapitel finden sollen.

Die Gründe für die kritische Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus sind dabei sehr unterschiedlich und haben in den meisten Fällen mehr mit der persönlichen (benachteiligten) Situation als mit einer politischen oder moralischen Bewertung des NS-Regimes zu tun. Die Familie des 1925 geborenen AC beispielsweise war im ganzen Dorf für ihre christlichsoziale Gesinnung bekannt. Sie hatte mit dem „Anschluss“ Österreichs an Deutschland weniger eine Verbesserung, als vielmehr eine Verschlechterung ihrer Situation zu erwarten:

*I: Kannst dich du noch erinnern an den Anschluss, an den Tag?*

AC: Ah, an das kann ich mich noch gut erinnern. Da hab ich grad eine Blinddarmentzündung gehabt. In der Zeit bin ich vor dem Anschluss im Spital gewesen, aber dann bin ich daheim gewesen. Das weiß ich noch gut. Und in dem Jahr vom Anschluss ... das weiß ich noch wie heute, sind wir all da in der Stube gewesen, wir Kinder, Mama, Däta, von meiner Mama die Schwester [...] Und da ist der Hitler-Umzug gewesen, an einem Sonntag. Vor dem Anschluss. [unverständlich] Da haben wir in der Stube herinnen schon gehört, wo sie herum sind draußen „Sieg heil, Sieg heil, Sieg heil!“ Wo der Umzug da her gekommen ist, von der Traube her, haben sie die Fäuste so hergestreckt: „So ihr schwarzen Hunde, jetzt könnt ihr „da Schwanz ins Födla stecka“<sup>283</sup>. – „Donige Lüt!“<sup>284</sup> Nur, die Namen sage ich jetzt nicht.

*I: Nein, nein, um das geht es ja gar nicht.*

AC: Aber man tät nicht glauben, zu was ein Mensch kommen kann. „Donige Lüt!“ Und einer ist hergekommen, in die Stube, er hat allerdings schon zuviel gehabt [Alkohol, Anm.], aber ist gleich, hat er geflucht und getan: „So, ihr Schwarzen!“ Weil wir sind erzschwarz immer gewesen. Von der Vater- und Mutterseite.

---

283 den Schwanz in den Hintern stecken.

284 Einheimische Leute!

AC zeigt sich besonders schockiert darüber, wie sich Einzelne im Dorf zu gebärden begannen, als sie mit dem „Anschluss“ offenbar nicht nur ihre größten Hoffnungen bald erfüllt sahen, sondern vom ersten Tag an Andersdenkende zu bedrohen begannen. Mit dem Kommentar „*Aber man tät nicht glauben, zu was ein Mensch kommen kann*“ verleiht AC seiner Enttäuschung über das Verhalten einiger Nachbarn Ausdruck und deutet damit bereits die moralischen Defizite, die der Nationalsozialismus geradezu forderte, an. Die 1904 geborene EV stellt ihre Erzählung über den „Anschluss“ unter das Licht der späteren Verbrechen und positioniert sich insofern klar, als sie nichts verharmlost und auch Fehler eingesteht:

*I: Wie war da so die Stimmung am Anfang, wie er einmarschiert ist?*

*EV: Ja, mein Gott, zuerst hat alles gejubelt. Also der Großteil hat gejubelt. Das muss ich zu meiner Schande sagen. Wir haben da Holzarbeiter gehabt, da auf der Wiese drinnen, als der Zusammenbruch war, wo Österreich eingebrochen ist. Ich bin in der Küche gewesen, auf einmal hab ich einen furchtbaren Lärm gehört. Und da sind ja die Holzarbeiter, ein Grüppchen, sind ganz verrückt geworden vor lauter Freude, dass jetzt der Hitler gekommen ist. „Jetzt gibt's Arbeit, jetzt gibt's Brot.“ Ja, es ist ja wirklich gewesen, aber ... Und dann sind auch ... Das erste war, dass er die Zuchthäusler herausgelassen hat. Mörder und also die „mindersten“<sup>285</sup> Kreaturen hat er heraus gelassen aus den Zuchthäusern. Als Soldaten und als SS- und als SA-Männer. Das war das schlimmste. Die hat er unter der Bevölkerung ... und denen hat er Macht und Amt gegeben. Das war ja das Allerschlimmste. Und die haben sich unter die normalen, rechtsschaffenden Menschen gemischt. Da kann man sich ja denken ... Und das hat er dann auch gebraucht für die Gräueltaten, die er gemacht hat. Solche. Und der Krieg überhaupt. Ich war in Bludenz am ersten September 39, wie er den Krieg ausgerufen hat. Da ist es mir ganz kalt über den Rücken gelaufen. „Ich übernehme die Verantwortung!“, hat er gebrüllt. Für alles, für unser Vaterland. Hoho, ist nicht sein Vaterland, hab ich gedacht. Und er hat's übernommen für die 100.000 Menschen, die er umgebracht hat. Er hat das nicht aus Nächstenliebe getan, er hat's nur aus Machtgier. Ja, es sind heute noch Menschen, die zujubeln. Und schon wieder bei den Jungen, aber die wissen halt nicht.*

Eine derart klare kritische und ablehnende Haltung wird in den Erzählungen selten eingenommen. Zwar spricht EV in Bezug auf die Sozialleistungen, die die NationalsozialistInnen zunächst einführten, an anderer Stelle von „goldenem Zeiten“, sowie sie auch im obigen Ausschnitt andeutet, dass es plötzlich Arbeit und Brot gab. Sie betrachtet hier allerdings die Ereignisse nicht getrennt voneinander, sondern gesteht „*zu ihrer Schande*“, dass man zunächst jubelte, während die ersten Verbrechen bereits geplant wurden.

Wie Hitler häufig als Kristallisierungsgestalt des Bösen dargestellt wird, so erscheint in vielen Erzählungen „das Böse“ während der Jahre des Nationalso-

---

<sup>285</sup> minderwertigsten.

zialismus allgegenwärtig. Albrecht Lehmann zeigte auf, wie das alte Motiv der Teufelssagen in Geschichten über die Nazis im Ort auflebt und Bauernführer, Forstbeamte, Bürgermeister in den Geschichten zu kleinen Hitlers, Unter- oder Nebenteufel werden.<sup>286</sup> Klara Löffler arbeitete auf Lehmann aufbauend am Beispiel lebensgeschichtlicher Erzählungen heraus, wie es in den Darstellungen zu einer Abkopplung der Soldaten und des Volkes von „den Nazis“ kommt, die in generalisierter und dämonisierter Form verantwortlich für Verbrechen, Morde, und Krieg gemacht werden.<sup>287</sup> In EVs Darstellung sind es klar die „Zuchthäusler“, nämlich „*Mörder und minderste Kreaturen*“, denen uneingeschränkt die Rolle des Bösen zukommt und denen implizit ein großer Teil der Verantwortung für das Ausmaß der Verbrechen überantwortet wird.

Der nachfolgende Ausschnitt, erzählt vom 1927 geborenen JJ, umfasst die – auch aus historischer Perspektive interessante – Erinnerungserzählung über die Jahre des Austrofaschismus im Montafon einerseits sowie die Reaktionen der Bevölkerung am Tag des „Anschlusses“ andererseits:

*JJ: Man muss sich auch das vorstellen, man ist natürlich da herinnen auch nicht zimperlich umgegangen mit den Leuten. Das ist auch ein totalitäres Regime gewesen, das muss man dazu sagen. Ich weiß zum Beispiel, die haben ... ja klar, es hat damals schon die Nazis gegeben. Und die Nazis hat es ganz automatisch gegeben, weil wenn einer da herinnen irgendetwas angestellt hat, ist er nach Deutschland hinaus und ist dann zur Legion gekommen, hat es geheißen. Und die Legionäre sind dann auch immer wieder heimlich herein gekommen und haben dann erzählt, wie das da draußen gut ist. Alles hat Arbeit, alles und Zeug. Man hat dann, ich weiß dann, auch Hakenkreuze überall hinauf gemalt, auf Kuhställe und „Gäfsschärma“<sup>288</sup> hin an die Türen hin so zum Beispiel. Dann haben sie wieder ein Hakenkreuz vorne an den Hochspannungsmast auf Rollen getan, dass es mit hinein gerollt ist. Sie sind ja frech gewesen. Sie hätten ja können bei den Hochspannungen drauf kommen und so weiter. Dann ist natürlich das Ganze verunsichert gewesen. Ich weiß das auch nur, da haben auf dem Kirchenplatz in Schruns mehr als drei nicht beieinander stehen dürfen. Mehr als drei ist schon eine Zusammenrottung gewesen. Also nach der Kirche ist doch alles beieinander gestanden. Aber nach dem Gesetz haben nicht mehr als drei beieinander stehen dürfen. Das hat es gegeben. Und wenn man auch da ... Es ist ja unmöglich gewesen, was sich damals die aufgeführt haben, was sie da gemacht haben. Ich weiß, meine Mama hat ihrer Schwester [...] auch ein Gläschen mit Honig hinauf getan, in Papier eingepackt. Und das hat sie vor die Haustüre gestellt, am Morgen bevor sie in die Messe gegangen ist. Und die Gendarmen sind vorbei und haben gedacht, es wäre eine Bombe. Damals hat man auch schon Bomben*

---

286 Lehmann: Reden über Erfahrung. S. 144.

287 Löffler: Zurechtgerückt. S. 137f.

288 Ziegenställe.

gesetzt. Und haben sie dann die Bombe im Gefängnis herausßen, da bei uns beim Museum, wo der Gefängnishof dort in der Nähe gewesen ist, weil früher haben wir immer da hinunter geschaut, wer da wieder eingesperrt ist. Und dann haben sie drauf geschossen aus der Entfernung. Derweil ist halt Honig heraus gekommen statt der Ding [lacht]. Sie sind dann schon ins „Fasnachtsblättle“<sup>289</sup> auch noch gekommen [lacht]. Aber ich meine nur, wie verunsichert dass man damals gewesen ist. Und wo der Umsturz gekommen ist, das ist ... der Papa ist eher ein Nazi gewesen. Die Mama ist schwarz gewesen. [...] Und dann hat es diesen Umsturz gewesen. Und dann weiß ich noch, da hat man dann damals die Gemeindevertreter von Tschagguns, der Bürgermeister ist der Bahl gewesen, glaube ich, nein der Jochum, aber den haben sie dann gehen lassen. Aber ich glaube ... auf jeden Fall den Bahl und solche in Schutzhhaft genommen, hat es geheißen, anno 38. Da hat man eingesperrt, um sie zu schützen. Schutzhhaft. Dann sind sie herauf marschiert. Man muss sich vorstellen, die Straßen sind damals noch nicht geteert gewesen. Und dann sind sie herauf marschiert. Ich kann mir sie heute noch vorstellen in diesen dunklen Hosen, ein weißes Hemd, und nur immer „Sieg Heil – Sieg Heil – Sieg Heil“. Und die sind sich ... wie Kettenhunde haben sie da die schwarzen und roten [lacht] Gemeindevertreter herauf geführt. Und dann unsere Nachbarin, weißt du, diese Namen kann ich alle nicht sagen, weil da sind Kinder, Enkel davon. Und das ist furchtbar. Und für mich ist es damals aber auch furchtbar gewesen, sind hingegangen, und denen haben sie mitten ins Gesicht „ihigspeut“<sup>290</sup>, weißt du. Weiter heroben sogar hat eine andere Frau auch – „Wieber“<sup>291</sup> sind da furchtbar – diesen alten Buben damals einen Schilling, ein Schilling ist nämlich viel gewesen, gegeben, wenn sie auch noch spucken. Also irgendwie furchtbar dieser Hass, der da gewesen ist. Und alles ist so total organisiert gewesen, total organisiert.

In JJs Darstellung fließt, angesichts seines Bubenalters in den 1930er Jahren, annehmenderweise Einiges an Wissen ein, das sich der Erzähler erst später aneignete. JJ spricht die Flucht von Montafoner Nationalsozialisten an, die sich aufgrund des Verbots der NSDAP in Österreich seit 1933 strafbar gemacht hatten und sich anschließend in Deutschland der sogenannten „Österreichischen Legion“ anschlossen. Die vielerorts aufgemalten Hakenkreuze und die politische Energie der verbotenen Nazis werden in JJs Darstellung durch die austrofaschistische Regierung mit Repression beantwortet, die (nicht zuletzt aufgrund zahlreicher Bombenanschläge in Österreich) zunehmend nervöser wird – was JJ mit der ironischen Anekdote zur vermeintlichen Bombe in Form eines Honigglases verdeutlicht. Mit dem „Anschluss“ schließlich ging die alte Repression in eine neue über: JJ beschreibt, wie wichtige Persönlichkeiten in „Schutzhhaft“ genommen wurden und die Emotionen

289 Fasnachtzeitung; Organ, in dem komische Ereignisse und Dummheiten in der Gemeinde einmal jährlich dokumentiert werden.

290 hineingespuckt.

291 Weiber; Frauen.

der Bevölkerung sich mitunter in Hass entluden. JJ zeichnet in seiner Erzählung ein Bild der Angst, Aggression, aber auch der Ohnmacht gegenüber den Kräften, die hier plötzlich frei wurden. Mit seinem Schlussatz „*Und alles ist so total organisiert gewesen, total organisiert*“ verdeutlicht er diese Erfahrung nachdrücklich.



Abb. 37: „Der erste Mai im deutschen Schruns“ Postkarte 1938 (Montafon Archiv)

### 3.4.16. NS-Propaganda in der Schule

Die Schule stellte einen der wichtigsten Orte dar, an dem die nationalsozialistische Ideologie implementiert wurde. Dies verdeutlicht die Tatsache, dass die Nationalsozialisten als eine ihrer ersten Aktionen nach der Machtübernahme die Aushändigung der Schulschlüssel verlangten und zahlreiche SchulleiterInnen und LehrerInnen in den Schulen zumeist schon nach wenigen Tagen durch gesinnungstreue NachfolgerInnen ersetzt wurden.<sup>292</sup> In Deutschland war bereits seit 1933 in die Schulstruktur eingegriffen worden, die LehrerInnenbildung war neu organisiert und neue Lehrpläne erstellt worden. Die schulische Erziehung und Bildung stellte, gemeinsam mit der Hitlerjugend, nationalsozialistische Propaganda und den Führerkult in den Vordergrund und machte es sich zur Aufgabe, die deutsche Jugend „zum vollen Einsatz für Führer und Nation“ zu erziehen sowie den „nationalsozialistischen Menschen“ zu formen.<sup>293</sup> Mit der militärischen Vorerziehung

292 Winkel, Herwig: Die Machtergreifung der Nationalsozialisten in Vorarlbergs Volks- und Hauptschulen. In: Vorarlberger Landesmuseum (Hg.): Vorarlberg 1938. Ausstellung im Rahmen der Veranstaltungen des Gedenkjahrs 1988. Bregenz 1988. S. 119–130. Hier S. 119.

293 Pichler, Meinrad: Nationalsozialismus in Vorarlberg. Opfer – Täter – Gegner. (= Nationalsozialismus in den österreichischen Bundesländern 3) Innsbruck 2012. S. 128–131.

wurde bereits in der Volksschule begonnen. Der 1938 geborene ZZ erinnert sich an die Schikanen, die eine Lehrerin drei Mädchen zumutete, weil sie nicht richtig grüßten:

*ZZ: Also, wie wir eingeschult worden sind, waren Lehrerinnen. Die Lehrerin DK. Da muss ich erzählen, aber das 45, da war ja noch Krieg und der Krieg war schon fertig. Die Franzosen, die Besatzung war schon im Montafon. Und wenn wir in die Schule mussten, „Heil Hitler“ müssten wir noch ... Wenn wir in die Schule gekommen sind, nicht „Morgen Fräulein“ oder so, der Hitler war die Person. Und eines schönen Morgens sind meine drei Cousinen in die Schule gekommen und sagten, „Guten Morgen, Fräulein!“ – „Hinaus! Das heißt ‚Heil Hitler!‘ Wieder herein gekommen, „Morgen Fräulein“, dann sind sie wieder hinaus – das weiß ich noch so gut – dann sind sie rein gekommen und haben gesagt „Heil Hitler“, nur die Hand so. Und am nächsten Tag war die Lehrerin verschwunden.*

Während ZZs Erinnerungserzählung harmlos erscheinen mag, berichten andere ZeitzeugInnen von regelrechtem Drill und bedingungslosem Gehorsam, der ihnen in der Schulkasse abverlangt wurde. Militärisch-soldatische Eigenschaften wurden als Erziehungsziele hervorgehoben: Kameradschaftssinn, Pflichterfüllung, Willens- und Entschlusskraft, Härte, Mut, Aufopferungswille und unbedingte Anerkennung der Autorität.<sup>294</sup> Hinzu kam die ideologische Indoktrinierung, die manche LehrerInnen zum höchsten Unterrichtsziel erklärten, wie der 1933 geborene CC im nachfolgenden Ausschnitt aufzeigt:

*CC: Man hat zum Beispiel in der Schule, als ich in die Schule gegangen bin, in der Schule haben wir praktisch Schreiben und Lesen haben wir gar nicht gelernt. Da ist nur der Hitler maßgebend gewesen. Nur immer vom Hitler, was der Hitler macht. Da hat man immer laufend die Kriegsding vorgebracht – was er getan hat, was er geleistet hat und was er gewesen ist.*

Militärische Vorerziehung, Vorbereitung auf den Krieg und stark gefilterte bzw. verzerrte Darstellungen über den aktuellen Krieg, aber auch die Ideologie der „Volksgemeinschaft“ und die Ablehnung vermeintlich minderwertiger Menschengruppen waren wichtige Inhalte des Unterrichts, so geht es auch aus den Erinnerungserzählungen der ZeitzeugInnen hervor. Der 1924 geborene IJ erinnert sich beispielsweise an die Geschichten, die im Unterricht über das Jüdische Volk erzählt wurden. Die besondere Ironie in IJs Darstellung besteht darin, dass es im Montafon keine Jüdinnen gab:

---

294 Schreiber, Horst: Die Schule im Gau Tirol-Vorarlberg. In: Steininger, Rolf und Sabine Pitscheider (Hg.): Tirol und Vorarlberg in der NS-Zeit. (= Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 19) Innsbruck 2002. S. 151–172. Hier S. 160.

*IJ: Man hat eigentlich, das heißt, ich kann mich nur erinnern, in der Schule hat man von der Kirche aus, die Juden haben Jesus Christus umgebracht und heute sind sie ein unbeliebtes Volk in der ganzen Welt, sozusagen. Sie sind auch heimatlos geworden, sozusagen, es gibt kein ... weil sie überall in der Welt zerstreut werden. Das kann ich mich erinnern. Aber das weiß ich dann, unter dem Hitler hat man die Juden quasi als böse Leute hingestellt. Man hat hier in Vandans, gab's soweit keine Juden. Man hat höchstens jemand so beschimpft, wenn man weiß, es war ein getaufter Jude [lacht]. Das hat es gegeben.*

Der 1934 geborene CD erwähnt, dass es „zum Glück auch Lehrer [gab], die sich nicht auf den Nationalsozialismus eingelassen haben“, und relativiert damit das im Rahmen der letzten drei Ausschnitte sehr drastisch gezeichnete Bild von der nationalsozialistischen Schulerziehung. Nicht alle LehrerInnen waren während dieser Jahre überzeugte Nazis, viele bemühten sich, unter der neuen Führung nicht aufzufallen, und fuhren bestmöglich mit ihrem altbewährten Unterricht fort. Der Grund für die besonders drastischen Darstellungen in den Erinnerungserzählungen deutet – abgesehen von der entsprechenden historischen Grundlage – mitunter ein Bemühen um Rechtfertigung des eigenen Handelns an. Die Tatsache, dass das nationalsozialistische Regime gerade die Kinder derart ideologisch indoktrinierte und benutzte, hilft den ZeitzeugInnen heute, sich vom Nationalsozialismus durch eine Identifikation mit der Opferrolle zu distanzieren.

Einen dem Erzählstoff Schule verwandten Themenbereich stellen Erzählungen zum Schauplatz der höherbildenden oder berufsbildenden Institutionen dar. Insbesondere die ehemalige Lehrerbildungsanstalt in Feldkirch taucht immer wieder in Erzählungen auf. Während des Nationalsozialismus handelte es sich bei dieser Institution um einen Hort nationalsozialistischer Ideologien, die hier einerseits an die zukünftigen LehrerInnen weitergegeben wurden und andererseits auch den Schulbetrieb und die Ausbildungssituation massiv prägten. Der 1927 geborene JJ wurde gegen Ende des Krieges in Feldkirch zum Lehrer ausgebildet und beschreibt – hier vor allem die körperlichen – Anforderungen an die jungen AnwärterInnen wie folgt:

*JJ: Ich möchte noch dazu sagen, wie das damals zugegangen ist. Lehrer werden, als Lehrer ... Damals hat man Leute gebraucht, die dann auch irgendwie gesinnungsmäßig dazu gepasst haben. Und da hat es nicht nur eine Aufnahmeprüfung gegeben, sondern [...] das ist ein Ausleselager gewesen. Da sind wir über 30 Buben gewesen, ich glaube 35 oder 36, 14 Tage im Ausleselager. Und das ist so brutal zugegangen, das kann man sich nicht vorstellen. Erstens schon hat es da geheißen, als Junger muss man sein: zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl und flink wie die Windhunde. Und das hat man am Morgen früh schon angefangen, mit Frühsport. Und auf Sport hat man sehr viel gegeben, und du hast nicht feig sein dürfen. Hoi, da [unverständlich]. Du hast nicht feig sein dürfen, hast das alles mitmachen müssen. Wir sind ja*

*von Schruns gekommen, noch nie einen Turnsaal gesehen. Dann haben wir über einen Bock springen müssen. Wir sind halt drüber gesprungen, „wenn's nis ussätztscht hot, isch nis gleich gsi<sup>295</sup>, und dass man nicht als feig gegolten hat. Oder eine Grätsche vom Hochreck herunter, ja wir sind halt herunter gefallen, wie die faulen Äpfel. Es ist furchtbar gewesen. Dann hast du boxen müssen, boxen. Boxen mit Boxhandschuhen, hat man das vorher auch nie gelernt. Man hat nicht aufgehört, bis nicht jeder aus Mund und Nase heraus geblutet hat. Oder man ist in ein Schwimmbad gegangen. Ja, wir mussten von der Seite hinein einen Salto rückwärts ins Bad hinein machen. Oder auf einen Baum hinauf, von dort hinein springen. Oder über einen Stacheldrahtzaun hüpfen. Alles, das hat dazu gehört, um eben deutsche Jungen zu erziehen. Das hat es eben gebraucht. Und dann hat man natürlich auch theoretisch geprüft. Mathematik, dann viel in Geschichte auch noch. In Deutsch, sind Diktate gewesen und alles Mögliche. Und das ist 14 Tage so durchgegangen. Und viel, viel marschieren mussten wir. Das ist ja ... das kann man sich gar nicht mehr vorstellen, wie das da zugegangen ist. Gewohnt haben wir in einem Saal, alle sind wir da, 35 in so einem Schlafsaal drinnen gewesen. [...] Und dann ist es in dieser LBA, ja gut, da gäbe es ja viele Geschichten zu erzählen, wie das zugegangen ist in diesem Heim. Das sind nämlich brutale Zustände gewesen.*

JJs Darstellung verdeutlicht den Drill junger Menschen in NS-Bildungseinrichtungen, der insbesondere auf sportliche Leistungen, Mut und Gehorsam fokussierte, in einprägsamen Bildern. Auffallend in JJs Erinnerungserzählungen, aber auch in den Darstellungen anderer, ist die Häufung des Themas Drill von Jugendlichen und Kindern in der NS-Zeit. Der besondere Erzählwert dieses Stoffes entsteht eventuell in Bezug auf die heutige gesellschaftliche Situation – oder besser: wie diese von den ZeitzeugInnen wahrgenommen wird. Ganz im Sinne des bereits bekannten Dauerthemas Wandel wird die harte, extreme Erziehung zu Disziplin und Gehorsam implizit einer heutigen „Kuschelpädagogik“ gegenübergestellt. Die ErzählerInnen ziehen insofern persönliche Vorteile aus ihren Darstellungen, als sie beeindruckende, mutige Leistungen präsentieren, die sie unter großem Druck oder sogar Angst vollbrachten und auf die sie nicht zuletzt stolz sind. Daraus ergibt sich ein Zwiespalt in den Erzählungen: Einerseits kritisieren die ZeitzeugInnen die Pädagogik jener Tage, andererseits gehen sie aus diesen erschwerten Bedingungen gewissermaßen als SiegerInnen, als Überlebende hervor, was ihnen das Image einer robusten, abgehärteten Persönlichkeit verleihen soll.

### 3.4.17. In der Hitlerjugend

Der schulische Unterricht war eng verzahnt mit der außerschulischen Erziehung, die im Rahmen der Hitlerjugend schon bald flächendeckend angeboten wurde. Die Hitlerjugend umfasste verschiedene Organisationseinheiten, unterteilt je nach

---

<sup>295</sup> wenn wir gestürzt sind, ist es uns egal gewesen.

Altersgruppen und Geschlecht, die mit einem starken erlebnispädagogischen Ansatz Buben und Mädchen vormilitärisch bzw. der nationalsozialistischen Ideologie entsprechend ausbildete.<sup>296</sup> Die Mitgliedschaft war bereits vom 10. Lebensjahr an obligatorisch, in diesem Alter traten die Jungen in das „Deutsche Jungvolk“ – im lockeren Sprachgebrauch „Pimpfe“ genannt – und die Mädchen in den „Jungmädelbund“ ein. Diese Organisationseinheiten betrafen in etwa die Jahrgänge 1920 bis 1935. Die älteren Jahrgänge von 1907 bis 1919 wurden im Alter von 14 bis 18 der eigentlichen Hitlerjugend bzw. die Mädchen dem „Bund Deutscher Mädel“ zugeteilt.<sup>297</sup> Danach erhielten sie bis zum 18. Lebensjahr den vollen Status in der Hitlerjugend, der anschließend ein verpflichtendes halbes Jahr Arbeitsdienst folgte.

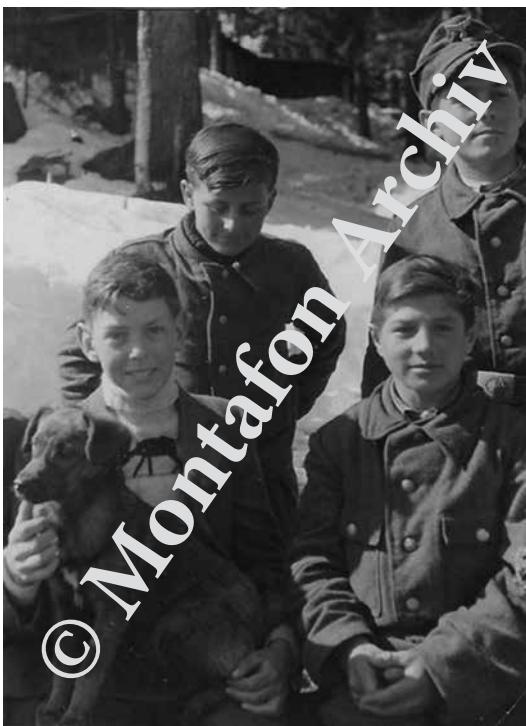


Abb. 38: Montafoner Hitlerjungen  
(Sammlung Kilian Jochum/Montafon Archiv)

Die Erzählungen von der Hitlerjugend überwiegen im Vergleich zu den Erzählungen von der Schule während der NS-Zeit bei Weitem. Unter anderem aufgrund des erlebnispädagogischen Ansatzes, aber auch aufgrund des hohen Stellenwertes der Gemeinschaft unter den Kinder und Jugendlichen, hinterließen die Erlebnisse bei der HJ offenbar einen tiefen Eindruck bei den ZeitzeugInnen. Interessanterweise gehen auch hier die Darstellungen der Hitlerjugend teils stark auseinander.

296 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 110.

297 Stoppel, Manfred: „Uns wächst eine herrliche Jugend heran!“ Die Geschichte der Hitlerjugend in Vorarlberg von 1930–1945. Norderstedt 2004. S. 127.

Während bei den einen schöne Kindheitserinnerungen wach werden, kritisieren andere Zwang, Fanatismus und Drill.

Die positiven Erinnerungserzählungen haben vor allem Abenteuer und Zusammenhalt zum Inhalt. Hier spielt wohl eine große Rolle, dass für ältere Kinder die Jahre vor dem „Anschluss“ besonders durch harte Arbeit auf der Landwirtschaft gekennzeichnet waren, zu der sie nun nicht mehr im selben Ausmaß eingeteilt wurden. KP und BX erzählen:

KP ♂, geboren 1929:

*KP: Aber ... das war eine schöne Zeit für mich eigentlich. Auch wie der Hitler gekommen ist. Wir haben ja viel arbeiten müssen, dazumal. Also schon als Kinder. Eben auf der Landwirtschaft, wir haben damals eine bisschen größere Landwirtschaft gehabt. Wir hatten immer so 10, 12 Stück Vieh. Da hat's noch keine Maschine gegeben, gar nichts. Da hast du alles noch von Hand machen müssen. Und da hat man viel Arbeit gehabt. Dann ist der Hitler gekommen und dann war man Zwangsmitglied bei der Hitlerjugend. Und das hat mir gefallen. Da ist man in der Woche ein, zwei Mal zusammengekommen und du hast Sport betrieben und das hat mir gefallen, das hat's vorher bei uns nicht gegeben. Mir hat das halt gefallen. Und nicht nur mir, allen jungen Leuten. Der hat das verstanden gehabt. Und ich bin dann in die Hitlerjugendversammlungen und zu den Spieleabenden und derweil hab ich natürlich nicht arbeiten müssen zuhause. Ja, das hat mir gefallen.*

BX ♀, geboren 1930:

*BX: Nur eines weiß ich jetzt noch, eine positive Erinnerung, da ist diese Hitlerjugend gewesen. Und da ist ein wahnsinniger Zusammenhalt gewesen. Wir haben Spiele gemacht. Das ist ein HJ-Führer gewesen. Ein bisschen ein älterer Bub. Ein Hitlerjugendführer hat das geheißen. Das ist ein Jahrgänger von mir, er lebt auch noch da weiter drinnen. Wir haben letzthin einmal gesprochen davon. Da ist eine wahnsinnige Disziplin gewesen unter diesen Kindern. Ich glaube wo ein Lehrer, glaube ich, nie hergebracht hätte. Das ist die positive Seite gewesen.*

Die Hitlerjugend war für viele Kinder und Jugendliche im Montafon zur damaligen Zeit das erste organisierte Freizeitangebot, das zunächst vor allem eine Abwechslung zum Arbeitsalltag darstellte und schließlich auch mit abenteuerlichem Flair und spielerischen Angeboten lockte. BX schwärmt nicht nur von den Freizeitaktivitäten, die die verschiedenen altersspezifischen Jugendorganisationen anboten, sondern vielmehr von ihren Erinnerungen an die Gruppendynamik, die unter den Kindern entstand und von ihr als „Zusammenhalt“ bezeichnet wird.

Von der Kehrseite dieses Zusammenhalts berichten einige andere ZeitzeugInnen, die von der Hitlerjugend ausgeschlossen waren oder aufgrund ihrer Ablehnung der HJ-Mitgliedschaft einen Ausschluss aus der Gemeinschaft der Gleich-

altrigen im Dorf erfuhren. Der 1934 geborene CD entstammte einer katholischen Familie und wurde in seiner Rolle als Ministrant von den HJ-Buben als Gegner empfunden:

*CD: Ja, in der Jugendzeit, während dem Krieg hat es dann eben auch die Hitlerjugend gegeben. Und die Hitlerjugend, die durfte dann schon an die Ill herunter, um Scheiben zu schießen, mussten sie, diese Buben. Aber ich nicht. Ich bin Ministrant gewesen. Und während dem Krieg wollte ja niemand mit der Kirche etwas zu tun haben, weil der Nationalsozialismus ist nicht für die katholische Kirche eingestanden. Und da hat man die Leute eher verpönt, wo mit der Kirche etwas zu tun gehabt haben. Und ich bin Ministrant gewesen. Und ich durfte nicht schießen. [...] Und dann eben, halt von vielen solchen Buben, wo bei der Hitlerjugend gewesen sind, bist du schon ein starker Außenseiter gewesen. Da hat es immer geheißen: „Ja den brauchen wir nicht.“ – „Da der Kirchenspringer da.“ Und so und so. Und interessanterweise, das hat sich dann bei denen oft noch länger hinaus gezogen. Ich bin dann zur Feuerwehr gekommen. Und dann sind dann die aus dieser Hitlerjugend, sind dann das HJ-Buben geworden, und danach sind dann das schon halberwachsene Männer gewesen, und haben dann immer noch gemeint, sie hätten die Macht, wie unter dem Hitler. Dann ist es dann da schon fast bei der Feuerwehr zuerst ein bisschen wie eine Rangordnung gewesen. Und ja, ja, da hat es dann halt einige, das sind die sogenannten Läufer gewesen, und die anderen die Tonangeber. Die haben gesagt, was man zu machen hat. Aber das ist zum Glück alles vorbei.*

Schon in der Gegenüberstellung der letzten beiden Ausschnitte wird deutlich, wie die Hitlerjugend-Organisationen durch „Zusammenhalt“ auf der einen Seite Ausgrenzung auf der anderen Seite produzierten. CD erfuhr seitens der Gleichaltrigen Ablehnung aufgrund seines religiösen Bekenntnisses und seines Engagements in der Kirche, das noch wenige Jahre zuvor selbstverständlich und zu weiten Teilen hoch angesehen war. Die Prägung der jungen Menschen in der Hitlerjugend beschreibt CD indessen dahingehend als nachhaltig, als er sich erinnert, dass die Hierarchie der Hitlerjugend zwischen den jungen Männern weit nach 1945 auch in anderen Vereinen aufrecht erhalten blieb. Andere Untersuchungen, beispielsweise über den Alpenverein oder die Bergrettung im Montafon, bestätigen diesen Sachverhalt.<sup>298</sup>

Auch andere ZeitzeugInnen betonen, dass soziale Ausgrenzung die Folge einer Nicht-Mitgliedschaft bei der Hitlerjugend gewesen wäre. In den allermeisten Fällen beteuern ErzählerInnen, die selbst Mitglied bei einer Organisation der Hitler-

---

298 Hessenberger, Edith: Berg(Kult)Touren. Aspekte des Bergsteigens und der (Er-)Lebenswelten am Berg. In: Hessenberger, Edith, Andreas Rudigier, Peter Strasser und Bruno Winkler (Hg.): Mensch & Berg im Montafon. Eine faszinierende Welt zwischen Lust und Last. (= Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 8) Schruns 2009. S. 147–234. Hier S. 199.

jugend gewesen waren, dass es keine Alternative dazu bzw. einen „Zwang zur Mitgliedschaft“ gab. Der 1924 geborene SZ stellt diese Aussage beispielsweise gleich an den Anfang seiner Ausführungen über die Hitlerjugend:

*SZ: Ja, ich war bei der Hitlerjugend. Da hat jeder mitgehen müssen, wer da nicht gegangen ist, da hat man sofort gesehen, „ja, holla, entweder ist er Kommunist oder sonst jemand“. Und wir sind alle, kann man sagen, klassenweise eingestellt worden. Da hat man natürlich Heimatabende gehabt und so weiter. Hat man uns präpariert und so weiter auf verschiedene ... Man hat auch sportliche Übungen gemacht. Das war dann natürlich immer so, am Sonntag oder wann, hat man immer Weitsprung und 1000 Meter-Läufe und so weiter gemacht. Sportlich sich betätigt oder man ist ins Bad gegangen und alle sind sie von Hitlerjugend aus. Ich war kein Führer, da waren andere da, ältere, die natürlich ein besseres Mundwerk gehabt haben und sich besser durchsetzen haben können. Manche haben dann natürlich auch, von den Führern dann, gute Stellungen bekommen, eben auch. Wenn sie sich gut betätigt haben und positiv betätigt haben. Ich hab mit 14 Jahren noch nicht begriffen, was das Ganze soll und was es bewirken kann. Erst später ist man dann draufgekommen, dass diese Partei ganz andere Ziele hatte, die man gar nicht verstand. Aber man musste praktisch gehen. Die Kleinen, bis zu 10 Jahren, waren die kleinen Pimpfe, die Anderen war die Hitlerjugend bis 16, 17. Bis sie eingezogen worden sind zum Arbeitsdienst oder zum Militär.*

SZs Erinnerungserzählung entspricht einer Rechtfertigungsgeschichte. Die Formulierungen „*Da hat jeder mitgehen müssen*“ und „*Und wir sind alle klassenweise eingestellt worden*“ sollen gleich eingangs klarstellen, dass man keine Wahl hatte. SZ spricht nirgends von Freude oder Abenteuer, er stellt sein Engagement bei der Hitlerjugend als Pflicht dar, bemüht sich allerdings zu betonen, dass er „*kein Führer war*“ und mit 14 noch nicht begriffen hätte, „*was das Ganze soll*“. Es ist typisch für Rechtfertigungsgeschichten, dass die ErzählerInnen sich bemühen darzulegen, dass sie die Ziele des Regimes bzw. auch die Rolle des Rädchen, das sie selbst hier darstellten, lange Zeit nicht erkannten und vor allem keine Möglichkeiten hatten, hier auf den Lauf der Geschichte Einfluss zu nehmen. Deutlich wird hier gleichzeitig eine gewisse „Normalität“ bzw. Selbstverständlichkeit, die die Mitgliedschaft in der HJ offenbar darstellte. Diese Normalität wurde erst im Rückblick als erschreckend oder unangemessen erkannt und bewirkt in der Folge rechtfertigende Tendenzen in der Darstellung.<sup>299</sup>

Nicht alle Interviewten beschreiben ihre Erinnerungen an die Hitlerjugend positiv oder auch neutral-distanziert. Ein großer Teil der ZeitzeugInnen stellt Propa-

299 Lippitz, Wilfried: Eine Kindheit im Nationalsozialismus. Erinnerungen eines Erziehungswissenschaftlers. In: Schlüter, Anne und Ines Schell-Kiehl (Hg.): Erfahrung mit Biographien. Tagungs-dokumentation der Duisburger Tagungen zum Thema „Erfahrungen mit Biographien“. Bielefeld 2004. S. 109–120. Hier S. 112.

ganda, Drill oder sogar Angst in den Vordergrund ihrer Erzählungen. Da ein stark hierarchisches System, das auf dem Recht des Stärkeren als Legitimation für größere Macht aufbaut, die weniger Starke verunsichern oder ängstigen muss, kann den Wenigsten bei dieser Darstellung a priori eine legitimierende Tendenz unterstellt werden. Schließlich wirkte aber auch die Propaganda und der Fanatismus der NationalsozialistInnen – in der HJ häufig repräsentiert durch die FührerInnen – beängstigend auf die ZeitzeugInnen, besonders angesichts einer bevorstehenden Niederlage des Deutschen Reichs im Zweiten Weltkrieg. Der 1935 geborene YZ erinnert sich an seine Angst vor dem HJ-Führer:

*YZ: Das war mit neun ... ich glaub das war im Jahr 44, also kurz vor Kriegsende, sind wir, alle Buben unserer Klasse, sind zu den Pimpf, hat man das genannt. Die junge HJ, das waren die Pimpf. Und früher hat man Uniformen bekommen, schwarze Samthosen und braune Hemden und Abzeichen und so. Aber das hat es nicht mehr gegeben, man hat sich dann nur so Abzeichen auf ein Hemd nähen lassen. Und dann haben wir einmal in der Woche zu einem Appell antreten müssen. Und da hat ein HL, Fähnleinführer oder wie er sich genannt hat, hat uns große Vorträge gehalten. Kann mich noch ganz dunkel erinnern, er war natürlich in Uniform und hat immer so unmögliche Sprüche gehabt, „Reiß dich zusammen, sonst reiß ich dir den Arsch auf!“ und solche Geschichten. Und dann hat er erzählt, „die feigen Linzer“, also ich kann das nur ungefähr sagen, „haben die Stadt nicht ordentlich verteidigt – das Ergebnis: die Russen sind jetzt da. Aber wir werden, wenn Not am Mann ist, auch das Gewehr in die Hand nehmen!“, zu neunjährigen Buben hat er das gesagt, „und für Volk und Führer und Vaterland kämpfen!“ Und uns ist schon ganz anders geworden. Solche Sachen haben wir dann in den Appellen gemacht. Dann haben wir Geländespiele gemacht. Da hat man so Tücher umgebunden gehabt und hat dem anderen das Tuch wegreißen müssen. Das war eine symbolische Fahne und wer am meisten Fahnen dann gehabt hat, das war der ... das war ja nicht so schlimm, das war ja ganz lustig. Aber an das kann ich mich so dunkel erinnern. Aber eines war dann interessant, dieser Herr HL, der hat im Dorf da eine Wohnung gehabt und wie die Franzosen da einmarschiert sind, ein paar Tage danach ist ein Rundschreiben an die ganze Bevölkerung gegangen, dass an jedes Haus eine Einwohnerliste angebracht werden muss. [...] und dieser Herr HL, an seinem Haus ist gestanden, HL – weiß nicht, wie der mit Vornamen geheißen hat, Staatsangehörigkeit Liechtenstein. Der war schon gar nicht mehr da, der war schon in Liechtenstein. Der große Vaterlandsverteidiger!*

YZs Erzählung hat einen für Geschichten über nationalsozialistische Persönlichkeiten beliebten, nahezu klassischen Aufbau. Zunächst werden der Fanatismus und auch die Unmenschlichkeit der Nazis im Zentrum der Geschichte ausführlich dargestellt. Als sich das Blatt mit dem verlorenen Krieg schließlich wendet, wird mit gewissem Sarkasmus beschrieben, wie sich der einstige Held als Feigling entpuppt und vor dem herannahenden Feind flieht. Im obigen Ausschnitt werden der

Fanatismus, aber auch der schließlich vollkommene Realitätsverlust der NationalsozialistInnen besonders drastisch dargestellt, indem neunjährigen Buben eröffnet wird, dass sie sich notfalls mit Waffen dem heranrückenden Feind entgegenstellen sollten. YZs Abschlussbemerkung „*Der große Vaterlandsverteidiger!*“ greift voller Ironie die Extreme dieser Situation auf und stellt den Fähnleinführer endgültig als Schwächling und Versager dar.

Dass allerdings der Einsatz von Hitlerjungen in den letzten Gefechten gegen die Alliierten durchaus Realität werden konnte, zeigt die Erinnerungserzählung des 1930 geborenen JQ, der in Graz aufwuchs, wo er in den letzten Kriegstagen als 15-Jähriger von Kampfhandlungen gerade noch verschont blieb:

*JQ: Ja, ich habe in der Stadt gewohnt. Ich habe die ganzen Bomben...*

*I: Wie war das da mit den Bomben...?*

*JQ: Ja, die habe ich alle mitgemacht. Und bei der HJ haben wir im letzten Jahr zwei Mal im Winter immer nach Südsteiermark, also Cilli und Alt Sauernbrunn und Radkersburg, und da hinunter müssen, Panzergraben machen und Schützengraben. Und über den Winter da haben dann die Spitfire auf uns geschossen, wenn wir heim gegangen sind durch die Schneewüsten. Und da habe ich ... und ihm Wehrertüchtigungslager war ich auch schon. Und Kollegen von mir, Hitlerjungen, haben den ersten Panzervorstoß von der Z-34, von der sowjetischen Armee, von Feldbach nach Graz abgewehrt. Da haben ... es waren 16-jährige Buben. Ich war erst 15. Da hat das noch nicht ... Mich haben sie noch nicht eingezogen. Und die haben sie mit Panzerfaust, praktisch 16 T-34 vor Graz abgeschossen. Das waren lauter so junge Buben wie ich. Ja. Aber uns hat eigentlich ... Uns ist es erst nach dem Krieg schlecht gegangen. Das muss ich Ihnen ehrlich sagen. Also wir haben während dem Krieg nichts ... ich war auch ziemlich begeistert. Aber als junger Mensch erlebst du das anders. Das von den KZ haben wir nie gewusst. Und das ist erst danach alles so ins Bewusstsein gekommen.*

In JQs Darstellung ist der Stolz auf die Leistung seiner HJ-Freunde im Kampf gegen die Sowjettruppen vor Graz spürbar. Seine Erinnerungserzählung konstituiert sich unter anderem aus Aufzählungen der Leistungen, die die HJ noch in den letzten Kriegstagen erbracht hat. Seine Ausführungen schließen Topoi ab, die zur Rechtfertigung dienen sollen: Bei den Aussagen „*Uns ist es erst nach dem Krieg schlecht gegangen*“ und „*Das von den KZ haben wir nie gewusst*“ handelt es sich um Phrasen, die nicht nur in vielen Interviews, sondern auch im Alltag häufig zum Einsatz kommen. Wie im obigen Ausschnitt entbehren diese zumeist eines unmittelbaren Zusammenhangs mit der Geschichte und antworten auf nicht gestellte Fragen bzw. erwartete Vorwürfe des Gegenübers. Dass JQ erklärt, er habe „*das von den KZ nicht gewusst*“ zeigt, dass er eine diesbezügliche Frage des Interviewers befürchtet. Dem (Un-)Wissen um die Verbrechen der NationalsozialistInnen und seiner Darstellung in den lebensgeschichtlichen Erzählungen ist an späterer Stelle ein Kapitel gewidmet.

Der Stolz auf die Leistungen, die in der HJ erbracht wurden, zieht sich durch einige Darstellungen der Kindheit und Jugend durch. Einerseits waren die ZeitzeugInnen in dieser Lebensphase besonders leicht zu begeistern und gleichzeitig zu manipulieren, andererseits muss festgestellt werden, dass in einigen Fällen die kritische Distanzierung gegenüber den Jugendorganisationen und manchmal sogar gegenüber dem Nationalsozialismus auch während der nachfolgenden 60 Jahre scheinbar nicht erfolgt ist. Der 1930 geborene HH erzählt, im Beisein seiner Frau IH, zum Beispiel im nachfolgenden Ausschnitt stolz von seiner Position als Fähnleinführer, hat bis heute seine Rede anlässlich Hitlers Geburtstag im Kopf und gibt diese in Ausschnitten sogar im Interview wieder:

*HH: Ich war ja der jüngste Fähnleinführer im Bann Dornbirn. Das heißt, ich war mit 13einhalb Jahren hab ich schon 140 Pimpfe unter mir gehabt. Und wenn ich dran denk, wenn ich dran denk, ich hab mit 12 Jahren damals – am 20. April hat man die Jungen aufgenommen – und wenn ich ...*

*IH: Hitlers Geburtstag.*

*HH: Hitlers Geburtstag, ja. Und ich kann mich noch erinnern genau, was ich damals gesagt habe. Da hat es zum Beispiel ... da hab ich gesagt, „mit dem heutigen Tage und mit diesem Appell werdet ihr nun in das deutsche Jungvolk aufgenommen. Zum ersten Mal in eurem Leben dürft ihr den Hitler ... den Dienstanzug der Hitlerjugend tragen. Bevor ihr aber aufgenommen werdet, gebe ich euch noch die Schwertworte mit auf den Weg. Die Schwertworte heißen, Pimpfe sind hart, schweigsam und treu. Pimpfe sind Kameraden. Des Pimpfes Höchstes ist die Ehre.“ Das hab ich damals gesagt [lacht].“*

Während HH die ideologische Indoktrinierung, deren kritische Reflexion bis heute kaum erfolgte, unüberhörbar stolz am eigenen Beispiel aufzeigt, thematisiert ein anderer Zeuge die Manipulation, die er in der Hitlerjugend erfuhr, sowie die Gewalttätigkeit, die unter den Kindern und Jugendlichen geschürt wurde, wesentlich kritischer. Eingangs räumt der 1927 geborene JJ ein, dass die hohe Bedeutung, die man im Nationalsozialismus den Kindern beimaß, denselben durchaus gefiel:

*JJ: Es hat dir schon gefallen, die Umherspringerei. Und ziemlich bald hat es dann das Jungvolk gegeben. Und die Hitlerjugend. Die einen die sogenannten Pimpf. Die sind von 10 bis 14 Jahren gewesen. Da musste jeder dazu. Und was hat man da gemacht? Da hat man in der Turn... wo jetzt das Kino ist, ist die Turnhalle gewesen. Da musstest du lernen, zu marschieren. Und da hat es dann ... Das ist auch so gleich brutal zugegangen. Da hat es dann die Sprüche gegeben: „Haut se, haut se, haut se auf de Schnauze, immer auf den Judengrind“. Judengrind<sup>300</sup> hat man damals schon gesagt. Und dann hat es den Spruch auch gegeben: „Die Wellen schla... gang durchs Rote Meer, die*

---

<sup>300</sup> Judenkopf.

*Wellen schlagen zu, die Juden sind jetzt hin.“<sup>301</sup> Man hat es halt, nur auf diese Art und Weise ist alles gewesen. „Und haun und schlahan anand i d’Schnorra“<sup>302</sup>. Also so ist es eigentlich ... brutal hat man dich eigentlich auf diese Art hin erzogen. Ob du wolltest oder nicht. Du bist halt marschiert und hast halt das machen müssen. Und ob es dir jetzt gepasst hat oder nicht. Und du hast eigentlich schon geglaubt, ja die Juden müssen ja ein furchtbare Volk sein, denn die haben ja die ganzen Deutschen auch ausgesaugt und so weiter, und ihr Blut vergiftet und Zeug. Du hast ja nie einen Juden gekannt. Wir haben ja keine gekannt.*

In dieser Darstellung wird die rückblickende Perspektive insofern deutlich, als der Erzähler mit deutlichem Abstand und einer gewissen Ironie seine Erfahrungen bei der Hitlerjugend reflektiert. JJ beschreibt den militärischen Drill und die Gewalt unter den Hitlerjungen. Die Hetze gegen die JüdInnen erscheint ihm nach Jahrzehnten heute als derart unglaublich und beinahe absurd, dass er die antisemitische Propaganda durch Zitate („denn die haben ja die ganzen Deutschen auch ausgesaugt und so weiter, und ihr Blut vergiftet und Zeug“) ins Lächerliche zu ziehen versucht.

Die wesentlichsten Punkte der Kritik an der Hitlerjugend sind die bereits beschriebene Gewalt unter den Mitgliedern sowie die paramilitärische Ausbildung und ideologische Indoktrinierung. Ein Zeitzeuge erinnert sich, dass er und andere Hitlerjungen unentgeltlich die Heuarbeit für einen Bauern, einen „Mordsnazi“, machen mussten, während dieser mit seiner Frau im Liegestuhl lag und ihnen bei der Arbeit zusah.<sup>303</sup> Mit dieser Erzählung möchte der Zeitzeuge den Missbrauch verdeutlichen, dem die Hitlerjungen zum Opfer fielen. Die ZeitzeugInnen sind zumeist bemüht, den Opferstatus, den sie als ideologische Zielgruppe des NS-Regimes heute für sich beanspruchen können, zu unterstreichen, um so auch positive Erinnerungen an die Hitlerjugend erzählen zu können und sich dennoch deutlich vom Nationalsozialismus zu distanzieren.

### 3.4.18. Im (Un-)Wissen um die NS-Verbrechen

Mehrfach wurde in Untersuchungen lebensgeschichtlicher Erzählungen belegt, dass sich besonders in Hinblick auf die NS-Zeit feste Formen des Erzählens entwickelt haben, zu denen vor allem das Relativieren, Moralisieren und Rechtfertigen

301 vermutlich: „Krumme Juden ziehn dahin, daher; sie ziehn durchs Rote Meer. Die Wellen schlagen zu, die Welt hat Ruh.“ <http://breslau-wroclaw.de/wb/pages/gallery/postkarte-ca.-19001222.php> am 2.5.2011.

302 Und hauen und schlagen einander auf’s Maul.

303 OP, geboren 1930.

zählen.<sup>304</sup> Ein Paradebeispiel dafür, wie Erinnerungen und Erzählungen durch die Erfahrungen während der Jahre zwischen dem Ereignis und der Erzählsituation überprägt werden und wie sehr die Darstellung des eigenen Lebens retrospektiv strukturiert wird, stellt der Erzählstoff des „(Un-)Wissens um die NS-Verbrechen“ dar. Dieses Thema erscheint den ZeitzeugInnen aus verschiedenen Gründen als heikel: Zuerst spüren sie in der (manchmal im Interview gar nicht gestellten) Frage, ob sie als ZeitzeugInnen während der NS-Zeit beispielsweise von der Ermordung von JüdInnen und anderen Menschen in Konzentrationslagern gewusst hätten, nicht selten implizit einen pauschalen Vorwurf an ihre Generation, dass sie damals Derartiges überhaupt zugelassen hätten.

Hinzu kommt eine Unsicherheit, die wohl aus den umfassenden Informationen über die NS-Verbrechen während der letzten Jahrzehnte entstanden ist. Dokumentationen in Form von Buch und Film widmeten sich diesem Thema ausführlichst, und für die ZeitzeugInnen ergibt sich hier häufig die Problematik, dass sich die eigenen Erinnerungen mit den Darstellungen der medialen Öffentlichkeit vermischen. Diese Tatsache ist den ZeitzeugInnen allerdings vielfach nicht bewusst. Schließlich ist es für manche ErzählerInnen heute schwierig damit umzugehen, dass sie damals sehr wohl zumindest über die Existenz der Konzentrationslager informiert waren und diese Tatsache als gegeben hinnahmen – während heutige moralische Vorstellungen nachfolgender Generation diese Haltung des Akzeptierens und Ausharrens nicht selten kritisieren.

All diese Faktoren bewirken in den Darstellungen der ZeitzeugInnen die Anwendung unterschiedlicher Erzählstrategien und schließlich das Beziehen teilweise entgegengesetzter Positionen. In Bezug auf keinen anderen Erzählstoff des 20. Jahrhunderts sind die ZeitzeugInnen so uneins, ob man nun damals in Kenntnis der NS-Verbrechen lebte oder nicht. Während ein Teil der ErzählerInnen feststellt, „jeder“ habe davon gewusst, behaupten andere, „niemand“ hätte davon gehört gehabt. Da die Ausschnitte in Bezug auf das (Un-)Wissen um die NS-Verbrechen sehr unterschiedlich, aber häufig sehr informativ sind, sollen sie nachfolgend umfangreich wiedergeben werden. Es folgen zunächst jene Erzählungen, in denen die ZeitzeugInnen vom allgemeinen Wissen um die verbrecherischen Pläne der NationalsozialistInnen berichten:

QJ ♀, geboren 1920:

*QJ: Aber der Hitler selber war ein Phänomen, ich habe ja selber Leute in der Familie gehabt, die ihn bewundert haben. Wo wir alle gesagt haben, „ja, sind die noch normal?“ Wissen denn die nicht, was vorgeht? Ich meine, das mit den Juden, das hat man sehr wohl gewusst. Das hat er in den Reden gesagt sogar. Hat er gesagt, die Juden gehören ausgerottet. Das haben sie laut gesagt.*

---

304 Lehmann, Albrecht: Über tabuisiertes Erinnern: Gruppenbild mit Hitler. In: Heidrich, Hermann (Hg.): Biographieforschung. Gesammelte Aufsätze der Tagung des Fränkischen Freilandmuseums am 12. und 13. Oktober 1990, Bad Wimsheim 1991. S. 61–76. Hier S. 65.

CC ♂, geboren 1933:

CC: Obwohl, die Deutschen sind ja die gleichen Banditen gewesen. Das sind schon „letze“<sup>305</sup> gewesen. [...] Und dann hat man natürlich mit den alten Leuten, die krank gewesen sind, abfahren wollen. Hat der Hitler alle weg haben wollen. Und ich weiß auch, einige Häuser in Bartholomäberg haben sie ein paar mal geräumt. Und da ist auch einer gewesen [...] den haben sie auch erwischen wollen. Den haben sie aber nicht erwischt. Abgehauen, und ist in die Schweiz runter. Der hat da eine Landwirtschaft betrieben, den hast du normalerweise am Tag gar nicht gesehen. Der ist immer ... in der Nacht hat er gefüttert, da hat er das Vieh raus gelassen, das ist da herum gewesen. Und sie haben ihn nicht erwischt. Und so haben sie noch mehr holen wollen, die sich natürlich versteckt haben. Der hat nur ein reines Volk wollen, der Hitler. Gelt, mit den Alten ab. [...]

Und unten, da weiß ich, da ist, glaub ich, ein Jugoslawe gewesen, der hat mit einer da ein Kind gehabt. Und da sind sie drauf gekommen. Und den hat man dann aufgehängt. Strafweis. Das hat der Hitler nicht wollen. Und da haben die ganzen Gefangenen zuschauen müssen, als man den aufgehängt hat. Und sie ... Ja, das Kind hat man dann auch genommen. Halt es ist verschwunden und mit ihr sind sie auch abgefahren. So scharf ist das gewesen. Ich mein, wenn sie ein Kind gehabt hat, wer hat das nicht, aber das hat der Hitler nicht gewollt. Und dass da alle zuschauen haben können, hat sie alle abgeschreckt, dass sie das nicht machen, weil das ist eine Drohung gewesen. Aber nachdem der Krieg dann fertig war, sind die Gefangenen wieder verschwunden und wieder gegangen.

OP ♂, geboren 1930:

OP: Ich sage immer, der Hitler selber wäre vielleicht nicht gerade so schlecht gewesen. Die „Hitler“<sup>306</sup> sind schlimmer gewesen. Die Anhänger, die er gehabt hat. Das sind schon brutale Männer gewesen [...]

I: Und von diesen KZ und so? Hat man da Angst gehabt, dass da ...

OP: Ja, wir haben einen Pfarrer gehabt, den haben sie dann da in Innerberg geholt ins KZ. Ist dann dort gestorben. Ist dort verhungert.

I: Wo? Dachau?

OP: Dachau. Der hat auch ... Ja halt, dass es, was weiß ich, was dann gewesen ist. Halt auch irgendwie nicht gefolgt hat er halt dann. Und gegen die Nazis halt ein bisschen ... gegen die Nazis ist er halt sehr gewesen. Und dann hat man ihn ... Einmal an einem Tag ist ein Auto gekommen. Und zwei weiß ich sonst, Innerberger, wo sie geholt haben, wo Behinderte gewesen sind, weißt du. [...] Wo das rote Auto gekommen ist. Ist so ein rotes Auto. „Vöglewaga“<sup>307</sup> hat

---

305 ganz schlimme.

306 „Hitler“ wird häufig als Pars pro Toto für die Gesamtheit der NationalsozialistInnen verwendet.

307 Vogelwagen.

*man gesagt. [...] Und die hat man dann halt vergast auch. Die hat man auch umgebracht. Da ist halt einfach nichts mehr „vöherko“<sup>308</sup>.*

*I: Ja was haben da die Leute gesagt?*

*OP: Da hast du nichts sagen dürfen. Wenn du da etwas gesagt hättest ...*

NN ♂, geboren 1912:

*NN: Dann bin ich nach Wien gekommen und habe dort den Umbruch mit erlebt. [...] Und politisch ist das damals sehr hart gewesen, weil in Wien hat es sehr viele Juden gehabt. Und da sind sie brutal vorgegangen. Da ist man brutal vorgegangen.*

*I: Haben Sie da noch eine Situation im Kopf? Können Sie sich da an was erinnern?*

*NN: Ja, die Geschäfte haben sie ihnen zu gemacht. Die Judenfrauen haben mit Zahnbürstchen die Zeichnungen wegmachen müssen. Da haben sie das Hakenkreuz drauf gemacht, und mit Zahnbürsten hat sie das von den Platten überall wegtun müssen, von den Wänden von den Geschäften. Ich kann mich nur erinnern, die kleinen Juden hat man erwischt. Die großen sind schon fort gewesen. [lacht]*

KP ♂, geboren 1929:

*I: Mhm. Und hat man das von den Verfolgungen gewusst? Von den Judenverfolgungen oder anderen?*

*KP: Ja, ich sag einmal die KZs sind einmal bekannt gewesen. Du hast ja, ich sag einmal, von der damaligen Führung hast du ja nichts erfahren. Ich weiß noch, der Vater hat anno 42 einen Radio gekauft. Schwarz, natürlich. [lacht] Den haben wir mit Fleisch bezahlt. Und dann hat man natürlich AusländerSendungen gehört, hauptsächlich. Und da bist du dann schon unterrichtet worden, was ... ich hab das ja dazumal nicht verstanden, ich bin ja ein junger „Lalli“<sup>309</sup> gewesen. Aber der Vater, der hat schon gewusst, was da lauft, gelt. Und sagen wir mal, im Krieg hast du nicht erfahren, was da abgelaufen ist, mit den Transporten nach Sibirien und was weiß ich wo. Und wie's im KZ zugegangen ist mit den Vergasungen und mit dem Zeugs. Das hast du erst später von Augenzeugen oder von Überlebenden von diesen ... ich habe eine Frau gekannt, die ist in Dachau gewesen. Die hat dann schon Sachen erzählt, ja das gibt es nicht. Es gibt ja heute noch Leute, die sagen das ist nicht so gewesen. Ich weiß das nicht. Ich hab das nie gesehen, ich hab das nur gehört. Ich kann auch nicht sagen, das ist so gewesen oder so gewesen. Ich kann nur sagen, wie es bei uns herinnen zugegangen ist. Da sind Leute verschwunden, die sind einfach abgeholt worden. Hat man gesagt, die sind krank oder was. Und die sind halt nicht mehr zurück gekommen, hat's geheißen die sind*

---

308 zurückgekommen.

309 Kerl.

*gestorben. Später hat sich dann heraus gestellt, die sind im KZ gestorben oder umgebracht worden. Ich kann da nicht urteilen. Ich bin ja nicht dabei gewesen. Aber es sind schon überall in Vorarlberg ... Wenn du jetzt so hörst, jetzt schreibt man ja überall groß und breit, sind überall Leute verschwunden. Und wie sie da mit dem Vallaster im Silbertal, der als Aufseher im KZ hunderttausende scheinbar vergast oder dabei war bei der Vergasung. Ob das wahr ist, das weiß ich nicht. Solche hat's halt schon gegeben. Also ich weiß da bei uns, in St. Gallenkirch kann ich mich nicht erinnern, dass einer außer den ein, zwei Alten irgendwer einmal verurteilt oder eingesperrt worden ist. Kann ich mich eigentlich nicht erinnern. Aber es ist natürlich in den ländlichen Gegenden, wo jeder jeden gekannt hat, ist es schon ein bisschen besser gewesen.*

Die Argumente dafür, warum schon während der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich auch den MontafonerInnen klar war, welche Verbrechen an der Menschheit dieses Regime zu begehen im Begriff war, sind vielfältig. QJ führt an, dass man bei den öffentlichen Auftritten und Reden der NationalsozialistInnen nur zuzuhören brauchte, um zu wissen, welche Methoden sie gegen wen anwandten. KP weist darauf hin, dass viele über das Hören verbotener Radiosender darüber informiert wurden, was im Deutschen Reich vor sich ging und von der Nazi-Propaganda geheimgehalten, oder zumindest nicht ausposaunt wurde. CC und OP erinnern sich konkret daran, dass man alte und vor allem behinderte Menschen in einem Wagen (der mit „Vögilewaga“ sogar eine eigene Bezeichnung hatte) abtransportierte und diese nicht mehr zurückkehrten.<sup>310</sup> Ebenso wurde mit Menschen verfahren, die ihr Andersdenken laut kundtaten, als Beispiel wird hier ein Pfarrer genannt. NN schließlich beobachtete in Wien, wie die NationalsozialistInnen JüdInnen in aller Öffentlichkeit malträtierten.<sup>311</sup> Was Kriegsgefangene oder ZwangsarbeiterInnen anging, wurde nicht davor zurückgeschreckt, im Falle ihres „Fehlverhaltens“ ein Exempel zu statuieren und sie als Warnung öffentlich hinzurichten. All diese Begebenheiten wurden, sofern sie nicht von den ErzählerInnen selbst beobachtet wurden, hinter vorgehaltener Hand weitererzählt und waren daher auch großen Teilen der Bevölkerung bekannt. Dass die in den obigen Ausschnitten dargestellten Begebenheiten und Maßnahmen natürlich auch das

<sup>310</sup> Vgl. Hinterhuber, Hartmann: Die „Ausmerze Erbkranker“, eine „bevölkerungspolitische Maßnahme“. Nationalsozialistische Verbrechen an psychisch Kranken und Behinderten aus Nord- und Südtirol. In: Steininger, Rolf und Sabine Pitscheider (Hg.): Tirol und Vorarlberg in der NS-Zeit. (= Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 19) Innsbruck 2002. S. 217–230.

<sup>311</sup> Vgl. Albrich, Thomas: „Die Juden hinaus“ aus Tirol und Vorarlberg: Entreibung und Vertreibung 1938 bis 1940. In: Steininger, Rolf und Sabine Pitscheider (Hg.): Tirol und Vorarlberg in der NS-Zeit. (= Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 19) Innsbruck 2002. S. 299–318. Albrich, Thomas: Die „Endlösung der Judenfrage“ im Gau Tirol-Vorarlberg: Verfolgung und Vernichtung 1941 bis 1945. In: Steininger, Rolf und Sabine Pitscheider (Hg.): Tirol und Vorarlberg in der NS-Zeit. (= Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 19) Innsbruck 2002. S. 341–360.

Meixner, Wolfgang: „Arisierung“ – die „Entjudung“ der Wirtschaft im Gau Tirol-Vorarlberg. In: Steininger, Rolf und Sabine Pitscheider (Hg.): Tirol und Vorarlberg in der NS-Zeit. (= Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 19) Innsbruck 2002. S. 319–340.

Ziel der nationalsozialistischen Politik und den Weg dorthin (mindestens) erahnen ließen, war jedenfalls jenen klar, die sich dafür interessierten.

KPs Erzählung zeigt auf, wie manche ZeitzeugInnen in ihren Darstellungen der NS-Verbrechen, und darüber hinaus in ihren Stellungnahmen dazu, vorsichtig bleiben. Mit dem Hinweis „Ich weiß das nicht. Ich hab das nie gesehen, ich hab das nur gehört“ stellt er, obwohl er selbst angibt, mit einer KZ-Überlebenden gesprochen zu haben, den Holocaust in Frage. Es kann angenommen werden, dass vorgeblich wissenschaftliche Publikationen von Holocaustleugnern<sup>312</sup> – oder die mediale Berichterstattung über diese Publikationen – bei manchen ZeitzeugInnen gerade aufgrund der eigenen Unsicherheit in Bezug auf die NS-Verbrechen (und die eigene Rolle diesbezüglich) auf fruchtbaren Boden fallen und gewissermaßen gerne gehört werden. KPs Feststellung „Es gibt ja heute noch Leute, die sagen, das ist nicht so gewesen“ unterstützt diese Interpretation. KP spricht im obigen Ausschnitt die Aufarbeitung der Verbrechen des Silbertalers Josef Vallaster in Sobibor an, mit der 2007 begonnen wurde und die das Tal zunächst in große Auffregung versetzte. Josef Vallaster flüchtete 1933 als illegaler Nationalsozialist nach Deutschland und wurde später als „Brenner“ in der Tötungsanstalt Hartheim und als Aufseher im Vernichtungslager Sobibor eingesetzt.<sup>313</sup> Anfangs wurde seitens der Bevölkerung massive Kritik an den wissenschaftlichen Bemühungen um die Klärung der historischen Sachverhalte geübt,<sup>314</sup> diese Kritik deutet auch KP mit seiner Aussage „jetzt schreibt man ja überall groß und breit. [...] Ob das wahr ist, das weiß ich nicht“ an.

Die Darstellung jener Erzählungen, in denen die ZeitzeugInnen von ihrer Unwissenheit um die Verbrechen in den KZs und an anderen Orten berichten, sind naturgemäß kürzer, da es sich häufig nur um eine kurze Stellungnahme wie „Von der Judenverfolgung haben wir nichts gewusst“ handelt. Nicht selten werden dieser und ähnliche Sätze entschieden oder sogar entrüstet vorgebracht. Sie dienen häufig dazu, den in einer Frage nach der damaligen Kenntnis mitschwingenden oder auch nur vermuteten Vorwurf der Mitwisserschaft oder gar Mitschuld zurückzuweisen. Meist ist das Subjekt des Satzes ein kollektives „wir“ oder ein „man“, eher selten wird „ich“ gebraucht, was darauf hindeutet, dass hier eine kollektive, im Lauf der Zeit zur Abwehr verfestigte Haltung vorliegt. Was genau „man“ nicht wusste, wird meist nicht erläutert – werden hier das Grauen der Vernichtungslager, das Massensterben in Arbeitslagern, die Deportationen oder das Gesamtausmaß der Verfolgung angesprochen? Bezeichnend ist weiters, dass – analog zu KPs Hinweis „Ich hab das nie gesehen, ich hab das nur gehört“ kaum je geleugnet wird, dass man etwas nicht gehört oder geahnt hätte, sondern vor allem vom Nicht-Wissen

312 Einer der in Österreich bekanntesten unter ihnen ist der Brite David Irving.

313 Vgl. Weber, Wolfgang: Von Silbertal nach Sobibor. Über Josef Vallaster und den Nationalsozialismus im Montafon. (= Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft 48) Feldkirch 2008. S. 50–62.

314 <http://www.erinnern.at/bundeslaender/vorarlberg/bibliothek/dokumente/josef-vallaster-aus-dem-silbertal-massenmorder-in-hartheim-und-sobibor> am 14.5.2011.

die Rede ist.<sup>315</sup> So kann, wenn schon nicht von einem umfassenden Wissen um die Verbrechen der NationalsozialistInnen, schon aufgrund der medialen Botschaften in Zeitungen, Radioansprachen und Reden (und nicht zuletzt aufgrund Hitlers Buch „Mein Kampf“) von der Informiertheit der Bevölkerung über die Ausgrenzung und Verfolgung der JüdInnen,<sup>316</sup> zumindest aber von der Kenntnis verschiedenster Gerüchte, Hinweise oder Teilverteilungen über den Judenmord und andere Verbrechen sehr wohl ausgegangen werden. Tatsächlich gehört die Frage, welche Kenntnis die zeitgenössische reichsdeutsche Bevölkerung von der Judenverfolgung hatte, zu den bisher nur unzureichend geklärten Problemen der Holocaust-Forschung.<sup>317</sup>

Zur Illustration sollen nachfolgend einige Beispiele wiedergegeben werden.

HH ♂, geboren 1930:

*HH: Und mit zwölf Jahren hab ich schon den Segelfliegerschein gemacht in Mitterdorf bei Kufstein und hab dort die A und B Prüfung gemacht. Damals haben wir die Flugzeuge noch hinaufgeschleppt. Und wir waren natürlich begeistert. Wir wussten ja nichts vom ah ... Umfeld ah ... des ... Nationalsozialismus. Und wir haben auch ... ich hab auch immer noch geglaubt bis zur letzten Minute, dass wir den Krieg gewinnen an und für sich.*

AZ ♂, geboren 1930:

*AZ: Und dann, wo der Hitler gekommen ist, da hat es gleich Kinderbeihilfe gegeben. Und Bergbauernentschuldung. Hat natürlich aufgeatmet, wo der Hitler gekommen ist. Aber es hat sich dann natürlich schon auch geändert. Und es hat dann das mit den Juden angefangen. Und jetzt hat man da eigentlich nicht gehört, von den Juden.*

*CZ: Nein, wir haben das nicht so gehört.*

*AZ: Aber halt, wo die jungen Leute einrücken mussten, das ist dann elend gewesen. Für diese Mütter hauptsächlich, wie unsere Mama, die hat furchtbar getan. Das ist auch für uns furchtbar gewesen, wenn da so ein junger Bub einrücken musste.*

JQ ♂, geboren 1930:

*JQ: Aber uns ist es erst nach dem Krieg schlecht gegangen. Das muss ich Ihnen ehrlich sagen. Also wir haben während dem Krieg nichts ... ich war auch*

315 Longerich, Peter: „Davon haben wir nichts gewusst!“ Die Deutschen und die Judenverfolgung 1933–1945. München 2006. S. 7f.

316 Schreiber, Horst: Nationalsozialismus und Faschismus in Tirol und Südtirol. Opfer – Täter – Gegner. (= Nationalsozialismus in den österreichischen Bundesländern 1) Innsbruck 2008. S. 274.

317 Longerich: „Davon haben wir nichts gewusst!“ S. 8.

ziemlich begeistert. Aber als junger Mensch erlebst du das anders. Das von den KZ haben wir nie gewusst. Und das ist erst danach alles so ins Bewusstsein gekommen. Ich habe, etwas habe ich miterlebt in Innsbruck. [...] Und das war im 38er, 39er Jahr, also wo die Übernahme von Österreich war. Und da habe ich festgestellt, da bin ich mit meiner Mutter einmal in die Stadt gegangen, nach Innsbruck. Und da war der Graubart<sup>318</sup>, das war ein Schuhgeschäft. Und das war ein Jude. Und da bin ich ganz entsetzt gewesen, weil da ist „Jude“ und Judenster... und ist ein „Hitler“ ... wie heißt man es, ein SA-Mann da vor der Türe gestanden. Und das ist alles leer gewesen. Und ich konnte das halt nicht kapieren, und habe meine Mutter gefragt. Und die hat mir das halt zu wenig genau erklärt, oder vorsichtig, wahrscheinlich, nicht. Ich weiß es ja nicht. Sie war eine begeisterte Nationalsozialistin. Ich verstehe das schon, weil der Vater war arbeitslos. Und da hat er natürlich dann eine Stelle bekommen und war dann etwas, gell.

I: In der Zwischenkriegszeit war er arbeitslos?

JQ: Ja, ja. Gell. Und das ist halt ... man muss diese Leute auch verstehen. Mein Vater hat sicher niemand etwas getan. Und ich verdamme ihn auch nicht, dass er die Meinung gehabt hat. Weil die Kommunisten und die sogenannten Heimatwähler waren ja auch nicht gut, damals. Das waren alles so ... so radikale Vereinigungen. Gell, da warst du entweder rechts oder links oder was, irgendwie faschistisch oder irgendetwas. Das war die Zeit so. Man kann da nicht alle Leute so verurteilen. Ja und dann, wie ich halt so gesehen habe, das Geschäft da, nicht richtig, da bin ich dann von der Schule ein paar Mal in die Stadt gegangen. Und da habe ich dann schon gesehen, wie sie da Judengeschäfte – es war zur Zeit von der Kristallnacht, wo so Judengeschäfte da geplündert und eingeschlagen und alles. Und das hat mich jahreweise beschäftigt. Aber ich habe nie jemand etwas gesagt und gefragt. Aber ich bin erst langsam nachher drauf gekommen, nach dem Krieg, was da so eigentlich los war. [...] Dann habe ich schon mitbekommen, dass man so nicht reden darf und so weiter wie man will und so weiter, gell.

WD ♀, geboren 1926:

WD: Mein Vater ist ein idealistischer Nationalsozialist gewesen, mit großen Idealen, nichts gewusst vom „Agravecht“<sup>319</sup> was dahinter gesteckt hat. Er ist im Ersten Weltkrieg schwer verwundet worden in Galizien, und hat sich freiwillig gemeldet in den Zweiten Weltkrieg. Und ist dann gleich Feldwebel gewesen. [...] Und dann ist er wieder zurück gekommen nach Wien, an den Hauptstandort, und da haben sie ihn schon erwartet, die Herren haben ihn degradiert und haben ihm alles heruntergerissen. Weil er einfach das Maul nicht gehalten hat. Er hat gesehen bei den ganzen Transporten, was den Landsern

---

318 Richard Graubart: [http://novemberpogrom1938.at/d/Gaensbacherstrasse.html#Gaensbacherstrasse\\_5](http://novemberpogrom1938.at/d/Gaensbacherstrasse.html#Gaensbacherstrasse_5) am 20.9.2011.

319 Misere.

*alles gestohlen worden ist. Kistenweise an Lebensmitteln, und alles was sie gebraucht hätten, im Feld draußen. [...] Er ist neun Monate unter der Erde als politischer Häftling eingesperrt gewesen, und ist ausgekommen. Und ist eben fortgekommen. Und von dort weg ist er eben da gewesen und hat ein Zimmer gesucht in Vandans. Und ist von dort weg ein schwerkranker Mann gewesen. [...] Und an dem ist er auch gestorben. Er hat dann Magendurchbrüche gehabt und Magenblutungen und die MS-Krankheit, die Schüttelkrankheit hat er gehabt. Und ist dann in Rankweil unten 1960 ist er gestorben. An seinen Kriegsfolgen ist er eigentlich gestorben. Für seinen Idealismus, wo sowieso alles miteinander ... heute kann man nur den Kopf schütteln. Das ist das Gleiche gewesen wie wir in der Schule auch, wir haben überhaupt nichts gewusst. Das hat man doch einfach nicht gewusst! Das hat niemand wissen dürfen, das hat man so gedreht, dass es niemand gewusst hat.*

Bei diesen Ausschnitten erfolgt der Hinweis auf das eigene oder allgemeine Unwissen um die NS-Verbrechen meist in Form eines unmittelbaren Einwurfs in die Erzählung. Besonders groß wird das Bedürfnis der ErzählerInnen, das eigene Unwissen zu beteuern, sobald sie Vorteile oder Freuden während der NS-Zeit erwähnen. Der Hinweis, man habe nichts von den Gräueltaten gewusst, fungiert hier als Rechtfertigung dafür, dass man die Ausbildung zum Segelfliegerpiloten, die Kinderbeihilfe oder die Bergbauernentschuldung sehr wohl annehmen und genießen durfte, weil man ja nicht wusste, welche Verbrechen das Regime zur selben Zeit plante oder durchführte. JQ beschreibt sogar die von ihm beobachteten Zeichen der Jüdinnenverfolgung, rechtfertigt dabei noch die politische Überzeugung seiner Eltern mit der damals grassierenden Arbeitslosigkeit und sucht mit den unschuldigen Beschreibungen seiner kindlichen Beobachtungen zu untermauern, dass er das alles damals nicht verstanden habe und es ihm auch nicht erklärt worden sei. Die politische Überzeugung seiner Eltern rechtfertigt er mit einem Hinweis auf eine allgemein radikale Stimmung, die die Menschen zu entweder linken oder aber rechten FaschistInnen gemacht habe. Auch bei WD steht größtenteils die Verteidigung ihres Vaters im Vordergrund, dessen nationalsozialistische Haltung sie mit dem Hinweis auf seinen Idealismus zurechtzurücken versucht. Seine Überzeugungen hätten ihn letztlich (durch die eigenen Leute) sein Leben gekostet, was für WD das politische Engagement für eine Sache „über die man heute nur den Kopf schütteln“ könne, quasi ausgleicht. Abschließend beteuert die Erzählerin immer wieder, dass „man“ – sie meint hier wohl nicht nur sich selbst, sondern auch ihren Vater – „einfach nichts gewusst“ habe.

Es ist auffallend, dass in jenen Erzählungen, die ausdrücklich das Unwissen über die NS-Verbrechen für sich beanspruchen, seitens der ErzählerInnen kaum eine Distanzierung zum Nationalsozialismus und seinen Idealen erfolgt. Wenn die Möglichkeiten, die jungen Menschen oder verschuldeten Bergbauern etc. geboten wurden, oder der Idealismus des überzeugt nationalsozialistischen Vaters in den Erzählungen lobend erwähnt werden, und gleichzeitig betont wird, niemand habe gewusst, dass und in welchem Ausmaß Menschen verfolgt wurden, so kommt es

hier zu einer für Erzählungen über den Nationalsozialismus typischen Strategie der Trennung zweier doch untrennbar miteinander verbundenen Aspekte dieser faschistischen Politik. Am Ende dieses Kapitels muss festgestellt werden, dass nichts zu wissen wohl vor allem möglich war, die nichts wissen wollten.<sup>320</sup>

### 3.4.19. Repressives NS-System

Zahlreiche ZeitzeugInnen weisen in ihren lebensgeschichtlichen Erzählungen auf das Leben unter dem nationalsozialistischen Regime als Jahre voller eingeschränkter individueller Freiheit hin. Es wird ein Klima der Angst, des Spitzelwesens, des prinzipiellen Misstrauens, des großen Drucks zur Gleichschaltung und schließlich der Unsicherheit ob der Ziele der NationalsozialistInnen und der eigenen Zukunft gezeichnet. An welchen Aspekten sich diese Formen der persönlich empfundenen Repression besonders festmachen lassen, ist Inhalt dieses Kapitels.



Abb. 39: NS-Aufmarsch in Schruns (Sammlung Bruno Hueber/Montafon Archiv)

Der Erzählstoff, der von großem Druck auf und schließlich Bestrafung von Menschen mit anderer politischer Gesinnung handelt, wird von den ZeitzeugInnen besonders gern und ausführlich mithilfe persönlicher Anekdoten gestaltet. So wird beispielsweise erzählt, wie die Eltern nach erstem Widerstand mittels Ultimatum gezwungen wurden, die Hakenkreuzfahne aus dem Fenster zu hängen (AC), oder dass die Vergabe einer Alpenvereinshütte rein nach politischer Gesinnung der AnwärterInnen erfolgte (ZA). Der 1924 geborene SZ schildert ganz allgemein die Stimmung, die von ständiger Angst vor Diffamierung geprägt gewesen sei:

320 Vgl. Pichler: Nationalsozialismus in Vorarlberg. S. 317–346.

SZ: Ja, aber wie gesagt, ich hab mich da nicht irgendwie an die Öffentlichkeit gewandt oder irgendwie Propaganda gemacht und so weiter. Man hat mittun müssen, weil man sonst einfach diffamiert worden wäre. Beruflich, auch sonst als Mensch. Wenn sonst überall „Heil Hitler“ und so weiter, dann kannst du nicht nicht „Heil Hitler sagen“. Die Leute können das dann gar nicht verstehen, was damals für eine Stimmung war, 1938, 39. Ich war da ein Idiot, dass ich da mitgemacht hab, aber das war nicht so, dass man halt sagen hat können, die können mir alle dreimal den Buckel runter rutschen. Man hat gesehen, dass es Folgen gehabt hätte, wenn man sich zu sehr von ihnen absetzt. Man hat so tun müssen, wie wenn man „Jaja, machen wir halt auch mit, es hilft alles nichts“. Man hat halt den Schein waren müssen, aber sonst direkt dagegen war nicht günstig. Weder beruflich, noch gesellschaftlich. Hat man nichts gewonnen, wenn man sich zu sehr abgesetzt hätte. Gut, es hat geheißen, ihr seid Feiglinge, aber es ist halt jeder seinem Hemd näher als dem des anderen.

In diesem Ausschnitt nimmt SZ klar Stellung zu seiner Haltung während der NS-Zeit, in der er fühlte, keine andere Alternative als Kooperation zu haben. Der Erzähler bezeichnet sich selbst deshalb als „Idiot“, räumt also einen Irrtum ein und rechtfertigt diesen schließlich mit einer Redewendung, die den eigenen Nutzen als oberstes Ziel umschreibt. Während SZ klar zu seiner wenig couragierten, ängstlichen Haltung steht und diese als notwendig darstellt, verzeichnen sich einige andere ZeitzeugInnen in Bezug auf das repressive NS-System auf der politisch und menschlich entgegengesetzten Seite. Nachfolgend kommen JJ und DD mit Erzählungen von ihren mutigen, beinah heldenhaften Müttern zu Wort:

JJ ♂, geboren 1927:

JJ: Also irgendwie furchtbar dieser Hass, der da gewesen ist. Und alles ist so total organisiert gewesen, total organisiert. Man hat auch immer Angst gehabt. Man hat Angst gehabt, wenn man irgendetwas sagt. Und meine Mama, die hat sich halt immer getraut, irgendetwas zu sagen oder vielleicht ist sie so zu naiv gewesen. Hat auch, wo der Krieg angefangen hat, hat sie gesagt zur Nachbarin, zu der wo da gespuckt hat: „Ja, es wird halt gehen wie im Ersten Krieg, da haben wir halt auch zu wenig zu essen gehabt“ und so weiter. Jetzt hat man sie gleich angezeigt. Der Papa ist gerade beim Grenzschutz gewesen. Hat sie vor ein Parteigericht müssen. Da hat man ihr gesagt, wenn sie noch einmal so etwas Schädigendes sagt für die Bewegung und für Deutschland, dann kommt sie weg, dann kommt sie nach Dachau. Dann hat sie noch einmal so einen Blödsinn gesagt. Wir haben immer gesagt: „Mama sei einmal still.“ Dann sind diese Hitler-Reden übertragen worden und dann hinterher hat man immer so geklatscht. Und meine Mama hat gesagt: „Die werden schon eine Klatschmaschine gehabt haben, dass es so getan hat.“ Ja, dann haben wir auch immer Angst gehabt, jetzt nimmt man sie dann nach Dachau.

DD ♂, geboren 1945:

*DD: Ich bin 1945 geboren. Hier war noch alles wegen der Nazizeit in wahn-sinnigem Aufruhr drinnen. Weil natürlich diese Nazis langsam die Hosen voll hatten und doch Angst hatten. Da wollten sie noch alles wieder nochmal gerade rücken und haben nochmal viel Macht ausgeübt, dass sie diese Lage halten hätten können. Was ja sowieso sinnlos war. Und hier ist dann natür-lich auch vieles passiert. Das heißt auch, das möcht ich grad noch dazusagen, als meine Mama mit mir schwanger war, da hat sie – sie war halt ein „gra-der Michl“<sup>321</sup> – halt einmal den Mund zu weit aufgemacht, das ist dann zu den Nazis gedrungen und nachher haben sie sie mitgenommen, verhört und natürlich mit ihren Methoden, als eine Hochschwangere. Weißt du, wenn du nicht das gesagt hast, was sie hören wollten, haben sie die Finger eingeklemmt. Ihre Finger waren dann das ganze Leben lang steif. Einfach Türe auf und hinten auf die Türe rauf.*

Auch JJ und DD thematisieren hier, wie zuvor SZ, die Repression und die Gewalt durch die NationalsozialistInnen auf die Bevölkerung. Anders als SZ lassen sie an der Beschreibung dieser Repression die Heldinnen ihrer Geschichte – in beiden Fällen die Mütter – wachsen und verleihen ihnen durch ihren Mut und ihre unbe-irrbare Standhaftigkeit in der freien Meinungsäußerung eine heldinnenhafte Rolle. Nicht zuletzt fällt ein gewisses Prestige der beherzten Frauen auf die Erzähler als Nachkommen ab, was sicherlich auch einen Antrieb zu diesen Erzählungen darstellt.

In ihrer Aussage sind sich somit die Erzählungen sowohl von SZ als auch von JJ und DD sehr ähnlich: Die Nazis bemühten sich mit allen Mitteln, Anders-Denken und freie Meinungsäußerung zu unterbinden, und sie zwangen die Menschen nach Möglichkeit zur Gleichschaltung und Teilnahme. In ihrer Ausgestaltung folgen die Erzählungen der drei Männer allerdings zwei verschiedenen Mustern, die sich in Bezug auf die Geschichten von Repression im Montafon durch die NationalsozialistInnen immer wieder feststellen lassen. Die eine Form der Mustererzählung nutzt das Thema der Repression als Rechtfertigung für das eigene angepasste Verhalten, während in der anderen Form der Mustererzählungen die HauptdarstellerInnen durch ihren Widerstand gegen diese Repression zu HeldInnen avancieren.

Als Sanktionen, die widerständige MontafonerInnen zu spüren bekommen hätten können, wurden bereits Diffamierung im Dorf, Gewalttätigkeit und die Drohung mit Deportation in ein Konzentrationslager angesprochen. Besonders letztere Sanktion wird von den ZeitzeugInnen häufig erwähnt. In Bezug auf den Hinweis „man wäre sofort nach Dachau gekommen“, wenn man sich hier oder dort von den Nazis distanziert hätte, kann durchaus von einem Topos gesprochen werden. Dass einfache LandwirtInnen oder ArbeiterInnen aufgrund einer kritischen Äußerung in ein Konzentrationslager gekommen wären, stellt historisch betrachtet eine

---

321 ehrlicher, aufrechter Mensch.

unwahrscheinliche Ausnahme dar. Dennoch sprechen die ErzählerInnen stets davon, dass man etwa den Nachbarn „geholt und vergast“ hätte, wenn man von seiner Kritik an der „Regierung Hitlers“ gehört hätte (RR), dass es „Spitz und Knopf stand damit der Däta nicht nach Dachau“ kam, weil er den Sohn nicht zum Wehrertüchtigungslager lassen wollte (AC), oder dass die „Ahna ins Dachau“ gekommen wäre, weil sie eine Gegnerin der Nazis war (JJ). In keinem der Fälle kann von einer realistischen Bedrohung durch eine Deportation ausgegangen werden – was verdeutlicht, dass es sich hier weniger um „Angstgeschichten“<sup>322</sup> über eine selbst erlebte Gefahr handelt, als vielmehr um einen Topos, der gerne in Zusammenhang mit unangepasstem Verhalten bedient wird.

Einen weiteren wichtigen Erzählstoff stellen die Themenbereiche des Spitzelwesens und der Denunziation während der NS-Zeit dar. Auch hier folgen die Erzählungen einem bestimmten Muster, wie die nachfolgenden drei Ausschnitte aufzeigen können:

RI ♂, geboren 1910:

*RI: Ich bin bei der SA gewesen, weil alle Jungen sind bei der SA gewesen. Und eines schönen Tages habe ich auf einmal eine Anzeige bekommen, das heißt ich habe müssen ins Vallüla-Haus kommen, und da hat mich ein Kollege verklagt, ich tät nicht grüßen und ich hätt dumme Sprüche gemacht und ich täte nicht „Heil Hitler“ sagen. Und da hat man mich angeklagt. Wahrscheinlich hat mich der wollen [von der Firma, Anm.] abschieben, dass ich einrücken muss, weil das ist schon 1940 gewesen. Da ist schon der Krieg losgegangen. Und dann ist da die Besprechung gewesen, da ist ein höheres Vieh da gewesen, und da hat mich dann wieder ein Mann, ein Mitarbeiter, und das ist ein Deutscher gewesen, der ist aber noch eine Stufe höher eingestellt gewesen als wie ich, gell. Und der hat mich da verteidigt und wirklich geschaut, dass ich nicht bestraft werde. Weil die Strafe wäre gewesen Einrücken, damals.*

BD ♀, geboren 1927:

*BD: Da haben wir, unter dem Krieg war das noch, einmal die Stube ausmalen lassen. Und da haben wir einen Malermeister gehabt von Vandans, Schoder hat er geheissen, und das Männli – mir ist das halt schon ein älterer Mann vorgekommen – hat da die Stube gemalt. Und da hat es doch früher die Einrichtung gegeben, beim Hitler, das Pflichtjahr, oder. Da haben müssen die „Maiggana“<sup>323</sup>, die wo ausgeschult sind, haben müssen ein Pflichtjahr machen. Und eine Bekannte von Bregenz, da ist der Vater ein fanatischer Nazi gewesen, da hat das „Maiggi“ bei uns das Pflichtjahr gemacht. Und jetzt hat das Männli*

322 Michel: Biographisches Erzählen. S. 119.

323 Mädchen.

*hat halt da über den Hitler „ahag'haut“<sup>324</sup>. Und das Maiggile hat das gehört, und geht her und zeigt den an bei der Gendarmerie. Und dann sind die Gendarmen gekommen und haben das Männli wieder – „frisch g'set“<sup>325</sup> – eingesperrt. Wir sind dann noch, der Vater und der Gendarm, den wo er kennt, sind dann noch zu reden gekommen, dass man dem Männli nichts antut. Aber so ist das dann in den Kindern auch schon drinnen gewesen, oder.*

OP ♂, geboren 1930:

*OP: Also wir haben damals noch keinen [Radio, Anm.] gehabt. Aber in Innerberg ist jetzt einer gewesen, unter der Kirche hat er gewohnt. Und er hat Schwarzsieder gehört. Und so ein Nazibonze hat vor dem Fenster draußen gehorcht, und hat das gemeldet. Am anderen Tag ist er schon fort gewesen, ist er schon ins KZ. Aber er ist dann wieder ... sie haben ihn dann wieder entlassen, weil vier Buben im Krieg gewesen sind. Das ist ein Milderungsgrund gewesen. Im Silbertal unten ist einer gewesen, der hat eine Kuh schwarz geschlachtet. Und da sind sie ihm drauf gekommen. Und den haben sie auch geholt. Haben sie auch eingesperrt. Und dort sind sechs Buben im Krieg gewesen. Bei dem sind ja zwölf Kinder gewesen. Sechs sind im Krieg gewesen und zwei sind gefallen. Und den haben sie dann auch begnadigt. Den haben sie auch heim gelassen. Ja, da hat man schon ... hast du dich schon fast nicht mehr getraut, zu reden, weißt du. Nicht gewusst, wenn irgendwo ein Spion um ist, wo dich hinhängt.*

*I: Aber hat man schon gewusst, wer eher dafür ist ...? [...]*

*OP: Das hat man schon gewusst, ja. Ja. Aber es hat halt auch solche gegeben, wo dir ins Gesicht hinein schön getan haben, und hätten dich hinter dem Rücken auch hingehängt. Hat es auch gegeben. Solche falschen Leute hat es auch gegeben. Ja, man hat halt einfach niemandem trauen können.*

In allen Erzählungen kommt es zur Anzeige oder Denunziation eines Unschuldigen oder zumindest einer Person, deren Vergehen (Hören eines verbotenen Radiosenders, Schimpfen über Hitler, Schwarzschlachten etc.) aus heutiger Perspektive nicht mehr verwerflich ist und in Bezug auf die damalige Situation im Gegenteil respektiert wird. Ihr Gegenpart in der Mustererzählung ist einE DenunziantIn, einerseits als „Kristallisierungsgestalt des Bösen“<sup>326</sup> und überzeugter, berechnender Nazi dargestellt, andererseits verkörpert durch ein naives Mädchen, das selbst als Opfer des Regimes und seiner Propaganda vorgestellt wird. In allen Fällen können die schlimmsten Folgen der Anzeigen abgewendet werden, der werthaltige Endpunkt der Denunziationsgeschichten ist die Darstellung des moralischen Verfalls, des Misstrauens sowie auch des teils fanatischen Extremismus, der in Zeiten der Macht der NationalsozialistInnen die Gesellschaft prägte.

324 geschimpft; über ihn hergezogen.

325 etwa: offen gesagt.

326 Lehmann: Reden über Erfahrung. S. 129.

### 3.4.20. Auflehnung und Widerstand

Eng verbunden mit den Beschreibungen der Repression durch die NationalsozialistInnen und die nationalsozialistische Politik sind Erzählungen von Auflehnung und Widerstand. Dabei handelt es sich vor allem um Widerstand im kleinen Maßstab, etwa um die Weigerung, die Hand zum Gruße zu heben, mit „Heil Hitler“ zu grüßen oder einen sinnlos erscheinenden Befehl zu missachten. Unter Widerstand werden, neben dem bewussten Willen und aktiven Handeln, das zur Veränderung oder Beseitigung des Nationalsozialismus beitragen soll, durchaus auch unangepasste Verhaltensweisen und Widersetzlichkeiten verstanden. In diesem Sinne sind auch Gehorsamsverweigerung, verbotenes Radiohören, Kritik und Witze, Umgang mit regimefeindlichen oder verfolgten Menschen etc. ebenfalls als Akte des Widerstandes anzuerkennen.<sup>327</sup>

Ähnlich wie bei den im letzten Kapitel erwähnten Denunziationserzählungen machen auch die Erzählungen von Auflehnung und Widerstand gegen die Nazis ihre zentralen AkteurInnen meist zu schneidigen HeldInnen. Der 1934 geborene CD erzählt nachfolgend, wie sich sein Vater einem Befehl des Ortsgruppenleiters widersetzte, da er ihm als nicht sinnvoll erschien und ihn in einer wichtigen Arbeit behinderte. Der Vater war sich möglicher Konsequenzen bewusst und vermochte das Schlimmste gerade noch abzuwenden:

*CD: Und gegen Ende des Krieges ist es fast immer spitzer geworden. Die Leute haben immer mehr nicht mehr getraut. Ich weiß dann nur noch, der Vater hätte mit der Winterhilfswerksbüchse sammeln müssen an einem Samstag. Und er musste immer bis am Samstag zu Mittag arbeiten. Und dann sagt mein Vater zum Ortsgruppenleiter in Tschagguns: „Sei so gut und schick solche halberwachsene Buben, 15, 16-Jährige, ich muss Butter abliefern, ich muss Fleisch abliefern, und Eier abliefern, und habe nur einen halben Tag, um zu arbeiten. Lasst mich doch arbeiten, dass ich auf der Landwirtschaft ... und schickt ...“ Und dann sagt der Ortsgruppenleiter zum Vater: „Gehst du jetzt sammeln, AD, oder nicht? Sonst rückst du in der nächsten Woche ein“. Da sagt mein Vater keck und fest: „Nein, ich gehe nicht sammeln.“ Und der Vater geht ins Haus und erzählt das meiner Mutter, was da vor dem Haus vorgefallen ist. Und dann sagt meine Mutter: „AD, jetzt musst du aber schnell etwas unternehmen“. Und mein Vater hat ein bisschen geräuchertes Fleisch eingepackt und ein Kilo Butter. Und er hat in Feldkirch unten einen sehr guten Anwalt, das ist fast ein Jugendfreund gewesen von meinem Vater, gekannt. Und der hat immer ein bisschen schwarz gehandelt mit ... ist halt für seine Familie zum Vater gekommen und hat dann hin und wieder einmal ... mein Vater hat schwarz geschlachtet, und nicht nur für sich, auch für andere. Und da hat er halt auch ein bisschen mitgelebt, der Mann da unten. Und dann hat der Vater ihm das alles erzählt, wie es zugegangen ist. Das ist an einem Sams-*

<sup>327</sup> Schreiber: Nationalsozialismus und Faschismus in Tirol und Südtirol. S. 292f.

*tag gewesen. Am Dienstag hat der Vater die Einberufung bekommen, sich zu stellen zum Heer, da und da. Ich weiß nicht mehr wohin. Und dann musste der Vater telefonieren. Das haben sie ausgemacht. Und am Donnerstag ist der Ortsgruppenleiter eingerückt für den Vater. Da hat sich das Blatt ganz krass gewendet. Und dann sagt er zu mir auch: „Bub, jetzt hast du es gesehen, wie schnell sie einen haben. Erzähl ja nie etwas in der Schule. Und sei still über das Zeug, was da vorgefallen ist. Niemandem etwas sagen.“*

Unüberhörbar stolz erzählt hier CD von seinem „*kecken und festen*“ Vater, dem er in dieser Geschichte Standhaftigkeit, aber auch Klugheit und die erforderlichen guten Netzwerke zu wichtigen Personen attestiert. Dass sich CDs Vater den Ordern des Ortsgruppenleiters nicht beugte, kann durchaus als Akt des Widerstandes anerkannt werden. Eng verbunden mit dem Selbstbewusstsein, und vor allem der Möglichkeit, NationalsozialistInnen im Ort die Stirn bieten zu können, ist in CDs Erzählung die Tatsache, dass der Vater schwarz schlachtete und das Fleisch und andere Produkte am Schwarzmarkt handelte. CDs Vater akkumulierte und pflegte auf diese Weise (soziales) Kapital und Netzwerke. Schwarzschlachten oder andere Tätigkeiten am Schwarzmarkt werden von den ZeitzeugInnen in den Erzählungen schon an sich häufig als eine Art des Widerstandes dargestellt, auch wenn hier die nationalsozialistische Gesetzeslage im Grunde genommen einen Boden für diesen Wirtschaftszweig bereiteten. Die Tatsache, dass die HändlerInnen am Schwarzmarkt gutes Geld verdienten, kann ihre positive Wahrnehmung in der Erinnerung der ZeitzeugInnen kaum trüben, da sie auch den eigenen Familien den Genuss von sonst kaum erhältlichen Produkten ermöglichten. Im Detail soll auf diesen Erzählstoff im nachfolgenden Kapitel eingegangen werden.

Eine besonders markante Mustererzählung zum Erzählstoff Widerstand thematisiert die sogenannte Volksabstimmung über die Vereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich am 10. April 1938. Tatsächlich wies Vorarlberg unter den österreichischen Bundesländern mit 98,1 % Ja-Stimmen die geringste Anzahl von „Anschluss“-BefürworterInnen auf, generell war die Zustimmung in den Zentren höher als in der Peripherie.<sup>328</sup>

Mehrere ErzählerInnen berichten, unter anderem über dieselbe Gemeinde, von einer konkreten Anzahl an „Nein“-Stimmen, um schließlich aufzuzählen, wer die „Nein“-Stimmenden gewesen seien. Dabei wird zumeist berichtet, dass die eigenen Eltern oder der Familie nahestehende Personen gegen den „Anschluss“ gestimmt hätten – die angegebenen Namen decken sich in den Erzählungen der verschiedenen ZeitzeugInnen allerdings nicht. Diese Tatsache unterstreicht, dass es sich hier um eine Mustererzählung handelt, die weniger historisch belegbar ist als sie die antifaschistische Gesinnung der eigenen Familie unterstreichen soll. Als Beispiel soll nachfolgend die Erzählung des 1929 geborenen KP angeführt werden:

---

328 Weber, Wolfgang: „Die sich vom Westen nach Osten erstreckende Wurst ...“ Aspekte der NS-Herrschaft in Vorarlberg, Tirol und Salzburg 1938–1945. In: Tálos, Emmerich u.a. (Hg.): NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch. Wien 2001. S. 260–291. Hier S. 271.

*KP: Da sind dann die Wahlen gewesen und da sind in St. Gallenkirch, also von der ganzen Gemeinde, vier „Nein“ gewesen. Und ich weiß genau, wer das gewesen ist. Das war der Vater und die Mutter und die beiden Schwestern der Mutter. Meinem Vater und meiner Familie hat das nicht gepasst, das System.*

Ein anderer Zeitzeuge (CY) wiederum berichtet, dass ein ortsbekannter Schwarz-Metzger sowie der damalige Pfarrer als einzige „Nein“-Stimmen im Ort gegen die Vereinigung gestimmt hätten. Wie schon im vorhergehenden Ausschnitt von CD wird in CYs Erzählung über die Nein-Stimme des Schwarz-Metzgers das Thema des Schwarzmarktes in Zusammenhang mit dem Leisten von Widerstand gegen die NationalsozialistInnen angesprochen. Diese Tatsache zeigt einerseits auf, dass das Auflehnern gegen die nationalsozialistische Obrigkeit häufig eine Folge persönlicher Nachteile (oder des Schaffens von persönlichen Vorteilen) war bzw. dass die ErzählerInnen sehr rasch von „Widerstand“ sprechen, wenn Menschen sich aus privaten wirtschaftlichen Gründen gegen die Nazis stellten. Akte der Auflehnung und des Widerstandes haben im Laufe der Rezeption des Nationalsozialismus während der letzten 60 Jahre zunehmend an Prestige gewonnen, dieses Prestige spiegeln auch die häufigen Erwähnungen in den lebensgeschichtlichen Erzählungen wider.

### 3.4.21. Schwarzhandel, Schwarzschlachten, Schwarzhören

Wie bereits ins mehreren vorangegangenen Kapiteln deutlich geworden ist, stellt das Thema des illegalen „schwarzen“ Agierens einen besonders beliebten Erzählstoff dar, der in fast allen lebensgeschichtlichen Erzählungen Eingang findet. In den vorhergehenden Ausführungen über die Widerstandserzählungen der ZeitzeugInnen wurde bereits angedeutet, dass „schwarz“ Handeln in den Erzählungen häufig als Akt der Auflehnung oder des Widerstandes interpretiert wird und als solcher im Rahmen der kritischen Auseinandersetzung mit der NS-Zeit hohes Prestige genießt. Eine solche Lesart sieht derlei illegale Tätigkeiten als Akt des zivilen Ungehorsams gegen das nationalsozialistische Regime und bewertet sie darob vor allem positiv. Es kann in der Bewertung der politischen Relevanz des Schwarzhandels, des Schwarzschlachtens oder des Feindsender-Hörens allerdings nicht außer Acht gelassen werden, was die Beweggründe für diese Akte des Ungehorsams waren.<sup>329</sup> In diesem Zusammenhang muss vorab festgestellt werden, dass die Bewertung dieser Handlungen als Formen des Widerstandes besonders dann in Frage gestellt werden muss, wenn die jeweiligen Personen wirtschaftliche Vorteile aus ihrem Verhalten zogen – was in den meisten Darstellungen dann doch der Fall ist.

Durch die Rationierung und Zuteilung aller Lebensmittel über Marken blühte während des Zweiten Weltkrieges der Schwarzmarkt auf und auf den Landwirtschaften wurden zunehmend Lebensmittelabgaben unterschlagen. Den Erzählun-

<sup>329</sup> Löffler: Zurechtgerückt. S. 38.

gen der ZeitzeugInnen zufolge stellten insbesondere das Schwarzschlachten, aber auch das „schwarz“ Herstellen von Butter sowie das illegale Mahlen von selbstan gebautem Getreide eine Selbstverständlichkeit für die MontafonerInnen in dieser Zeit dar. Ein typischer Bericht über die Selbstverständlichkeit des Schwarzschlach tens klingt etwa wie die nachfolgende Schilderung des 1930 geborenen BB:

*BB: Und dann haben wir zwei Kühe gehabt. Während des Krieges ... waren zwei gute Kühe, konnte man noch etwas schwarz Butter machen. Und durch die Landwirtschaft hatte man noch eigene Kartoffeln, man hat Weizen gehabt. Man hat Hühner ... jedes Jahr im Herbst hat man ein Schwein selber geschlachtet und so haben wir uns über die Runden gebracht.*

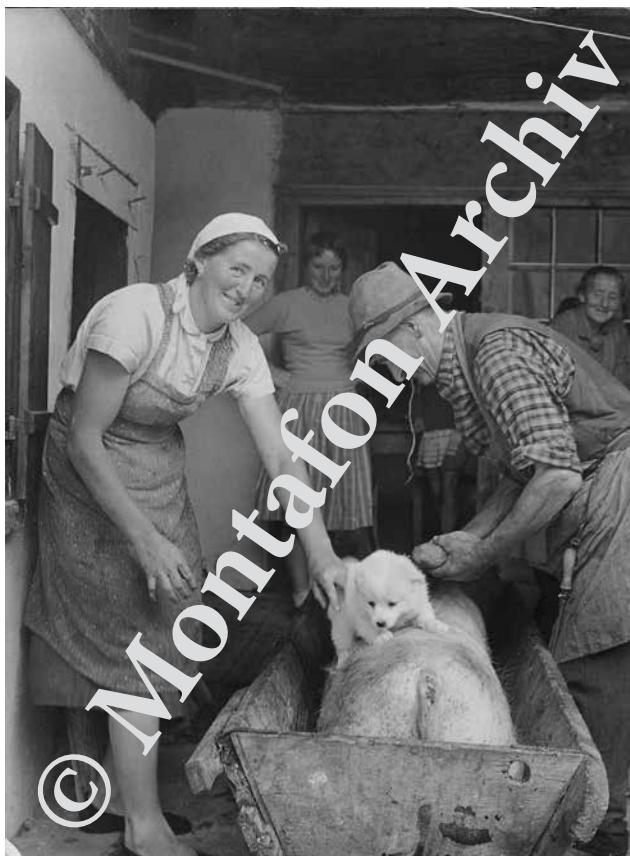


Abb. 40: Hausschlachtung in Galgenul,  
Gemeinde St. Gallenkirch, 1955  
(Sammlung Friedrich Juen/  
Montafon Archiv)

Anzunehmenderweise haben die meisten Bauernfamilien falsche Milch- oder Getreidemengen angegeben, um von den vorgeschriebenen Abgaben leichter ein wenig zur eigenen Versorgung abzweigen zu können. Die Mehrheit der LandwirtInnen hat sicherlich auch das eine oder andere Tier illegalerweise geschlachtet, was vor allem aufgrund des Vieh-Zuwachs durch Jungtiere ohne Weiteres möglich war: die frisch geborenen Lämmer, Kälber, Ferkel etc. wurden nicht gemeldet, und

damit die Viehzahl insgesamt gleich blieb, wurde ein altes Tier geschlachtet. Der 1932 geborene WX bestätigt diese Praxis und zeigt auf, dass sich auch die Schwerpunkte der Viehhaltung mit den gesetzlichen Regelungen während der NS-Zeit verlagerten:

*WX: Du, die Tante hat, hab ich schon gesagt, ein kleines Grundstück gehabt und wir haben da für uns Kartoffeln anbauen können und wir haben immer Ziegen gehabt. Das war ja auch interessant, alle Landwirte da ringsum haben sehr viele Ziegen und Schafe gehabt. Warum? Da haben sie nichts abliefern müssen. Milch hat man ja abliefern müssen, auch das Großvieh, wenn man's geschlachtet hat. Das Kleinvieh hat man schlachten dürfen. Das hat man melden müssen und dafür hat man keine Fleischmarken mehr bekommen, aber da ist sehr viel schwarz gegangen. Das hat man wohl gezählt, aber da hat jeder Bauer nur die Hälfte von dem angegeben, was er wirklich gehabt hat.*

WX zufolge nahm die Haltung von Schafen und Ziegen stark zu, da hier keine Abgaben von den tierischen Produkten vorgeschrieben waren. Auch dass die Unterschlagung von Abgaben ein sehr verbreitetes Phänomen war, betont WX hier deutlich. Die meisten Bauernfamilien behielten die unterschlagenen Produkte vor allem für sich, ein Verkauf bzw. Tauschhandel war vielen vermutlich zu riskant, da sich hier automatisch ein größerer Kreis von MitwisserInnen ergab.

Während die LandwirtInnen nur geringfügige Mengen ihrer unterschlagenen Produkte am Schwarzmarkt direkt verkauften, berichten zahlreiche ZeitzeugInnen von Händlern, die – auf den Schwarzmarkt spezialisiert – bei den LandwirtInnen die Produkte einkauften, um sie entsprechend teuer weiterzuverkaufen. Eine bis heute vielen ZeitzeugInnen auch namentlich bekannte Persönlichkeit, die nicht nur aufgrund der professionellen Schwarz-Metzgerei bei den Bauernfamilien und dem Schwarzhandel aller nur denkbaren Produkte von sich reden machte, sondern auch als Schmuggler und später schließlich sogar Schlepper von Flüchtlingen über die Schweizer Grenze gewissermaßen Montafoner Geschichte schrieb, ist Meinrad Juen.<sup>330</sup> Zahlreiche Anekdoten aus Juens Leben sind bis heute vielen Einheimischen bekannt und auch immer wieder im Rahmen der lebensgeschichtlichen Erzählungen angesprochen worden. EV und UV waren verwandt mit Meinrad Juen und hatten daher auch Einblick in die Praxis am Schwarzmarkt sowie in Juens Geschick für denselben:

---

330 Hessenberger, Edith: Menschen – Schmuggler – Schlepper. Eine Annäherung an das Geschäft mit der Grenze am Beispiel der Biographie Meinrad Juens. In: Hessenberger, Edith (Hg.): Grenzüberschreitungen. Von Schmugglern, Schleppern, Flüchtlingen. Aspekte einer Grenze am Beispiel Montafon-Prättigau. (= Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 5) Schruns 2008. S. 147–175.

Hessenberger, Edith: Soziale und kulturelle Dimensionen einer Grenze. Die österreichisch-schweizerische Grenze in ihrer Wirkung auf Menschen am Beispiel der Biographie Meinrad Juens. In: Montfort – Vierteljahrsschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs 61 (2009), S. 132–140.

EV ♀, geboren 1904:

*EV: Mein Onkel hat immer gelacht, der hat immer schwarz geschlachtet. Der hat im Versteck – der ist auch geflüchtet – und hat im Versteck 60 Stück Vieh geschlachtet für die Gemeinde. Ein heimlicher ... weil sonst hätte man sie ja abliefern müssen. Und einmal haben wir auch ein Fleisch gekauft in der Nacht und haben's holen wollen. Und als ich auf die Straße kam mit dem Fleisch, steht ein chromglänzender Wagen in der Straße, es ist Mitternacht gewesen. Und zwei hochgewachsene SS im Wagen. Mir ist fast das Herz still gestanden vor Schreck. Ich hab das Fleisch im Wagen gehabt und mein Mann hat noch oben gezahlt, wo er's geschlachtet hat, und hat noch gezahlt. Dann bin ich zurückgelaufen und „Mein Gott, da sind SS da unten!“. Ja, [lacht] hat er gelacht, und hat der Ding gesagt, „Ah, das macht nichts. Die haben selber Fleisch gekauft.“*

*I und EV: [lachen]*

*EV: „Lass sie nur kommen, die holen selber das Fleisch.“*

UV ♀, geboren 1926:

*UV: Ja, der hat wieder gehandelt, in Bregenz haben sie ja riesige Äcker gehabt, Gerste. Da hab ich auch mit dem Meinrad hinunter gefahren, wenn er Fleisch holten gefahren ist. [...] Er hat Fleisch geholt und die Großmama hat Käse und Butter gehabt, was sie weggeben hat können – sie musste ja teilweise alles abliefern – und dann haben wir Gerste und „Türkga“ bekommen, und dafür haben wir Fleisch und Sauerkäse und Butter dafür gegeben. Das war genug da, aber sonst hast du die Waren nicht bekommen.*

*I: Also Sie sind mit dem Meinrad oft auch in der Nacht hinaus ins Unterland und haben Milchprodukte getauscht gegen ...*

*UV: Ja, da hab irgendwo in ein fremdes Haus hinein müssen, wo er gewusst hat, der hat Käse und Gerste drinnen: [2 sec. Pause] „Soviel und soviel Fleisch musst du bringen, und Surkäse.“*

EVs Anekdote zeigt auf, warum Meinrad Juen später die Flucht vor der Gendarmerie gelang – nämlich weil diese bei ihm häufig Kundschaft war – und dass (wenig überraschend) auch höherrangige NationalsozialistInnen den Schwarzmarkt nicht nur tolerierten, sondern sein Aufblühen sogar persönlich förderten. UVs Erzählung hingegen dokumentiert, wie weitverzweigt der Schwarzmarkt organisiert wurde: Viele Produkte aus den Gebirgstälern wurden im Rheintal getauscht, beispielsweise gegen Getreide. Über diese Wege waren sehr viele Produkte – zumindest auf dem Schwarzmarkt – während des Krieges auch im Montafon erhältlich. Etwaige MitwissenInnen profitierten selbst vom Geschäft, sodass der Handel am Schwarzmarkt letztendlich von vielen Seiten gepflegt wurde.

Insgesamt kann festgestellt werden, dass das Schwarzschlachten und Unterschlägen von als Abgaben vorgesehenen landwirtschaftlichen Produkten seitens der

ErzählerInnen als Kavaliersdelikt verstanden wird, von dem sie gerne und ausführlich erzählen. Wo derlei illegale Handlungen nicht als „Widerstand“ inszeniert werden, da herrscht bis heute die (vermutlich auch damals dominierende) Meinung vor, dass die Abgabepflicht der LandwirtInnen quasi einen Raub an ihrem Eigentum darstellte und ein Unterschlagen so gesehen mehr als gerechtfertigt war.

Einen völlig anderen Bereich illegaler Praxis, der gelegentlich auch als Akt des Widerstandes präsentiert wird, stellt das Konsumieren illegalisierter, weil zumeist ausländischer Medien dar. Besonders das Radio spielte eine große Rolle als eine der wenigen Möglichkeiten, mittels ausländischer Sender Informationen abseits der nationalsozialistischen Propaganda über die Lage im Deutschen Reich zu bekommen. Diese Information war nur jenen zugänglich, die ein Radiogerät besaßen – und schließlich war die Angst, beim Hören von „Feindsendern“ erwischt zu werden, sehr groß. Das Risiko wurde mit zunehmender Dauer des Krieges immer häufiger auf sich genommen, da das Bedürfnis nach Information über die tatsächlichen Vorgänge an der Front stieg. Aufgrund der räumlichen Nähe und des guten Empfangs wurden im Montafon gerne Schweizer Sender gehört. Dabei kam es mitunter zu etwas bizarren Situationen, wenn etwa Ziegenhirten im Rahmen des historischen, längst nicht mehr praktizierten bäuerlichen Rechts der „Rot“ beim Besitzer der gehüteten Ziegen nächtigten und hier über die Neuigkeiten an der tausende Kilometer entfernten Ostfront informiert wurden. Der 1934 geborene CD erzählt:

*CD: Und eben auch unter anderem beim Ziegenhüten habe ich auf die „Rot“<sup>331</sup> gehen müssen. Und dann habe ich bei einem Mann geschlafen. Das ist der Fridolin Vonier gewesen „i dr Mura“<sup>332</sup>. Und der hat damals immer schon ... ein „Schwarzhörer“ ist der gewesen. Und der hat immer „da Schwiezr“<sup>333</sup> am Abend gehört. Und der Schweizer hat am Abend ab acht hat er immer Kriegsberichte über die Deutsche Front in Russland gebracht. Und dann hat der gesagt: „Jetzt haben sie im Radio gesagt, sie seien so und so weit drinnen, die deutschen Truppen, währenddessen sind sie schon 100 km weiter herausgewesen.“ Der Schweizer hat den Tatsachenbericht gebracht. Der hat die russischen Berichte auch abgehört, wahrscheinlich. Und der Hitler ist aber immer noch auf Siegeszügen gewesen, wo er schon im Rückmarsch gewesen ist. Und der Mann hat dann fast mit Angst abgehört. Er hat immer gesagt: „I säg dr des, Gäßlr, tua mr jo niamad nüt verzella, sos speran sie üs bedi i, und bedi bringan sie üs om.“<sup>334</sup> Und da habe ich mich nicht getraut „z'mucksa“<sup>335</sup>. Ich*

331 Rot, die: Organisationssystem zur Abgeltung der Ziegenhut. Für jedes Tier hatte der Ziegenhirt das Recht auf ein bestimmtes Ausmaß an Kost und Logis bei den ZiegenbesitzerInnen. Die Inanspruchnahme dieses Rechts wurde als „Rot“ bezeichnet.

332 Mauren; Ortsteil von Schruns.

333 den Schweizer Sender.

334 Ich sag dir das, Ziegenhirte, erzähl niemandem etwas, sonst sperren sie uns beide ein und bringen uns um.

335 mich zu röhren.

*habe dann, wenn jemand gesagt hat: „Hört ihr auch Radio?“ – „Ja ich nicht, ich habe ja keines und so.“ Und den Mann habe ich ... Vor dem habe ich einen großen Charakter [vermutl.: Respekt, Anm.] gehabt, weil er hat mich immer bestens aufgeklärt, wie es steht.*

Gerade angesichts der immer offensichtlicheren Propaganda der Nationalsozialist-Innen nahm das Interesse an Informationen von Außerhalb zu. CD widerstand der Verlockung, die Berichte, die er illegalerweise im Radio gehört hatte, Dritten gegenüber zu erwähnen. Einerseits weil er fürchtete, sich selbst damit in Gefahr zu bringen, andererseits auch weil er seinem Gastgeber dankbar für die Informationen war und diesen schützen wollte. Trotz der Andeutungen, dass dieser auch Angst gehabt hätte, fließt doch ein wenig Heldenhaftigkeit in seine Beschreibung durch CD ein.

Der Wissensdrang vieler Menschen im Deutschen Reich beschränkte sich allerdings nicht auf das Radio. Die immer länger werdende Liste an verbotener Literatur, Wissenschaft oder Kunst bewirkte gerade bei jungen Menschen eine noch größere Neugier auf eben diese Werke. Der 1927 geborene JJ erzählt nachfolgend vom unstillbaren Hunger der jungen Männer in der Lehrerbildungsanstalt nach Wissen gerade in Form von illegalen Medien, neben dem Radio auch in Form von Büchern:

*JJ: Da haben wir nämlich dann auch Feindsender gehört. Wir durften in der LBA nicht Feindsender hören, dann wärst du ja gleich aus der Schule hinaus geflogen. Das haben wir aber gemacht. Da haben wir nämlich ... einer hat dann so einen Apparat gehabt. Da sind wir dann heimlich hinauf und haben dann diese Feindsender abgehört. Weil das ist so spinnig gewesen, das kannst du dir nicht vorstellen. Heute ist das ja nicht mehr so. Du hast einen Drang nach einem Wissen gehabt. Du hast einen Drang gehabt, etwas zu lesen, etwas Fremdes. Tolstoi. Hei. Den hast du ja gefressen. Das ist verboten gewesen, solche Sachen. Oder zum Beispiel Relativitätstheorie und das Zeug. Das hast du ja gefressen. Aber das hast du ja nicht glauben dürfen. Das hat geheißen, es ist jüdisches Gedankengut. Jetzt musst du dir vorstellen, Wahrheit in Physik, eine Theorie wo anerkannt ist, das Zeug, hast du aus dem Grund nicht lesen dürfen, weil es jüdisches Gedankengut ist. Und da weißt du schon, wie weit da die wirren Ansichten da von den Oberen schon gewesen sind. Aber umso mehr, dass man das verboten hat, umso mehr hat das gegolten. Das ist auch anders als heutzutage. Heute müssen sie lernen. Und wir haben einen Drang gehabt, so etwas zu lesen, und etwas, dass wir da mehr wissen als die anderen. Das ist auch ganz anders als heute. Aber wahrscheinlich weil man es verboten hat, und jeder hat auch gewusst, wenn sie uns erwischen, du bist weg, bist weg vom Fenster. Du darfst nicht nur in die Schule nicht mehr, sondern in ganz Tirol und Vorarlberg bist du ausgeschlossen aus der Schule. Und du hast es aber trotzdem gemacht.*

JJ thematisiert hier einerseits den „*Drang nach einem Wissen*“ der jungen Leute, der sich insbesondere auf verbotene Literatur bezog, und das hohe Risiko, das die jungen Buben mit dem Konsum dieser Medien auf sich nahmen, andererseits. Abgesehen von der Information, dass sich Schüler der LBA ohne Weiteres mit verbotener Literatur zu versorgen wussten, und der doch überraschenden Tatsache, dass die tendenziell nationalsozialistisch indoctrinierten Schüler<sup>336</sup> die antisemistische Politik vergaßen und an „*jüdischem Gedankengut*“ interessiert waren, dient die Darstellung beider Aspekte nicht zuletzt der Selbstdarstellung des Erzählers. Sowohl Wissensdurst als auch ziviler Ungehorsam (insbesondere einem faschistischen Regime gegenüber) können heute durchaus hohes soziales Prestige bedeuten. Sowohl CDs Erzählung als auch JJs Darstellungen zeigen somit auf, dass Erzählungen vom Schwarzhören oder dem Lesen illegaler Literatur ihre Hauptdarsteller mitunter zu Helden hochstilisieren – was die Funktion dieser Geschichten als Mittel zur Selbstdarstellung unterstreicht.

### 3.4.22. Kriegsbeginn und die „verlorenen Jahre“

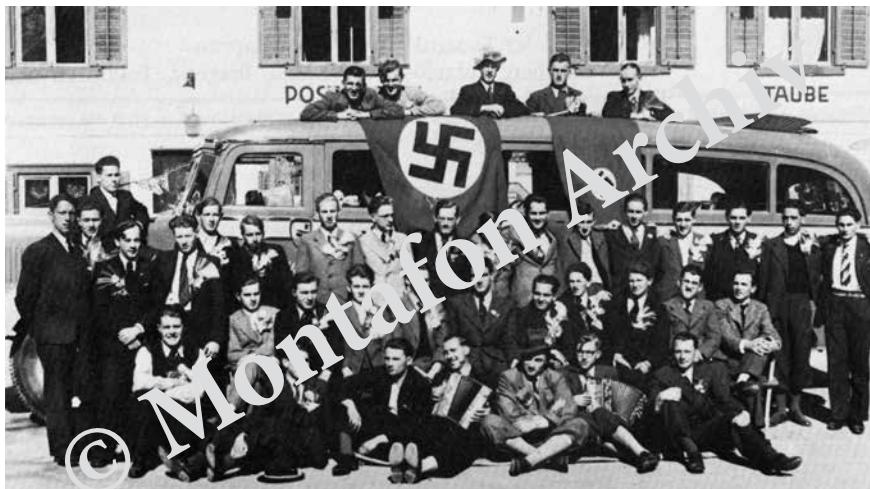


Abb. 41: Junge Männer in Schruns nach der Musterung 1938 (Montafon Archiv)

Bereits im Kapitel zum „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich nahmen die ErzählerInnen einige Male Bezug auf den Beginn des Zweiten Weltkriegs im September 1939. In der Retrospektive vermischen sich die Ereignisse vor den Augen der ZeitzeugInnen offenbar häufig dahingehend, dass aufgrund des späteren Wissens über die Pläne Hitlers sowie die größeren historischen Zusammenhänge der „Anschluss“ Österreichs bereits als Vorbote des großen Krieges gesehen wird und so diese beiden Ereignisse auch in den Erzählungen miteinander verbunden wer-

<sup>336</sup> JJ stellt in mehreren Abschnitten seiner lebensgeschichtlichen Erzählung dar, dass er durch Schule und Hitlerjugend zunächst begeisterter Nationalsozialist war.

den. Wie dies schon beim „Anschluss“ der Fall war, wird auch der 1. September 1939 mit dem Angriff auf Polen als Beginn des Zweiten Weltkriegs zumeist genau erinnert. Die ZeitzeugInnen betten ihre Erinnerungen an diesen historischen Tag in den Alltag ein, in dem sie sich befanden, als sie die Nachricht über den „Ausbruch des Krieges“ erreichte. Als Beispiele seien die Erzählungen von UV und UF angeführt:

UV ♀, geboren 1926:

*UV: Mit 13 Jahren ist dann der Krieg ausgebrochen. Da ist die Mama von Schruns vom Einkaufen mit dem Fahrrad, und als sie heim gekommen ist, hat sie gesagt: „Meine lieben Kinder, es ist der Krieg ausgebrochen. Jetzt muss wahrscheinlich unser Papa auch in den Krieg gehen.“ Und er hat dann auch gehen müssen. Vorher hat aber noch der Bruder gehen müssen, er ist dann, 18 war er, in den Krieg gegangen, und der Reihe nach sind sie dann eingerückt. Und dann waren sie natürlich nicht da, und dann sind sie gefallen und man hat gejammt und geweint, das ganze Jahr das wir gehabt haben, ist nur gejammt und geweint worden.*

UF ♀, geboren 1916:

*UF: Und der Krieg hat am 1. September 39 war Kriegsbeginn. Das war auch ... Wir saßen im Büro, und da war eine wichtige Durchsage: Ab heute Früh, um so und so viel, marschieren unsere Truppen nach Polen ein. Was wollen denn die da? Wir waren alle wie vor den Kopf geschlagen. Keine von uns, wir waren vier in dem Raum, hat je eine Ahnung gehabt, was da kommen könnte. Und wie das so ist, wenn etwas kommt, dann nimmt man es halt, weil es nicht anders geht, muss man damit fertig werden.*

Die Darstellungen der beiden Frauen ähneln sich insbesondere dahingehend, dass sie aus einer ohnmächtigen, passiven Perspektive erfolgen. UVs Familie „*jammierte und weinte das ganze Jahr lang*“, UF stellt fest, dass man Gegebenheiten nehmen muss und „*mit ihnen fertig werden*“. Der Krieg wird als unabwendbares Schicksal beschrieben, das es zu ertragen galt. Kriegsbeginn und die weiteren Ereignisse wie das Einrücken der männlichen Familienmitglieder oder die Gefallenennachrichten vermischen sich im Rückblick und verschmelzen zum Erzählstoff „Krieg“. Auch in der Darstellung des 1924 geborenen IJ wird deutlich, wie sich die Ereignisse und Erinnerungen retrospektiv überschlagen. In seiner Erzählung über den Kriegsbeginn fließen Propaganda und die nationalsozialistischen Medien, Lebensmittelkarten und Warenknappheit ein:

*IJ: Ja, der [Krieg, Ann.] hat begonnen da, 39. Da gab's den Polenfeldzug, der verhältnismäßig ruckzuck fertig war. Dann gab's wieder diese Pausen, dann gab's Frankreich und alles. Die Besatzung da. Norwegen auch alles. Das ist ja, da hat man eigentlich gedacht: Ja. Erst nachdem 42 in Russland Stalingrad*

*gefallen ist und man gesehen hat, da hängt's, da geht es nicht mehr weiter, da war es so, dass man, wie soll ich sagen, es gab eine riesen Propaganda natürlich auch. Man hat ja überall Reklame gemacht, wie tüchtig die Deutsche Wehrmacht ist und alles. Und wie sie die ganze Welt beherrschen will und so weiter. Man hat das den jungen Leuten immer vorgepredigt und, wie soll ich sagen, gesagt, wie das weiter geht. Es gab in jeder Zeitung ... es war ja alles censiert. Es wurden ja nur die Vorteile dargestellt und nicht die Nachteile. Es war auch mit dem Essen am Anfang des Krieges ... Es gab wohl sofort nach Kriegsabbruch diese Lebensmittelkarten. Also, man war vorbereitet auf den Krieg, im Grunde genommen. Obwohl die Bevölkerung damit überrascht wurde natürlich. Aber es gab sofort Lebensmittelmarken und vieles andere auch noch. Es gab natürlich auch Leute ... Ich weiß noch, da hat man gesagt, „Wenn es das noch gibt, dann müsst ihr das kaufen“. Die haben gewarnt vom Ersten Weltkrieg her. Die wussten, mit der Zeit, wenn es so weiter geht, könnte alles sparsam werden. Ich weiß noch eine Nachbarin hat zur Mama gesagt, „Kauf noch Knöpfe, bald gibt es keine mehr! Kauf noch Seifen, vielleicht gibt's später keine mehr!“ Ja. [...]*

*I: 39, wie man dann so mitbekommen hat, jetzt geht wirklich ein Krieg los, hat Ihnen das Angst gemacht?*

*IJ: Nein.*

*I: Weil Sie sich gedacht haben, Sie müssen da vielleicht mitkämpfen später?*

*IJ: Nein, das hat uns keine Angst gemacht. Ich kann mich erinnern, die Nachbarin hatte ... Mein Vater war schon älter, das hab ich schon erzählt, und der Mann der Nachbarin war jünger, aber er war auch nicht mehr gar so jung. Und sie hat dann gerufen, „Sei froh, dass du einen älteren Mann hast, der muss nicht einrücken. Mein Mann muss jetzt einrücken“. Also man hat das, wie soll ich sagen, als ungut empfunden. Wir waren natürlich dann sehr jung, wir haben gedacht, „Wir müssen ja eh nicht einrücken, wir sind ja erst 15, 16 Jahre alt.“ Aber bis dann der Bruder einrücken musste, der kam dann in die Nordfront hinauf, nach Norwegen.*

Der Kriegsbeginn wurde, besonders aufgrund der Propaganda, seitens der damals zumeist im Kindes- oder Jugendalter stehenden ZeitzeugInnen zunächst ein wenig als Abenteuer empfunden. Die jungen Menschen beobachteten Enthusiasmus, aber auch Aufregung und Angst in ihrem Umfeld, ohne zu verstehen, was hier eigentlich vor sich geht oder auch nur eine Idee davon zu haben, was auf sie zukommen könnte. IJ blieben etwa die Ratschläge der Älteren im Ort in Erinnerung, die beispielsweise Hamsterkäufe an Knöpfen oder Seifen empfahlen. Die ZeitzeugInnen berichten von Verwirrung, da man nicht mehr wusste, wem man welche Informationen glauben konnte. IJ erzählt weiters, dass er zunächst den Krieg gar nicht mit seinem eigenen Leben in Verbindung brachte, da er sich selbst für zu jung hielt, um als Soldat eingezogen zu werden.

Ähnlich kindliche Verwirrung geht auch aus den Erinnerungserzählungen des 1934 geborenen CD hervor, der erst nach und nach zu erkennen begann, was dieser Krieg eigentlich bedeutete:

*CD: Und dann, leider Gottes, ist 1939 der Krieg ausgebrochen. Und das habe ich also in sehr guter Erinnerung. Und zwar sind zwei sehr gute Bekannte vom Vater mussten einrücken, zum Militär. Und ich weiß gerade, wir haben auf der Wiese gearbeitet. Da kommen diese zwei Männer mit einem kleinen Köfferchen und sind da eben eingerückt zum Militär. Und der Vater hat da eben noch geredet mit ihnen. Und er sagt: „Viel Glück“, und so und so, „und kommt wieder gesund heim“. Und diese Männer sind guten Mutes gewesen: „Ja, ja, in zwei, drei Monaten sind wir daheim. Bis dann ist dieser Krieg fertig.“ Und es ist nicht lange gegangen, ist dann in Tschagguns schon die erste Kreuzsteckung gewesen. Und das ist eine militärische Kreuzsteckung, da hat man ein Birkenkreuz in der Kirche gehabt, mit dem Namen vom Soldat. Und das hat man dann heraus getragen dieses Kreuz, nach der Messe, und hat es am Heldenfriedhof, oder Heldendenkmal aufgestellt. Und das hat ein Soldat heraus getragen. Und drei, vier Wochen später hat man demjenigen auch schon wieder das Kreuzchen heraus getragen. Und da habe ich gedacht, das kann nichts Gutes sein, der Krieg, wenn man da ... die sterben ja ein um das andere Mal. Wie es an der Front zugeht, haben wir als junge Schulbuben nicht wahrnehmen können. Aber dass sie halt nicht mehr heim kommen, das haben wir schon aufgenommen. Und so ist halt der Krieg durch gegangen. Man hat immer wieder von Elend gehört, dass ein Familienvater gefallen ist, oder in einer Familie mitunter zwei Söhne gefallen sind und so. Und die älteren Leute haben das alles ein bisschen anders angeschaut wie wir Jungen. Und man hat dann halt als Bub immer ein bisschen mit gehorcht. Und mein Vater ist ein Erzgegner gewesen, also vom Hitlerreich. Das ist ein sehr konservativer Mann gewesen. Er hat halt auch den Ersten Weltkrieg mitgemacht. Dolomitenfront und in Jugoslawien. Also hat den Krieg von Anfang bis Ende gekannt. Darum hat er auch das System vom Hitler nicht für gut geheißen.*

Wie später noch im Detail aufgezeigt werden wird, bedeutete der Krieg für die Frauen und Kinder vor allem permanenten Verlust. Die Daheimgebliebenen waren mit immer neuen Nachrichten von gefallenen Bekannten oder Verwandten konfrontiert. Besonders für junge Menschen war es schwer zu durchschauen, was in einem Krieg eigentlich passierte, da die Informationen auch nur sehr spärlich zu ihnen drangen. Wie CD es formulierte, „haben wir als junge Schulbuben nicht wahrnehmen können, wie es an der Front zugeht“, bzw. wurden diese Informationen von ihnen im Rahmen der Propaganda in der Schule auch gezielt ferngehalten und die Begeisterung für den Krieg geschürt.

Der Zweite Weltkrieg stellt eines jener Ereignisse dar – wenn nicht das historische Ereignis schlechthin – das die Erfahrungen, die Erinnerungen und in der Folge auch die lebensgeschichtlichen Erzählungen der ältesten heute noch lebenden Menschen am meisten prägt. Diese Tatsache bestätigen andere große Forschungsprojekte zum Thema Biografien im 20. Jahrhundert, unter denen vor allem die Ergebnisse von Albrecht Lehmanns „Erzählstruktur und Lebenslauf“ und „Gefangenschaft und Heimkehr“, Joachim Schröders „Die gestohlenen Jahre“ und Klara

Löfflers „Zurechtgerückt“ zum Thema Kriegserzählungen in die Analyse der hier vorliegenden Interviews einfließen. Die Erkenntnisse dieser Untersuchungen entsprechen in vielfacher Hinsicht den Spezifika der Montafoner Erinnerungserzählungen, die insbesondere in diesem und den beiden darauffolgenden Kapiteln dargestellt werden sollen. So stellte beispielsweise Lehmann anhand einer Studie über erzählte Lebensläufe von Männern der Jahrgänge 1915 bis 1925 fest, dass die Erlebnisse während der Kriegsjahre und der Gefangenschaft absolut im Vordergrund standen, während andere lebensgeschichtliche Erzählstoffe aus dem Leben kaum als mitteilenswert erachtet wurden. Die Erzählungen waren darüber hinaus durch das Paradox geprägt, dass die Kriegsjahre von den Erzählern als „verlorene Jahre“ geschmäht wurden, tatsächlich aber eine Zeit intensivsten Erlebens darstellten.<sup>337</sup> Für die Montafoner Erzählungen kann diese Erkenntnis insofern bestätigt werden, als auch hier sowohl bei Männern als auch bei Frauen das Urteil der „verlorenen Jahre“ die dichte Beschreibung der Erlebnisse während des Krieges begleitet. Wohl aufgrund der durchschnittlich jüngeren ZeitzeugInnen sowie aufgrund des 30 Jahre späteren Zeitpunkts der Interviews stehen die Erzählungen über die Kriegsjahre nicht im selben Ausmaß im Vordergrund, wie dies von Lehmann für seine 1986 erschienene Studie beschrieben wird. Dennoch stellen die Erinnerungserzählungen zum Zweiten Weltkrieg ein zentrales Themenfeld jeder lebensgeschichtlichen Erzählung dar.

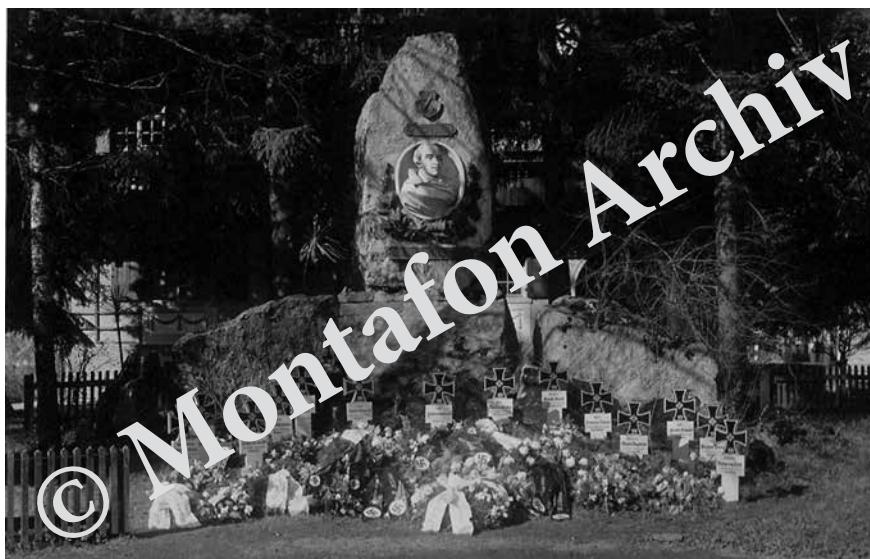


Abb. 42: Batlogg-Denkmal in Schruns mit „Kreuzsteckungen“ für die im Zweiten Weltkrieg gefallenen Schrunser 1945 (Sammlung Bruno Hueber/Montafon Archiv)

Die nachfolgende Erzählung des 1927 geborenen JJ repräsentiert die anfängliche Begeisterung der jüngeren Kriegsteilnehmer. JJ beschreibt in dieser Erzählung ein

<sup>337</sup> Lehmann: Gefangenschaft und Heimkehr. S. 11.

einschneidendes Erlebnis mit dem Vater, das ihn am Übergang von seinem Hitlerjungen-Dasein hin zum Soldatenleben besonders prägte. JJ stellt diese Begebenheit seinen Ausführungen zu den Kriegserinnerungen voran:

*JJ: Also es ist schon eine furchtbare Zeit gewesen. Und ich muss dazu sagen, wir sind ja als Buben gleich in die Hitlerjugend hinein gekommen. Weil die Hitlerjugend, da habe ich eben in die ... in die Flieger-HJ gekommen. Ja da habe ich fliegen dürfen. Darum hat mir das ja viel gegeben. Wir sind dabei auch noch fanatisch geworden. [...] Das ist ... Du hast das wirklich geglaubt, dass es die höchste Ehre ist für dich, für Führer, Volk und Vaterland zu sterben. [lacht] Das ist also nicht nur ein Spruch gewesen. Du bist auch mit dem eingerückt. Und da hat der Papa noch gesagt, wo ich eingerückt bin mit siebzehn Jahren: „Etwas muss ich dir noch sagen: „JJ, loss di net ihäza.“<sup>338</sup> Lieber fünf Minuten feig, als ein ganzes Leben tot.“ Das ist mir so furchtbar gewesen, dass der Papa so etwas sagen kann.*

JJ gibt an einer anderen Stelle seiner lebensgeschichtlichen Erzählung seinem Vater in dieser Aussage recht und bestätigt, dass die Warnung des Vaters ihn auch im Kriegsgefecht begleitet hätte. Mit dieser Erzählung stellt JJ einerseits, wie bereits im vorhergehenden Kapitel angesprochen, dar, wie sehr er als Hitlerjunge zum Opfer der Kriegspropaganda geworden war und in seinem Fanatismus bereit gewesen wäre, sein Leben zu geben. Sein Vater nimmt in seiner Darstellung die Rolle des schützenden oder gar rettenden Helden ein, der sich auch aufgrund seines Alters nicht so leicht blenden lässt.

Wie bei Lehman und Schröder dokumentiert, sprechen viele ZeitzeugInnen in Bezug auf ihre Jugend – sie meinen insbesondere die Jahre unter dem Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges – häufig von „verlorenen Jahren“ oder einem „gestohlenen Leben“. Nachfolgend sollen sechs Ausschnitte die Dimensionen dieser Aussage dokumentieren:

QJ ♀, geboren 1920, über den „Anschluss“:

*QJ: Wir waren damals 18 Jahre alt. Diese Zeit hat uns die schönsten Jugendjahre genommen.*

SH ♂, geboren 1925, über sein Schicksal als „Zwangsarbeiter“:

*SH: Eineinhalb, zwei Jahre hätte ich noch gehabt, da bin ich in die Mittelschule gegangen, dann hätte ich können auf die Universität, studieren. Aber leider ist der Krieg gekommen und alles ist zunichte gegangen. [...] Leidergottes, der Krieg hat mir viel Schaden verursacht. Heute hätte ich einen anderen Beruf vielleicht, oder vielleicht könnte ich nicht einmal leben. Aber der*

---

<sup>338</sup> JJ, lass dich nicht irgendwo hineinjagen.

*Krieg ist eigentlich ... Niemanden kann man da beschuldigen, gell. Weder die Eltern, noch sich selber, [unverständlich]. Das ist halt Schicksal. Da kann man nichts machen. [...] Der VZ ist da gewesen, hat er mich gefragt, was ich jetzt schätzen tät, wie viel ... also, Wiedergutmachung, oder. Habe ich gesagt, das kann man nicht mehr gut machen. Das ist ... erstens, die Jugend ist kaputt gewesen. Von der Jugend habe ich gar nichts gehabt, oder. Mit 16 Jahren bin ich da hereingekommen, mit Pickel und Schaufeln. [...] Von der Jugend, da ist ... das ist ein schwarzer Fleck.*

AA ♂, geboren 1918, am Ende des Interviews über die persönliche Bedeutung des Krieges:

*AA: Also, auf jeden Fall hat man eine Genugtuung, dass man das geschafft hat, und diese Zeit auch übertautcht hat. Und jetzt überhaupt, in dem Alter, dass man mit diesen Strapazen, was man da gehabt hat, mit dem Krieg und alles miteinander, bist du ganz überrascht, dass du da das Alter noch erreichtst, wo die Eltern alle so früh gestorben sind, in der Kriegszeit. Also, na ja.*

*I: Und eine Frage noch so zum Familienleben, hat man wahrscheinlich gar nicht so viel Zeit gehabt, denke ich?*

*AA: Kinder habe ich nie auf dem Schoß gehabt, beide nicht. Naja, ich bin so ein bisschen ... durch den Krieg und die schlechte Jugendzeit ist man ein bisschen ein roher Bursche geworden. Und da hat man dann gar nicht so ein Bedürfnis, oder ich weiß nicht ... ein bisschen ein roher Bursche halt.*

ST ♂, geboren 1926, über seine Jugend:

*ST: Ja, das ist ... die ganze Jugend ist ja weg gewesen. Arbeitsdienst, Militär, Gefangenschaft. Und danach im Arbeitsleben drinnen gewesen.*

JJ ♂, geboren 1927, über den Missbrauch der Jugendlichen durch die Nazis:

*JJ: Und weißt du, man kann sich nicht vorstellen, wie die Propaganda bei uns Jungen, wie die gewirkt hat. Obwohl du schon gewusst hast, das kann nicht gut ausgehen, hast du es immer noch nicht glauben wollen. [...] Und hinterher hast du erst gemerkt, was wir eigentlich ... wie wir beschissen wurden. Was sind wir aufgewachsen nur im Krieg. Im Heim schon haben wir zu wenig zu essen gehabt, haben wir Hunger gehabt und alles Mögliche. Uns haben sie schon geschliffen, die ganze Zeit, grad im Heim auch, in der LBA. Das ist alles nur voll militärisch zugegangen. Immer Wehrertüchtigungslager, nur auf diese Art und Weise. Wir sind bis achtzehn nur im Krieg gewesen, haben überhaupt nie etwas gehabt. Uns hat man die ganze Jugend eigentlich gestohlen. Und wir haben aber gemerkt, wir sind eigentlich nur auf den Leim gegangen von diesem ganzen Zeug. Und darum hast du dann irgendwie einen Hass gehabt auf alle Politik. Du hast keiner Politik mehr glauben wollen. Es hat lange gedauert, bis du das überhaupt überwunden hast.*

Die ZeitzeugInnen kommen im Punkt überein, dass man ihnen die Jugend gestohlen habe. Als konkrete Gründe werden abgebrochene Ausbildungen, fehlende Möglichkeiten zur persönlichen Entwicklung, Kriegsdienst oder Gefangenschaft genannt. Insbesondere der letzte Erzähler JJ streicht als Konsequenz des Betrugs an der Jugend das politische Desinteresse heraus, das die persönliche Wahrnehmung des Nachkriegsösterreichs prägte. Viele andere ZeitzeugInnen folgen in ihren Darstellungen JJs Argumentation.

Auch im Erzählstoff zu den „gestohlenen Jahren“ fehlt nicht der Verweis auf die Situation junger Menschen heute, denen es bei Weitem besser gehe. Retrospektiv werden diese Jahre als defizitär, eben als „gestohlen“ oder „verloren“, bewertet. Schröder interpretiert diese verbreitete rückblickende Wahrnehmung als öffentlichen Konsens, der sich insbesondere in den Jahren nach der Kapitulation gebildet hat und sich zu einem gängigen Erklärungsmuster bzw. einer geläufigen Redeweise entwickelte.<sup>339</sup> Auch bei den obigen fünf Beispielen erscheinen die Bewertungen der ErzählerInnen nicht zwingend als Ergebnis gründlicher Auseinandersetzung mit den eigenen Erlebnissen. An anderen Stellen in den Interviews werden sogar nützliche Gewohnheiten, die man aus Krisenzeiten „mitgenommen“ habe, erwähnt – was der defizitären Bewertung an sich ja widerspricht. In den meisten Fällen kann also die Feststellung der „verlorenen Jahre“ oder der „gestohlenen Jugend“ als gängiger Standard der betroffenen Generationen verstanden werden und stellt somit in Bezug auf den Zweiten Weltkrieg den zentralen Topos in den lebensgeschichtlichen Erzählungen der Befragten dar.

Ein Teil der ZeitzeugInnen thematisiert in der lebensgeschichtlichen Erzählung zwar die Kriegsjahre, aber nicht die Kriegserlebnisse selbst. Die Geschehnisse in den Lagern, unterwegs oder an der Front werden von diesen ErzählerInnen oft nur kurz umrissen, und die eigene Lebensgeschichte während des Krieges reduziert sich auf die Beschreibung einer Abfolge von Truppenstellungen oder Soldatentransporten. Auch in anderen Studien wurde festgestellt, dass es ein Merkmal von Kriegserzählungen sein kann, dass diese als Versuch, die konkrete Wirklichkeit widerzuspiegeln, und ohne Reflexion und Kommentar gestaltet werden: als Rekonstruktion faktischer Abläufe.<sup>340</sup>

Einfache Soldaten erlebten und erinnern den Krieg auch aufgrund ihrer damals unzureichenden Informationsmöglichkeiten kaum als Strategie und Taktik. Zumeist erfuhren sie den Krieg als Figuren, die hin- und hergeschoben wurden.<sup>341</sup> Vielfach spiegelt sich diese Wahrnehmung des Krieges auch in den Erinnerungserzählungen zum Zweiten Weltkrieg wider: So werden die Kriegsjahre häufig in Form ständig wechselnder geographischer Beschreibungen dargestellt. Bei diesen Erzählungen vom „von Ort zu Ort In-Marsch-Gesetzt-Werden“ handelt es sich um eine der wichtigsten Leitlinien in lebensgeschichtlichen Kriegserzählungen.

---

339 Schröder: Die gestohlenen Jahre. S. 897.

340 Schröder: Die gestohlenen Jahre S. 76.

341 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 121.

Den Krieg als Reiseerlebnis zu erzählen, stellt nicht zuletzt eine kulturelle Strategie dar, die den Krieg kommunizierbar und alltäglich machen soll. Hier wird die Biografie nach einem Muster umgebaut, das von der Gesellschaft angenommen werden kann und über die sich auch Täter wieder in die Gesellschaft eingliedern können.<sup>342</sup> Ein kurzer Ausschnitt aus der „Reiseerlebnis“-Kriegserzählung des 1910 geborene EF soll nachfolgend ein Beispiel für diese Musterberichte geben – denn von Mustererzählung kann hier aufgrund der Struktur einer Aufzählung kaum gesprochen werden:

*I: Sie haben auch vom Krieg erzählt. Dass Sie fünf Jahre im Krieg gewesen sind.*

*EF: Fünfeinhalb Jahre, ja.*

*I: Haben Sie da noch eine Erinnerung daran?*

*EF: Zuerst haben wir die Ausbil... musste ich die Ausbildung machen in Landeck. Dann sind wir dann nach Salzburg gekommen. In Landeck sind wir drei Monate gewesen. Und dann sind wir dann nach Salzburg gekommen. Dort sind wir dann aufgerüstet worden, alles miteinander. Dann sind wir hinaus gefahren nach Heuberg, von Heuberg weg nach Frankreich. Dann habe ich den Frankreich Feldzug mitgemacht. Vom Frankreich Feldzug sind wir wieder im Herbst, im Dezember sind wir heraus, mit den Viehwaggons. Und dann hat man uns in Kapfenberg unten, in der Steiermark unten, stationiert. Und im nächsten Frühling sind wir nach Griechenland hinunter gekommen. Am 6. April anno 41 hat man in Griechenland angegriffen, an der bulgarischen Grenze oben bis nach Griechenland hinunter. Und dann ... das hat, glaube ich, bis 43 gedauert, der Griechenland Feldzug. Und dann am 3. Mai, glaube ich – ja, am 6. April hat man angegriffen, und am 6. Mai ... ich weiß nicht mehr. Am 3. oder am 6. Mai ist Siegesparade gewesen in Athen. Und wir sind dort in Marathon unten gewesen. Wo wir dort unten in Marathon gelegen sind, haben sie auch die Insel Kreta angegriffen. Dort musste, Gott sei Dank, unsere Kompanie nicht hin. Und der Kompaniechef „hot gsponna“<sup>343</sup>, dass er da nicht eingesetzt wurde. [...] Und dann sind dann so Weingärten unten gewesen. Wir sind dann so heimlich in diese Weingärten hinein. Da sind die Trauben schon reif gewesen. Um solche Trauben zu stehlen. [lachen] Dürfte man ja eigentlich nicht, gell. [lacht] Ja, ja. Dann im Herbst sind wir von Griechenland herauf gekommen wieder. Im Herbst unten musstest du immer den Kragen zumachen, bei der ärgsten Hitze. Und dann ist man wieder nach Kapfenberg herauf gekommen. [...]*

EF reiht hier die Stationen der Truppenbewegungen aneinander. Manche Stationen werden kurz kommentiert, die Kampfhandlungen selbst werden mit der unpersönlichen Formulierung „hat man in Griechenland angegriffen“ angedeutet, einzelne, angesichts des Krieges unbedeutend erscheinende, Begebenheiten – wie etwa das

<sup>342</sup> Löffler: Zurechtgerückt. S. 53.

<sup>343</sup> hat getobt.

Stehlen von Trauben aus den griechischen Weingärten oder das Schließen-Müssen des Kragens – erhalten im Bericht größeren Stellenwert als die eigentlichen Kriegshandlungen. Zwar wird vom Krieg erzählt, gleichzeitig wird jedoch tunlichst vermieden, schwierige, das heißt moralisch fragwürdige, Themenbereiche zu streifen, und die Darstellungen beschränken sich auf austauschbare Erfahrungen des Soldatenalltags. In Darstellungen wie diesen sind die eigentlichen Kriegserlebnisse, die die jungen Männer prägten und verändert heimkehren ließen, zwischen der Topographie der persönlichen Kriegsschauplätze „verloren“ gegangen.

Einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Kriegserzählungen der Zeitzeugen hatten mit Sicherheit die beiden Wehrmachtssausstellungen (bzw. das diesbezüglich große Medienecho) in den letzten beiden Jahrzehnten, die die Verbrechen der Wehrmacht thematisierten und dadurch das Ende der Legende von der „sauberen Wehrmacht“ einleiteten.<sup>344</sup> Einzelne Zeitzeugen nehmen sogar dezidiert Stellung zu diesen Ausstellungen und kritisieren die dort ihres Erachtens praktizierte Verzerrung der Tatsachen (AC). Der massive Wandel des Bildes von der Wehrmacht in der öffentlichen Wahrnehmung erschwert es Zeitzeugen anzunehmenderweise, in ihrer lebensgeschichtlichen Darstellung möglichst unbeschwert und frei über ihre Wehrmachtserfahrungen zu sprechen, da sie sich im Zuge des öffentlichen und medialen Diskurses während der letzten beiden Jahrzehnte implizit Vorwürfen gegenüberstehen sehen, die aus ihrer Sicht Rechtfertigungen geradezu provozieren – bzw. ein Ausweichen oder eine Reduktion der Kriegserzählung auf topographische Truppenbewegungen nachvollziehbar machen.

### 3.4.23. Von den Schrecken des Krieges

Um einem ausgewogenen Bild von der Deutschen Wehrmacht gerecht zu werden, muss darauf hingewiesen werden, dass diese insgesamt 20 Millionen Soldaten umfasste, die zum Großteil nicht freiwillig, sondern zwangsweise eingerückt waren und von denen nur ein mehr oder weniger kleiner Teil in kriegsverbrecherische Handlungen involviert war.<sup>345</sup>

In einem beachtlichen Teil der Erzählungen haben die Erinnerungen an den Krieg einen großen Stellenwert. Dementsprechend umfassend berichten die Zeitzeugen von ihren Erfahrungen – immer wieder auch über die Darstellung des Krieges als „Reiseerlebnis“ hinaus – und scheuen sogar vor der Illustration jener Schrecken, deren Erinnerung sie ein Leben lang mit sich herum tragen mussten, nicht zurück. Die Erzählungen von den schrecklichen Eindrücken wirken 60 Jahre nach Kriegsende in vielen Fällen distanziert in ihren Ausführungen. Es sind dies Geschichten, die in den Jahrzehnten seither vermutlich oft und oft erzählt wurden und den Erzählern im Interview kaum noch große Emotionen entlocken. Die schrecklichen

---

344 Neugebauer, Wolfgang: Der österreichische Widerstand 1938–1945. Wien 2008. S. 185.

345 Neugebauer: Der österreichische Widerstand 1938–1945. S. 185.

Erlebnisse des Krieges – zumindest jene, die in den Interviews beschrieben wurden – wirken nach so langer Zeit verarbeitet, zurechtgerückt, akzeptiert.

Löffler stellte in ihrer Studie über die Erzählungen von Wehrmachtssoldaten ebenfalls eine gewisse Distanz der Erzähler zu ihren Kriegserzählungen fest. Sie interpretiert diese Haltung dahingehend, dass das Tragische und Schreckliche der Lebenszeit im Nationalsozialismus und im Zweiten Weltkrieg nicht gänzlich aus der Lebensgeschichte ausgelöscht werden kann und daher mittels Bildern und Formeln der Folklore auf Distanz gebracht werden. So würden Zusammenbrüche und Konflikte des Lebensverlaufs und persönliche Fehler und Irrtümer sowohl in glückliche und heitere Erfolgsstories und Heldengeschichten als auch in traurige und unerhörte Geschichten umerzählt. Diese Prozesse der Folklorisierung orientierten sich an Mustern der traditionellen Genres, mittels derer kommunizierbar gemacht wird, was an Problematischem in die Biografie eingefügt werden soll.<sup>346</sup> Nicht immer sind die traditionellen Genres in den Erinnerungserzählungen klar erkennbar, häufig werden Erinnerungen über weite Teile in Form eines Berichtes verpackt. In Ansätzen sind sie dennoch zu erkennen. Im nachfolgenden Ausschnitt beispielsweise wählt der Erzähler selbst den Vergleich mit einer Geistergeschichte, wenn er beschreibt, dass man sich beim nächtlichen Proviant-Holen vor dem russischen Feind fürchtete wie einstmals als Kind vor einem „Butz“<sup>347</sup>. Der 1924 geborene UU wählt hier eine humoristische Darstellung für seine Erinnerungen an die Ostfront:

*UU: Aber da [lacht] ich weiß nicht, man hat schon gedacht oder geglaubt, man gewinnt, aber das hat man schon gesehen, dass, wenn man sich schon 1000 km zurück gezogen hat, das nicht mehr weiter gehen kann. [...] Man kann sich das gar nicht vorstellen, aber die Organisation war schon so gut. Wenn das nur ein bisschen geklappt hat, dann hat man etwas zu essen bekommen. Aber wenn man natürlich irgendwie versprengt worden ist und es ist so eine Einheit fast drauf gegangen, dann ist das fertig gewesen. Oder der Feldkoch ist nicht mehr mitgekommen oder sowas ... Da hat man schon in irgendeiner Stellung eine oder zwei Wochen sein müssen ... die Feldküche ist ein Stück hinten gewesen. Da hat dann einer für sechs Mann in der Nacht das Essen holen müssen. Und dann hat man nicht gewusst wohin, wenn kein Stellungsgraben gewesen ist, weil nur Löcher gewesen sind. Dann bist nicht mehr sicher gewesen im Dunkeln: Komm ich noch ins richtige Loch oder bin ich schon beim Russen dort? Das war so wie, als man jung gewesen ist, wie man sich vom Butz gefürchtet hat. [lacht] [...] Ich hab noch eine Erinnerung, als wir beim Angriff in einem Sonnenblumenacker ... da haben die Russen, bevor wir da gewesen sind, in den Löchern Stroh drüber getan. Da war ein Russe in dem Loch und dann haben sie Stroh drüber gegeben. Dann sind sie von hinten gekommen. Während die Unseren vorne gewesen sind, sind die*

346 Löffler: Zurechtgerückt. S. 94.

347 Gespenst; Kobold.

*Russen von hinten gekommen. Jetzt hat man jedes Loch ansehen müssen, halt, dass man sicher gewesen ist, dass da keiner drinnen ist. Und da ist so ein Loch gewesen, vielleicht zwei Meter lang und vielleicht so hoch. Und da ist einer da gehängt, ein Toter. Ich hab eine MG gehabt und hab mit dem Lauf der MG am Kopf gestoßen, dann ist er auf und wieder zurück gewippt. Währenddessen schau ich ins Loch rein und dann hat der da hinten drinnen ein Loch gemacht gehabt – das ist so ein sandiger Boden, ganz gut zum Graben. Da hat der einen Stollen rein gemacht gehabt. Der hat einen Bart gehabt und hat gerade hinauf geschaut. Und das Gewehr von ihm ist da auf dem Rand oben gelegen. Und ich geh ein paar Schritte zurück, anstatt, dass ich das Gewehr weggeworfen hätte! Aber der Gruppenführer hat das auch gesehen und hat gleich eine Handgranate rein geworfen. Und der Russe hat noch das Gewehr hinein gezogen vom Rand. Ist einen Sprung hinauf und hat das Gewehr geholt. Der Gruppenführer hat das in dem Moment gesehen. Aber der ist dann schon erledigt gewesen. Der ist mir danach als ich im Lazarett gewesen bin im Traum oft einmal erschienen, dieser Russe. Weil der mich angeschaut hat. [...]*

*I: Und kommt die Erinnerung noch oft in den Kopf?*

*UU: Nein. Ich denk, leck mich am Arsch. Ich hab auch schöne Jahre gehabt. Und ab und zu lachen können und eine Freude gehabt am Leben. Nein, ich bin zufrieden. Und jetzt mach ich halt mit ein paar ... weißt du, die Leute sind auch unterschiedlich. Ich würde ja alle Wochen so ein Fest machen [lacht].*

Dieser Ausschnitt ist einer der wenigen im untersuchten Quellenmaterial, in dem von einem Zeitzeugen das Töten des Feindes direkt beschrieben wird. Was im Krieg und besonders an der Front an vielen Tagen im Krieg das eigentliche Ziel war, nämlich das Töten, bleibt in den Kriegserzählungen fast immer unerwähnt. Anzunehmenderweise handelt es sich hierbei um ein Tabu, das in einer Erzählsituation im 21. Jahrhundert sowie InterviewerInnen gegenüberstehend, die der Enkelgeneration angehören nicht gerne angesprochen wird. UU überwindet das Tabu, indem er sich selbst als jung und unvorsichtig beschreibt und in seiner Darstellung dem Gruppenführer das Töten des russischen Soldaten überlässt. Schließlich kehrt UU wieder zu seiner humorvollen Haltung zurück, indem er seinen Umgang mit derlei Erlebnissen bekundet: sich an den schönen Jahren zu freuen und bei jeder Gelegenheit das Leben zu feiern.

Andere Aspekte psychischer Belastung im Krieg stellen Tod und Verwundung der Kameraden dar, die an der Front in nächster Nähe zu Tode gekommen oder schwer verletzt worden sind. Der 1907 geborene PP erzählt im nachfolgenden Ausschnitt, wie in Frankreich ein Kamerad direkt neben ihm durch eine Handgranate getötet wurde:

*PP: Ja, und danach haben dann die Franzosen hergeschossen, und da haben sie zu kurz geschossen. Also, sagen wir, wie wenn sie jetzt von Bludenz oder von Lorüns hereinschießen täten da, und da ist am Bartholomäberg oben ein Posten, der schaut, wie weit dass sie schießen. Wenn die da auf Tschag-*

*guns oder auf das Haus schießen wollen. Und dann hat der denen hinunter gefunkt, sie müssen weiter schießen, höher ... also das Geschoss höher stellen. Und da haben wir gesehen, dass da ein Kirchturm ist, und auf dem Kirchturm ist wahrscheinlich da der Posten gewesen. Der hat ihnen „allig“<sup>348</sup> angegeben, dass sie noch weiter schießen sollten. Und einmal haben sie vier Schuss ... Das habe ich gehört, wie sie abgeschossen haben. „Bumm, bumm, bumm, bumm“, da habe ich noch gut gehört. Und danach, wenn man das gehört hat, dann „Pffff“ [macht pfeifendes Geräusch nach] und „Bumms“ hat es schon „gschnellt“<sup>349</sup>. Das ist ein Stück unten gewesen. Und dann habe ich den einen, der wo neben mir gewesen ist, [unverständlich], sind wir vom Wagen herunter gesprungen, habe ich gesagt „da bleibe ich nicht, da unten“, sind wir da unten gewesen und haben da [unverständlich]. Und der hat nicht gerade gut gehört, der Bürser. Und dann habe ich zu ihm gesagt: „Obacht wieder, jetzt schießen sie wieder“. Und „Bumm, bumm, bumm“ hat es geschossen. Und ich bin – wir sind nebeneinander gewesen – ich bin da so hinunter auf den Boden und bin mit dem Kopf unter das Auto hinein „gschloffa“<sup>350</sup>. Und vier, fünf Meter weiter unten in die Straße hinein ist so eine Granate. Und Splitter umeinander, und Dreck ist über mich her, ich habe nicht gewusst: Habe ich noch beide Beine oder nicht? Die Beine habe ich heraus gehabt. Aber die Hose zerrissen und voller Sand [unverständlich]. Und der ist am Boden gelegen. Habe ich gesagt „komm“, ist er nicht aufgestanden, jetzt habe ich ihn „oßlupfa wella“<sup>351</sup>, jetzt im Stahlhelm hat er da ein Loch drinnen gehabt, da ist Blut heraus gekommen, gell. Und am Rücken auch. Maustot. Maustot. Neben mir. Und hinter dem Auto hat es einen „Dackla“<sup>352</sup> getan, ein Loch heraus geschlagen, den Arm hat er natürlich verloren. Und ein paar andere Verwundete auch sind noch gewesen. Und der Kompaniechef – da hat man ein Loch machen müssen, da ist er unten gewesen. Danach hat er das „EK 1“<sup>353</sup> bekommen.*

I: „EK 1“?

PP: Dass es da Tote und Verwundete gegeben hat, hat der „EK 1“ bekommen.

PP erzählt diese Episode seiner Kriegserfahrungen nicht emotional betroffen, sondern bemüht sich gegenüber der jungen Interviewerin, die Ereignisse besonders eindringlich und verständlich zu vermitteln. Um die Situation an der Front zu verdeutlichen, wählt er als Bild für die Formulierung „die Franzosen haben zu kurz geschossen“ Orte im Montafon aus und verlagert so den Kriegsschauplatz in die unmittelbare Umgebung des Gesprächs. Die Beschreibung der Ereignisse erfolgt angesichts der 60 dazwischen liegenden Jahre erstaunlich detailliert und flüssig, was darauf hinweist, dass PP diese Anekdote immer wieder erzählt hat und

---

348 immer.

349 geschnalzt.

350 gekrochen.

351 aufziehen wollen.

352 Poltern.

353 Eisernes Kreuz 1. Klasse; Auszeichnung für Soldaten.

diese sich allmählich zur oben dargestellten Version verfestigt hat. Auch bei dieser Anekdote gerät der Erzähler selbst in keine moralisch fragwürdige Situation. Er ist in der Situation des Angriffs ein potenzielles Opfer, kämpft um sein Leben und hat Glück, während sein Nebenmann das Leben verliert.

Die Frage der Moral wird hier höchstens in Bezug auf den „Kompaniechef“ gestellt, der sich von den Soldaten ein Loch ausheben ließ, in dem er sich versteckte, während zahlreiche andere ums Leben kamen, und anschließend sogar ausgezeichnet wurde. Wie im bereits dargestellten Beispiel vom fanatischen HJ-Fähnleinführer, der sich angesichts der bevorstehenden französischen Besetzung ins Ausland absetzte, folgt auch PPs Darstellung dem Topos, dass die größten Nationalsozialisten im Kern Feiglinge gewesen seien.

Ein weiterer Erzählstoff ist vor allem deshalb psychisch belastend – bzw. provoziert Rechtfertigungsgeschichten geradezu –, weil er heute als das Verbrechen der NationalsozialistInnen schlechthin gut dokumentiert und aufgearbeitet ist und es hier für die ErzählerInnen wenig zu rechtfertigen oder zu beschönigen gibt: Die Bereicherung am Besitz, die Verfolgung und nicht zuletzt die Ermordung der jüdischen Bevölkerung wird nur in sehr wenigen Interviews von selbst angesprochen. Einer der Gründe dafür liegt sicher im Nicht-Vorhandensein jüdischer EinwohnerInnen im Montafon. Andere Gründe sind neben der persönlichen Einschätzung, damit selbst gar nichts zu tun gehabt zu haben, Unsicherheiten beispielsweise in Bezug auf mögliche Vorwürfe jüngerer Generationen. Auf diese Thematik soll in einem späteren Kapitel noch im Detail eingegangen werden.

Der 1912 geborene NN ist einer der wenigen ZeitzeugInnen, der den Erzählstoff des jüdischen Genozids von sich aus – nämlich im Rahmen seiner Kriegserzählung über den Polenfeldzug – anspricht. Im vorangegangenen Gespräch beschrieb NN den Antisemitismus in Wien, wie er ihn erlebte, um anschließend seine Erinnerungen an die Ereignisse in Polen wiederzugeben:

*NN: In Polen unten ist es ja auch so gewesen ... Wir Gebirgstruppe, wir haben ihnen [den Juden, Anm.] ja nichts getan. Wir haben wohl die Synagogen besetzt und haben sie arbeiten lassen. Straßenbau, Holz machen, in der Küche. Lauter so Zeug halt. Nichts getan. Und dann ist die SS gekommen, und dann haben sie sie alle geholt. Sehr hart, hinauf auf den Wagen und fort auf Nicht-mehr-Wiedersehen. Wie halt die Judenverfolgung vor sich gegangen ist. Ja, also wir haben nichts ... Ja, wie ich gesagt habe, arbeiten haben sie müssen und etwas tun.*

*I: Können Sie sich da vielleicht noch an eine Situation erinnern, wie das war mit den polnischen Juden?*

*NN: Ja, wie ich gesagt habe, unsere Gebirgstruppe, wir haben sie, und unser Bataillon wir haben sie in Ruhe gelassen. Wir haben wohl die Synagogen besetzt, dass wir nicht haben müssen mehr Privathäuser besetzen, und haben die Juden einfach eingespannt zum arbeiten. Erst wo die SS gekommen ist, da ist es dann hart geworden. Das ist logisch.*

*I: Haben Sie da noch eine Situation im Kopf, die Sie heute noch beschäftigt?*

NN: [15 sec. Pause] Ja, ja, die Frauen hat man dann auch ... Bei den Männern kann man es eher verstehen. Aber die Frauen, da ist man schon arg vorgegangen. Man hat sie zum Teil, ah [räuspert sich; 3 sec. Pause] an den Haaren genommen. Halt grob. [in gehobener Umgangssprache:] Und das haben wir Gebirgstruppen nicht gemacht.

In NNs Erzählung wird von Anfang an die Bemühung um Rechtfertigung deutlich, die sich in den Beteuerungen äußert, dass NN und seine Truppe nichts verbrochen hätten. Die Darstellung vermittelt den Eindruck, dass NN hier nicht alles erzählt – oder besser: in Worte fasst, was er in diesen Wochen in Polen gesehen und erlebt hat. Das verdeutlicht besonders der letzte Absatz, in dem er erst nach einer längeren Pause zu erzählen beginnt und stockend andeutet, wie grob die SS mit den Frauen umgegangen wären. Die Erzählung über die Vorgehensweise der SS in Polen konnte ihm die Interviewerin nur nach mehrmaligem Nachfragen entlocken. Das Erzählverhalten NNs, sowie das Wissen um die Massaker, Vernichtungslager und zahlreiche andere Verbrechen der Wehrmacht, legen offen, dass der Erzähler eben nicht nur ein An-den-Haaren-Reißen jüdischer Frauen beobachtet hat. Die Tatsache, dass NN diese Erfahrungen auf die Frage, was ihn bis heute noch beschäftigen würde, hin beschreibt, zeigt deutlich, welche psychischen Belastungen diese Kriegsverbrechen auf der Täterseite bis ins hohe Alter darstellen können.

Einen weiteren wichtigen Aspekt des Krieges, der sowohl die Psyche als auch die Physis der Kriegsüberlebenden betrifft, stellen Verletzungen dar, die das restliche Leben der Männer prägten. Dem 1924 geborenen IJ wurde im Alter von 19 Jahren ein Bein amputiert. Diese Behinderung stellt in seiner lebensgeschichtlichen Erzählung nachvollziehbarerweise eine der Erzählleitlinien dar und bestimmte seinen weiteren Werdegang maßgeblich. In seiner Retrospektive auf die psychischen Belastungen, die der Krieg für ihn bedeutete – eingangs verglichen mit den Jahren der französischen Besatzung im Montafon –, spricht er abschließend auch seine Verletzung an:

IJ: Aber wenn ich vergleiche mit Russland, dann ging es uns hier schon besser. So schlimm war das da bei uns nie. Schlimmer war die Zeit eben der Rückzüge in Russland. Das war einfach eine schlimme Zeit. Man wusste nie, von einer Nacht auf die andere, kann man da bleiben, muss man fort gehen. Damit hab ich diese Zeit nicht so schlimm empfunden. Vielleicht jemand, der daheim war immer, der hat das wahrscheinlich schlimmer empfunden, wie ich. Da war's immer schön ein Bett zu haben. Ich denk mir oft, lange Jahre hin noch denk ich mir, wenn wir abends zu Bett gehen, wie schön ein sicheres Bett zu haben. Wie schön ist das, nicht. Gegenüber, wenn man nicht weiß ... erstens primitiv in einem Dreckloch drin liegen oder eine Pritsche irgendwo. Oder man weiß nicht, wird man in der Nacht geweckt oder nicht geweckt. Kann man schlafen, kann man nicht schlafen. Diese Unsicherheit, möcht ich sagen, das war die letzten Monate in Russland, das war schlimm. Und das wie gesagt, da hat man schon nicht gewusst, kommt man nach Hause, kommt man nicht mehr?

*Es gab auch keine Verbindung mehr mit der Heimat. Das war die schlimmste Zeit eigentlich. Sicher, nach der Verwundung, am Anfang, wenn man nach Hause kam, das war auch schlimm, natürlich. Weil man denkt, was macht man noch? Es gab schon Zeiten, wo man ins Tagebuch hineingeschrieben hat, „Oh Gott, könnt ich diese Welt verlassen, an die ich mit meinem verstümmelten Körper gebunden bin.“ Ja. [lacht] Aber es ging dann wieder besser. Nein. Ich glaub wir haben jetzt lang genug geredet.*

Die permanente Unsicherheit, eine ständig wechselnde Umgebung, das Bewusstsein des Rückzugs, die vagen Fragen nach einer möglichen Zukunft und schließlich das Ringen mit dem Schicksal, ein 20-jähriger Kriegsversehrter zu sein, beschreibt IJ als Faktoren dieser „schlimmen Zeit“. Seine abschließende Bemerkung „Ich glaub wir haben jetzt lang genug geredet“, der allerdings weitere Erzählungen im Rahmen des Interviews gefolgt sind, lässt erahnen, dass IJ hier sehr (vielleicht seines Erachtens auch: zu) persönliche Einblicke in eine der schwierigsten Zeiten seines Lebens, nämlich die letzten Kriegsjahre und die ersten Nachkriegsjahre, gewährt hat.

Neben den psychischen Grenzen, an die der Krieg die Soldaten trieb, werden von den ZeitzeugInnen auch die physischen Grenzen eingehend beschrieben, am Rande derer sie sich gerade in den letzten Kriegsjahren häufig befanden. Dazu zählen an erster Stelle die kriegsbedingten Verletzungen, die unter schlechten sanitären und medizinischen Bedingungen auskuriert werden mussten und mit denen man, kaum waren sie ausgeheilt, an die Front zurückkehren musste. Der 1918 geborene AA erzählt nachfolgend die Geschichte seiner Verletzung und wie ihn diese schließlich vor dem Tode bewahrte:

*AA: Das ist so ein Stall gewesen, da ist eine Stellung oben gewesen. Und da ist man hinauf geklettert, und dort hat man durch die Strohdächer ein Loch hinausgeschossen, dass man mit dem Maschinengewehr hinaus schießen hat können, oder. Das man da ausgesehen hat. Und ich bin da gerade oben gewesen und habe da fest gezogen, und wie ich da richtig Licht gesehen habe, hat es einen „Bätsch“ gemacht, und ich bin unten gelegen. Hat es mich erwischt, oder. Habe ich einen Lungenstreifschuss gehabt. Und bin dann mit zwei anderen ... also, unsere Ortschaft ist in einem Kessel drinnen gewesen, da ist es überall hinauf gegangen. Sind wir dann zu dritt zum Regimentsstab zurück, zum Verbandsplatz. Da haben sie auf der anderen Seite ein mords Feuer gegeben, aber gottseidank sind wir durch gekommen. [...] Ich bin dann wieder zurück nach Lubnia, ja, das ist da östlich von Kiew, da sind wir dann gelegen, das ist im Jänner gewesen ... bis Mai. Und das ist eine ganze Schule gewesen, mit lauter Stroh, und da sind dann alle drinnen gelegen, 50, 60 im Saal drinnen. Aber 80 Prozent lauter Erfrierungen, also im dritten Grad. Ja, und jetzt kannst du dir vorstellen, wie das gestunken hat, da drinnen. Wenn du da zugeschaut hast – mir hat das gottseidank nichts ausgemacht – die haben gewartet, bis das Fleisch zurückgefroren ist, Hände und Füße haben*

*die abgefroren gehabt. Und dann haben die nackten Beine herausgeschaut, sind sie gekommen mit der Zange und haben den Stumpen abgezwickt. Und dann haben sie das wieder verwachsen lassen müssen. Und da hast du dir gedacht, so viele Leute, und die kommen nicht mehr heim ... Da kannst du froh sein, wenn du noch heimkommst, da. So hat das ausgeschaut. [...] Und die, die da in 14 Tagen, drei Wochen wieder gesund gewesen sind, die haben noch da bleiben müssen, die sind wieder in den Einsatz gekommen, ist klar. Und ich bin da halt schon ... Der Einschuss ist schon ziemlich zu gewesen, der Ausschuss hat noch geeitert hinten am Rücken. Habe ich halt da am Arzt vorbei marschieren müssen, da. Der hat das entschieden, ob du in die Heimat kommst, oder wieder an die Front. Und ich bin halt zweieinhalb Jahre nicht mehr daheim gewesen. Und dann bin ich halt da bei ihm gewesen. Und dann fragt er da halt, halt, hin und her, und ich wär halt auch schon frontreif gewesen wieder. Fragt er, „wann waren Sie das letzte mal zuhause?“ Und dann hat er ein Auge zugeschlagen und ich bin nach Brünn gekommen, da. Und das war meine Rettung. Unsere Einheit ist dann weiter nach Stalingrad gekommen.*

Diese schön in sich abgeschlossene Erzählung folgt dem Bogen einer Vorgeschichte, des Höhepunkts in Form der Verwundung und des Auskuriertens und schließlich des glücklichen Endes, im Rahmen dessen der Erzähler aufgrund einer Schussverletzung und dank eines wohlgesonnenen Arztes nicht nach Stalingrad, sondern Richtung Heimat geschickt wird. Stalingrad wird vom Erzähler implizit und unkommentiert einem Todeskommando gleichgesetzt, das verdeutlichen die nachfolgenden, hier nicht dargestellten Ausführungen.

Der 1914 geborene VV spricht im nachfolgenden Ausschnitt einen weiteren, häufig thematisierten Aspekt des Krieges an: Beinahe alle Zeitzeugen erzählen von tage- und wochenlangen Märschen bei schlechter Verpflegung:

I: Können Sie sich da erinnern an den Polenfeldzug, irgendein Erlebnis?

VV: Ja, wir haben am 12. September haben wir den ersten Angriff gehabt. Gegen ein Regiment sind wir ein Bataillon gewesen. Da hat man schon ein bisschen blöd dreingeschaut, wenn es auf der Höhe gleich den einen oder anderen erwischte hat, hat man gesagt: „Die armen Hunde.“ Und später hat man dann gesagt, „ja, denen ist es einmal gut gegangen, die hat es gleich erwischte“. Es ist halt so gewesen. Und marschiert ist man halt 60, 70 Kilometer ist das mindeste gewesen, was man am Tag marschiert ist. Einmal 104 Kilometer an einem Tag. Da ist man Tag und Nacht unterwegs gewesen. Da waren so Telegrafenstangen an der Straße, rechts. Und da ist man eingeschlafen, und bis man an den nächsten Masten gekommen ist, hat man schon wieder geschlafen [lacht]. Ist man wieder gegen die Stange gelaufen. Und natürlich, die Pferdewärter haben es noch schlimmer gehabt. Die haben noch füttern müssen. Das ist verrückt gewesen.

I: Das klingt so.

VV: Aber eben, ist halt eben Krieg gewesen.

*RV: Wie ihr nichts zu essen gehabt habt, tageweise nichts ...*

*VV: Ja. Tageweise haben wir halt eben Rüben und Kohlköpfe ausgerissen. Tageweise ... bist du mit dem Essen nicht nachgekommen. Aber wenigstens haben wir dieses Zeug gehabt [lacht]. Aber eben, diese Narren-Märsche, das ist ja verrückt gewesen.*

Hunger, mangelhafte Versorgung und teils übermenschliche Anstrengungen stehen im Vordergrund vieler Erzählungen. VV erzählt, dass man die am Anfang des Krieges gefallenen Kameraden mit zunehmender Kriegserfahrung beneidete, da sie sich die später folgenden Qualen erspart hatten, während die überlebenden Soldaten niemals wussten, ob sie wieder heimkehren könnten.

Die hygienschen Verhältnisse in den Lagern und Lazaretten stellen schließlich einen weiteren und im Rahmen dieser Analyse letzten zentralen Aspekt der Beschreibung der Schrecken des Krieges dar. Die Erzählung des 1927 geborenen JJ widmet sich Erinnerungen an das Lazarett:

*JJ: Wir sind da in dem Polen unten gewesen. Wir sind dann aber alle erkrankt. Wir haben die Ruhr gehabt. Und das Wasser haben wir dann nicht vertragen. Und das ist eine furchtbare Sache gewesen. Da bist du so schwach gewesen. Da hast du überhaupt nichts mehr tun können. Und man muss sich vorstellen, es ist nicht gerade appetitlich. Da hat es ja diese Latrinen gegeben. Eine Latrine ist nichts anderes als ein ... da ein Balken, und du hast in die Grube hinunter gesehen. Die hat man dann schon ein bisschen mit Kalk desinfiziert. Aber schon 20 Meter vor dieser Latrine ist der ganze Boden blutverschmiert gewesen. Weil keiner es mehr bis dort durchgehalten hat. Und überall bist du in diesen blutigen Scheiß hinein gekommen. Alles hat nur geschissen und alles ... sie haben uns dann abziehen müssen, so dass wir dann heim sind und zum Heimfahren in diesen Viehwaggons. Zum Teil, wenn diese offen gewesen sind, ist auch so eine Latte da gewesen. Dann hat man einander gehalten, dass der wieder hinausscheißen konnte. Sonst hast du in eine Konservendose hingeschissen. Das hast du dann hinaus geworfen. Gestunken hat es überall grausig. Da bist du ja mit kaum 40 Kilo bist du ja zurück gekommen. Bist du dich langsam wieder erholt hast. Und da wäre ich an und für sich ... dann hätte ich gleich wieder einrücken müssen.*

Die extremen Umstände, die JJ hier beschreibt, werden auch von anderen Zeitzeug-Innen erwähnt, vielfach in Bezug auf die Gefangenen-Lager in der Sowjetunion. Krankheiten wie hier die bakteriell übertragene Ruhr werden immer wieder in den Erinnerungserzählungen der ehemaligen Soldaten thematisiert. Als Folge dieser Erkrankungen, aber auch als Konsequenz der extremen körperlichen Anstrengungen sowie der mangelhaften Ernährung und immer wiederkehrender Hungerphasen wird von den Erzählnern gerne ihr Körpergewicht bei der Heimkehr ins Montafon angeführt: JJ berichtet, nur noch 40 Kilogramm gewogen zu haben, andere Zeitzeugen unterbieten diese Angaben sogar noch.

Als spezifisch für die Kriegserzählungen in den untersuchten Interviews kann zusammengefasst werden, dass die Darstellung der eigenen Leiden sowie der Leidensfähigkeit in den Vordergrund gestellt wird. Mithin ist festzustellen, dass sich die Zeitzeugen selbst tendenziell als Opfer des Krieges darstellen und nicht etwa in der Rolle der Aggressoren oder Täter. Vom Töten selbst bzw. von den Details der Kampfhandlungen ist kaum je die Rede, es sei denn in Beschreibungen der eigenen Verletzungen oder des Verlusts von Kameraden. Auf diese Weise wird in den Erzählungen ein Bild des passiven Krieges konstruiert: einem Krieg, in dem der Einzelne nichts entscheiden konnte, keinen Einfluss auf sein eigenes Schicksal oder jenes anderer Menschen hatte und schließlich kaum je in Kampfhandlungen eingebunden war, geschweige denn tötete. Durch die Darstellung des historischen Verlaufs des Krieges und seiner Schauplätze erscheint der Weg den Soldaten vorgegeben und von glücklichen oder unglücklichen Zufällen geprägt.



Abb. 43: Der Krieg als Reiseerlebnis: Truppentransporte (Sammlung Bruno Hueber/Montafon Archiv)

Wo die Zeitzeugen nicht umhin kommen, ihre Rolle als Täter im Zweiten Weltkrieg anzusprechen, da werden die Erinnerungen in das Muster einer Rechtfertigungsgeschichte verpackt. Nachfolgend wurden zwei Beispiele ausgewählt, in denen Rechtfertigung, Entschuldung oder aber Relativieren bzw. Abstreiten eigener Kriegshandlungen im Vordergrund stehen. IJ und AC nehmen folgendermaßen Stellung zu ihrer Teilnahme am Zweiten Weltkrieg:

IJ ♂, geboren 1924:

*IJ: Ja, es war am Anfang mehr ein Stellungskrieg, ich glaub ich hab eh schon gesagt, wir haben dann wieder mal einen Angriff starten müssen. Es gab schon Gefallene, das schon, nicht. Aber ich muss gestehen, ich hab eigentlich nie auf einen Russen geschossen. [...] Im Grunde genommen hab ich mir noch gedacht, „hoffentlich komm ich noch nach Hause.“ Man denkt heute, warum bist du eingerückt, aber man hat ja nur die Möglichkeit, entweder man rückt da mit ein oder man bringt die Familie ins Unglück! Eines von beiden. Weil dann wurde man vernommen und wieder vernommen und man hat überall nachgesucht. Und wenn sie einen erwischen irgendwo versteckt, dann ist man sowieso dran nachher. Also man hat gehofft, wenn ich jetzt einrücke, vielleicht komm ich besser davon. Ich weiß noch, ich hatte gehofft, lieber würde ich nach Italien kommen an die Front oder nach Frankreich irgendwohin, aber als der Zug dann Richtung Osten ging, wusste man, jetzt ging's nach Russland. Das war eine ungute Sache. Gelt, das war ungod. Naja.*

AC ♂, geboren 1925:

*AC: Nur, bei den Partisaneneinsätzen muss ich sagen, die reguläre Wehrmacht hat sich dort [betont nachfolgendes Wort] sicher nichts zu Schulden kommen lassen. Ich habe nicht einmal gesehen, dass eine Wehrmachtseinheit Partisanen ... Weißt, weil man dann gesagt hat, dass sich die selber das Grab schaufeln haben müssen, und danach sind sie erschossen worden. Aber nicht das reguläre Heer. Das könnte ich ... Einmal bei uns ist das nicht passiert.*

*I: Und die SS oder so?*

*AC: Ja, die schon! [unverständlich] Kettenhunde hat man gesagt, die haben so Ketten umgehabt.*

IJ „gesteht, nie auf einen Russen geschossen“ zu haben. Hier handelt es sich um ein „Geständnis“, das angesichts einer sich heute überwiegend zu Demokratie und Frieden bekennenden Gesellschaft beinahe ironisch wirkt. IJ ist sich einer möglichen Kritik seines Soldatentums durch die nachfolgenden Generationen bewusst, wenn er sich die Frage stellt: „Warum bist du eingerückt?“ und sie anschließend mit Hinweis auf seine Verantwortung gegenüber der Familie beantwortet und damit sein Handeln verteidigt.

Auch AC nimmt Bezug auf mögliche (im Interview nicht getätigte) moralische Anklagen bezüglich etwaiger Wehrmachtsverbrechen an Partisanen. AC verteidigt sich, indem er die Unschuld der Wehrmacht beteuert („die reguläre Wehrmacht hat sich dort sicher nichts zu Schulden kommen lassen“) und, wie auch zahlreiche andere Zeitzeugen, jegliche Kriegsverbrechen sowie andere moralische Fehlritte der SS zuschiebt.

Bei diesen beiden Ausschnitten handelt es sich insofern um Rechtfertigungs geschichten, als auch hier mithilfe praktischer Erklärungen das Verletzen einer

moralischen Regel legitimiert werden soll. Viele Männer der Kriegsgeneration sehen sich in diesem spezifischen Fall mit zwei konträren Moralvorstellungen konfrontiert: Auf der einen, historischen Seite steht die Moral eines kriegstreibenden faschistischen Regimes, für das die jungen Männer gezwungen waren, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, auf der anderen Seite stehen die demokratischen, an Menschenrechten orientierten Wertvorstellungen der Gesellschaft am Anfang des 21. Jahrhunderts. Als Bürger eines demokratischen Staates versuchen sie sechzig Jahre danach, zwischen diesen Moralvorstellungen zu argumentieren und nachzuweisen, dass ihr Handeln als Wehrmachtssoldaten des Zweiten Weltkrieges, oder als Parteigänger des Nationalsozialismus, oder als Mitglieder einer Familie, für die sie sich verantwortlich fühlten, letztlich doch moralisch angemessen war. Auf diese rechtfertigende Weise wird einerseits die Verantwortung für das eigene Handeln übernommen, die Folgen dieses Handelns andererseits bestritten.<sup>354</sup> So kommt es zu einem Muster von Kriegserzählungen, in denen die Erzähler selbst niemals Täter sind. Als Täter des Krieges werden teils die deutschen Soldaten, teils die SS-Männer dargestellt, während man selbst lediglich gezwungen wurde, bei diesem (deutschen) Krieg mitzumachen – und dabei „*eigentlich nie auf einen Russen geschossen*“ hat (IJ). Dass kriegshistorische Dokumentationen und Forschungen im Gegensatz zum in Österreich jahrzehntelang beschworenen Opfer-Mythos (Österreich als Opfer des Deutschen Reiches) ganz klar die nicht weniger grausame Täterrolle österreichischer Soldaten nachweisen,<sup>355</sup> daran soll hier nur am Rande erinnert werden.

### 3.4.24. Gefangenschaft

Ein großer Teil der Wehrmachtssoldaten geriet Ende des Zweiten Weltkrieges in Gefangenschaft. Aus diesem Grund findet dieser Erzählstoff auch in den Montafoner lebensgeschichtlichen Erzählungen sehr häufig Eingang. Die Lebensbedingungen der deutschen Kriegsgefangenen in den 20 verschiedenen Gewahrsamsländern können eher durch ihre Unterschiede, als durch ihre Gemeinsamkeiten charakterisiert werden. In englischer und amerikanischer Gefangenschaft standen beispielsweise von Anfang an ausreichend Verpflegung und Kleidung zur Verfügung, auch waren die Kriegsgefangenen aus den westlichen Gewahrsamsländern spätestens 1948 wieder entlassen worden.<sup>356</sup>

Der 1915 geborene OO bemerkt in seinen Schilderungen der Kriegsgefangenschaft in einem amerikanischen Lager, dass er „*gut behandelt worden*“ sei:

354 Löffler: Zurechtgerückt. S. 96.

355 Vgl. Safrian, Hans: Österreicher in der Wehrmacht. In: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes und Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Sport (Hg.): Österreicher und der Zweite Weltkrieg. Wien 1989. S. 39–58.

356 Lehmann: Gefangenschaft und Heimkehr. S. 9.

OO: Bis März, Anfang März haben die Amerikaner keinen Schritt vorwärts gemacht, gell. Und von da an sind sie jeden Tag so vier, fünf Kilometer weitergerückt. Und für uns hat das die Folge gehabt, dass wir jeden Tag Stellungswechsel machen mussten. Zuletzt bis heraus an den Po, und dann haben uns die Amerikaner eingeholt. Und da sind wir dann in Gefangenschaft geraten. Und zum Glück bin ich mit nach Amerika. Bis dahin haben die Amerikaner alle nach Tunis hinunter, und von da an nach Amerika.

I: Ganz rüber über den Atlantik?

OO: Ja. Und da bei Luca, Pisa, Luca, in der Gegend war ein Lager aufgebaut für 35.000 Gefangene, in einzelne ... zu 5.000 immer. Und wir sind so weit gut behandelt worden, das muss man schon sagen, gell. Wir haben nicht viel, aber jeden Tag zu essen gehabt. Es war Sommer und da hat man sowieso nicht viel leiden müssen. [...] Und dort sind wir dann geblieben, bis August hinein. Im Juli hat man angefangen, Gefangene aus Salzburg, Tirol und Vorarlberg, die waren damals ... in der amerikanischen Zone. Vorarlberg war später dann in der französischen Zone, dann. Und dann hat man diese Bundesländer hat man heimgeschickt.

OOS Darstellung ist wenig emotional, er beschreibt den schrittweisen Rückzug, die unvorstellbaren Dimensionen des Lagerlebens, die guten Bedingungen im Lager und deutet seine baldige Entlassung an. Diese sehr positive Darstellung des Alltags in der Kriegsgefangenschaft ist die absolute Ausnahme im vorliegenden Quellenmaterial, auch weil die meisten ZeitzeugInnen in sowjetische Gefangenschaft gerieten. In den Lagern der Sowjetunion waren die Bedingungen weitaus härter. Hier war bis ins Jahr 1947 jeder in existenzieller Weise vom Hunger betroffen. In diesem ausgezehrten Zustand mussten die meisten Gefangenen im ungewohnten Klima schwere körperliche Arbeiten verrichten und sie lebten von der Gefangenennahme bis zu ihrer Entlassung in einer „Welt hinter Stacheldraht“<sup>357</sup>. Ähnliche Verhältnisse beschreibt der 1912 geborene NN, der von den Engländern gefangen genommen und anschließend an Jugoslawien ausgeliefert wurde. Die Erinnerungen an die jugoslawischen Lager sind von Hunger und Krankheiten geprägt:

NN: Die Engländer haben alles abgeriegelt, die sind über Italien heraus gekommen und haben alles abgeriegelt. Die ganze Ding „umadum“. Total zu. Da haben wir nichts machen können. Wir hätten müssen zurück und über Jugoslawien hinein. Wir haben keinen Ausweg mehr gehabt. Ja, wir sind dann noch geflohen, dazu.

I: Was war das für ein Gefühl?

NN: Ja, nur so ein Ding hätte uns nicht begegnen dürfen, so eine Gruppe! [lacht] Die hätten wir schon erledigt. [5 sec. Pause] Ja, und die Engländer die haben uns den Jugoslawen ausgeliefert. Die Engländer, die haben uns nicht wollen, die haben uns den Jugoslawen übergeben. Sogar bis auf Klagenfurt haben sie noch welche von uns erwischt. Weil sie sind ja bis auf Klagenfurt

---

<sup>357</sup> Lehmann: Gefangenschaft und Heimkehr. S. 9f.

*hinein gekommen. Und dann gleich wieder zurück, weil das ... Weltkomitee, oder wie das geheißen hat, sie dürfen nicht bis auf österreichische Gebiete, sie müssen bis da und da zurück. Da hat es viele noch erwischt. [3 sec. Pause] Und sonst kann man nur sagen, dass in der jugoslawischen Kriegsgefangenschaft unwahrscheinliche Zustände geherrscht haben, und dass unwahrscheinlich viele Kameraden am Hunger gestorben sind, und an den Seuchen. Darm... schwere Darmkrankheiten, und von den Läusen ... Wie heißt das von den Läusen? [7 sec. Pause] [...] Typhus! Laustyphus, Läusetyphus. Es heißt noch ein bisschen anders. Aber von der Laus übertragen. In unserem Lager ist es nicht so bös gewesen, ich habe nur Darmkrankheiten hab ich erwischt. [...] Bauchtyphus hab ich gekriegt, da schälen sich die Därme, das kommt so gelblich im Stuhl dann. Und im Lager [unverständlich], da haben wir einen deutschen Arzt gehabt. Und wir haben natürlich auch SSler gehabt, denen ist es natürlich schon schlimm gegangen. Und dann haben wir einen Raum gehabt, wo man Kacheln hinaus getan hat, da hat man müssen den Stuhlgang hinein machen. Und wer von diesen Darmschälungen drinnen gehabt hat – das war ein furchtbar harter Winter – und jetzt erzähl ich Euch etwas, das mag ich gar nicht erzählen. [lacht] Ich bin hergegangen, wo ich einmal so ein bisschen drinnen gehabt habe, Stuhlgang, und in den Kacheln sind noch schlimme Dinger gewesen, gell. Viel gelb, und da habe ich heraus getan, etwas, und bei mir hinein in den Kot. Und dann habe ich noch eine Woche bleiben können. Vielleicht hat das beigetragen zum den Winter Überleben.*

*I: Und wie hat das Lagerleben ausgeschaut?*

*NN: Lagerleben, ja. Das war halt eine dünne Suppe, morgens einen leeren Kaffee und ein kleines Schnittili Brot. „Türggabrot“<sup>358</sup>, die haben ja mords viel „Türgga“ dort unten. Und zu Mittag eine Bohnensuppe, wo du hinunter gesessen hast, und am Abend auch. Hat es ein Stück Brot gegeben.*

In NNs Erzählung ist die Antipathie den englischen Soldaten gegenüber deutlich spürbar, was darauf hinweist, dass im Rahmen seiner Erzählung jene Gefühle wach werden, die er beim Rückzug, auf der Flucht, bei der Gefangennahme durch die Engländer und schließlich bei der Übergabe der deutschen Gefangenen an die jugoslawischen Soldaten empfand. Die Aussagen „So eine Gruppe hätte uns nicht begegnen dürfen“, „die hätten wir schon erledigt“ oder „Die Engländer, die haben uns nicht wollen“ sowie die Schilderungen, dass die englischen Truppen zunächst unrechtmäßig auf österreichischen Boden vorgedrungen seien, verdeutlichen die in der Erzählung wiederauflebende Abneigung und Aggression gegenüber den gegnerischen Truppen – die kurze Zeit später doch öffentlich als „Befreier“ gehandelt wurden. Anschließend folgt die Beschreibung der „unwahrscheinlichen Zustände“ im jugoslawischen Lager, die NN mit einer bewusst ekel-erregenden Geschichte – nach dem vorangestellten Hinweis „und jetzt erzähl ich Euch etwas, das mag ich gar nicht erzählen“ – zu illustrieren versucht. Der Erzähler bemüht sich hier, mittels extremer Beispiele der jungen Zuhörerin (angesprochen

---

358 Maisbrot.

durch den von älteren MontafonerInnen noch manchmal verwendeten höflichen Majestätsplural) die heute unvorstellbare Situation zu vermitteln.

Neben Hunger und Krankheiten prägen auch Erzählungen über harte körperliche Arbeit bzw. über große körperliche Anstrengungen beispielsweise in Form von Märschen die Darstellungen ehemaliger Kriegsgefangener in den östlichen Gewahrsamsländern. Der 1926 geborene ST beschreibt nachfolgend einen Marsch, bei dem es für viele Gefangene um Leben und Tod ging, weil die sowjetischen Soldaten die schwachen, stürzenden Gefangenen erschossen:

*ST: Und natürlich dann beim Marsch in der Gefangenschaft, [...] man hat das einfach durchgehalten, weil man gesehen hat, wer liegen blieb, der ist sofort erschossen worden. [unverständlich], nie umgeschaut, dass man da einen aufgehoben hätte, sondern „bums“ zusammen geschossen, und weg. Und das hat einen natürlich schon auf Trab gehalten. Hat man gedacht, „nur nicht schlapp machen“. Man hat kein Wasser gehabt. Es ist eine große Hitze gewesen im Mai 45. Also schon nicht gerade so wie hier. Auf der einen Seite ist es fein gewesen, dass gutes Wetter gewesen ist, immer. Dass man nicht nass geworden ist und so. Aber es hat gleich geheißen, wo wir in Gefangenschaft gekommen sind: schauen dass wir etwas Proviant erwischen. Dann sind diese LKWs, die deutschen, herum gestanden, der Nachschub-Ding. Da hat man geschaut, dass man ein paar Konserven oder so irgendetwas erwischt. Und dann, in der Gefangenschaft haben wir, dadurch dass wir nichts gearbeitet haben, und die Russen haben immer gesagt: nix robot, nix fahren. Du brauchst nichts zu essen. Wenn du nichts arbeitest, brauchst du nichts zu essen. Da hat man dann in so alten Benzinfässern hat man Suppe gemacht. Das heißt Wasser hinein geschüttet, Mais drauf, hinein geschüttet einen Sack. Und dann hat man es gerührt, und das gekocht. Und dann hat man natürlich dieses Zeug bekommen. Am Anfang hast du nur Wasser gehabt, und weiter unten ist dann ein bisschen Mais noch mitgekommen. Ja, halt alles ohne Salz und ohne Schmalz. Und dann bin ich dann eben an der Ruhr erkrankt. Und bin dann nur mehr gelegen. Aber das muss ich sagen, ich habe mich nie aufgegeben. Nie. Ich habe das hundertprozentige Gefühl immer gehabt, ich komme wieder heim. Das schaffe ich.*

*I: Woher haben Sie das Wissen gehabt? Oder woher haben Sie dieses Gefühl genommen, dass Sie wieder heim kommen?*

*ST: Einfach ... Ich habe ein kleines Foto gehabt vom Wohnhaus, wo wir gewohnt haben. Und da ist ein großer Birnbaum davor gestanden. Dann habe ich es angeschaut und habe gedacht: „Unter diesen Baum gehe ich wieder. Unter diesen Baum komme ich wieder.“ Ich habe einfach ... doch eine Vorahnung hat man, dass man es schafft. Wir haben da so viel erlebt in der Gefangenschaft, dass sie sich aufgegeben haben. Und da sind auch die Wiener, die Ding sind in dieser Hinsicht furchtbar gewesen. Die haben immer nur gejammert, und gejammert und gejammert: „Und i kumm eh nimma ham.*

Ah. „<sup>359</sup> Ja und eines Tages sind sie dann halt tot da gelegen. Das ist Tatsache. Man hat schon einen Willen gebraucht. Man hat schon ... durfte sich schon nicht gehen lassen.

Auch STs Erzählung stellt die extremen Bedingungen in der Gefangenschaft dar. Er beschreibt einen Marsch, bei dem das Zeigen einer Schwäche unmittelbar mit dem Tod bestraft worden wäre, er erzählt von der mangelnden Versorgung mit Wasser und Nahrung, schildert die Zubereitung dünner Suppe in Benzinfässern und erwähnt schließlich noch eine Erkrankung. Die Bemerkung „Ich habe mich nie aufgegeben. Ich habe das hundertprozentige Gefühl immer gehabt, ich komme wieder heim“ sowie der Hinweis auf jammernde Kameraden, die sich gehen ließen und schließlich starben, verkehren die Geschichte des Gefangenen, der aufgrund seiner vormaligen kriegerischen Tätigkeit in Gewahrsam genommen wird, in jene eines Helden, der auch unter härtesten Bedingungen die Hoffnung nicht aufgibt und überlebt. In diesem Sinne handelt es sich bei STs Darstellung um das Muster einer Erfolgsgeschichte – wie sie auch bei anderen ehemaligen Kriegsgefangen aus dem Montafon zu finden ist.

Im Vergleich der Erzählungen über die Gefangenschaft mit dem vorhergehenden Kapitel über die „Schrecken des Krieges“ kann festgestellt werden, dass sich die beiden Erzählstoffe in vielerlei Hinsicht ähneln. Sowohl in den Kriegserzählungen als auch in Bezug auf die Gefangenschaft werden dieselben Aspekte in den Vordergrund gestellt: die psychischen und physischen Leiden, letztere in Form von Erzählungen über harte Arbeit, große körperliche Anstrengungen, Hunger oder mangelnde Hygiene. Diese zahlreichen Parallelen, die die Leiden, aber auch die Leidensfähigkeit der Erzähler fokussieren, verdeutlichen das Selbstbild des Opfers, das die Erzähler retrospektiv von sich konstruieren. Wo im Krieg das „Hin- und Hergeschoben-Werden“, mangelnde Entscheidungsmöglichkeiten und Handlungsspielräume vermittelt werden, da setzen sich diese Themen auch in den Erzählungen über die Gefangenschaft fort – das geht soweit, dass einige Ausschnitte aus dem Zusammenhang gar nicht erkennen lassen, ob es sich in der Erzählung nun um das Leben als Soldat oder aber als Gefangener handelt. Schon die Darstellungen der Kriegserlebnisse, aber noch viel mehr die Erinnerungserzählungen über die Kriegsgefangenschaft stellen die Täterrolle der Soldaten (noch dazu auf der Seite des Aggressors) völlig in den Hintergrund, berühren daher weder soziale Tabus wie Töten, Massenmord oder Kriegsverbrechen (hier wird von allen Erzählnern einhellig auf die SS verwiesen), noch moralisch schwierige Fragestellungen wie etwa Sinn und Ziel des Krieges. Die Zeitzeugen wählen gezielt diesen kleinen Ausschnitt aus ihrem Kriegserleben aus, weil er für sie ihren Familien um Menschen gegenüber der einzige sozial vermittelbare ist. Wo im Laufe der Darstellungen moralische Grauzonen berührt werden, da kommen andere Strategien, wie etwa mehrfach erwähnten Rechtfertigungsgeschichten, zum Einsatz.

---

359 Und ich komme eh nicht mehr heim.

### 3.4.25. Heimkehr

Das Muster der Erfolgsgeschichte in Bezug auf das Überleben des Krieges und anschließend der katastrophalen Umstände in Kriegsgefangenschaft findet seine Fortsetzung in der Darstellung der Heimkehr. Generell lässt sich feststellen, dass zahlreiche Zeitzeugen die Erzählungen über die Heimkehr aus Krieg oder Gefangenschaft wesentlich ausführlicher beschreiben als die Erinnerungen an die davorliegenden Kriegsjahre. Auch in diesem Fokus auf die schönere Erinnerung an den Heimweg, die Freude auf Familie und Heimat, ist eine Strategie des Umgangs mit den Kriegserinnerungen zu sehen, die in einigen Erzählungen weitgehend ausgeblendet oder nur kurz umrissen werden und schließlich mit der krönenden Geschichte von der Heimkehr ins Montafon abgeschlossen sind. Die Erzählungen von der Heimkehr werden allerdings keineswegs idyllisiert, die Erzähler sprechen vom „sich Durchschlagen“, vom Betteln und Stehlen, von großen körperlichen Anstrengungen oder beschwerlichen Fußwegen über die Berge und nicht zuletzt von der Angst vor den Besatzungssoldaten und der eigenen Zukunft. Am Anfang der Heimkehrergeschichten stehen häufig Erzählungen über das Kriegsende und die persönliche Bedeutung dieser Nachricht. Der 1924 geborene SZ erinnert sich:

*SZ: Dann kam an und für sich der Rückzug. Jeden Tag, etappenweise, ging's wieder rückwärts. [...] Nach Ungarn dann und so weiter. Ich weiß nicht wo, das war für uns ein Schlag, 1945, hat's geheißen, „der Krieg ist zu Ende, ihr könnt nach Hause gehen“. Können Sie sich vorstellen, wir stehen da, und was das heißt: „nach Hause gehen“. Und dann hat man sich erkundigt, wie geht man am besten. Die einen sind Richtung Prag hinauf, und die anderen, wir sind Richtung Linz hinab. Also nach Oberösterreich. Und da kamen aber schon die Russen von unten herauf und haben uns dann geschnappt.*

Für SZ stellte die Nachricht vom Kriegsende einen „Schlag“ dar, der ihn vor völlig neue Tatsachen stellte. Einerseits war der Krieg verloren – was zu diesem Zeitpunkt keine Überraschung darstellte, aber schlussendlich doch die Anstrengungen der vorangegangenen Jahre noch absurder und unnötiger erscheinen ließ. Andererseits befanden sich die Soldaten zumeist weit von Österreich und erst recht vom Montafon entfernt und ahnten, dass eine beschwerliche und mitunter gefährliche Reise ohne den bisherigen Schutz der Truppen bevorstand. Zu diesem Zeitpunkt war für die Soldaten schwer einzuschätzen, was die nun folgenden Wochen bringen würden. Der 1926 geborene ST beschreibt seine Heimkehr wie folgt:

*ST: Und darum sind wir zwei dann immer nur in der Nacht gelaufen, haben uns hauptsächlich von Ding ... Weintrauben ernährt. Durch die Weinberge sind wir gezogen. Und bis wir dann nach Wiener Neustadt gekommen sind. Und von Wiener Neustadt weg ist es dann mit dem Zug gegangen, zuerst Wiener Westbahnhof. Dort am Westbahnhof, das ist ja nur ein Trümmerfeld gewesen, und so Baracken aufgestellt gewesen, und alles mit Holz vernagelt.*

*Da sind Schlangen von Leuten gestanden. Und jetzt bin ich da auch da gewesen. Ja, haben sie: „Komm, du kannst vorgehen, du bist ein Heimkehrer.“ Da habe ich das erste Mal das Wort Heimkehrer gehört, was das ist. Und dann hat man natürlich weder Fahrkarte noch irgendetwas gekauft. Ist man in den Zug hinein gesessen. Und das ist mir auch noch unvergesslich. Da sind Frauen drinnen gesessen, die haben Brote ausgepackt und Äpfel gegessen und Ding, aber nicht einen Bissen gegeben. Das hat einem weh getan. Vollgefressene Weiber, gefuttert, gefuttert. Und unsereinem hat der Hunger aus den Augen heraus geschaut. Das kann man sich vorstellen, wenn man mit 19 Jahren noch 28 Kilo hat.*

Aus dieser Erzählung sprechen vor allem Unsicherheit („wir sind immer nur in der Nacht gelaufen“), Zerstörung und Chaos („Der Westbahnhof ist ja nur ein Trümmerfeld gewesen“) sowie die Erfahrung, auf Menschlichkeit angewiesen zu sein, im Positiven („Komm, du kannst vorgehen, du bist ein Heimkehrer“) wie im Negativen („aber nicht einen Bissen gegeben. Das hat einem weh getan“). Die zentralen, immer wiederkehrenden Themen sind – wie in vielen anderen Heimkehrergeschichten – der Hunger und der eigene abgemagerte Körper. Weitere häufig erwähnte Aspekte der Heimkehr werden in der nachfolgenden Erzählung des 1925 geborenen NM dargestellt:

*NM: Und dann sind wir ... in der Nacht sind wir verschwunden von der Abteilung, die haben sie aufgelöst. Und sind dann hinauf unter einen Baum, weit hinauf, unter einen Baum hinein. Und dann haben wir dort geschlafen. Und dann ist noch Regen gekommen. Nass sind wir gewesen am Morgen. Und dann sind wir noch weiter hinauf und sind zu einer Jagdhütte gekommen. Und bei der Jagdhütte, da ist alles da gewesen. Zivilkleider sind da gewesen. Da sind Esswaren herum gewesen. Und die Leute sind auch fein gewesen. Die haben uns das gegeben. Und dann sind die Amerikaner gekommen. Und das ist nachher Mitte Mai gewesen. Und ich habe gedacht: „Ja, jetzt holen sie uns.“ Die haben geredet und haben uns Bilder gezeigt. Der eine ist von Boston gewesen. Und ich konnte ein bisschen Englisch. Und dann sind sie gegangen. Und dann kommt wieder einer zurück. Sie seien da in ein Dreckloch hineingefahren, unten. Man solle so gut sein und hinunterkommen und ihnen heraus helfen. Da habe ich gedacht, das ist jetzt eine Falle Nummer eins, gell. Dann nehmen sie uns gleich mit. Aber es ist nicht so gewesen. Tatsächlich sind sie in Not gewesen. Und wir haben denen heraus geholfen. Ja. Und das Gewehr, das haben wir alles „undr an Gretzahufa ihito“<sup>360</sup> [unter einen Asthaufen hineingetan]. Die müssten heute noch da sein. [...]*

*I: Und wo Sie nachher heim gekommen sind? Können Sie sich an das noch erinnern?*

*NM: Ja, ja, sowieso. Ich bin in Dalaas dort bin ich noch zu Verwandten und habe gefragt, wie es steht überhaupt da. Und da haben sie gesagt: „Ja, ja, auf*

---

<sup>360</sup> unter einen Asthaufen hineingetan.

*dem Kristberg oben ist die SS gewesen. Aber das ist da schon Juni gewesen. Jetzt ist sie aber nicht mehr oben.“ Dann habe ich „a Haua“<sup>361</sup> gehabt. Ich habe mich da als Straßenmann ausgegeben. Wenn jemand gekommen ware. Aber es ist niemand gekommen. Und dann bin ich über den „Kreschbreg“<sup>362</sup> herein. Und dann zur Tante auf den Kristberg. Auf dem Kristberg habe ich dann ein Mittagessen bekommen. Und dann bin ich aber nicht der Straße nach heraus, sondern [unverständlich] in der Mitte. Also einem kleinen Weg in der Mitte. Und dann auf der Straße nach Silbertal. Die Straße oder den Weg nach von Kristberg nach Innerberg. Und wo ich heim gekommen bin, sie haben gerade geheut, die haben fünf Monate nichts mehr von mir gewusst. Da haben sie schon eine Gaude gehabt. Ich bin der Erste gewesen.*

NM berichtet, wie er und ein Kamerad auf der Reise in den Westen im Wald schliefen und dabei Wind und Wetter ausgesetzt waren, und thematisiert ebenfalls die Hilfestellung, die ihnen durch Dritte gegeben wurde. Sehr repräsentativ in NM's Erzählung ist die Anekdote über den Kontakt mit amerikanischen Besatzungssoldaten, denen er eine Falle unterstellte, während sie tatsächlich Hilfe brauchten. Durch dieses erzählerische Bild der hilfsbedürftigen Sieger wiegt die Tatsache, den Krieg verloren zu haben, ein klein weniger schwer. Zwar schwingt bei dieser Heimkehrer-Anekdote (wie im Übrigen in sehr vielen anderen Heimkehrgeschichten auch) ein Hauch von Abenteuer und Gefahr mit: Die Angst vor Festnahme, Bestrafung oder anderen Sanktionen, das Unbehagen, plötzlich dem Feind gegenüberzustehen, oder die Furcht, im Chaos der ersten Nachkriegswochen Opfer irgendeiner dummen Willkür zu werden, sind wichtiger Bestandteil des Erzählstoffs von der Heimkehr. Die vormaligen Kriegsgegner werden aber schließlich auf Augenhöhe gestellt, und mit dem Hinweis auf die sich am Kristberg verschanzende SS wird bereits deutlich Distanz gegenüber den nationalsozialistischen Gruppierungen eingenommen. So haben viele Heimkehrergeschichten erste Anzeichen der Kameradschaftlichkeit mit den Besatzern zum Inhalt.

Was die Heimkehr ins Montafon selbst betrifft, ähneln sich die Darstellungen der Zeitzeugen erneut – und teilweise verblüffend. So berichten viele Männer etwa, genau wie NM, sich über Umwege vorsichtig ans Montafon herangetastet zu haben, sich schließlich mit bäuerlichen Gerätschaften als landwirtschaftliche Arbeiter getarnt zu haben, und von der Familie voll der Freude empfangen worden zu sein. Aufgrund dieser zahlreichen Parallelen in vielen Erzählungen von der Heimkehr kann durchaus von Mustererzählungen gesprochen werden, die innerhalb der Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft durch häufigen Austausch der Erinnerungen und Geschichten sowie eine darausfolgende Schwerpunktsetzung aus allen Erlebnissen dieser Zeit entstanden.

Die Reaktionen der Familie nehmen verständlicherweise einen wichtigen Teil in den Erzählungen von der Heimkehr ein. Zumeist schildern die Zeitzeugen die

---

361 eine Hacke.

362 Kristberg.

Reaktionen der Frauen – und insbesondere der Mütter, die sie häufig noch als junge Buben verlassen hatten und denen sie nun als ausgezehrte Soldaten gegenüberstanden. Die überschwängliche Freude wird etwa mit „da hat die Mutter fast einen Herzinfarkt bekommen“ (AC) zum Ausdruck gebracht. Die Erzählungen der Ältesten unter den Zeitzeugen thematisieren tendenziell eher die Reaktionen ihrer Ehefrauen und darüber hinaus jene ihrer Kinder – die angesichts des fremd aussehenden Mannes erst von ihrer Mutter informiert werden mussten, dass nun der Vater hier sei (PP). Dass sie ihre Kinder noch nie gesehen hatten, diese zunächst keine Notiz von ihnen nahmen oder die ungepflegten Männer manchmal auch überhaupt nicht erkannt wurden, ist ein weiterer häufiger Erzählstoff.

Die Mustererzählung, die vom Nicht-wiedererkannt-Werden bei der Heimkehr aus dem Krieg handelt, ist sowohl typisch für die Erzählungen der Zeitzeugen als auch der Zeitzeuginnen. An dieser Stelle sollen, nachdem nun in den letzten Kapiteln ausschließlich Männer zu Wort kamen, zwei Erinnerungserzählungen von Frauen beispielhaft aufzeigen, dass die Erinnerungen an die Heimkehr der Männer häufig mit Schilderungen des Nicht-Wiedererkennens der einst so nahestehenden Menschen verknüpft sind:

KK ♀, geboren 1922:

KK: *Der Vater musste noch zum Volkssturm auf Schlanders in Südtirol. [...] Lang über 50 ist er gewesen. Er hat beim ersten Weltkrieg mitgemacht.*

I: *Wissen Sie, was er davon erzählt hat?*

KK: *Ja ... da ist er in Galizien und so ... hat er erzählt. Und wie er heim gekommen ist, ist er mit dem Zug bis Wiesberg und dann haben sie müssen auch zu Fuß herein, oder. Und da sind, scheint's, auch ein paar Frauen aus dem Zug ausgestiegen und auch her, und da ist unsere Mama dabei gewesen. Er hat sie erkannt, aber die Frauen haben ihn nicht mehr erkannt, obwohl sie ihn früher auch bekannt haben. Aber da haben sie ihn nicht mehr erkannt. Er wird auch demnach ausgesehen haben. – Dem Bruder ist es gleich gegangen. [...] Ein Eisenbahner hat ihm Kleidung gegeben, und der Bauer hat ihm noch Brot mitgegeben, damit er etwas ... Und dann ist er auch wieder über die Berge, und dann ist er wieder ein Stückli mit dem Zug gefahren, wo er wieder etwas erfahren hat, dass der nicht so bös ist. Und, wie gesagt, bis Wiesberg, Landeck, wo es dann hinein geht ins Paznaun, vor der Eisenbahnbrücke ist die Haltestelle. Und da sind an dem Tag zwei Nachbarinnen, [...] sind auf Wiesberg. Und da ist er auch ausgestiegen, mit einem Eisenbahnerrock und Kappe und Rucksack. Und dann haben sie ihn aber nicht erkannt, aber er hätte die Nachbarinnen bekannt und hat ihnen zugerufen, „lasst ihr mich auch mit heim?“ Da haben sie einmal geschaut. Und wir sind an dem Abend, wir haben ein Doppelhaus gehabt, da sind wir am Abend mit den Nachbarn in der Stube gesessen, mehrere Nachbarn beieinander. Und dann kommt die Mathilde herein, macht die Tür wieder zu: „Heut werdet ihr sehen, wen wir mitbringen“. Und dann kommt die andere Nachbarin herein, und dann „Ja, warum magst du die nicht draußen lassen?“ [lachen] Und dann geht wie-*

*der die Tür auf, und mein Bruder ... 185 war er groß, ist der unter der Tür gestanden. Da ist natürlich alles aufgesprungen. Der Vater ist hinter der Tür gesessen, der hat nicht mehr gewusst, was los ist.*

BX ♀, geboren 1930:

*BX: Der älteste Bruder ist dann anno 41 schon gefallen. In Minsk. Wo sie heute miteinander Spiele machen, Unsere und die Russen. [...] Dort ist er gefallen. Der Zweite ist noch lange in Gefangenschaft gewesen. Der ist bei der Flak gewesen, ist jetzt aber auch tot. Und der jüngste Bruder ist anno 43 eingerückt, ein paar Wochen Ausbildung damals. Nach Griechenland hinunter. Nach einem Jahr ist er das erste Mal in den Urlaub gekommen. Da bin ich 13, 14 Jahre alt gewesen. 13 Jahre. Da haben wir noch keine Straße auf den Berg hinauf gehabt. Am Gaschurnerberg ist damals noch nicht einmal ... noch kein Strom, keine Straße. Nichts haben wir gehabt. Und dann begegnet mir ein Soldat. Ich habe ihn nicht mehr gekannt.*

*I: Hast du ihn nicht mehr gekannt.*

*BX: Nein. Dann dreht er sich um. Und dann sagt er: „Des isch glob i d'Schwöscht.“<sup>363</sup> Ja, so ist das gewesen.*

Die Heimkehr der Väter, Ehemänner, Söhne, Brüder stellte ein einschneidendes Erlebnis im Leben der Frauen (sowie auch der Heimkehrenden selbst) dar. Die Wichtigkeit dieses Ereignisses spiegelt sich in der Ausführlichkeit der Darstellungen wider, deren Details sich durch das wiederholte Erzählen der Anekdoten zu einer festen Geschichte, in der sogar direkte Reden oder Dialoge wiedergegeben werden können, geformt haben. KK findet in ihrem Erzählrepertoire gleich zwei Geschichten zum Thema: Ihr wurde die Heimkehr des Vaters vom Ersten Weltkrieg offenbar ebenfalls häufig beschrieben, automatisch zieht sie vom Schicksal ihres Vaters Parallelen zu jenem des Bruders nach dem Zweiten Weltkrieg. Dass es sich hier um eine Mustererzählung handelt, in der die Auszehrung der Männer durch den Krieg, das Unerkannt-Bleiben der so nahestehenden Personen sowie der große Moment des Wiedersehens die zentralen Elemente der Schilderungen darstellen, ist offenkundig. KK rekonstruiert die Dialoge in der Stube – sogar die Scherze, die über die Nachbarin gemacht wurden – und vermittelt mit der Beschreibung der Situation („185 war er groß, ist der unter der Tür gestanden.“ „Da ist natürlich alles aufgesprungen.“) deutlich den Moment der großen Freude. Auch BXs Darstellung beinhaltet – in der Kurzform – dieselben Elemente, rekonstruiert die Worte des Bruders, durch die sie ihn erkannte, bricht aber vor der Schilderung der Wiedersehensfreude ab.

Die Mustererzählung von der „unerkannten Heimkehr“ unterscheidet sich aus der Frauenperspektive und aus der Männerperspektive kaum. Die oben genannten Elemente sind in beiden Varianten vorhanden, die Bedeutung dieser Geschichten

---

363 Das ist, glaube ich, die Schwester.

ist im Rahmen der lebensgeschichtlichen Erzählungen beider Geschlechter groß, da sie einen wichtigen Einschnitt im Leben darstellten. Nach jahrelangen Entbehrungen und einer Reihe persönlicher Verluste symbolisiert die Mustererzählung von der „unerkannten Heimkehr“ das Ende des Krieges und deutet mit ihrem Happy-End quasi einen positiven Start in die Zukunft voraus.

### 3.4.26. Krieg in Vorarlberg

Mit den Erzählungen von der Heimkehr der Soldaten soll der Erzählstoff des Zweiten Weltkrieges nicht abgeschlossen sein. Der Blick auf die Erlebnisse im Krieg erfolgte bislang ausschließlich aus der Perspektive der Soldaten und damit aus der Männerperspektive. Die Kinder und Frauen, die während dieser Jahre im Montafon lebten, haben allerdings ganz andere Erinnerungen und Geschichten zu erzählen.<sup>364</sup> Hier werden eigenes Leiden und Leidensfähigkeit kaum thematisiert. Im Gegenteil betonen die ZeitzeugInnen, dass es ihnen im Montafon auch während des Krieges sehr gut ging – zumindest was die Versorgung betrifft. Sie betonen immer wieder, keinen Hunger gelitten zu haben und mit dem Wenigen, das die eigene Landwirtschaft (exklusive der vorgeschrivenen Abgaben) abwarf, sowie mithilfe der Bezüge über die Lebensmittelmarken relativ gut gelebt zu haben.

Der 1938 geborene ZZ deutet im nachfolgenden Ausschnitt an, dass die regionale Wirtschaft eigene Dynamiken entwickelte, unter anderem aufgrund derer für die MontafonerInnen ein gutes Leben auch während des Krieges gesichert werden konnte.

*ZZ: Und die Bauern hatten es dazumal unter dem Krieg vielleicht von Butter, Käse und Brot, wenn sie vielleicht Getreide dazumal angebaut haben, ein bisschen besser. Die haben dann auch so Tauschhandel gemacht. Da sind dann Leute von Bludenz hergekommen und haben da wieder ein Speck gekauft und dann Stoff gebracht und so. Also, das kann ich mich erinnern, dass das bei den Bauern so zugegangen ist. Aber das haben wir nicht gehabt [als Arbeiterfamilie, Anm.]. Wir haben das Geld gehabt. Obwohl wir nicht reich waren, aber wir haben nie Hunger gehabt. Also, an das kann ich mich nie erinnern. Haben einfach gelebt. Kann man sich nicht vorstellen, gelt?*

Einen großen Stellenwert in den Erzählungen über die Kriegsjahre im Montafon nehmen die Berichte über Gefallenenmeldungen ein. Sie werden sehr häufig erwähnt und – ähnlich wie die Heimkehr der Soldaten – ausführlich erinnert und beschrieben. Das Eintreffen von Gefallenenmeldungen prägte für viele ZeitzeugInnen die gesamte Kriegszeit, da im Dorf schnell bekannt wurde, wer gefallen war, und zahlreiche Naheverhältnisse auch zu Nicht-Familienmitgliedern bestanden.

<sup>364</sup> Dörr, Margarethe: Wie Frauen und Kinder den Zweiten Weltkrieg erlebten. Vorstellung eines umfangreichen Oral-History-Projekts. In: Historicum. Zeitschrift für Geschichte (Herbst 2009 – Winter 2009/2010), S. 11–13. Hier S. 11.

Die 1930 geborene BX schildert nachfolgend das Eintreffen der Nachricht vom Tod ihres Bruders:

*BX: Nur, wo es dann ganz furchtbar gewesen ist, als der älteste Bruder gefallen ist, schon. Das ist dann schon ... das hat weh getan. Ich habe es weniger begriffen. Ich bin ja elf Jahre alt gewesen. Aber die Mama hat halt geweint und der Vater – ja, ist auch nur umeinander. Das ist ganz furchtbar gewesen. Wir haben die Mama nie mehr lachen gesehen. Und ich habe damals ... Und wo ich den dritten Sohn geboren habe, hat die Mama gesagt: „Du gebärest Soldaten.“ Da habe ich gesagt, habe ich gelacht, habe ich gesagt, „bis dahin geht es noch eine Zeit“. Ich habe ihn auch mit dem Alter verloren.*

In dieser kurzen Erzählung wird der tief sitzende Schock über die Verluste, die der Krieg den hinterbliebenen Familien bescherte, deutlich. BX versteht es als gute Erzählerin, in wenigen Sätzen die große – und nachhaltige – Trauer zu vermitteln. Die Aussage „*Wir haben die Mama nie mehr lachen gesehen*“ wird indirekt durch den Jahre später erfolgenden Kommentar der Mutter unterstrichen, wenn diese mit der Geburt eines männlichen Enkels erneut den Verlust ihres Sohnes durch den Krieg assoziiert und der Tochter eine Wiederholung des eigenen Unglücks voraussagt. Dass die Tochter ihren Sohn schließlich ebenfalls – wenn auch auf andere Art – verlieren sollte, bildet den unheilvollen erzählerischen Rahmen um den Erzählstoff der Gefallenenmeldungen.



Abb. 44: Besuch von einer Grenzwache auf dem Maisäß Röbi in Gargellen  
(Sammlung Karin Matheisl/Montafon Archiv)

Ein weiterer interessanter Erzählstoff in Bezug auf die Kriegsjahre bezieht sich weniger auf den Kriegs-Alltag im Montafon (oder in Vorarlberg), sondern auf ein konkretes Ereignis: In einigen lebensgeschichtlichen Erzählungen nehmen die

Schilderungen des Bombenangriffes auf Feldkirch (bzw. die damalige Lehrerbildungsanstalt in Feldkirch) einen wichtigen Platz ein. Dieser Angriff auf unmittelbar heimatliche Gefilde hat die MontafonerInnen offenbar derart erschüttert, dass das nur zwei Minuten dauernde Bombardement der US-Luftwaffe auf Feldkirch am 1. Oktober 1943, bei dem zwischen 200 und 210 Menschen zu Tode kamen und 100 verletzt wurden,<sup>365</sup> Eingang in mehrere biografische Erzählungen fand. Der bisher „ferne“ Krieg war so auch für die Montafoner Bevölkerung zur unmittelbaren Realität geworden. In manchen Erzählungen streifte das Ereignis die persönliche Lebensgeschichte, die sich vor allem im Montafon abspielte, nur am Rande. So etwa bei der 1904 geborenen EV, deren Tochter anschließend die Ausbildung zur Lehrerin aufgab:

*EV: Ja ja, ja. Eine von den Töchtern hat eh gelernt. [...] Dann wollte sie Lehrerin werden in Feldkirch und dann ist die Bombe gefallen. Das habt ihr vielleicht auch einmal gelesen.*

*I: Ja, 43.*

*EV: Ja. Und dann hat es die Schule zusammengehaut. Und dann sind sie von Ort zu Ort immer zum Lernen [klopft auf Tisch] und [3 sec. Pause] in den Gasthäusern haben sie wohnen müssen. Sie haben einfach keine Unterkünfte mehr gehabt. Die meisten sind ausgetreten und haben nicht mehr weitergelernt. Unsere auch nicht mehr. Und eigentlich, ich weiß nicht, sie hat keine Lust mehr gehabt. Sie hat keine Freude mehr gehabt an dem Beruf. Ich weiß nicht, ob es der Schrecken war, dass sie an der Schule die Lust verloren hat. Das ungeregelte Leben wahrscheinlich.*

EV war von der Bombardierung Feldkirchs durch den dortigen Aufenthalt ihrer Tochter indirekt betroffen, insofern als sie sich Sorgen um die weitere Ausbildung ihrer Tochter machte. Andere ErzählerInnen betraf das Ereignis persönlich, da sie durch einen Zufall Augenzeuginnen der Vorgänge wurden. Der 1927 geborene JJ beispielsweise befand sich zu dieser Zeit gerade in Ausbildung an der Lehrerbildungsanstalt und war mit sechs Kameraden an diesem Abend zum „Luftschutz“ eingeteilt. Durch diese Aufgabe war es den Buben möglich, nicht in den Bunker zu gehen, als der Fliegeralarm losheulte, sondern die Vorgänge zu beobachten:

*JJ: Das ist am 1. Oktober 43 gewesen. Da sind wir ... „Hoi, Fliegeralarm!“ sind wir auf das Dach hinauf, und haben die Flieger gezählt, und auf einmal ist der Professor gekommen: wir sind so pflichtvergessene, unwahrscheinliche Leute! Wir müssen abgesetzt werden. Und so weiter. Wir sind auf unsere Posten gegangen, und ich bin gerade vor die Haustür hinaus gegangen, und schon hat es gekracht! Und gesehen hat man gar nichts mehr, musst du dir vorstellen.*

<sup>365</sup> Albrich, Thomas: Bomber über der „Alpenfestung“: Der Gau Tirol-Vorarlberg im Luftkrieg 1943–1945. In: Steininger, Rolf und Sabine Pitscheider (Hg.): Tirol und Vorarlberg in der NS-Zeit. (= Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 19) Innsbruck 2002. S. 383–402. Hier S. 387.

[zeigt die Situation mit Händen] Da sind die Bomben abgeworfen worden, da, wir sind auf dieser Seite vor dem Haus ... und auf der anderen Seite, da muss es eingeschlagen haben. Da sind die Trichter gewesen, die Bombentrichter in dem Hof. Und dann hinüber gehen, die „Maiggena“<sup>366</sup> suchen, oje ... die „Maiggena“. Inzwischen hat sich der Staub ein bisschen verzogen. Wir sind hinüber geklettert, über die Schutthaufen, und haben drinnen das Elend gesehen gehabt, wie sie zum Teil unter den Trümmern drunter gelegen sind, die „Maiggena“. Manche von ihnen haben noch reden können. Ich weiß noch, ich habe die erste weggetragen gehabt. [unverständlich] Die habe ich nämlich gut gekannt, wir haben kurz vorher noch Turnen gehabt. Und da die Professorin, die hat mich gerade noch gelehrt, da haben wir einen Überschlag, ein Salto gemacht. Die „Maiggena“ haben noch zugeschaut. Und ein „Maiggi“, ich weiß, die hat so einen Zopf gehabt, und die habe ich dann wegtragen wollen. Und dann ist mir ... Du wirst einfach ... irgendwie ... ich habe es fast nicht überwunden. Zuerst habe ich gesehen, dass der Hinterkopf da fehlt, ein Bombeinsplitter hat ihr das da weggesetzt gehabt. Also, Hirnaustritt auch schon, das ist nicht schön gewesen. Eine andere ist weiter oben gewesen, der hat es den Fuß halb abgetrennt gehabt, die ist da gelegen und hat geblutet und hat geschrien. Und die anderen unten drinnen. Es sind ja 46 „Maiggena“ sind ja da gestorben. Und manche haben ja stundenlang unter diesen Trümmern drunter gestöhnt, „g'reart“<sup>367</sup>. Da hat man nicht einen Bagger gehabt um das wegzunehmen. Da hat es das Stiegenhaus erwischt. Die sind eben nicht in den Luftschutzkeller gegangen, die haben nicht gefolgt, und sind im Stiegenhaus geblieben und das Stiegenhaus hat es getroffen. Und unter den tonnenschweren Stücken sind die nicht herausgekommen, oder. Und wir haben die nicht weggekriegt. [...] Dann hat es geheißen, „ja, Buben ihr könnt gehen“. Dann haben wir gehen können, die „Maiggena“ haben wir derweil hinausgelegt, und wir haben sie nicht mehr gekannt. Die sind ja voller Staub gewesen. Das Gesicht haben wir ihnen ein bisschen abgeputzt, dass wir sie erkannt haben, und der Reihe nach hat man sie dann dort hingelegt, auf die Wiese. [...] Das kann man sich nicht vorstellen. Das ist so ein Eingriff ... von heut auf morgen, innerhalb einer Sekunde ... ändert sich das Leben so total. Man läuft herum wie in Trance, irgendwie. Das kannst du nicht verstehen. Die Leute, die du gekannt hast, die Professorin, die mir noch den Salto gelehrt hat, eine halbe Stunde vorher. Und die ist dann elendig zu Tode gekommen, die haben sie nicht heraus bekommen. Ich weiß nicht, das kann man nicht beschreiben. Das ist so furchtbar, wenn du das miterlebst, oder. Innerhalb von einer Sekunde alles anders. Wo dann erst der Nebel, der Staub sich verzogen hat, hat man erst gesehen, wie katastrophal das Ganze aussieht.

Eindrücklich und ausführlich schildert JJ die Geschehnisse, die sich innerhalb nur weniger Stunden zugetragen hatten, und deren schreckliche Bilder er – wie

---

366 Mädchen.

367 geweint.

er selbst andeutet – lange nicht vergessen konnte. Dem zu diesem Zeitpunkt erst 16-jährigen Jungen brannten sich die Szenen in die Erinnerung ein, und auch die Emotionen sind 60 Jahre nach dem Ereignis in seiner Erzählung deutlich spürbar. JJ verschont auch seine Zuhörerin nicht mit den Details jener Bilder, die er selbst noch „*fast nicht überwunden*“ hat. Sein abschließender Kommentar zur Unfassbarkeit derartiger sekundenschlanker, alles verändernder Schicksalsschläge bestätigt diesen Eindruck.



Abb. 45: Blick auf die bombardierte Lehrerbildungsanstalt in Feldkirch 1943  
(Stadtarchiv Feldkirch)

Das Beispiel der Bombardierung Feldkirchs stellt einen wichtigen Bestandteil der Erzählungen über den „Krieg in der Heimat“ dar, da Kampf, Zerstörung und Tod im Zweiten Weltkrieg für die BewohnerInnen des Montafons bislang nicht in dem Ausmaß spürbar gewesen waren, wie dies an den Kriegsschauplätzen entlang der Frontlinien der Fall war. Die Ereignisse in Feldkirch sprachen sich selbstverständlich schnell bis in die Gebirgstäler herum, sie machten – den meisten in Form von Anteilnahme – den Krieg auf eine neue Art erfahrbar und rückten neben den Gefallenenmeldungen, mit denen die Familien immer wieder konfrontiert waren, die zerstörerische Seite des Krieges und auch die Angst vor dem sonst so weit entfernten Kriegsfeind ins Bewusstsein. In diesem Zusammenhang erscheint es weniger verwunderlich, warum die Bombardierung Feldkirchs auch in den Montafoner Interviews häufig erwähnt wird, ohne dass die ErzählerInnen selbst immer AugenzeugInnen dieses Ereignisses gewesen wären.

Viele ZeitzeugInnen fassen die Kriegsjahre zwischen den Geschichten, die ihre Lebensgeschichte konstituieren, kurz und bündig als „schlimme Zeit“ zusammen, um darauf Bezug nehmend schließlich darzustellen, was sie als besonders schlimm erachteten. Nahrungsmittelknappheit, politische Repression, Verhaftungen und Gewalt oder gefallene Familienmitglieder stehen in den Erzählungen der ZeitzeugInnen, die den Zweiten Weltkrieg im Montafon erlebten, im Vordergrund. Aber auch die Nachwirkungen des Krieges auf das Familienleben, die zwischenmenschlichen Beziehungen sowie die Biografien an sich werden angedeutet. Die Nachhaltigkeit dieser „schlimmen Zeit“ in Bezug auf das Leben der Überlebenden stellt sich in vielen Dimensionen dar. In diesem Zusammenhang stellt etwa auch die 1904 geborene EV im nachfolgenden und abschließenden Ausschnitt doppeldeutig fest, dass die „böse Zeit“ „in vielen Familien allerhand hinterlassen“ hätte – wobei sie sich hier nicht nur auf Verletzungen wie die ihres Sohnes bezieht:

*EV: Oh ja. Ist eine böse Zeit gewesen, die 30er Jahre und danach bis der Krieg zu Ende gewesen ist. [...] Bei der Ausbildung hat ihn ein Ziegelstück am Kopf getroffen beim Bombenangriff. Ist eine Bombe explodiert und ein Stück hat ihn am Kopf getroffen. Und das hat ihn dann später umgebracht. Viel viel später hat er da dann einen Tumor bekommen. Er ist operiert worden, aber das hat nichts mehr ... weil der ist wieder nachgewachsen. Ja, er hat allerhand hinterlassen, wie in vielen Familien. Der Krieg ...*

### 3.4.27. Flüchtlingsgeschichten

Ein großes Thema in der Geschichte des Montafons und auch in den lebensgeschichtlichen Erzählungen stellt die topographisch grenznahe Lage des Tales – nämlich am Rande Vorarlbergs, Österreichs, bzw. zwischen 1938 und 1945 auch des Deutschen Reichs – dar. Die große politische Relevanz der Lage des Montafons zeigt sich unter anderem in seiner Rolle als Ziel und Ausgangspunkt für die Flucht in die Schweiz über die Grenze im Gebirge. Besonders während der NS-Zeit riskierten hunderte Menschen die nicht nur beschwerliche, sondern auch gefährliche Flucht über die entlang des Silvretta- und Rätikon-Gebirgsstockes verlaufende Grenze ins benachbarte Prättigau.<sup>368</sup>

Die Fluchtbewegungen durch das Montafon blieben der Bevölkerung nicht verborgen: Viele ZeitzeugInnen streuen immer wieder Andeutungen in Bezug auf die Rolle des Montafons für Flüchtlinge aus dem Deutschen Reich ein und einige wenige ZeitzeugInnen erwähnen immerhin konkrete Erlebnisse mit Flüchtlingen. Begegnungen mit Flüchtlingen konnten, gerade wenn es sich um flüchtige Soldaten handelte, mitunter gefährlich sein. Da diese meist versuchten, völlig ungesehen

368 Vgl. Kasper, Michael: „Durchgang ist hier strengstens verboten.“ Die Grenze zwischen Montafon und Prättigau. In: Hessenberger, Edith (Hg.): Grenzüberschreitungen. Von Schmugglern, Schleppern, Flüchtlingen. Aspekte einer Grenze am Beispiel Montafon-Prättigau. (= Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 5) Schruns 2008. S. 79–108.

über die Grenze zu kommen, waren Begegnungen mit Deserteuren oder flüchtigen Kriegsgefangenen sehr selten. Der 1924 geborene UU störte gegen Ende des Krieges ungewollt vier flüchtige französische Kriegsgefangene bei der Rast in einem Alpgebäude auf der Wasserstoba im Silbertal. Er schildert die nicht ungefährliche Begegnung wie folgt:

*UU: Ich hab dann zu dem Kleinhirt gesagt, der war da auch noch, der war zwei Jahre jünger als ich. Ich hab zu dem gesagt, „wir müssen denen [dem Vieh, Anm.] Salz geben“. Dann hat der da rauf auf den Stall müssen, da hat er so ein Stieglein runter ziehen müssen und über dieses Stieglein wollte er rauf um das Salz zu holen. Dann [lacht] sind vier Mann ... da ist so eine Pritsche oben gewesen [...] und da ist es dunkel gewesen. Da war eine Mauer bei dem Stall und die Pritsche war ganz bei dieser Mauer. Dann ist er wieder runter gekommen, ist über das Stieglein herunter gelaufen und hat gesagt, „da sind Leute auf diesen Pritschen.“ Dann bin ich rauf über das Stieglein und hab gesagt, „wer ist denn da?“, oder ich weiß nicht mehr was. Und dann sind da vier Mann aufgestanden. Das sind Franzosen gewesen. Gefangene Franzosen und in Mannheim sind sie aus dem Lager ausgebrochen. Und sind in die Wasserstoba gekommen! Haben selber noch Schokolade dabei gehabt, amerikanische Schokolade, die wir nie gesehen haben. Und damals noch ... ich weiß nicht, das reut mich auch, dass wir damals nach dem Krieg nicht nachgeforscht haben, ob die's geschafft haben. Ob die in die Schweiz gekommen sind. Aber wenn man draufgekommen wäre ... mich hätte man ja sofort erschossen, weil ich die nicht angezeigt hab. Aber die haben ... Wir haben ihnen dann Milch und Brot gegeben und sie haben uns Schokolade gegeben.*

Den sechs Männern war offensichtlich schnell klar, dass von einem Konflikt hier niemand profitieren würde, und man symbolisierte freundliche Gesinnung und Friedfertigkeit durch den Austausch von Milchprodukten gegen Schokolade. Der Erzähler unterstreicht schließlich noch seine Sympathie für die vier Flüchtigen, wenn er empathisch Interesse an ihrem weiteren Schicksal bekundet.

Dass Begegnungen mit Flüchtlingen auch anders ausgehen konnten, zeigt eine Geschichte des 1929 geborenen GH. Der Erzähler gibt hier wieder, was man im Dorf von diesem Vorfall erzählte, denn er selbst war nicht Zeuge des Vorfalls.

*I: Sind da auch welche durchgekommen, wo in die Schweiz geflüchtet sind und so?*

*GH: Ja, das hat's schon gegeben, ja. Ein krasser Fall, ein ganz besonders böser Fall ist gewesen ... Wir haben in Vandans haben wir die sogenannte „Higa“<sup>369</sup> hat das geheißen, gehabt. Hilsgrenzler oder wie das geheißen hat. Da sind auch Vandanser oben gewesen, ältere Männer oder so. Aber noch gut erhaltene auch. So ungefähr wie mein Vater. Und da sind etliche Vandanser auch oben gewesen. Und die haben im Rells logiert, wo jetzt das Kirchlein drinnen*

369 Hilsgrenzangestellte bei der Zollwache.

*ist, im Rells dort, in diesen „Gmächern“<sup>370</sup> dort hat man logiert. Von dort aus hat man eben Lünersee und Schweizertor quasi bewacht. Das ist aber während dem Krieg gewesen. Ende Krieg. Und dann ist eines schönen Tages ein Vandanser, ein Schreinermeister [...] ist tot oben gelegen. Hat man einen, wo hingeflüchtet ist, hat ihn unter dem Stall unten hat er ihn „patsch“ erschossen. Er ist tot gewesen, natürlich. Und ein furchtbarer Fall gewesen. Ist auch ein Familienvater gewesen. Ja, ja.*

Gerade in der Grenzregion waren Begegnungen von Grenzwache und Flüchtlingen höchstbrisant und fanden mitunter einen tödlichen Ausgang. Wobei der Fall, dass der Grenzbeamte vom Flüchtling erschossen wird, wie dies GH hier darstellt, eine absolute Ausnahme darstellen dürfte und vor allem auf einen Fehler der Wachehabenden zurückzuführen ist.

Dass dieses Ereignis die Bevölkerung damals stark beschäftigte, deutet der Erzähler mit den Bemerkungen „*Und ein furchtbarer Fall gewesen. Ist auch ein Familienvater gewesen*“ an. GH erwähnt, dass es sich bei den Higas vor allem um unzureichend ausgebildete ältere einheimische Männer handelte, die hier plötzlich in den Montafoner Bergen unmittelbar mit der Rassenpolitik der NationalsozialistInnen und dem Krieg konfrontiert wurden. Der Schauplatz Grenze musste den MontafonerInnen während dieser Jahre die politische Lage Europas regelmäßig schmerzlich ins Bewusstsein gerufen haben, wenn sie von dramatischen Vorfällen in den Grenzbergen zu hören bekamen, derer es im Übrigen genug gab.

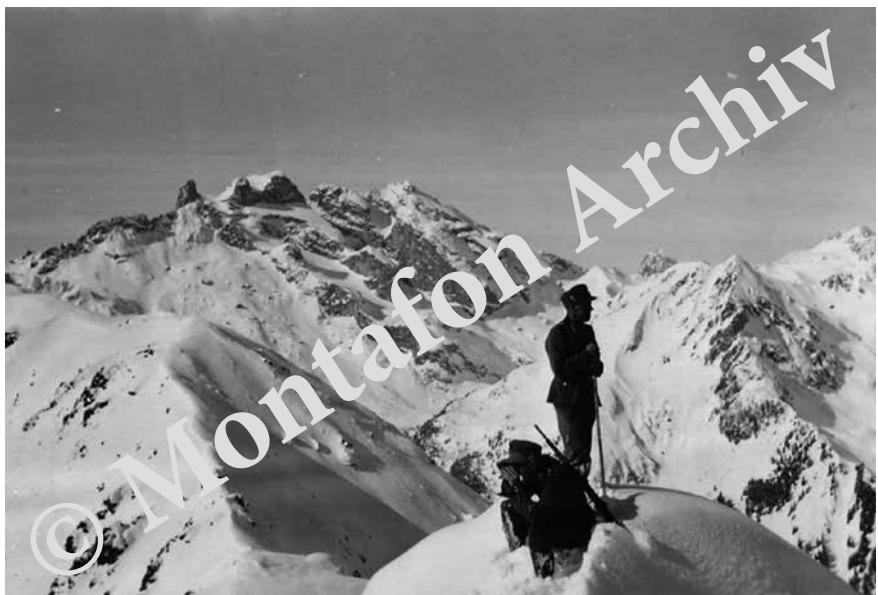


Abb. 46: Grenzpatrouille beim Schwarzhorn im Rätikon 1941  
(Sammlung Ludwig Dajeng/Montafon Archiv)

Das NS-Regime versuchte, seine Außengrenze zur Schweiz ab 1940 durch eine vier Kilometer breite Verbotszone entlang des Grenzverlaufs zu schützen. Auch Einheimischen war Zutritt zu dieser Zone nur eingeschränkt erlaubt. Von der Ill bis zur Grenze durften sich ab diesem Zeitpunkt überhaupt keine auswärtigen Personen aufhalten.<sup>371</sup> Diese Maßnahme schränkte die Bevölkerung mitunter stark in ihrer Bewegungsfreiheit ein, da der Raum bis zu Grenze – und auch bis in Schweizer Gefilde hinüber – vor allem aus wirtschaftlichen Gründen seit Jahrhunderten durchaus sehr frequentiert war.

Der 1932 geborene WX schildert im nachfolgenden Ausschnitt die Situation im Silvretta Gebirge, das aufgrund der Illwerke-Baustelle auf der Bielerhöhe besonders streng bewacht war, was WX persönlich vor allem in seiner alpinistischen Tätigkeit einschränkte:

*I: Ja, ist während der Nazizeit auch auf den Berg gegangen worden?*

WX: Nein. Ja. [2 sec. Pause] Nein, da kann ich ruhig nein sagen, weil die obere Staumauer, die ist ja während des Zweiten Weltkriegs gebaut worden. Und da waren sehr viele Strafgefangene beschäftigt, also Kriegsgefangene, aber auch, ich sag jetzt Deserteure, die haben sie zwar eh alle gleich erschossen, aber die sich halt irgendwie von der Deutschen Wehrmacht halt was zu Schulden kommen lassen haben, irgendwie. Die hat man auch ... das waren die Sträflinge. Und die haben hauptsächlich, die Kriegsgefangenen und Sträflinge, haben diese Staumauer vom Silvrettasee gebaut. Und die sind natürlich scharf bewacht worden, weil von der Bielerhöhe bist du, ich sag jetzt ein guter Läufer ist in drei Stunden an der Schweizer Grenze. Und das waren ja junge Leute, also die hätten sicher nicht einmal drei Stunden gebraucht. Also, wenn Sportler dabei gewesen wären, die wären in zwei Stunden hinaufgesprintet zu Grenze. Also, die Grenzen da waren scharf bewacht. Und da waren schon die Aufpasser bei der Baustelle und natürlich danach im Ochsental, auf der Wiesbadner Hütte. Wir haben da zeitweilig in Partenen – in Gaschurn waren ja die nächsten schon – aber wir haben fast 20 Zöllner da gehabt.

WXs Erzählung stellt insofern eine Ausnahme dar, als die ZeitzeugInnen von der Situation am entstehenden Silvretta-Stausee sonst kaum berichten, da diese Baustelle völlig abgeschieden vom Lebensraum der MontafonerInnen war. Aus diesem Grund bleiben die Verhältnisse oder einzelne Vorkommnisse in diesem größten Zwangsarbeiter- und Kriegsgefangenenlager von den Befragten relativ unerwähnt.

Stärker im Bewusstsein der Bevölkerung war der Grenzabschnitt von Gargellen bis Vandans, von dem immer wieder dramatische Berichte bis ins Tal hinuntergetragen wurden. Für Flüchtlinge stellte die Überschreitung an dieser Grenze eine unvorstellbare Gefahr dar, da sie in Form zahlreicher neuer Posten und durch erhöhten Personaleinsatz dicht bewacht war. Darüber hinaus stellte die Grenzüberschreitung in körperlicher Hinsicht große Anforderungen an die Betroffenen. Einzelne verzweifelten offenbar aufgrund dieser erschwerten Umstände noch

<sup>371</sup> Kasper: „Durchgang ist hier strengstens verboten.“ S. 90.

an ihrer Montafoner Ausgangsbasis, wie der 1935 geborene YZ erzählt. Als Sohn einer Wirtsfamilie wurde er Zeuge eines Ereignisses, das er wie folgt beschreibt:

*YZ: Ja, an ein schlimmes Erlebnis kann ich mich erinnern. Da waren natürlich die Flüchtlinge Deutsche. Und einmal ist ein älterer Herr gekommen, sehr nett, aber der hat sich so ein bisschen abgesondert. Alle anderen sind so zusammen gesessen und haben so erzählt. Und manchmal hat man auch gesungen. Meiner Mutter ist es auch mal gelungen ein kleines Fass Wein irgendwoher aufzutreiben und dann hat es zum Abendessen ein Glas Wein gegeben. Da haben die Leute vor Rührung, vor Seligkeit geweint. Weil mitten im Krieg ein Glas Wein, das war der Gipfel. Ja, und dann ist dieser einzelne Herr gekommen und der hat sich dann – das hat mir meine Mutter dann erzählt, das hab ich aber auch so ein bisschen mitbekommen – und der hat sich so unauffällig immer erkundigt über die Landschaft erkundigt und wo verläuft da eigentlich die Grenze in die Schweiz und so. Und dann war der eine Woche da und eines Tages kommt das Zimmermädchen zu meiner Mutter und sagt, „Frau Z, der Herr von Zimmer 7, der ist sonst immer früh aufgestanden und jetzt ist es 12 Uhr mittags, ich hab schon geklopft und der röhrt sich nicht.“ Die Tür war zu. Dann hat man die Türe aufgebrochen, dann hat er sich an einer Röhre der Zentralheizung aufgehängt. Und dann ist am Tisch ein Papier gelegen und Geld, „Sehr geehrte Frau Z, entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen Ungelegenheiten bereite, aber Sie müssen wissen ich bin Jude.“ Das war alles. Das war seine Erklärung. Und da ist meiner Mutter überhaupt einmal die Tragödie mit den Juden zu Bewusstsein gekommen. Weil bei uns waren keine Juden, und man hat wohl so von dieser „schlimmen Rasse“ gehört. Hitler hat ja da ... Jeden Abend war ja da im Radio oder was irgendeine Ansprache oder Bericht. Da hat man dann diese jüdische Rasse verteufelt. Aber man hat das nie so mitbekommen. Und dann ist meiner Mutter auch erst klar geworden, warum sich der da immer so erkundigt hat, wo die Grenze ist. Da sind ja auch schlimme Sachen passiert. Das hat sich hinterher herausgestellt, viele Juden sind tatsächlich über die Grenze in die Schweiz und haben viel Geld an so Bergführer bezahlt, die die Leute auf Schleichwegen an den Hütten vorbei geführt haben, immer so 10, 12 Leute. Die haben aber oft mal mit den Grenzer paktiert. Weil das war ja strafbar. Und die haben hin und wieder einen ganzen Trupp verraten und die an der Grenze aufgeschnappt. Und viele, die hinüber in die Schweiz gekommen sind, sind in der Schweiz dann geschnappt worden und nach Deutschland ausgeliefert worden. Ja, und unser Mann hat auch versucht da hinüber zu kommen, hat aber schon vorher resigniert und hat sich das Leben genommen.*

Von seiner Erinnerung an den Gast, der sich aus Verzweiflung wenige Kilometer vor seinem Ziel erhängte, schweift YZ auf einen anderen Aspekt der Fluchtgeschichten ab: Zahlreiche Einheimische profitierten insofern finanziell von der nationalsozialistischen Rassenpolitik und der geographischen Rolle des Montafons, als sie sich als Schlepper über die Grenze anboten und so ein gutes Geschäft mit der

Flucht machten. Diese Tatsache ist im Gedächtnis der ZeitzeugInnen (und auch jüngerer Einheimischer) bis heute sehr präsent und wird in den Interviews häufig angesprochen.

Der bereits erwähnte Meinrad Juen stellt eine zentrale Figur in den Erzählungen um die Flüchtlinge in die Schweiz dar. Bemerkenswert ist allerdings, dass er in allen Darstellungen als Held skizziert wird, der durch seine Verwegenheit und Bauernschläue zahlreichen Menschen das Leben rettete.<sup>372</sup> Zur im Gedächtnis der Bevölkerung heute noch recht präsenten und beliebten Figur des Meinrad Juen gibt es in Bezug auf das Geschäft mit der Flucht auch einen Gegenpart, der in den Erzählungen von Einheimischen (vor allem aus dem Inneren Montafon) ebenfalls bis heute namentlich erinnert wird. Dass er, im Gegensatz zu Juen, gewissermaßen als Kristallisierungsgestalt des Bösen dargestellt wird, erfordert die Anonymisierung seiner Person an dieser Stelle. In zahlreichen Interviews wird er ohnedies einfach als „der Verräter von Gargellen“ dargestellt. Die nachfolgend mit den Worten des 1927 geborenen AB dargestellte Geschichte rankt sich – in unzähligen verschiedenen Varianten – um ein Grabschild mit dem Namen „Nikolaus Staudt“.<sup>373</sup> Wie es tatsächlich zum Tod des mutmaßlichen Deserteurs am Gafierjoch in Gargellen kam, muss ungeklärt bleiben. Umso interessanter stellt sich ein Vergleich der verschiedenen Geschichten um die Ereignisse im August 1944 dar, unter denen die Darstellung ABs aufgrund ihrer überraschend detaillierten und romanähnlichen Ausführung besonders bemerkenswert erscheint:

*AB: Aber der hat Freiheit gewollt und möchte heraus [aus der Wehrmacht]. Ganz gescheit hat er sehr guten Dienst geleistet. Normal haben die Eingezogenen fast keinen Urlaub bekommen. Aber er bekam Urlaub. Hat er sich schon die Karte Deutschlands angesehen [...] und hat den Fahrschein benutzt, um über Feldkirch nach Bludenz zu reisen. [...] Er hat dann in Bludenz ein bisschen herumgefragt, und da fängt das Übel an. Einer hat ihn dann an jemanden in St. Gallenkirch verwiesen. An einen, der für den SD, Sicherheitsdienst, gearbeitet hat. Wer das war, habe ich niemals heraus gebracht. Der in St. Gallenkirch, der wurde fernmündlich ... dem hat man gesagt, „da kommt einer hinauf“. Da war der Staudt da, hat gesagt „ich möchte über die Grenze“ und hat auch bezahlt. Man sagte ihm, er müsse nach Gargellen. In Gargellen hatte man schon die SiPol verständigt. Und dann wurde dieser IX, [...] dem wurde gesagt, „du sollst diesen Kerl abholen, und du sollst den zum Gafierjoch bringen, über die Madrisa Hütte, am Gandasee entlang, bis ungefähr 150 Meter zur Grenze, und da steht ein Fels, und da rennst du rein, schreist und sagst zu diesem Flüchtlings, er soll da einfach weiter gehen, er ist fast an der Grenze“.*

*I: Die waren schon bereit?*

*AB: Schon längst! Ich habe doch gesagt, in der Bibel steht 30 Münzen für Judas. In Gargellen gibt es zweimal 30. Was hat dieser IX getan? Das hat ihn doch ein bissel abgeschreckt. Seine Mutter hat ihn als katholische Rheinländer*

372 Hessenberger: Menschen – Schmuggler – Schlepper. S. 147–175.

373 Hessenberger: Gescheiterte Grenzüberschreitungen. S. 182.

*derin gut erzogen, und er hat zwei andere gedungen. Das waren zwei JYs. [...] Die JYs haben den Staudt zum Madrisa Hüsli geschleppt, bis zum Gandasee, [...] und dann zum Gafierjoch. Und da kamen sie dann an diese Stelle, haben geschrien, und zum Flüchtling gesagt, er solle weitergehen, und sind hinuntergerannt. Und dann wurde er abgeschossen. Und jetzt kommt das Schreckliche, das Unmenschliche. Sie haben den Kerl an den Füßen hinuntergeschleppt, dass der Kopf bei jedem Stein aufgeschlagen ist. Dann kamen sie zur Madrisa Hütte und haben ihn in 40 Zentimeter, möglicherweise 50 Zentimeter Tiefe – es war schon ziemlich harter Boden – verscharrt. Nach zehn Tagen kamen die Füchse und haben die Leiche aufgefressen. Dann endlich sind die Gargellner wach geworden und haben gesagt: „Der soll hier am Friedhof bestattet werden.“ Er wurde hier bestattet mit einem kleinen Schild, als Soldat, der im Krieg gefallen war. Natürlich wieder eine Lüge. [...] Man hat natürlich den IX unter Druck gesetzt und gesagt: „Wenn du das nicht machst, dann gehst du an die Ostfront.“ Was ist schlussendlich passiert? Drei oder vier Monate später wurde er eingezogen an die Ostfront. Er war natürlich ein wahnsinnig guter Schifahrer. Man sieht: Das wird immer beglichen.*

Woher AB all diese Informationen über die Vorgeschichte Nikolaus Staudts (deren weitere Details hier über weite Strecken ausgespart wurden) hat, ist nicht nachvollziehbar. Aus erzählforscherischer Sicht ist die Gestaltung der Geschichte bemerkenswert, sie liefert ein auffallendes Beispiel für den erzählerischen Mechanismus der Konfabulation. Ohne dass dies in bewusster Absicht der erzählenden Person geschieht, wird hierbei eine Geschichte im Zuge wiederholten Erzählens ausgeschmückt und dichterisch verformt.<sup>374</sup>

AB wechselt in seiner Darstellung dreimal die Perspektive. Erst schildert er die Vorgeschichte der Flucht Staudts und dessen Annäherung an das Montafon, dann beschreibt er die Vorgänge des als „Judas“ bezeichneten Verräters IX und schließlich gibt er die Details der Ermordung aus der Perspektive der beiden Handlanger wieder. AB schildert gerade die Ermordung und den anschließenden Abtransport sowie das Verscharren der Leiche besonders drastisch, um die Unmenschlichkeit („Und jetzt kommt das Schreckliche, das Unmenschliche“) der Täter zu unterstreichen. AB macht aus dem „Verräter aus Gargellen“ im Übrigen als einziger Zeitzeuge drei Täter und erhöht so gewissermaßen das unmoralische Potenzial der einheimischen Bevölkerung, zu der er sich selbst – nicht unwichtig, dies zu erwähnen – als ausländischer Staatsbürger nicht zählt. Die Perspektive des gut informierten Auswärtigen ermöglicht ihm im Unterschied zu vielen anderen ZeitzeugInnen eine vehementere Kritik der Ereignisse der NS-Zeit.

Analog zur Geschichte um den Verrat und die Ermordung des Deserteurs Nikolaus Staudt stellt eine weitere sagenartige Erzählung einen wichtigen Bestandteil des erzählerischen Repertoires Einheimischer zum Thema Flüchtlinge aus dem Deutschen Reich dar. Erneut handelt es sich um eine Vielzahl von erzählerischen

---

374 Welzer: Das kommunikative Gedächtnis. S. 43.

Varianten, die im Kern allerdings um ein konkretes Bild kreisen, das von einigen ZeitzeugInnen beobachtet – oder zumindest detailliert beschrieben weitererzählt wurde: Zwei Frauen erhängten sich im Jahr 1942 im Kerker von St. Gallenkirch, weitere Details zu diesem Ereignis können nicht als gesichert betrachtet werden. Der Volksmund machte aus diesen beiden Frauen jedenfalls Jüdinnen, dazu noch Lehrerinnen, Schwestern oder Freundinnen, die sich – in den meisten Versionen – auf der Flucht über die Berge in die Schweiz befanden, wo sie kurz vor der Grenze festgenommen und in den St. Gallenkircher Kerker gesperrt wurden. Die ErzählerInnen geben an zu wissen, dass sich die Frauen aus Angst vor dem Konzentrationslager das Leben nahmen.<sup>375</sup> Die nachfolgende Erzählung des 1928 geborenen WW, ergänzt durch die Einwürfe seiner Frau UW, konzentriert sich auf den Kern der Geschichte: das Bild der erhängten Frauen im Kerker.

WW: *Muss ich dir noch erzählen von diesen Juden.*

UW: *Das hast du dem Pfarrer schon erzählt. [lachen] Hör mir auf mit diesen Juden.*

WW: *Ja, ja, aber das ist halt auch ein Erlebnis gewesen.*

I: *Ja sag.*

WW: *Das ist gewesen anno 42, 43. 42 ist es glaube ich gewesen. Hat man zwei Jüdinnen in Gargellen gefangen. So 17, 18 Jahre alt sind sie gewesen. Und danach hat man sie eingesperrt dort, „i dr Kiecha dert“<sup>376</sup>. Das ist ... unterhalb ist die Schule gewesen. Und wenn man dort weiter gegangen ist, ist „d’Kiecha“ gewesen.*

UW: *Bei den Tritten konntest du unterhalb hinein schauen.*

WW: *Ja. Wenn man heroben so in die Schule hinein ... Hat man grad „i d’Kiecha“ hinein gesehen. [...] Unterhalb drinnen ist auch noch eine Klasse gewesen, die erste, zweite und dritte. Und dort bist du, wenn du weiter bist, in „dia Kiecha“ gekommen. Und da habe ich von einem Gendarm einen Bub, hat RW geheißen, den habe ich gut gekannt. Dann hat er gesagt, „du musst heute kommen, musst heute kommen“. „Warum? Was ist?“ „Ja, die zwei Jüdinnen, wo sie eingesperrt haben, die haben sich aufgehängt.“ „Was?“ habe ich gesagt.*

I: *Ah was.*

WW: *Ja, hat er gesagt. „Musst du kommen. Musst du schauen kommen.“ Ja, wir haben die Schule fertig gehabt. Wir sind hinunter. Aufgeriegelt. Ich habe mich nachher e..., ewig habe ich das gesehen. Wir machen so die Türe auf. Sind sie beide da gewesen. Vor uns, also ein Meter vor uns. Die haben sich beim Fenster, wo das Kreuz ist, Schnüre herunter gehabt, und haben sich aufgehängt. Aber gekniet. Weißt du, die haben sich niedergekniet, und haben einander so gehalten. Grad so ... so einander gehalten haben sie sich. Und so gegeneinander geschaut. So sind sie tot da gehangen. [lacht] Also, wir sind beide erschrocken, gell. Wird halt der Vater gesagt haben: „Ja, die Jüdinnen, wo wir gestern eingesperrt haben, die haben sich grad aufgehängt“, oder? Und*

375 Hessenberger: Gescheiterte Grenzüberschreitungen. S. 188–191.

376 im Kerker dort.

*der natürlich hat es mir gleich gesagt. Wir wieder zugeriegelt. Und danach hat man sie dann fort, diese Jüdinnen, aber man hat nie mehr gewusst, wo sie hingekommen sind, oder wo man sie beerdigt hat, hat man nie mehr etwas mehr ... Hat niemand mehr etwas gewusst.*

*I: Und hat man da so gewusst, was da mit den Juden sonst passiert?*

*WW: Ja, ja. Das hat man ... Bei uns herinnen noch nicht so. Da herinnen hat man gar nichts gewusst. Da hat man einfach gesagt, diese Jüdinnen wollten in die Schweiz. Die wollten in die Schweiz, und da hat man sie halt beim St. Antönierjoch dort, hat man sie halt ... da ist alles voller Grenzen gewesen, ist ja Schutzgebiet gewesen. Haben sie sie halt geschnappt. Aber da hat man nie gewusst, dass man Juden umbringt oder so. Nie etwas. Da herinnen sowieso nie etwas. Da hat man nie etwas gehört. Oder dass da Lager sind und vergast hat. Nie. Da hast du gar nie etwas gewusst. Halt eben die zwei da. Die wollten halt in die Schweiz hinaüber, und sind Schwestern gewesen, so 17, 18 Jahre alt gewesen. „Bua“, das habe ich dort lange ... dieses Bild immer vor mir gehabt.*

WW beschreibt das Bild der erhängten Frauen sehr eindrücklich und unterstreicht seine Wirkung auf ihn mit dem Kommentar „*ewig habe ich das gesehen.*“ Die Stärke dieses Bildes alleine vermag zu erklären, wieso zahlreiche ZeitzeugInnen Geschichten zu den mutmaßlichen Ereignissen um den Tod der Frauen in ihre Lebensgeschichte einflochten. Das Bild selbst bewegte die Menschen, insbesondere im – wie WW klarzustellen versucht: nachträglich erlangten – Wissen um das Schicksal der jüdischen Bevölkerung. Hier werden Angst und Betroffenheit auf das Schicksal der beiden Frauen projiziert, und diese Emotionen überdauerten, mit Hilfe des Bildes, über 60 Jahre. Beeindruckend ist jedenfalls, wie viele Details um die beiden erhängten Frauen konfabuliert werden und mit welcher Überzeugung ihre Geschichte und ihre Ängste von den ErzählerInnen wiedergegeben werden. Die Tragik ihres Schicksals bewirkte ein beständiges Weitererzählen und verwandelte schließlich einzelne Beobachtungen in viele sagenartige Erzählungen.

Das Kapitel zu den Flüchtlingen über die Schweizer Grenze soll hiermit abgeschlossen werden – allerdings nicht ohne den Hinweis, dass einige ZeitzeugInnen in ihren Darstellungen querverweisen zwischen den Fluchtgeschichten während des Krieges einerseits und jenen nach Kriegsende andererseits. Immer wieder wird nämlich darauf hingewiesen, dass entlang der Fluchtstrecken der vormaligen Opfer kurz darauf die Täter in die Schweiz folgten. Gerade aufgrund der Tatsache, dass zahlreiche NS-Funktionäre gegen Kriegsende ins Montafon kamen, um hier Wagen, Waffen und Uniformen zurückzulassen und über die Berge fliehend ein neues Leben in der Schweiz zu beginnen, war der Eindruck, wie schnell sich das Blatt mit Kriegsende wieder wendete, den MontafonerInnen besonders deutlich vor Augen.

### 3.4.28. Von Kriegsgefangenen und ZwangsarbeiterInnen

Neben den Geschichten, die während des Krieges immer wieder von den Vorfällen an der Schweizer Grenze im Tal kursierten, wurde die Montafoner Bevölkerung durch die Kriegsgefangenen oder ZwangsarbeiterInnen unmittelbar mit dem Krieg konfrontiert. Der weitaus größte Teil der ZwangsarbeiterInnen im Montafon wurde als Arbeitskraft auf den verschiedenen Baustellen der Vorarlberger Illwerke-AG eingesetzt: am Obervermuntwerk, am Rodundwerk I, am Silvrettaspeicher, im Staubecken Latschau oder im 19 Kilometer langen Stollen von Partenen nach Latschau. Die faktisch versklavten Arbeitskräfte setzten sich zusammen aus französischen, polnischen und serbischen Kriegsgefangenen, verschleppten ZivilistInnen vor allem aus Polen, der Ukraine oder Weißrussland sowie aus italienischen und französischen Zivilarbeitern, die formal freiwillig gekommen waren.<sup>377</sup>

Schon in der Anfangsphase des Krieges warben die NS-Behörden – oft unter falschen Versprechungen – Freiwillige in den von der Wehrmacht besetzten Gebieten an. Aufgrund des geringen Erfolges steigerten die Behörden schließlich den Druck oder griffen Menschen einfach auf den Straßen auf und transportierten sie ins Deutsche Reich. Der größte Teil der zivilen ausländischen Arbeitskräfte kam somit nicht freiwillig, sondern wurde zwangsverpflichtet und brutal verschleppt.<sup>378</sup>

Bei den Kriegsgefangenen und ZwangsarbeiterInnen handelte es sich also vor allem um Menschen, die aus jenen Ländern stammten, gegen die die eigenen Söhne, Gatten, Väter, Brüder gekämpft hatten oder gerade kämpften. In Vorarlberg waren schätzungsweise 11.000 bis 12.000 Zivilpersonen und Kriegsgefangene beschäftigt – wobei hier die sogenannten OstarbeiterInnen, von denen die meisten aus der Ukraine stammten, den größten Anteil gestellt haben dürften.<sup>379</sup> Zwei Drittel der Kriegsgefangenen waren dem Bausektor, das heißt im Montafon auf den Baustellen der Illwerke-AG, zugeteilt.<sup>380</sup>

Die in diesem Kapitel ausgewählten Erzählungen verdeutlichen, dass in der Erinnerung der ZeitzeugInnen zwischen zivilen ZwangsarbeiterInnen und Kriegsgefangenen nicht unterschieden wurde – bzw. wird ausschließlich von Zwangsarbeitern als Kriegsgefangenen berichtet. Darüber hinaus war der weitaus größte Teil der ZwangsarbeiterInnen auf den Baustellen der Illwerke beschäftigt und befand sich somit zumeist außerhalb des Aktions- und Gesichtsfeldes der meisten MontafonerInnen. Die ZeitzeugInnen kamen daher vor allem mit ZwangsarbeiterInnen in Kontakt, die in der Landwirtschaft eingesetzt wurden.

---

377 Walser, Harald: Vorarlbergs Startbedingungen in die Zweite Republik. In: Bundschuh, Werner u.a. (Hg.): Wieder Österreich! Befreiung und Wiederaufbau – Vorarlberg 1945. Bregenz 1995. S. 39–58. Hier S. 42.

378 Schreiber: Nationalsozialismus und Faschismus in Tirol und Südtirol. S. 180.

379 Ruff, Margarethe: Um ihre Jugend betrogen. Ukrainische Zwangsarbeiter/innen in Vorarlberg 1942–1945. (= Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs 13) Bregenz 1997. S. 17.

380 Walser, Harald: Bombengeschäfte. Vorarlbergs Wirtschaft in der NS-Zeit. (= Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs 6) Bregenz 1989. S. 240.

Damit die Arbeitskräfte den Bauernfamilien zugeteilt werden konnten, hatten diese vorab ihren Bedarf beim Ortsbauernführer anzumelden. Interviews mit in Vorarlberg verbliebenen ehemaligen OstarbeiterInnen zeigen, dass gerade in der Landwirtschaft die Verteilung der Arbeitskräfte für die Betroffenen besonders demütigend war, weil sich die Bauern an einer Sammelstelle wie auf einem Sklavenmarkt die kräftigste Person aussuchten.<sup>381</sup> Gearbeitet wurde nach Bedarf, es gab keine festgesetzte Arbeitszeit. Neben der Einhaltung einer Reihe strenger Regelungen (zum Schutz der Bevölkerung vor den ZwangsarbeiterInnen) war die Verköstigung der ArbeiterInnen vorgeschrieben, die erwartungsgemäß sehr unterschiedlich ausfallen konnte.

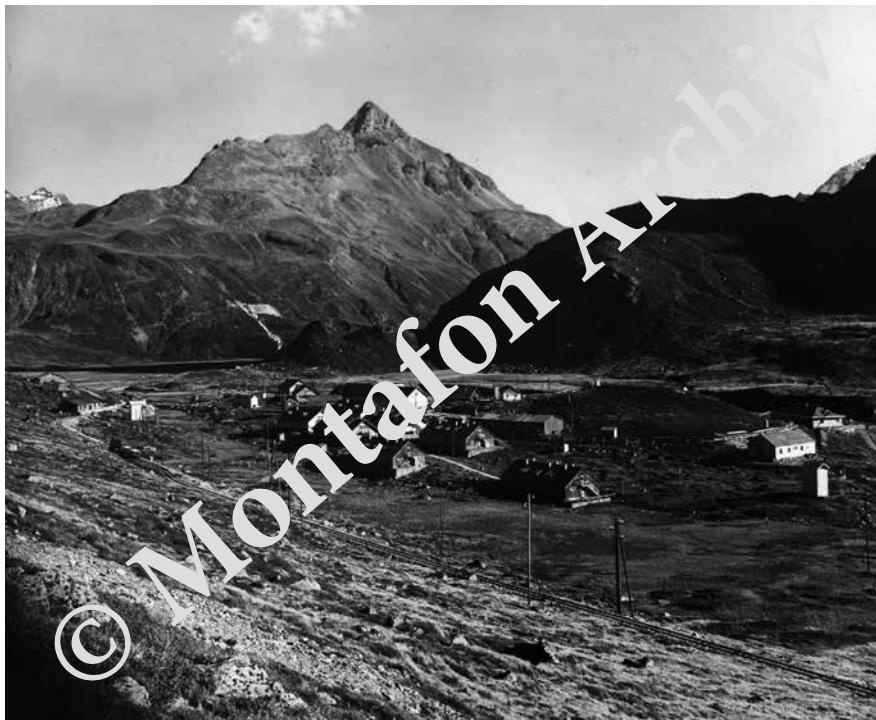


Abb. 47: Barackenlager Silvretta-Dorf im Bereich der Bielerhöhe  
(Sammlung Hildegard Zimm-Hillach/Montafon Archiv)

Viele Montafoner ZeitzeugInnen berichten davon, dass auch ihre Familien FremdarbeiterInnen „ausgeliehen“ hätten, sie erinnern sich allerdings meist vor allem daran, dass sich durch die enge Zusammenarbeit ein respektvolles, nicht selten sogar freundschaftliches Verhältnis zu den ZwangsarbeiterInnen entwickelte. Der nachfolgende Ausschnitt ist beispielgebend für die diesbezüglich erzählten Erinnerungen, die in Anbetracht zahlreicher kritischer historischer Dokumentationen überraschend positiv und amikal ausfallen. In den Erzählungen jedenfalls

381 Ruff: Um ihre Jugend betrogen. S. 76.

profitierte die einheimische Bevölkerung zwar von den Arbeitskräften, begann sie mit der Zeit aber auch als Menschen wahrzunehmen und lernte die Männer und Frauen schätzen. Der 1930 geborene OP erzählt:

OP: Ja, ja. Kriegsgefangene, ja. [...] Hat man auch bekommen. Ja. Hat man auch bekommen zum Helfen. Ja. Und am Sonntag sind dann die halt betteln gekommen. Die Gefangenen.

I: Wo sind die gewesen?

OP: Im Gawatsch haben die ein Lager gehabt. [...]

I: Was sind das gewesen? Von wo?

OP: Ukrainer, Russen. [...]

I: Hat man mit denen reden können? Haben die schon Deutsch verstanden?

OP: Wir haben dann einen gehabt, den haben wir ... aber den musstest du draußen holen, am Morgen, weißt du. Den musstest du holen im Gawatsch. Und am Abend mussten sie in den Gawatsch wieder. [...] Haben wir einen geholt, und das ist ein Schreiner gewesen. Ja, ganz ein feiner Mann. Und dann haben wir ein Mädchen angenommen gehabt, von Dalaas her. Eben von dem Bruder da, weißt du, von der Mama. Die sind irgendwie geflüchtet daher, mit den Kindern. Die haben sich halt einfach gefürchtet in Dalaas dort. Und dann hat der das Kind dann auf die Knie genommen, und es gedrückt, und die Tränen sind ihm herunter geronnen. Und hat er eben gesagt, er habe daheim auch so ein Mädchen, daheim lassen müssen halt. Ja. Ganz ein feiner Mann gewesen. Und der hat den ganzen Stubenboden ... sind raue Dreierbretter gewesen, die hat er gehobelt, genietet, gefälzt, und den Stubenboden gelegt. Super gemacht. Aber eben am Abend mussten wir ihn hinaus bringen, wieder in den Gawatsch. [lacht]

I: Und wie ist es ihnen dort so gegangen? Also haben die zu Essen gehabt?

OP: Ja, schon mager. Schon mager.

Am Beispiel von OPs Darstellung wird deutlich, wie von den ZwangsarbeiterInnen zunächst distanziert gesprochen wird. Die Wortwahl „hat man auch bekommen“ bzw. „den musstest du draußen holen“ erinnert stark an die Beschreibung einer Ware und bestätigt die bereits oben angesprochenen Erinnerungen ehemaliger ZwangsarbeiterInnen an sklavenmarktartige Verhältnisse. Die Gefühlsregungen des Mannes in Bezug auf das kleine Mädchen im Alter seiner Tochter sowie die Tatsache, dass dieser die Stube qualitativ hochwertig sanierte, verschafften ihm schließlich aber Sympathien seitens OPs Familie. Der Erzähler deutet an, dass die Kriegsgefangenenbetteln mussten und nur mangelhaft ernährt wurden, und räumt damit Kritik an diesen Verhältnissen ein.

Den kulturellen Aspekt der Bekanntschaft mit den ZwangsarbeiterInnen bzw. den kulturellen Austausch mit ihnen stellen etwa BX und ZZ in ihren Erinnerungserzählung dar. BX erinnert sich an das Schlachten von Schafen, bei dem ein französischer Kriegsgefangener ihrem Vater half. Bei ZZ hinterließ die Beobachtung, dass ein Mensch Schnecken essen könne, einen tiefen Eindruck.



Abb. 48: Gruppenbild von „OstarbeiterInnen“ im Montafon  
(Sammlung Nikolaus Telischko/Montafon Archiv)

BX ♀, geboren 1930:

BX: Da bin ich dann doch schon ein junges Mädchen gewesen, wo die Franzosen da gewesen sind, jetzt die [...] Gefangenen. Da haben wir auch so einen Franzosen gehabt. Die haben da in der Mühle unten das Lager gehabt. So ein altes Haus, sie mussten ja am Abend zusammen kommen. Auch da drinnen sind Barackenlager gewesen. Die sind aber jetzt alle weg. Wo da jetzt das Ausgleichsbecken drinnen ist. Und dann haben wir auch so einen Franzosen gehabt. Das sind Kriegsgefangene gewesen, ja. Ich bin ja 14, 15 Jahre gewesen, oder? Und das ist ein Berufsschlächter gewesen. Und der Däta ist viel so zu den Bauern herum, um zu schlachten. Damals hat man nicht so einen Berufsmetzger gehabt wie heute. Und der hat immer mitgeholfen. Und was wir da jetzt nicht gekannt haben, ich habe das nie vergessen, wo da der Däta dann gelernt hat, und habe es letztthin im Fernsehen gesehen, dass sie das da in diesen armen Ländern heute noch machen. Bei uns, wenn man ein Schäfchen geschlachtet hat, hat man die Därme und die Bäuche alles weggeworfen. Das haben die Ratten gefressen. Die verwenden die Därme, haben sie „in and gschlöft“<sup>382</sup>, um Würste zu machen.

I: Mmmmh [bejahend], also als Haut.

382 ineinander gezogen.

BX: *Als Haut, ja. Die Häute, die Därme geputzt. Und dann ineinander gezogen, bis das fest gewesen ist zu einer Wurst. Und das hat der, das kann ich mich noch erinnern, dass ... Und dann „hot er mi so a biz französisch denn gelehrt“<sup>383</sup>. Mouton ist Schaf, das weiß ich heute noch.*

ZZ ♂, geboren 1938:

ZZ: *Ich weiß, bei der Tante in St. Anton, die haben einen Serben gehabt. Einen Serben. Ich weiß noch gut [lacht], das kann ich noch erzählen, der Serbe hat Schnecken, Hausschnecken gesammelt. [...] Die hat er ins Wasser geworfen und hat die Schnecken mit Butter – die waren ja auch Bauern bei der Tante – irgendwie heraus gebacken. Und wir haben dann das gesehen. Wir haben dann gesagt, „Tante, aus dieser Pfanne werden wir nie wieder Erdäpfel essen“. Der hat sicher mit seinen Schnecken besser gegessen als wir mit unseren Kartoffeln. [lacht]*

In ZZs Erzählung ist zwar nicht die Rede davon, dass das kulinarische Wissen des serbischen Kriegsgefangenen unmittelbar von der Familie übernommen wurde, dennoch weist der Erzähler abschließend darauf hin, dass ihm heute Schnecken als Köstlichkeit bekannt seien. Während ZZ seine Erinnerung als unterhaltsame Anekdoten verpackt, erinnert BXs Erzählung eher an einen Bericht. Wie in OPs Erzählung wird auch in BXs Darstellung thematisiert, dass die Kriegsgefangenen wertvolle Arbeitskräfte sein konnten. Vor allem über die qualitativ hohen handwerklichen Fähigkeiten der Männer lernten die Einheimischen sie auch als Menschen schätzen und ließen sich sogar ein Stück weit auf deren Gebräuche ein, was BX durch das Übernehmen fremder Techniken oder das Lernen fremder Sprachen aufzeigt. Hier muss allerdings darauf hingewiesen werden, dass französische Kriegsgefangene im Rahmen der Vorurteile gegenüber angeblichen unterschiedlichen „Rassen“ als ebenbürtiger empfunden und damit menschlicher behandelt wurden als etwa Männer aus den osteuropäischen Ländern. Im Zuge der historischen saisonalen Wanderungen nach Frankreich hatten viele Montafoner Familien zusätzlich einen positiven Bezug zu Frankreich oder zur französischen Sprache, was den Kontakt zu den Kriegsgefangenen erleichterte. Dies deutet auch die 1922 geborene QQ im nachfolgenden Ausschnitt an:

QQ: *Kriegsgefangene sind gewesen draußen, bei der Fabrik. Das sind Franzosen gewesen. Und die hat man können ausleihen, zum Arbeiten. Und das ist dann aber so gewesen, dass man durch das, dass bei uns viele in Frankreich gewesen sind, haben eben noch ziemlich viele ältere Leute französisch können. Und da ist denen ziemlich gut gegangen mit ... die hat man am Morgen holen können, und am Abend hat man sie wieder bringen müssen. Die konnte man nicht zum Übernachten haben. [...] Und dann ist man irgendwie ... Es hat dann halt geheißen, man sei zu gut mit ihnen, oder halt da die hätten da ... –*

383 hat er mich ein bisschen Französisch gelehrt.

*Ja, ja, wenn jetzt grad jemand auch einen Bub im Krieg gehabt hat, und der Franzose hat da helfen müssen oder so, dann hat man vielleicht auch gedacht, wenn es nur dem Unseren so gut geht, oder. Ich meine da, menschlich gedacht. Eben und durch das, dass da halt eben ziemlich reden konnten mit den Franzosen, hat man dann die da wieder abgezogen. Dann sind Serben gekommen.*

QQ deutet sogar an, dass es den französischen Kriegsgefangenen im Montafon so gut bei den Einheimischen gegangen sei, dass man den Einheimischen ausrichten ließ, „*man sei zu gut mit ihnen*“, die Gefangenen versetzte und schließlich durch serbische Kriegsgefangene ersetzte.

Nicht nur der historische Bezug zu Frankreich und der französischen Sprache spielte in der guten Behandlung der Kriegsgefangenen – zumindest wird sie in den Erzählungen als gut dargestellt – eine Rolle. QQ weist darauf hin, dass gerade Familien, die selbst Angehörige im Krieg oder in Gefangenschaft wussten, den Kriegsgefangenen mit Güte begegneten – in der Hoffnung, auch die eigenen Gatten oder Söhne würden Güte erfahren. Vielleicht ist es durch diesen Umstand zu erklären, dass zahlreiche Erzählungen von Begegnungen mit Kriegsgefangenen im Montafon Mildtätigkeit und Hilfe gegenüber den Gefangenen thematisieren. Ein weiteres Beispiel hierfür liefert die Erzählung des 1928 geborenen WW, ergänzt durch die Kommentare seiner Frau UW:

WW: *Da ist der „Leuewinter“<sup>384</sup> gewesen, dort ist diese große Lawine herunter an die Straße. Und da hat es Bäume gebracht. Und dann sind dann die da herunter gekommen, und da hinaus. Und dann haben die [Kriegsgefangenen, Anm.] dann da diese Bäume und diese Lawine da zusammenräumen müssen.*

UW: *Da hat man halt keine Ding gehabt, Motorsäge.*

WW: *Da sind dann so zehn, zwanzig sind dann hinaus gegangen. Und mussten dann da arbeiten. Und dann weiß ich noch, ist ein alter Mann dabei gewesen. Der Papa ist ja auch im Ersten Krieg eineinhalb Jahre in Gefangenschaft gewesen. Und da ist ein älterer Mann dabei gewesen. Und der ist barfuß in so Schuhen drinnen gewesen. Und dann hat man ja selber nichts gehabt. Und da hat mir die Mama Socken gerichtet. Da haben wir da ... das ist so aus Holz gewesen, und so eine alte Tür hinaus. Und dass es die Aufseher nicht merken, musste ich diesem Mann diese Socken hinaustun, dass er Socken hat. Und das habe ich noch so gut in Erinnerung, dass ich diesem Mann diese Socken hinaustun musste.*

Der Erzählstoff der Mildtätigkeit gegenüber Kriegsgefangenen kehrt in den lebensgeschichtlichen Erzählungen sehr häufig wieder und wird darüber hinaus in einer musterhaften Form angesprochen, die die Darstellung WWs besonders klar skizziert. Erst werden die harte Arbeit der Kriegsgefangenen bzw. ihre schlechte Versorgung beschrieben und anschließend die Tatsache erwähnt, dass man „*man ja selber nichts gehabt*“ hat. Durch diesen Hinweis wird der Wert der nachfolgend

---

384 Lawinenwinter.

dargestellten Geste der Güte und Mildtätigkeit gegenüber den armen Männern erhöht. Häufig wird die Unterstützung der Gefangenen damit erklärt, dass man selbst im Ersten Weltkrieg Kriegsgefangener war oder an die angehörigen Soldaten im Zweiten Weltkrieg dachte.

Eine weitere Darstellung folgt der eben beschriebenen Mustererzählung in einigen Aspekten und beschreibt eine Art der Solidarisierung mit den Kriegsgefangenen. Der 1933 geborene CC erinnert sich, wie sein Onkel die hart arbeitenden Kriegsgefangenen durch den Einsatz seines Pferdes unterstützte:

*CC: Weil es geht zum Beispiel, als sie die Kristbergbahn gebaut haben, die im Silbertal fährt, die hat auch der Hitler gebaut. Und dort haben sie das Holz raus und die Gefangenen draußen haben's richten müssen. Im Gawatsch haben die Russen das Lager gehabt und die haben das Holz richten müssen. 14, 15 Mann sind da beieinander gewesen. Und ein Innerberger hat auf die aufgepasst. Und dann haben sie das Holz gerichtet. Sie haben ganze Tannen, ganze Längen hat man „uftrölat“<sup>385</sup>. Die Gefangenen haben das Holz rausziehen müssen im Schnee. Ist ja saukalt gewesen. Und dann bin ich halt mit dem Onkel am Samstag, als ich keine Schule gehabt hab, am Abend mit gehen müssen. Dann hat er mal gesagt, „Das kann ich nicht sehen, dass man die Leute so traktiert. Die sind nicht schuldig! Die haben auch einrücken müssen, wie wir.“ Dann hat er mit dem geredet und hat gesagt, „Du, sie sollen's herrichten und ich komm morgen mit dem Ross und zieh's ihnen raus.“ Und dann ist es gut gewesen. Wir sind mit dem Ross hinein und die sind auch froh gewesen, ist klar. Hat man's dann raus gezogen. Und mit denen hat man überhaupt kein Problem gehabt. Und die haben draußen selber eine Bergstation gebaut – das haben die Russen gemacht!*

Auch in dieser Erzählung fehlt nicht der Verweis auf die eigene Soldatengeschichte, die der Onkel CCs mit folgenden Worten formuliert: „*Die sind nicht schuldig! Die haben auch einrücken müssen, wie wir.*“

Abschließend kann also festgestellt werden, dass die ZeitzeugInnen das Schicksal der Kriegsgefangenen im Montafon in ihren Erzählungen tendenziell voll Mitgefühl thematisieren und auch sich selbst oder Familienmitglieder als WohltäterInnen der gefangenen Männer ins Bild rücken. Ohne den Sachverhalt, wie er in den Erzählungen beschrieben wird, anzuzweifeln, ist diese Perspektive auf die Wahrnehmung der fremden Männer im Tal unverkennbar durch die dazwischenliegenden 60 Jahre überprägt. KeinE ZeitzeugIn spricht an, dass hier Kameraden jener Männer in den Lagern untergebracht waren, die zeitgleich an der Front gegen die eigenen Angehörigen kämpften oder bereits deutsche Soldaten getötet haben könnten. Dieser Aspekt der Kriegsgefangengeschichten wird, analog zum Aspekt des Tötens im Krieg, völlig ausgeklammert. Im Vordergrund stehen

---

<sup>385</sup> aufgestapelt.

Mitleid, Wohltätigkeit und Solidarisierung – allesamt Motive, die die Retrospektive auf die Kriegsgefangenen zu angenehmen Erinnerungen und sympathischen Erzählungen machen.

### 3.4.29. Von Deserteuren und „Waldhockern“

Mit zunehmender Dauer des Krieges verloren die Soldaten sowohl ihre Motivation zu kämpfen als auch den Glauben daran, dass dieser Krieg noch zu gewinnen sei. Die Zahl der Selbstverstümmelungen, meist Arm- oder Beinbrüche, mittels derer man sich zumindest eine Zeit lang dem Wehrdienst entziehen konnte, nahm zu.<sup>386</sup> Die Desertion zählte zu den häufigsten „Entziehungsdelikten“, ihre Zahl wird unter österreichischen Soldaten auf 30.000 bis 50.000 Personen, das sind immerhin 3 bis 4 % der Soldaten, geschätzt.<sup>387</sup> Der Entschluss zu desertieren wog schwer, da auf dieses Delikt (wie auch auf die Selbstverstümmelung) die Todesstrafe stand und ein längeres Untertauchen organisatorisch schwer zu leisten war. In den lebensgeschichtlichen Erzählungen der MontafonerInnen stellen Erzählungen von desertierten Montafonern, die sich sommers in den Wäldern versteckten und darob „Waldhocker“ genannt wurden, allerdings einen überraschend häufigen Erzählstoff dar. Diese Tatsache könnte einerseits auf die nahe Schweizer Grenze zurückzuführen sein: Die Möglichkeit der Flucht in die Schweiz, sofern die Situation im Montafon zu gefährlich werden sollte, nahm vielleicht Einfluss auf die Entscheidung, eine Fahnenflucht zu wagen. Andererseits spielt vermutlich die Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft in Bezug auf die gehäuften „Waldhocker“-Erzählungen eine Rolle. Zumeist fanden sich damals einige Männer zusammen, um sich gemeinsam im Versteck zu schützen und zu unterstützen. Die Deserteure hatten auch nach Kriegsende noch Kontakt, da sie ja im Montafon (bzw. sogar in derselben Gemeinde) wohnten, und erhielten ihre Erinnerungen durch aktives Weiter- und Wiedererzählen am Leben. Alle Erzählungen von den versteckten Deserteuren beziehen sich aufs Innere Montafon, was die These des durch die Erzählgemeinschaft gepflegten Erzählgutes bestärkt. Dieses Erzählgut prägte im Übrigen auch die Erzähltradition vieler anderer ZeitzeugInnen, vornehmlich aus derselben Gemeinde, die selbst nicht desertiert oder mit den Deserteuren verwandt waren.

Der 1925 geborene CY ist bis heute in seiner Heimatgemeinde als ehemaliger „Waldhocker“ und „Heimatverteidiger“ bekannt, da er bei Kriegsende mit Kollegen den fliehenden Nazis die Waffen abnahm.<sup>388</sup> Seine Erinnerungen gibt er gerne in geselligen Runden zum Besten und er entspricht dem, was man gemeinhin als „guten Erzähler“ bezeichnet. Hier erzählt CY, wie es zu seiner Fahnenflucht kam:

---

386 Neugebauer: Der österreichische Widerstand 1938–1945. S. 187.

387 Neugebauer: Der österreichische Widerstand 1938–1945. S. 185f.

388 siehe Kapitel 3.4.32: „Heimatverteidiger“ und Widerstandsbewegung bei Kriegsende.

*I: Wie wurden Sie verwundet?*

CY: Beim Oberschenkel. Ein Granatsplitter von hinten bis in das Gelenk hinein. Zuerst haben sie gemeint, sie müssten mir das linke Knie, das linke Bein abnehmen. Aber sie haben es mir dann gerettet. In Florenz bin ich dann operiert worden. Ich spüre gar nichts mehr. Aber drei große Schnitte haben sie nur gebraucht, bis sie das gefunden und herausgebracht haben. Aber ... wie gesagt ...

*I: Aber, dann war wenigstens der Krieg für Sie vorbei, oder?*

CY: Für mich ist der Krieg dann vorbei gewesen. Aber wieso? Ich bin ja noch im Lazarett gewesen, in Florenz bin ich operiert worden und dann hinauf bis in die Oberpfalz und dann nach Feldkirch. Und dann bin ich noch nicht ganz geheilt gewesen, da haben sie mich telegraphisch schon wieder einberufen nach Innsbruck und dann wäre ich nach Russland gekommen. Und dann habe ich mich versteckt. Da bin ich nicht mehr gegangen und im Versteck gewesen.

*I: Wann hat man Sie einberufen?*

CY: Am 11. Jänner anno 44, nein, 45. 45 am 11. Jänner, und dann hat es gedauert bis zum 5. Mai. Am 5. Mai ist der Krieg fertig gewesen und bis dorthin habe ich mich versteckt. Zuerst bin ich bei der Mama ... da habe ich mir irgendein Loch gemacht unter dem Stall, da habe ich mich dann versteckt und die Mama hat mich können füttern. Und die Mama hat mich erwartet und dann später habe ich müssen ... wie dann herunter kein Schnee mehr gewesen ist, da habe ich dann müssen auf den Maisäß ziehen. Aber wir sind immer vier, fünf gewesen. Und danach sind wir dann hinauf bis in die Berglandschaft. Wissen Sie, was eine „Barga“<sup>389</sup> ist? Eine Barga. Da haben wir eben in einer Barga gewohnt und da haben wir dann eben die Übermittlung bekommen: „Der Krieg ist fertig, ihr könnt schon herunter kommen.“ Und da sind wir dann herunter.

Gerade in diesen letzten Kriegsmonaten, als der Ausgang des Krieges bereits klar schien, wagten besonders viele Männer zu desertieren. Bei CY spielte schließlich auch die noch nicht verheilte Verletzung mit sowie das Wissen, dass es im Montafon bereits eine Gruppe von Deserteuren gab, die von bestimmten Stellen unterstützt wurden. Dazu zählten natürlich einerseits die eigenen Familien, die die Männer mit Nahrung oder Kleidung versorgten. Andererseits wird von verschiedenen Seiten von einer Familie berichtet, die die Deserteure aus politischer Überzeugung unterstützte. Der 1929 geborene KP hatte als Sohn dieser Familie den Auftrag, den Deserteuren gegebenenfalls Lebensmittel oder Informationen zukommen zu lassen:

*KP: Ja, so ist es dann weiter gegangen. Dann, noch im Krieg, hat das angefangen, so 42, 43, da sind die Urlauber nicht mehr gegangen, nicht mehr eingrückt. Die haben sich versteckt. Und wie's halt beim Däta gewesen ist, der hat*

---

<sup>389</sup> kleines Funktionsgebäude aus Holz; Stall für Heu oder Kleinvieh.

*einfach nicht „Nein“ sagen können. Da sind dann wieder welche gekommen und haben gesagt dies und jenes und „können wir nicht da bleiben?“. „Ja ja, ihr könnt hier bleiben“. Dann sind wieder zwei, drei von diesen bei uns gewesen. Versteckte, gelt. Der Vater hat's schon gewusst, wenn man die erwischt hätte, dann wären die sofort ins KZ gekommen, weil da wär's fertig gewesen. Aus. Ende. Die Mama hat's nicht überrissen [lacht]. Die Mama hätte das nie gemacht, wenn sie gewusst hätte, was da ... also, wie groß die Gefahr ist das Leben zu verlieren. Dann sind die Partisanen, so haben sie geheißen, die haben bei uns übernachtet und sind geblieben und haben gegessen. In der Nacht sind sie dann weg und später waren sie dann wieder mal da. Wir hatten dann oben ein Haus, da sind sie dann da gewesen. Drei oder vier beieinander. Ich und die Schwester haben die versorgt. Da hat man halt wieder ein Bündel aufgepackt und dann hat's geheißen, jetzt müsst ihr wieder da rauf zu denen. Dann ist man wieder mal an einem Nachmittag gegangen und hat denen das Essen raufgebracht. So ist es halt dann weitergegangen.*

Die Unterstützung der versteckten Männer, wie KP sie beschreibt, war jeweils nur für einige Tage notwendig, da die Unterkünfte gewechselt wurden und die „Waldhocker“ im Sommer ohnehin auf den Maisäßen und in den berglandwirtschaftlichen Nutzgebäuden übernachteten. Die Tatsache, dass die Mutter der Familie selbst nicht wusste, was hier vorging, unterstreicht die höchste Geheimhaltung der Vorgänge.

Sowohl KP als auch CY sind Mitglieder derselben Erzählgemeinschaft, sie kennen sich persönlich und: CY zählte zu jenen Deserteuren, die KP damals mit seiner Schwester „versorgte“. Auch die im nachfolgenden Ausschnitt zu Wort kommende VU ist persönlich mit den beiden Erzählern bekannt sowie selbst mit einem Mann, der zweieinhalb Jahre im Wald versteckt war, verwandt. Es ist also anzunehmen, dass die hohe Quote der desertierten und versteckten Männer in diesen Gemeinden im inneren Montafon nicht unbedingt repräsentativ für andere Regionen ist, sondern dass es sich hier um ein lokalspezifisches Phänomen handelt. Sowohl in den historischen Entscheidungen als auch in den retrospektiven Erzählungen spielte die Gruppenkonstellation eine große Rolle.

In einer anderen Situation als die Deserteure befand sich der bereits in den Kapiteln über das Schwarzschlachten und den Menschenschmuggel erwähnte Meinrad Juen, der 1942 im Rahmen seiner Festnahme untertauchte und sich bis zum Kriegsende versteckte. Aufgrund seiner regional wichtigen Funktion als Händler und Metzger konnte er sich während dieser Jahre mehr Präsenz leisten als die Deserteure, da er die Möglichkeit der Bestechung hatte – während er vermutlich zugleich erpresst wurde.<sup>390</sup> Meinrad Juens Geschichte während des Zweiten Weltkrieges als (Menschen-)Schmuggler, (Schwarz-)Händler und Schwarz-Metzger findet ebenfalls in einigen lebensgeschichtlichen Erzählungen über die Situation im Montafon während der Kriegsjahre Eingang und soll aus diesem Grund auch

---

390 Hessenberger: Menschen – Schmuggler – Schlepper. S. 147–175.

hier kurz dargestellt werden. Die 1920 geborene VU erzählt von Juens Situation als „Untergetauchter“ und offiziell gesuchter Verbrecher, nachdem er dem Gendarm kurz nach seiner Festnahme „entkommen“ war:

*VU: Auf jeden Fall, ist er da dann ... Und von da weg hat er sich verstecken müssen. Bald ist er bei der Bäuerin gewesen, die vorher auch mit ihm gehandelt hat, da hat er gesagt: „Du musst mich da eine Weile verstecken!“ Und dann hat die halt auch wieder gezittert, da wäre ja alles miteinander eingesperrt worden, wer den versteckt! Dann ist er wieder zu einem anderen gegangen. Und so hat man das dann mitgekommen, dass er alle paar Tage in einem anderen Haus wohnt. Und jeder hat sich aber gefürchtet und hat sich gedacht: „Zu mir darf niemand kommen, ich kann das nicht brauchen.“ Was denkst du, wenn da ... Und man hat ja die Spitzel, die vom Hitler dazumals, die haben natürlich auch gespitzelt und hätten ihn natürlich gerne geholt, dass sie ihn abliefern können. Die wären da natürlich mit Lorbeeren geschmückt worden! [...] Ja. Kurzum, die haben halt alle Angst gehabt.*

Ungeachtet der finanziellen Motive Meinrad Juens sind seine Hilfeleistungen durchaus als Widerstand zu bewerten. Professionelle Fluchthilfe wurde immerhin als „Judenschmuggel“ geahndet und die Verurteilten hatten die Einweisung in ein KZ zu erwarten.<sup>391</sup> Meinrad Juen half laut Gendarmerieberichten insgesamt 42 JüdInnen über die Schweizer Grenze.<sup>392</sup>

### 3.4.30. Die drohende Staumauersprengung im Vermunt

In den Wochen vor Kriegsende begann die Ordnung, an die man sich während der letzten sieben Jahre gewöhnt hatte, Kopf zu stehen. Es zeichnete sich ab, dass eine erneute massive Veränderung bevorstand, deren Auswirkungen auf die eigene Zukunft schwer abzuschätzen waren. In vielen lebensgeschichtlichen Erzählungen werden bis heute die Unruhe und die Angst der Bevölkerung deutlich, wenn die ZeitzeugInnen diese letzten Wochen vor dem Kriegsende am 8. Mai 1945 zu beschreiben versuchen.

Im Rahmen dieser Beschreibungen hat ein konkretes Ereignis – bzw. die Verhinderung dieses Ereignisses – einen doch beachtlichen Stellenwert: Im Montafon waren die Pläne der NS-Reichsverteidigung bekannt geworden, die im Falle der Kriegsniederlage die Zerstörung der wichtigsten Illwerke-Anlagen vorsahen, um den Gegnern nicht die wertvolle Wasserkraft-Infrastruktur zu überlassen. Die Zerstörung der Vermunt-Staumauer hätte allerdings aufgrund der aufgestauten Wassermassen für die Bevölkerung im Tal eine Katastrophe bedeutet.

391 Neugebauer: Der österreichische Widerstand 1938–1945. S. 223.

392 Weber, Wolfgang: Nationalsozialismus und Kriegsende 1945 in den Vorarlberger Gemeinden des Bezirks Bludenz. Ein Quellenband. (= Quellen zur Geschichte Vorarlbergs 2) Regensburg 2001. S. 128.

Gemeinsam mit den Illwerke-Angestellten waren auf den wichtigsten Baustellen und Anlagen, wie dem Vermunt-Stausee, Soldaten zur Bewachung stationiert. Die Illwerke-Angestellten wussten über die Munitionslager und die militärischen Pläne Bescheid, und als Ende April 1945 das Ende des Krieges absehbar war, schritten einige „Illwerkler“ auf Geheiß ihres Vorgesetzten Romed Boss zur Tat, machten die Munition unbrauchbar und retteten damit die Vermunt-Staumauer vor einer möglichen Zerstörung.<sup>393</sup> Andere Anlagen, wie etwa die Trominierbahn oder der Schrägaufzug in Partenen, wurden tatsächlich von deutscher Hand gesprengt. Der 1910 geborene RI war einer der drei Angestellten, die die Munition im Vermunt-Stausee versenkten. Er beschreibt seine Erinnerungen wie folgt:

*RI: Und dann, wie gesagt, in zwei, drei Tagen ... Mittlerweile haben wir noch Munition abholen müssen, da hat mir der Herr Boss drei Mann von Partenen hinauf geschickt, und da haben wir müssen ins Silvretteldorf hinauf, in den Bunker eine Munition holen. Und die ist natürlich abgesichert gewesen mit Signal für einen besonderen Mann oben. Und da hat es geheißen, man muss den Strom ausmachen. Hat der Chef mit mir telefoniert: „Zwischen eins und zwei muss das Silvretteldorf stromlos sein. Musst du abschalten, um zwei kannst du wieder einschalten.“ Da sind die hinauf und haben das Zeug herausgeholt, da. Wieder zugemacht, und sind dann zu mir heruntergekommen. Ich bin dann mit denen auf die Staumauer hinaus, auf der Staumauer sind drei Geschütze, Abwehrgeschütze für die Flieger, drei Stück gewesen. Und im Einlauf drinnen, da im Turm im Wasser drinnen, wo der Einlauf ... das Wasser auf Partenen hinunter geht. Da haben sie ein Munitionslager gehabt. Da bin ich mit denen hinaus, habe das ganze Munitionslager in den See hinunter gehaut. Und diesen Leuten [Soldaten, Anm.] habe ich sagen müssen, dass wir eine Störung haben im Einlauf drinnen, hat mir der Chef gesagt, und wir müssen das reparieren gehen. Und das habe ich müssen allen drei Posten mitteilen. Dass sie uns in Ruhe lassen. Wir haben die Munition hinuntergehaut, einer hat aufgeschaut, dass keiner kommt und uns beobachtet, was wir machen. Und wie wir zurück gekommen sind, sind andere Leute oben gewesen, die haben Schichtwechsel gehabt in der Zeit. Also habe ich denen auch wieder müssen erklären, was wir gemacht haben. Dann habe ich mir gedacht, hoffentlich gehen sie nicht nachschauen, dass sie sehen, dass nichts mehr im Ding ist. Dann kommt der Oberleutnant Fuchs, hat der geheißen, es fällt mir gerade ein, der kommt jetzt und erschießt uns. Ich bin natürlich schon gefasst gewesen und habe gesagt, wenn etwas ist, sollen sie mich gleich verständigen, meine Kollegen, dann hau ich ab über die Grenze. In die Schweiz. Aber es ist gottseidank nicht so weit gekommen. [...] Und da hat es dann eben geheißen, wir hätten ... Ich bin sogar einmal im Fernsehen gewesen, kurz, und hab ein bisschen reden können. Aber Sie wissen ja, wie das ist im Fernsehen, wenig Zeit. Man kann nicht richtig reden. Aber da hat es geheißen, im Fernsehen,*

393 Löffler-Bolka, Dietlinde: Vorarlberg 1945. Das Kriegsende und der Wiederaufbau demokratischer Verhältnisse in Vorarlberg im Jahre 1945. Bregenz 1975. S. 56f.

*ich sei der gewesen, wo die Staumauer gerettet hätte. Dass nicht das ganze Montafon kaputt gegangen ist.*

RI stellt seine Rolle für die Vermunt-Anlagen hier bescheiden dar und verweist auf den Plan seines Chefs, dessen Anweisungen er ja ausführte. Die Bedeutung seiner Sabotage der NS-militärischen Pläne zu beurteilen überlässt er in seiner Darstellung „dem Fernsehen“, in dem er als Retter der Vermunt-Staumauer vorgestellt wurde. RI widerspricht dieser Präsentation seiner Person nicht, sondern zitiert diese, um sie als werthaltigen Endpunkt seiner Erzählung zu übernehmen.

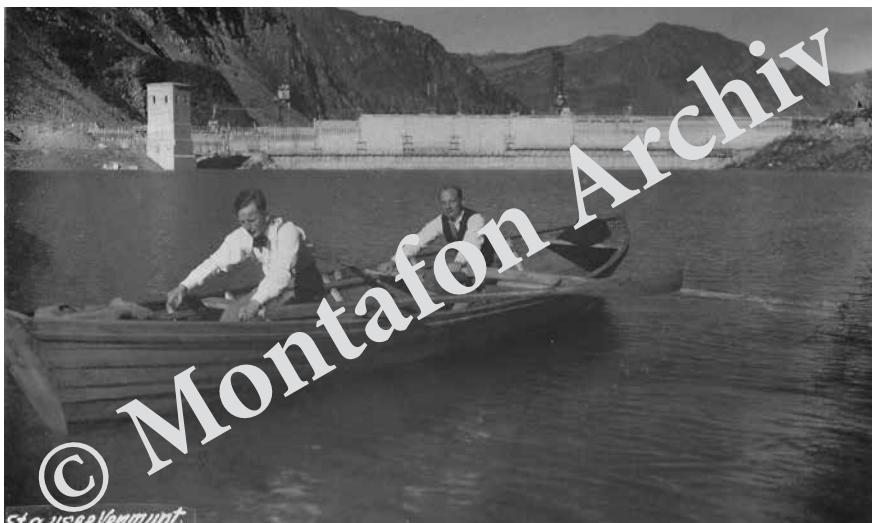


Abb. 49: Ruderer auf dem Vermunt-Stausee (Montafon Archiv)

Der bereits vorgestellte, 1925 geborene CY thematisiert die verhinderte Staudammsprengung in seiner lebensgeschichtlichen Erzählung ebenfalls und bringt sie in Zusammenhang mit seiner Person, indem er berichtet, wie er mit einigen Kollegen – zusammengeschlossen als „Heimatverteidiger“ – Pläne zur Verhinderung der Sprengung schmiedete. Im Gegensatz zu RI, der die Situation selbst mit erlebte und möglichst detailgetreu schildert, erläutert CY vor allem die Bedeutung einer möglichen Sprengung und wie sich eine später als Widerstandsbewegung betitelte zivilgesellschaftliche Initiative gegen Kriegsende zu formieren begann. Am Eingang des Ausschnittes ist zunächst vom Leben als „Waldhocker“ die Rede:

I: Und haben sich die [Deserteure, Anm.] selber verpflegt, oder wie hat das funktioniert?

CY: Nein. Weißt du, das Interessante ist gewesen ... Es ist schon ein bisschen geheimes Populär gewesen und die Mama hat etwas zu essen gebracht. Und dann ist der, der auch in Frankreich gewesen ist ... Der ist dann Bürgermeister geworden anno 45. Der hat perfekt französisch können und der hat auch mitgemacht bei uns. Die, die nicht mehr einrücken haben müssen, weißt du,

*ältere Männer. Und wir natürlich haben viele Sorgen gehabt schon wegen der Sprengung von der Mauer drinnen. Wir haben dann Sitzungen gemacht. Aber wir haben ja nichts machen können. Aber gerettet hat ja das von der Illwerke einer. Wissen Sie das schon?*

*I: Ja, erzählen Sie mir das noch mal. Ich habe die Geschichte immer nur so halb gehört. Wie war das genau? Wie haben Sie das in Erinnerung?*

*CY: Ja, wir haben das in Erinnerung, weil die deutsche Wehrmacht hat ja die ganze Mauer drinnen schon geladen. In der Silvretta drinnen, die wollten das sprengen. Die haben wollen auf diese Art, wenn die Franzosen – da sind ja Franzosen, die französische Abteilung gewesen. Wenn die kommen, dann hätten sie die Mauer gesprengt, und dann hätte es Partenens und alles herausgespült. Da wäre viel Wasser gewesen, weißt du, von so einem ganzen See. Und da haben wir immer wieder Sitzungen gehabt, Kollegialität unter den Heimatverteidigern: Wie können wir das machen? Weil die Brücke war bewacht, militärisch.*

*I: Wer hat sich da getroffen? Sie waren dabei?*

*CY: Bei den Sitzungen? Da war ich auch dabei. Und dann hat man immer geredet: Wie machen wir das? Die ganze Mauer ist schon geladen zum Sprengen. Wie können wir das machen? Aber das ist sehr schwierig, weil da ist immer ein Posten auf der Mauer gewesen. Tag und Nacht. Und die ganze Mauer war schon mit Sprengmaterial versorgt. Aber zufälligerweise ... wir haben dann da nichts zu tun gehabt. Das hat jemand von der Illwerke, ein Mann, ein Ingenieur, der hat dann zu dem Posten gesagt: „Ich muss noch da hinüber in den Turm, es funktioniert etwas nicht mehr.“ Und dort war die Zündung. Und dann hat er die Zündung ins Wasser geworfen. Und dann ist das gerettet gewesen.*

Derart detailliert wie RI und CY sich dieser Episode der Montafoner Geschichte widmen, geschieht dies in anderen Erzählungen nur selten. RI war, und CY fühlte sich als Bestandteil der Ereignisse im April und Mai 1945, was die ausführlichen Darstellungen erklärt. Dass zahlreiche andere ZeitzeugInnen dieses Ereignis der Staumauer-Sprengung, das ja schließlich zu keinem Ereignis mehr wurde, in ihren Erinnerungserzählungen erwähnen, könnte einerseits darauf hinweisen, dass tatsächlich viele MontafonerInnen damals um diese Pläne der Sprengung wussten und sich die damit verbundenen Gefühle der Angst und Ohnmacht auch eng mit den Erinnerungen an das Kriegsende verknüpften. Andererseits muss aber vermutet werden, dass der Großteil der Bevölkerung erst später vom Vorhaben der Staumauer-Sprengung erfuhr, diese Vorstellung von der Sprengung der Mauer und der Flutung des Tales jedoch einen tiefen emotionalen Eindruck hinterließ und schließlich als historischer Seitenblick in lebensgeschichtlichen Erzählungen Eingang fand.

### 3.4.31. Kriegsende

Die Erinnerungserzählungen zum Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa, das mit der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmachtseinheiten auf den 8. Mai 1945 datiert wird,<sup>394</sup> thematisieren selten die Ereignisse an diesem konkreten Tag. Zumeist wird „das Kriegsende“ als ein längerer, sich über mehrere Wochen erstreckender Zeitraum geschildert, der zunächst vom langsamem Näherrücken der französischen Truppen, von Chaos, Flucht der NationalsozialistInnen oder auch Kämpfen geprägt war, und schließlich in die Beschreibung der ersten Begegnungen mit französischen Besatzungs- bzw. Befreiungs-Truppen und marokkanischen Soldaten übergeht. Der Erzählstoff über die Besatzungszeit im Montafon soll in einem späteren Kapitel analysiert werden.

Die nachfolgenden zwei Ausschnitte sprechen zwei Aspekte an, die in den lebensgeschichtlichen Erzählungen sehr häufig mit den Erinnerungen an das Kriegsende im Montafon verbunden sind: Die Angst vor den bewaffneten NationalsozialistInnen und ihren unberechenbaren Reaktionen auf das Ende des Krieges einerseits sowie die Flucht der NationalsozialistInnen in die Schweiz andererseits:

OP ♂, geboren 1930:

*OP: Ja, da haben sie dann schon fest her geschossen, weiß du, im 5. Mai ist das noch gewesen.*

*I: Ja, kurz vor Kriegsende?*

*OP: Ja. Ja. Am 7. ist schon fertig gewesen. Am 7., 8. oder? Und am 5. haben sie noch vom „Kreschbrig“<sup>395</sup> her geschossen. Hat dann ein Stall gebrannt am Kristberg drinnen, wo sie her geschossen haben.*

*I: Wer hat geschossen? Die Franzosen? Oder die Deutschen verteidigt?*

*OP: Die Deutschen verteidigt. Ja. Weil im Dalaaser Wald sind wahnsinnig viel solche Flüchtlinge gewesen, weißt du. Die Kriegsgefangenen halt und so. Und da haben die Deutschen halt dort hinauf geschossen.*

AZ ♂, geboren 1930:

*AZ: Ich habe halt oben, wo die Franzosen halt herein ... bzw. ich habe da oben das Vieh gefüttert, auf dem „Netza“. Und dann habe ich an diesem Tag den Mist angelegt. Und dann sind zwei herunter gekommen. Das sind Landser gewesen, Kärntner sind es gewesen, die sind geflüchtet. Ich weiß nicht, sind sie vor der Besatzung geflüchtet. Auf jeden Fall sind sie daher gekommen. Und dann sind sie noch bei mir oben, im Stall im Heu haben sie geschlafen. Und da haben sie mir noch „a Hirschhara“<sup>396</sup> oben genommen, [lacht] die sie*

---

394 Vgl. Löffler-Bolka: Vorarlberg 1945. S. 68–130.

395 Kristberg.

396 Hirschgeweih.

*gefunden haben, ja. Und ein paar „Dösli“<sup>397</sup> noch, solche Fischdosen, glaube ich, habe ich auch noch da gehabt. Am Morgen sind sie fort.*

Ein letztes vereinzeltes Gefecht vom Silbertaler Kristberg auf die Klostertaler Gemeinde Dalaas hinunter sowie die Begegnung mit zwei deutschen Soldaten auf der Flucht in die Schweiz stellen recht typische Blitzlichter für die Erzählungen von den letzten Tagen vor Kriegsende dar. Abgesehen von vergleichbaren Anekdoten, erzählen die ZeitzeugInnen kaum je mehr über diesen historisch markanten Einschnitt, und Einblicke in die emotionale Wahrnehmung werden so gut wie gar nicht gegeben. Anzunehmenderweise ist diese Erzählform nicht das Ergebnis einer bewussten Entscheidung der ZeitzeugInnen: Vielmehr standen für die Befragten zu diesem Zeitpunkt andere, alltäglichere Überlegungen im Vordergrund, die sich den Angehörigen im Krieg widmeten, der bevorstehenden Ankunft der französischen Befreier im Tal oder auch einfach der Versorgung der Familie.

Auffallend in Bezug auf die Erzählungen vom Kriegsende ist, dass die meisten Erzähler zum damaligen Zeitpunkt Buben oder Jugendliche waren. Ältere Männer waren zumeist an der Front und Frauen thematisieren das Ende des Krieges kaum. Es handelt sich also diesbezüglich um eine homogene Gruppe ungefähr desselben Geburtsjahrganges, was sich in der Auswahl der Themen und in ihrer Darstellung deutlich zeigt. Die Erzählungen von den letzten Gefechten, der Flucht der NS-Funktionäre oder der Ankunft der ersten französischen Soldaten erinnern häufig an eine Abenteuergeschichte – was wenig verwunderlich ist, denn für die zumeist ehemaligen Hitlerjungen stellte die Politik selbst vor allem ein großes Abenteuer dar. Die Buben passten sich wie im Spiel an die neuen Verhältnisse an: Wurde bis vor Kurzem noch der HJ-Fähnleinführer verehrt, so galten nun die französischen Soldaten in ihren Uniformen und mit ihrer fremden, interessanten Sprache als Helden. Auch im nachfolgenden Ausschnitt, in dem der 1929 geborene GH etwas ausführlicher seine Erinnerungen an das Kriegsende erzählt, werden teils dramatische Ereignisse in Form eines Abenteuers für den Erzähler und seine Freunde dargestellt:

*I: Kannst du dich an das [Kriegsende] noch erinnern? Wie ist das gewesen?  
GH: Ja, ja, gut. Gut, gut. Ich weiß schon, wie Inder ... alle möglichen deutschfreundlichen Inder sind dann geflüchtet gekommen, von Bludenz herein. Und ist halt, wo es dann da angefangen hat, Nacht oder gegen Abend richtig hell draußen, dass da gekämpft worden ist, durch das Vorarlberg herauf da. Von dort bis gegen Bludenz und so weiter. Und dann, ja, ja, da sind wir dann noch hinaus und haben dann noch gesagt: „Die deutschen Soldaten, wo da immer vorne her haben flüchten müssen, haben Autos stehen lassen dann in den Gebüschen irgendwo. Dann ist man dort schauen gegangen, ob es nicht alles Mögliche gibt. Eine Winde oder etwas, ich weiß noch, alles Mögliche, alles Mögliche haben ... Ich habe auch ein paar gute Freunde gehabt, da sind wir*

---

397 Dosen.

*dann so eine Gruppe gewesen. Haben da nichts gestohlen, nicht „sällaweg“<sup>398</sup>. Aber halt etwas „organisiert“ hat man, das hat man. Zigaretten und alles Mögliche hat man dann noch gefunden, was die halt beim Flüchten liegen ließen. Und dann sind auch ... Ich weiß, einmal sind meine Geschwister und die Mama furchtbar erschrocken, wir haben ziemlich niedrig herunter das Fenster, auf einmal schauen da drei, vier solche Inder herein, zum Fenster oder. Und die haben dann gefragt um ein Quartier und um Unterschlupf. Denen hat man dann Unterschlupf gegeben, in einem Nebenstall. Und dort sind sie aber dann ziemlich bald verhaftet worden natürlich. Weil die sind ja ziemlich schnell, die Franzosen, dann gekommen und haben sie dann natürlich „hopp“ genommen. Die haben dann noch überall versteckt gehabt, keine Dings, nichts. Waffen keine oder so, das nicht. Ja, sind halt so kleine Erlebnisse, wo für uns Buben eine große Sache gewesen ist. Nein, nein, das kann ich mich schon erinnern. [...]*

I: Und jetzt muss ich noch einmal fragen, diese Inder, was sind das für welche gewesen? Die haben auf der Seite von den Deutschen gekämpft?

GH: Ja, die haben auf der Seite von den Deutschen gekämpft und sind natürlich mit allen miteinander, mit dem ganzen anderen Tross und Zeug sind die halt auch davon gerannt, und haben sich halt so lange wie möglich, die haben sich ärger gefürchtet als die wirklich Deutschen. [...] Die haben schon ein bisschen reden können. Wir haben's dann aufbehalten, wie ich schon gesagt habe, und die haben auch ... Die Mama hat sie auch kochen lassen in der Küche. Die habe ihren eigenen Brei gekocht. Haben sie sagen wollen: „esst mit“, aber ich habe es also nie probiert. Ja, ja, die Mama hat schon probiert, aber ich nicht. Ich weiß nicht, wie gut das gewesen ist. Und wir haben dort auch mit denen noch ein paar Tage, aber ist natürlich nur ein paar Tage gewesen. Dann sind die anderen gekommen. Und eines schönen Tages sind sie nicht mehr draußen gewesen, in diesem Nebenstall, wo sie da auf dem Heu draußen geschlafen haben. Und da haben sie sie halt dann gefunden. Ja, ja, und dann ... was ihnen passiert ist, weiß ich nicht. Nur haben sie sich furchtbar vor den Franzosen gefürchtet. Unheimlich gefürchtet.

I: Wieviele sind das gewesen?

GH: Vier.

Dem Erzähler blieben in Zusammenhang mit dem Kriegsende vor allem „Inder“ in Erinnerung, die offenbar auf deutscher Seite gekämpft hatten. Die Tatsache, dass sich vier dieser Inder einige Tage im Stall der Familie versteckten, hat sicherlich zu ihrer Dominanz in GHs Erinnerungserzählung beigetragen, nicht weniger mussten für den Buben aber auch das fremde Aussehen der Männer sowie ihre ungewöhnlichen Gerichte einen starken Eindruck hinterlassen haben. GH erzählt ferner, wie er mit seinen Freunden Gegenstände „organisierte“, die die „deutschen Soldaten“ auf der Flucht in ihren Fahrzeugen zurückgelassen hatten.

---

398 auf diese Art.

Deutlich geht aus den Erzählungen vom Kriegsende hervor, dass die Erzähler selbst nichts zu befürchten hatten und aufgeregt beobachteten, was die politischen Umwälzungen nun bringen würden.

### 3.4.32. „Heimatverteidiger“ und Widerstandsbewegung bei Kriegsende

Die Rolle der grenznahen Gebirgstaler war in Hinblick auf den Widerstand gegen das NS-Regime nicht zu unterschätzen. So war es im Montafon, insbesondere in der Gemeinde St. Gallenkirch, bereits während des Krieges, als man von den ersten Niederlagen der deutschen Führung erfuhr, zu Gruppenbildungen von regimekritischen Männern gekommen. Diese Männer machten sich die Errichtung eines regelmäßigen Abhördienstes, das Gewähren von Unterschlupf für Fahnenflüchtige und Verfolgte sowie diverse Sabotageakte zum Ziel. Bei Kriegsende gelang es den verschiedenen Widerstandsgruppen in den Gemeinden, Kontakt miteinander herzustellen und in einer akkordierten Aktion die deutschen SS-Truppen, die sich vermutlich mit Fluchtgedanken verstärkt ins grenznahe Montafon zurückgezogen hatten, zu entwaffnen – allerdings gegen das Versprechen eines freien Abzuges nach Gargellen.<sup>399</sup>

Die Erzählungen von den „Heimatverteidigern“, wie die Mitglieder der Widerstandsbewegungen in den lebensgeschichtlichen Erzählungen auch genannt werden, beziehen sich zeitlich vor allem auf eben jene Tage und Wochen um das Ende des Zweiten Weltkrieges am 8. Mai 1945. Die Darstellungen erfüllen allerdings – im Gegensatz zu den Erzählungen vom Kriegsende im vorhergehenden Kapitel – häufig die Funktion einer klaren Stellungnahme zu den Geschehnissen während der NS-Zeit. Dies gilt sowohl für Erzähler, die sich selbst als „Heimatverteidiger“ darstellen, als auch für jene, die über die Leistungen oder das Verhalten dieser Männer berichten. Dabei sind die Positionierungen gegenüber den Errungenschaften durchaus unterschiedlich. Während einige ZeitzeugInnen den Einsatz der „Heimatverteidiger“ lobend erwähnen und diese mitunter heroisieren, stellen andere ZeitzeugInnen wiederum die Beweggründe der später vielgelobten Männer in Frage.

Zum Einstieg ins Thema erfolgt die Wiedergabe der Erzählung des 1929 geborenen KP, die durchaus selbstkritisch die damaligen Aktionen der „Partisanen“ beschreibt und dabei auch mit Ironie nicht spart:

*KP: Zwei, drei Tage später haben wir wieder eine Einberufung bekommen, also wir müssen sofort wieder nach St. Anton kommen. Und wir sind natürlich nicht mehr nach St. Anton gefahren, wir sind zuhause geblieben. Ist auch niemand mehr fragen gekommen. Das war am 2. April, an Führers Geburtstag sind wir heimgekommen und natürlich nicht mehr eingerückt. Dann ist*

---

399 Löffler-Bolka: Vorarlberg 1945. S. 55f.

*das Ende des Krieges vor der Tür gewesen, hätt ich gleich gesagt. Und dann sind die Partisanen, die da bei uns versteckt gewesen sind, noch immer bei uns versteckt gewesen. Das ist jetzt noch eine Episode. Da hat's geheißen, wir müssen irgendetwas unternehmen, dass da keine fremden Soldaten reinkommen können. Na gut, hat man gesagt, dann wird die Straße gesprengt. [lacht] Da beim „Festeneck“ draußen, wenn du raus fahrst Richtung Schruns, wo's dann um die Kurve geht. Ja, gut. Die Partisanen haben das da organisiert und ich, natürlich als ganz Gescheiter – war ja immer der Dummste und der Blödeste, den man mitnehmen hat können – ich hab da als Wächter mit müssen. Ich hab auf der Straße aufpassen müssen, wenn wer kommt, dann muss ich pfeifen, dann können sie sich verstecken. Dann bin ich da ein Stück weiter draußen gestanden, als auf einmal – zu Fuß natürlich, ist ja kein Auto gefahren! – zwei gekommen sind. Jetzt hab ich gepfiffen! Die sind die drinnen wegelaufen und ich hab mich auch versteckt und die beiden sind vorbeimarschiert. Irgendwie haben sie's aber überrissen. Auf jeden Fall ist das ein Gendarm gewesen und ich weiß nicht wer noch, auf jeden Fall zwei und einer ist ein Gendarm gewesen. Auf jeden Fall haben sie's irgendwie überrissen, dass da was am Laufen ist. Ich weiß nicht, war's der Pfiff oder irgendwas. Auf jeden Fall, hat der Gendarm beim „Festeneck“ runterschaut und hat angefangen runterschießen. Mit der Pistole. Die sind natürlich da unten gewesen und haben sich versteckt. Die haben dann natürlich angefangen rauf zu schießen. [lacht] Ich weiß noch der Düngler Toni, das ist der Schütze gewesen, der hat dann rauf geteuft und so. Dann haben sie gesagt – das weiß ich aber nicht, das hab ich nicht gesehen – aber die haben gesagt, der Gendarm hätte sich dann zurückgezogen und sei als kriechender die Straße rauf gerobbt. Ob's wahr ist, also ob er gekrochen oder gelaufen ist, das weiß ich nicht. Aber die haben gesagt, er sei gekrochen. [lacht]*

KP schildert, wie er entschied zu desertieren und anschließend zur Gruppe der „Partisanen“ stieß – wobei seine Darstellung eher an ein Abenteuerspiel junger Buben erinnert als an die bewaffnete Abwehr einer ernsthaften Bedrohung. Dies mag auch am selbstironischen Erzählstil KPs liegen, der als „*immer der Dummste und der Blödeste, den man mitnehmen hat können*“ vor allem die Schwierigkeiten bei der geplanten Aktion aufzeigt: Beauftragt mit der Warnung der Kollegen vor PassantInnen, macht er ebendiese durch seinen Pfiff ungewollt auf die Gruppe aufmerksam und provoziert damit einen Schusswechsel, im Rahmen dessen vermutlich sogar ein Mensch verletzt wurde. Während die schwankartige, an einen Streich erinnernde Erzählung KPs einiges über die Zusammenhänge und Beweggründe im Unklaren lässt, präsentiert der 1925 geborene CY, seines Zeichens ebenfalls „Heimatverteidiger“, eine umfassendere Darstellung. Sie beginnt mit der Information über das Kriegsende, die den im Wald versteckten Deserteuren überbracht wird:

*CY: Wie dann der Krieg aus gewesen ist, da hat man uns sofort einen hinauf geschickt: „Du, der Krieg ist fertig, jetzt könnt ihr herunter kommen“. Und dann sind wir herunter und beim Dünglers Toni, in seinem ... der hat ein*

Verkaufszentrum gehabt, der Vater von dem Toni. Da sind acht Militärler gewesen mit einer Vierling-Flak. Vierling ... das ist für die Flugzeuge zum Abschießen. Eine Vierling. Das ist so ein Gerät, eine große Maschine. Und da können sie auf Flugzeuge schießen. Und danach sind wir hinunter und zu dem hinein und da haben wir gesagt: „Jetzt seid ihr uns unterstellt. Jetzt habt ihr keine Arbeit mehr, nur mit uns. Was wir sagen, das müsst ihr machen.“ Und dann haben wir die engagiert, die acht Wehrmänner: „Jetzt geht ihr mit uns mit der Vierling da hinaus. Am Anfang, wo man heraufkommt da, wo die steile Gegend ist, Gavatscha heißt das. Da stellen wir jetzt die Vierling auf und jeder Militärler, jeder Wagen, der kommt, muss stehen bleiben und die entwaffnen wir! Gell!“ Und das haben wir dann auch so gemacht. Wir haben dann einen hinaus geschickt, wo das Kapellili steht in der Vallatscha. Und jedes Mal, wenn da so ein Militärwagen gekommen ist, hat der müssen einen Schuss abgeben und dann haben die [unverständlich], also die Wehrmänner ... denen haben wir gesagt: „Und jetzt gleich, gegen die Straße!“ Mit der Vierling. Und dann sind die stehen geblieben, die haben ja stehen bleiben müssen. Und dann, Offiziere jeder Art haben wir entwaffnet und die Wägen untersucht, ob nicht Sprengmaterial oder so etwas drinnen ist. Und wie wir fertig waren, haben wir gesagt: „Jetzt könnt ihr einsteigen und weiterfahren.“ Und dann sind sie halt bis Partenen haben sie fahren können. Dazumal hat es die Straße in die Silvretta noch nicht gegeben. Da sind sie halt da hinein und dann haben sie schauen müssen, wie sie es gemacht haben. Viele haben dann von Bauern so Bauerngewand ... und das eigene Gewand weg ... mit den Medaillen und so. [...]

I: Warum haben Sie denen die Waffen abgenommen, das hätte Ihnen ja egal sein können, oder?

CY: Nein. Das hat uns nicht egal sein können. Wir sind ja Heimatverteidiger! Wir waren Heimatverteidiger! Und wir haben gedacht, wenn die so etwas noch dabei haben, dann könnte ja die Mauer noch gesprengt werden! Das ist wegen dem gewesen. Und, und ... Kein Schuss darf fallen! Weil wenn nachher ... das sind Marokkaner, die haben sie vorgeschnickt, die Franzosen. Und dann wäre da nur geschossen und angezündet worden, wenn sich die da verteidigt und gewehrt hätten. Und im Montafon ist kein Schuss gefallen und kein Feuer gelegt worden. Zum Schluss ist telefoniert worden nach Bludenz an die SSler: „In das Montafon braucht ihr nicht hinein.“ Das haben wir halt erfahren, aber wir wissen ja nicht, wer das gemacht hat. Aber das ist formuliert worden, dass die SS nicht ins Montafon darf ... Sie kämen nicht mit dem Leben davon. So auf die Art hat man das denen gesagt. Und dann ist die SS durch das Klostertal hinein und dort drinnen hat es gebrannt und geschossen und gebrannt und geschossen ... Aber im Montafon war kein SSler, weil sie gewarnt worden sind von jemand. Ich muss sagen, das sind ja Berufskollegen gewesen, halt Frontkameraden, nicht. Und so haben wir das Montafon vor Schuss und Brand gerettet. Wir waren ja Heimatverteidiger, wir haben das im Kopf gehabt: „Wir müssen uns jetzt wehren, sonst pfeffern sie da herum.“ Und das kommt alles auf die Einheimischen an.

CY bemüht sich sichtlich um eine anschauliche Darstellung, die er durch eine Erläuterung spezifischer Begriffe, zahlreicher direkter Reden sowie der Erklärung der Hintergründe zu erreichen versucht. Seine Erzählung entspricht einer typischen Erfolgsgeschichte, die zunächst die Schwierigkeiten darstellt, die gemeistert werden müssen, und abschließend ausdrücklich auf die Erfolge der Helden der Geschichte verweist. CY lässt keinen Zweifel daran, dass die Hauptdarsteller tatsächlich Helden waren und sind („Wir sind ja Heimatverteidiger! Wir waren Heimatverteidiger!“) und dass es schließlich auf ihn und seine Kameraden ankam, dass im Montafon „kein Schuss gefallen, und kein Feuer gelegt worden ist“ bzw. die Mitglieder der SS gewarnt wurden „sie kämen im Montafon nicht mit dem Leben davon“, wie der Erzähler theatraisch betont.

Nicht alle Darstellungen räumen den „Heimatverteidigern“ uneingeschränkt heldhaftes Verhalten ein. Ganz allgemein wird ihre Leistung um den Schutz der Bevölkerung durch die Entwaffnung flüchtender Soldaten und NS-Funktionäre anerkannt, ihre persönlichen Beweggründe zur Ergreifung dieser Maßnahmen werden in einzelnen Fällen aber auch kritisch hinterfragt. Der 1934 geborene CD spricht im nachfolgenden Ausschnitt an, dass die „Heimatwehr“ mitunter gezielt plünderte:

*CD: Ja, ja, und dann ist auch das Kriegsende herangenaht. Die Truppen sind immer näher gekommen, und näher. Es hat dann schon geheißen, sie seien da im Allgäu draußen. Und die Amerikaner würden schon über den Brenner herunter kommen, und so und so. Und dann hat schon langsam fast die Plünderung ein bisschen angefangen. Deutsche Offiziereinheiten sind lastwagenweise mit Lebensmitteln ins Montafon herein geflüchtet, und haben gemeint, sie könnten da noch einmal den Krieg stoppen herinnen und so. Und ich weiß, in Tschagguns am Bahnhof unten sind einige Lastautos gestanden mit Lebensmitteln. Und die haben sie dann wohl schwer bewacht und so. Und dann ist die sogenannte Heimatwehr fast entstanden. Und unter anderem auch mein Vater ist da auch gleich tätig gewesen. Die sind dann alle ausgerüstet worden. Wo diese Gewehre her gekommen sind, weiß ich auch nicht. Ich weiß nur, dass er Munition und ein Gewehr dann gehabt hat. Und die haben die Tschaggunner Brücke unten gehütet, weil man die auch sprengen wollte. Und irgendwie durch ein Manöver konnte man diese Wache von diesen Lastautos ablenken. Und da hat man in einem Winkel drinnen eine Schießerei begonnen. Jetzt ist die Wache gleich dorthin. Und währenddessen haben ein paar schon geklaut ... schon diese Lastwagen geplündert. Und somit sind sie dann wieder zu Lebensmitteln gekommen. Und je näher die heranrückenden feindlichen Truppen gekommen sind, haben sich die Deutschen verflüchtigt. Die sind dann hinein geflohen in die Innerfratte. Und die St. Gallenkirchner sind fast „dia Käckischta“<sup>400</sup> gewesen. Die haben in der „Vallatscha“ drinnen einen Stammblock in der Straße gehabt, mit MG dahinter. Und im Wald oben wie-*

---

400 die Keckesten; die Dreistesten.

*der eine MG-Stelle. Und die haben sie dann dort entwaffnet. Die haben ihnen ... der SS haben sie die Pistolen und alles abgenommen. Sie haben niemandem etwas getan, sie haben niemand umgebracht, nichts. Sie durften weiter, aber sie konnten nicht mehr schießen. Und zum Teil auch haben sie sie auch mit Lebensmitteln dann auch göttlich versorgt.*

Ohne Umschweife erzählt CD von den Leistungen der „Heimatwehr“, die in der Bewachung einer Brücke vor einer eventuellen Sprengung oder in der Entwaffnung der potenziell gefährlichen Flüchtigen lag. CD weist auch darauf hin, dass sein Vater selbst bei dieser „Heimatwehr“ dabei war. Nichtsdestotrotz klingt in seiner Darstellung leichte Kritik an, wenn er etwa von einer „sogenannten Heimatwehr“ spricht oder ungeschminkt beschreibt, wie diese zum eigenen Nutzen die Lebensmittel-Lastwagen des Militärs plünderte und sich damit selbst „göttlich versorgte“.

Dass die Erzählungen der ZeitzeugInnen stets persönlich sind und als solche manchmal direkt auf Befindlichkeiten und Emotionen sowie Erfahrungen und (politischen) Positionierungen der Befragten hinweisen, verdeutlicht der nachfolgende Ausschnitt. Der 1930 geborene AZ spart in seiner Erzählung nicht mit Kritik am Verhalten der hier nun als „Freiheitskämpfer“ bezeichneten Männer und stellt auch klar, warum ihn dieses Thema persönlich bewegt:

*AZ: Ja, und dann eben halt ... dann hat es ja solche, was heißt Freiheitskämpfer, es sind halt ein paar in der Gemeinde gewesen, wo gegen Ende Krieg nicht mehr eingerückt sind. Die haben sich dann verschanzt in den Wäldern. Und die sind dann natürlich, wo dann die Franzosen gekommen sind, sind die groß da gewesen. Als Freiheitskämpfer [lacht] haben sie sich halt, ich weiß nicht, haben die sich gebrüstet. Ich meine, es ist keiner freiwillig eingerückt. Wie der Pfarrer dann sagt da quasi, das sind ja Helden, wo daheim geblieben sind. Was ist mit den anderen? Wenn sie nicht gegangen wären, wenn die Familie danach erschossen worden wäre? Ist nicht so einfach gewesen. Es ist ... Ein paar sind jetzt halt einfach verschwunden. Die hat man einfach nicht gewusst, wo sie sind. Und die sind dann danach, wo der Umsturz gewesen ist, sind sie halt wieder als Freiheitskämpfer zum Teil ... haben sie sich gebrüstet.*

Gerade in der Gegenüberstellung der vorhergehenden Ausschnitte mit AZs Erzählung kann aufgezeigt werden, inwiefern der Erzählstoff der „Heimatverteidiger“ eine Stellungnahme der Erzähler darstellt. Indem die „Heimatverteidiger“ selbst sowie einige andere Erzähler vor allem auf die Leistungen dieser Gruppen für das Tal verweisen, unterstreichen sie ihren Patriotismus und den Einsatz ihres Lebens für die „Heimat“ und distanzieren sich nicht zuletzt auch vom Nationalsozialismus. Kritische Stellungnahmen können nicht zwingend mit einem Bekenntnis zum Nationalsozialismus gleichgesetzt werden, jedenfalls aber fühlen sie sich insbesondere durch die später folgenden Lobreden auf die „Heimatverteidiger“ persönlich berührt oder sogar angegriffen. Kritiker wie AZ empfinden die Heroisie-

rung der „Freiheitskämpfer“, etwa durch den Pfarrer im Dorf, als unangebracht, da es sich hier schließlich um Deserteure gehandelt hätte, die die Not des Verstecks zur Tugend des Widerstandes uminterpretierten. Andererseits geht AZs Erwähnung der „Freiheitskämpfer“ in eine Rechtfertigungsgeschichte über, im Bemühen jene zu verteidigen, die „aus Sorge um die Familie“ nicht desertiert seien und keinen Widerstand geleistet hätten.

Der brisante Erzählstoff über Widerstand im Dorf zeigt auf, wie diese Thematik bis heute die ZeitzeugInnen berührt, und lässt erahnen, wie die Ereignisse während des Zweiten Weltkrieges auch in den nachfolgenden Jahrzehnten das dörfliche Miteinander prägten – wenngleich die Haltung der Menschen während dieser Jahre vermutlich kaum je offen reflektiert wurde. Wie sehr der Erzählstoff bewegt und nicht zuletzt auch inszeniert wird, darauf weist schließlich die Wortwahl hin. In allen vier Ausschnitten wurde ein anderer Begriff für die Männer gefunden, die in der wissenschaftlichen Literatur später als „Widerstandsbewegung“ bezeichnet wurden: von den „Partisanen“ über „Heimatverteidiger“ oder „Heimatwehr“ bis hin zu den – zynisch gemeinten – „Freiheitskämpfern“ spiegeln alle Bezeichnungen gewisserweise die Theatralik, die auch die Darstellungen in den Erzählungen prägt.

### 3.4.33. Die französische „Besatzung“ und die „Marokkaner“

Die französische Befreiung stellt einen zentralen Erzählstoff in Bezug auf die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg dar. Die französischen Truppen überschritten am 29. April 1945 die Vorarlberger Grenze, anfangs stellten sich ihnen noch Wehrmacht und SS entgegen, doch schließlich verließ der Einmarsch weitgehend konfliktfrei. Im Montafon marschierten die französischen Truppen Mitte Mai ein. Besonders in Erinnerung blieben hier den ZeitzeugInnen die marokkanischen Soldaten, die im Krieg auf französischer Seite gekämpft hatten und im Montafon aufgrund ihrer dunkleren Haut und einer Uniform mit Turban schon optisch auffielen. Die französischen Truppen zogen sich 1953 aus Vorarlberg zurück.<sup>401</sup>

Im Titel dieses Kapitels, sowie in den nachfolgenden Ausführungen, werden – entgegen dem wissenschaftlichen Usus, von den französischen Truppen als den „Befreieren“ zu sprechen – die Begriffe der „Besatzung“ bzw. der „Besatzungssoldaten“ verwendet. Alle ZeitzeugInnen sprachen in ihren Erzählungen von der „Besatzungszeit“ und den „Besatzern“, ungeachtet ihrer durchaus auch positiven Erinnerungen an diese Jahre. Dass die Verwendung des Begriffes „Besatzung“ unmittelbar auf eine politische Disposition der ErzählerInnen rückschließen lässt, kann nicht vorab angenommen werden. Vielmehr handelt es sich hier um einen Begriff, der unreflektiert übernommen und in den Erzählungen verfestigt wurde. Um der Nähe zu den Erzählungen der Befragten willen wird ihre Terminologie nachfolgend übernommen.

401 Eisterer, Klaus: Die französische Besetzungszeit. In: Vorarlberg Chronik. Dornbirn 2005<sup>3</sup>. S. 243.



Abb. 50: Parade der französischen Besetzungssoldaten beim Bahnhof Schruns anlässlich ihrer Verabschiedung am 22. November 1953 (Bauamt Schruns/Montafon Archiv)

Die acht Jahre Besatzungszeit bzw. die Präsenz der französischen Besetzung wurden von den Menschen tendenziell positiv wahrgenommen. Während man in den ersten Tagen des Einmarsches der Besetzung noch mit dem Schlimmsten rechnete, stellte sich im Laufe der Monate ein friedliches Miteinander ein. In den Erzählungen der ZeitzeugInnen wird häufig von großer Angst vor den Besetzungssoldaten gesprochen, die schlimmsten Beschreibungen des Auftretens der Besatzer – hier werden etwa Plünderungen, Diebstahl und Vandalismus erwähnt – werden rückblickend sogar von den ErzählerInnen selbst als harmlos bewertet. Vier Ausschnitte sollen beispielhaft die Aspekte dieser negativen Erinnerungen an die „Franzosen“ und „Marokkaner“ wiedergeben:

BD ♂, geboren 1927:

*BD: Inzwischen ist dann der Einmarsch gewesen von den Franzosen. Da haben sich die Offiziere, die bei uns da gewesen sind, zivil gekleidet. Da im Dorf, und sind dann abgehaut, oder. Mit Motorrädern und Autos, oder was halt gewesen ist, und die Ausrüstung und Geräte, das haben sie alles da liegen lassen. Und eben das Auto, das wir gehabt haben, das habe ich dann auch im Gemeindeschuppen untergestellt, weil ich mir gedacht habe, das wäre dann einmal ein Fahrzeug für die Feuerwehr. Aber der Plan ist dann nicht aufgegangen, da sind die Widerstandskämpfer dann da gewesen, und die haben sich um das angenommen. Und dann ist das Auto weggekommen. Und wo die Franzosen gekommen sind, da hat man dann Leintücher hinausgehängt, wie eine Fahne, an die Häuser, oder. Und da sind sie dann gefahren gekommen mit den Panzern und sind da auf der Straße vorbei. An das kann ich mich*

*noch gut erinnern. Und da sind die Franzosen gewesen, und auch die Marokkaner. Und das sind aber ... Ich muss sagen, sie haben natürlich ein Verbot gehabt, dass sie nicht plündern dürfen, obwohl sie's ja trotzdem gemacht haben. Aber in Österreich haben sie nicht plündern dürfen. In Deutschland ist das erlaubt gewesen, oder. Aber Österreich ist eigentlich, ja ..., gezwungen worden, zum Deutschen zu kommen, in das Regime, oder. Und dann ist es so gewesen, da sind die im Schulhaus einquartiert gewesen, die Franzosen. Was werden das gewesen sein, vielleicht zehn, fünfzehn Mann, und dann haben sie natürlich auch bei den Bauern Hennen geholt und Eier, und Schweine erschossen. Ja, sie haben schon ein bisschen aufgetrumpft. Nicht, dass man sagen muss, dass man Angst haben hat müssen. Sie haben bei uns im Laden auch mitgenommen, was sie halt gerade gesehen haben. Fernseher hat es noch keinen gegeben, aber Radio und das Zeug, auf das sind sie aus gewesen. Und dann sind das so primitive Leute gewesen, die Marokkaner, die sind eigentlich, kommt mir vor, Analphabeten gewesen. Die haben gemeint, wenn sie ein Licht einschalten, oder, den Schalter, den haben sie wollen ausbauen und mit, und könnten daheim mit dem Schalter da Licht machen! Also!*

IJ ♂, geboren 1924:

*IJ: Und die Franzosen, die haben da unten das Kraftwerk besetzt. Die haben teilweise auch da unten gewohnt. Dort haben sie dann auch gefeiert, in diesem Kraftwerk. Da gab es verschiedene Räume, die dort besetzt waren. Die haben ihre Feste gefeiert. Ich kann mich erinnern, wir waren oberhalb, die Lastverteiler, und unten drinnen waren da die Marokkaner. Da ging's manchmal laut her. Ich weiß, einmal sind da Teller und Gläser zum Fenster hinaus geflogen. [lacht] Aber man hat gedacht, „Naja.“ Das werden zwar unsere Gläser und Teller sein, aber wichtiger ist, dass wir noch leben. [lacht] Gelt. Es war das nicht so wichtig, eigentlich. Sicher, manche Hühner und so weiter hat man da, hätt ich bald gesagt, sind verschwunden und so. Hat man dann gehört. Man musste auch Vieh abgegeben und so. Es wurde dann dafür von den Franzosen auch ein gewisses Geld dafür, aber Geld war damals ja nicht das Wichtigste. Die Lebensmittel waren wichtiger, natürlich. Dies und jenes wurde beschlagnahmt, aber das ... Wenn ich vergleiche mit Russland, dann ging es uns hier schon besser. So schlimm war das da bei uns nie.*

AZ ♂, geboren 1930:

*AZ: Auf jeden Fall, wo die Franzosen halt da gekommen sind, sind Marokkaner mitgekommen. Dann ist die Kommandantur im Adler draußen gewesen. Haben sie, glaube ich, beide Gasthäuser, das untere und das obere, darunter ist auch ein Gasthaus gewesen. [...] Und da sind eben die Franzosen, wo die gekommen sind, sind da eben in dem Adler, ich weiß nicht, sind sie im oberen auch gewesen. Auf alle Fälle, dort unten sind sie ... sind sie voll gewesen, und haben ja auch alles zusammengeschlagen. Und dann eben, wo die*

*Marokkaner dann da... da ist es ja im Frühling gewesen, wo die Schafe am Abend heruntergekommen sind. Dann sind sie halt wieder diese Schafe holten gekommen, die Franzosen. [lacht] Haben da nicht lange gefragt. Aber was hat es danach eben? Kleine Entschädigungen hat es dann, glaube ich, gegeben. Und die Marokkaner „mit denna Turbänder“<sup>402</sup>, die sind natürlich gefürchtet gewesen. Ein bisschen unzivilisiert.*

*CZ: Man hat sich halt fast ein bisschen gefürchtet vor ihnen, obwohl sie nichts getan haben.*

*AZ: Ja nicht nur fast, man hat sich schon gefürchtet vor diesen.*

*I: Ja, aber gemacht haben sie nichts oder?*

*CZ: Nein, nein, gemacht haben sie nichts.*

*AZ: Nein, nein, nicht gerade. Sie haben dann zwar die Hühner gestohlen. Und Schafe, aber so weiters ist grad nichts passiert.*

Die ZeitzeugInnen heben in ihren Beschreibungen vor allem die Aspekte des Vandalismus in den Unterkünften (Schulen, Hotels oder andere öffentliche Einrichtungen) und der Beschlagnahmung von Waren in den Geschäften sowie der bäuerlichen Produkte hervor. Insbesondere die marokkanischen Soldaten werden als „primitiv“ und „unzivilisiert“ beschrieben, was BD mit seiner schwankartigen Geschichte vom Soldaten, der den Lichtschalter abmontiert, um das Licht mit nach Hause nehmen zu können, zu illustrieren versucht. Schließlich werden noch wilde Feiern und der unberechenbare Gebrauch von Schusswaffen erwähnt.

Bei diesen Beschreibungen der Zerstörungen und Beschlagnahmungen durch die französische Besatzung wird schnell klar, dass die Ängste der Bevölkerung keineswegs existenzieller Art waren. Die Menschen selbst wussten, dass sie nichts zu befürchten hatten, solange sie sich nichts zu Schulden kommen ließen und unauffällig weiterlebten. IJ beschreibt mit dem Bild des im Zuge der Feierlichkeiten aus dem Fenster geworfenen Geschirrs, dass die MontafonerInnen sich bemühten wegzusehen – dankbar dafür, dass sie selbst verschont blieben, und in der Hoffnung, die Besatzungszeit gehe bald vorüber.

In vielen Erzählungen wird berichtet, wie sehr man sich beim Einmarsch der Besatzung vor den Soldaten fürchtete. Zu diesem Zeitpunkt waren sich die Menschen wohl noch bewusst, dass das eigene Land sechs Jahre zuvor gemeinsam mit Deutschland den Zweiten Weltkrieg begonnen hatte, und befürchtete nun gewissermaßen eine Rache des Gegners. BD stellt in seiner Erzählung fest, dass es mit der Besatzung vor allem deshalb ein gutes Einvernehmen gab, weil diese angehalten war, Österreich als Opfer des Deutschen Reiches zu betrachten und nicht als Feind. Dieser Opfermythos, der im Nachkriegsösterreich Jahrzehntelang seitens Politik und auch Wissenschaft gepflegt wurde, wurde von der Bevölkerung gerne in die retrospektive Geschichtsinterpretation aufgenommen. Er spiegelt sich – wie schon in den Erzählungen vom Krieg, in denen vor allem die deutschen Soldaten als Täter dargestellt wurden – indirekt auch in den Erzählungen von der Besatzungszeit wider. Wo man sich einige Jahre zuvor noch mit „Hitlerischen“ solidar-

---

402 mit diesen Turbanen.

risiert hatte, da der „Anschluss“ an das Deutsche Reich als wirtschaftlicher Aufschwung empfunden wurde, da solidarisierten sich die EinwohnerInnen nun mit den Besatzern.

Eine Reihe von Erzählungen betont das friedliche Miteinander von Besatzern und EinwohnerInnen, das sich im Laufe der Wochen einspielte:

LM ♂, geboren 1941:

*I: Und dann, deine Kindheit. Also du bist ja quasi in der Besetzungszeit da in die Schule gegangen und ...?*

MN: Ich bin da acht Jahre in der Volksschule gewesen. Besetzungszeit sagst du gerade. Die haben wir eigentlich als wunderschön erlebt. Weil da vor uns, das ist das alte Spritzenhaus. Das hat man inzwischen halt ein bisschen umgebaut. Und da sind die Franzosen da gewesen mit einem Haufen Autos und LKW's, und „Glump und Züg“<sup>403</sup>. Und die haben bei uns im Haus, die Offiziere, gelebt, und gekocht. Und wir haben da immer Schokolade und Kekse und Sachen bekommen, was man gar nicht gekannt hat von früher. Und die haben geholfen, zu heuen, und haben mit dem LKW das Heu eingeführt usw. Das ist also für uns als Kinder anno 46 bis anfangs 47 ist das ... Ich kann mich nur als gute Zeit erinnern. Was viele andere schlecht gehabt haben, aber nachdem bei uns da die Offiziere gelebt haben, und die haben die Marokkaner, oder welche da dabei gewesen sind, halt ein bisschen im Zaum gehalten. Und das ist für uns lustig gewesen. Dann haben sie ein Huhn geklaut und an den Füßen angebunden unter den LKW's drinnen. Und da ist für uns immer etwas zu tun gewesen. [lachen]

EE ♂, geboren 1934:

EE: an das hab ich mich erinnern können, und auch wie die Franzosen nach Partenen gekommen sind. In Schruns waren sie schon länger, aber da haben sie noch ein paar Tage gewartet, bis dann der erste Jeep in Partenen vorgefahren ist. Das kann ich mich noch gut erinnern. Wir haben dann auch Militär ... Halt in unserem Haus haben wir eine Dienstwohnung gehabt, und da war ein Zimmer frei, da hat sich dann die Kommandatur eingerichtet. Und da hat man mit den Franzosen ... diskutiert ... halt, diskutiert – sie haben einem halt Schokolade gegeben. An eine Szene kann ich mich erinnern. Wir haben da ... Die Kampftruppe waren ja die Marokkaner bei uns, und die Marokkaner sind immer zu meiner Mutter gekommen und haben sich irgendetwas kochen lassen, oder. Spiegelei, oder so. Und einmal bin ich halt auch in die Küche gekommen und sitzt da ein Marokkaner oben und trinkt Lebensmittel, und ich habe gesagt, „ich möchte ein Brot“. An die Szene kann ich mich heute noch erinnern, da sagt die Mutter, „jetzt tun wir dann bald Mittag essen, jetzt gibt es kein Brot mehr.“ Der Marokkaner geht, und kommt mit einem Wecken Brot

---

403 etwa: und vielem anderem.

*und gibt mir den Wecken Brot. Der hat gemeint, wir haben nichts zu essen. An das kann ich mich noch gut erinnern. Die Marokkaner waren eigentlich sehr kinderliebend und haben uns eigentlich immer beschenkt mit Lebensmittel und Schokolade, haben sie gehabt, und – gut, Zigaretten haben wir nicht gebraucht, damit hat man nichts anfangen können. Die sind zwar überall herum gelegen. Das waren die Kindererinnerungen an die Marokkaner.*

UU ♂, geboren 1924:

*UU: Ja, mit diesem Franzosen hat man nicht viel erlebt. Nein, da ... [lacht] ich glaub. Ich hab einmal mit einem Franzosen eine Gämse schießen wollen, oder er hat einen schießen wollen. Wir sind dann paar Mal auf so eine Gämse gegangen, aber haben keine erwischt. Ja [lacht], das ist dann auch so ein Erlebnis gewesen mit dem Franzosen. Aber der hat Angst gehabt vor mir. Da hab ich die Franzosenkappe von dem Franzosen aufgehabt und sein Gewehr und er hat meinen Hut aufgehabt. Und einmal, in der Wasserstoba, hat er ... Ja, einmal hat er auch auf mich geschossen! Ich hab die Kugel gehört an mir vorbeipfeifen! Ich bin herunter gekommen in der Dämmerung und er ist bei der Hütte drunten [...], haben wir ausgemacht, er kommt dann und dann zu der Hütte. Das Vieh ist schon weg gewesen, im Herbst ist das gewesen. Ja, ich bin dann da runter und vom Wald herunter und dann hat der Trottel geglaubt ein Hirsch kommt. Zum guten Glück hat er nicht getroffen. Auf jeden Fall ist die Kugel sehr nahe vorbei. Und ich bin da schon gelegen, aber das wär schon zu spät gewesen. Er hat natürlich da noch einen Wein dabei gehabt, dann haben wir miteinander in der Hütte noch Wein gesoffen. Dann hat man sich im Dunkeln wieder auf den Weg machen müssen. [...] Wir haben uns dann da am Hang ein bisschen nieder gelegt, als ein Mann daher gekommen ist. Wir waren aber in einer Latsche drinnen, er hat uns gar nicht sehen können. Und dann hat er schon einen Zorn gehabt, „was macht der!“ „Ja, das weiß ich nicht.“ Aber ich hab genau gewusst, er hat einen Pickel und einen Sack auf der Schulter gehabt um Wurzeln graben zu gehen. Enzianwurzeln. Ich hab schon gesehen, dass der die Richtung einschlägt, wo diese Wurzeln sind. [...] Und aber der Franzose hat das nicht gewusst. Und der Mann ist in unsere Richtung gekommen. Dann hat er gesagt, „Ja, was machen wir? Wenn der daher kommt?“ Dann hab ich gesagt, „den erschieß ich. Der ist hin.“ Jaja. Dann hat er das Gewehr haben wollen. „Nichts da, das Gewehr behalte ich da.“ Der hat sich dann nicht getraut gegen mich aufzumucken. Aber ich hab gewusst, dass der nicht da her kommt, ich hätt ihn nicht erschießen brauchen. Ich hätt ihn auch nicht erschossen, das war ja einer von da! Einer von uns. Dann ist der ein Stück neben uns vorbei und auf dem Viehtriebweg. Und der Franzose hatte natürlich Angst. [lacht] Nein, sonst ist das schon gegangen mit den Franzosen.*

In den Darstellungen der drei Erzähler wird durchgängig das gute Verhältnis mit den französischen Soldaten betont. LM spricht immerhin von der Besetzungszeit

als einer „wunderschöne Zeit“, UU bemerkt etwas nüchtern: „*sonst ist es schon gegangen mit den Franzosen*“. Die Mustererzählung schlechthin in Bezug auf die Besetzungszeit hat das Bild der barmherzigen, freundlichen Soldaten zum Inhalt, die den Kindern Brot, Kekse und Schokolade gaben. Abgesehen von diesen Anekdoten kommt das Wohlwollen der Besatzer auch in Erinnerungen an deren Hilfe bei der Heuernte oder anderen Arbeiten zur Sprache. In EEs und UUs Erzählung wird ein selbstverständliches Miteinander der Einheimischen mit den Soldaten beschrieben. In EEs Familie wurden die Soldaten von der Mutter bekocht und geizten offenbar nicht, wenn sie einen Mangel bei den Gastgebern festzustellen meinten. UU erzählt auf unterhaltsame Weise, wie er mit einem französischen Soldaten wildern ging und sich mit diesem einerseits gut verstand, andererseits aber auch seine Überlegenheit als Ortskenner ausspielte. Stolz berichtet UU, dass der Soldat sogar Angst vor ihm hatte und sich nicht „*aufzumucken traute*“, während er ihm eine Gefahrensituation (die des Entdecktwerdens beim Wildern) vorgaukelte und vorgab, sogar zum Mord entschlossen zu sein.

Die Erinnerungserzählungen der ZeitzeugInnen dokumentieren, dass hier keine als Feind empfundenen Soldaten die im Krieg unterlegenen Gegner bewachten und unterdrückten, sondern dass man im Grunde gut miteinander auskam und die Besatzung keinen Anlass zur Furcht gab. Im Gegenteil werden die Nachkriegsjahre eher als Abenteuer geschildert – was sicherlich auch auf das damals jugendliche Alter der Erzähler zurückzuführen ist.



Abb. 51: Französische Besetzungssoldaten feiern den Abschlussabend im Hotel Taube in Schruns 1953 (Bauamt Schruns/Montafon Archiv)

In vielen Erzählungen werden die Verhältnisse und Hierarchien innerhalb der französischen Besetzungstruppen erwähnt. Teils überraschen die Einblicke, die die Bevölkerung in die Interna der französischen Soldaten erhielten, und welche Wichtigkeit sie diesen beimaßen, dass sie bis heute erinnert werden und darüber

hinaus in den lebensgeschichtlichen Erzählungen Eingang finden. Die drei nachfolgenden Ausschnitte sollen diesen Erzählstoff verdeutlichen:

HS ♂, geboren 1936:

*HS: Die Amerikaner haben hauptsächlich schwarze Soldaten vorausgeschickt. Das war so das, auf deutsch gesagt das Fußvolk, die die Dreckarbeit vorweg machen mussten, und in der Gefahr ausgesetzt waren. Und die Franzosen ebenso. Die haben zuerst die Marokkaner geschickt, und dann sind sie, sind die Herren selber gekommen. Es war damals ziemlich noch Kolonialzeit. Und die mussten zuerst den Schädel hinhalten. Und dann sind die Herren gekommen. Und dass die mit ihren Leuten auch nicht fein umgegangen sind, ist auch eine Geschichte. Es ist eines Tages ... Ich meine, anscheinend haben die niederen Soldaten auch wenig zu essen bekommen. Und da ist eines Tages einmal so ein marokkanischer Soldat auf den Bauernhof gekommen und hat gebeten, mit Händen und Füßen sich verständlich gemacht, ob er Eier kaufen kann. Gleich gezeigt, er möchte bezahlen. Und hat dann auch so ein Säckchen Eier mitbekommen, und hat das gezahlt und ist gegangen. Und wir haben dann nachgeschaut. Und da kommt ein französischer Offizier entgegen. Und aus der Ferne hat man gesehen, der spricht ... wahrscheinlich hat er ihn gefragt, was er da in dem Haus gemacht hat, was er gemacht hat und so weiter. Und auf einmal zieht der die Peitsche, haut zuerst einmal dem das Säckchen Eier aus der Hand auf den Boden hinunter, und zieht dem über den Rücken hinunter, und der ist davon gelaufen. Also die sind mit ihren Leuten auch nicht fein umgegangen. Mit uns haben haben sie keine Probleme gehabt.*

TT ♂, geboren 1922:

*TT: Die französische Besatzung ... Bei uns war das Offizierskasino. Und die Marokkaner haben gekocht für die. Da habe ich eine Erinnerung, ja. Die Marokkaner haben sich als unsere Verbündeten, vom Ding, angesehen. Die waren gegen die Franzosen, und haben sich eher als unsere Verbündeten angeschaut. Und ich kann mich genau erinnern, unsere Familie – wir haben eigentlich gelebt von den Franzosen, die ersten Monate, oder. Die Marokkaner haben für uns immer etwas abgezweigt, zum Essen. Und die haben dann immer, als Zeichen wie sie die französischen Offiziere nicht mögen, da haben sie, wenn sie in die Küche hineingekommen sind, haben sie ein Schnitzel oder so was, auf den Boden geworfen, sind mit den Füßen draufgestiegen, und sind hinein und haben gegrinst über das ganze Gesicht, wenn sie es denen so serviert haben. Das sind zwar blöde Sachen, aber das war so! [lacht]*

JJ ♂, geboren 1927:

*JJ: Und in Schruns ist eine Garnison gewesen, [unterbrochen durch Kassettenwechsel] haben sie eine, weil es geheißen hat, die hat kein Licht mit, haben sie*

*eine auf dem Klo erschossen. Dann ist eine andere noch gewesen am Kartoffelacker, und da hätte man sollen halt auch um fünf weg sein, und da haben sie einfach hinüber geschossen. Also, ein bisschen wild ist es da zugegangen. Mit der Zeit sind hauptsächlich die Marokkaner da gewesen, die sind aber auch geplagt worden von den Franzosen. Die haben es nicht einfach gehabt. Die haben auch ihre eigenen Sitten gehabt. Zum Beispiel am Schrunser Kirchplatz haben sie ihre Lehmöfen gemacht, da haben sie ihre Schafe dann drinnen gebraten. Aber mit den Marokkanern ist man an und für sich gut ausgekommen, weil die sind auch unterdrückt worden von den anderen. So ist das verhältnismäßig lang gegangen. Es sind die ganzen Hotels, Taube, Sternen, Adler, Schäfle, die sind alle besetzt gewesen von den Franzosen, und haben zum Teil auch furchtbar ausgesehen, hintennach, wo sie gegangen sind.*

Das zentrale Thema dieser Erzählungen ist die Hierarchie zwischen den französischen und den marokkanischen Soldaten, die sich offenbar in einer starken Bruchlinie durch die Besatzungstruppen bemerkbar machte und von der Bevölkerung neugierig beobachtet wurde. In den drei Erzählungen wird auch die Relevanz dieser Brüche innerhalb der französischen Truppen für die MontafonerInnen klar: Die ZeitzeugInnen hatten den Eindruck, dass sich die „unterdrückten Marokkaner“ mit den besiegteten ÖsterreicherInnen gegen den gemeinsamen Feind, nämlich die französischen Soldaten, solidarisierten. JJ spricht diese Verbundenheit in seinem Bericht klar an: „*Aber mit den Marokkanern ist man an und für sich gut ausgekommen, weil die sind auch unterdrückt worden von den anderen.*“

Andererseits ermöglicht es wiederum die erzählerische Solidarisierung mit den „Marokkanern“, die sich etwa in Form der Darstellung der ungerechten, harten Bestrafung eines Eier kaufenden marokkanischen Soldaten manifestiert, eigene Antipathien gegenüber den französischen Besatzern, dem vormaligen Kriegsfeind, offen auszusprechen. Am Beispiel konkreter Opfer, eben den marokkanischen Soldaten, fällt es leichter, eine unmenschliche, rassistische (HS) und teils auch brutale Haltung (in JJs Erzählung auch gegenüber den MontafonerInnen) der französischen Besatzer zu thematisieren – ohne dass diese etwa auf die eigene Kriegsschuld zurückgeführt werden könnte. Auch eine gewisse Schadenfreude gegenüber den französischen Soldaten, wenn diese ein am Boden zertretenes Schnitzel serviert bekommen, erklärt sich aus dieser Solidarisierung mit den Marokkanern. Die „unterdrückten Marokkaner“ werden solchermaßen ein erzählerisches Mittel zum Zweck, Ressentiments gegenüber den „französischen Herren“ klar auszusprechen.

An den französischen Soldaten wird ihre rassistische Haltung gegenüber den marokkanischen Soldaten kritisiert, HS verweist darauf, dass „*damals ziemlich noch Kolonialzeit*“ war, und beschreibt, wie die dunkelhäutigen Soldaten sowohl in den amerikanischen als auch in den französischen Truppen für die „*Drecksarbeit*“ vorausgeschickt wurden. Wenngleich der Rassismus der französischen Soldaten kritisiert wird, so prägt dieser doch auch die Erinnerungserzählungen der ZeitzeugInnen selbst über weite Strecken. Denn obschon sich einige Erzähler mit den Marokkanern solidarisieren, so sind es andererseits doch erneut die marokkani-

schen Soldaten, mit denen besonders negative Vorurteile und eine teils auffallende Ablehnung verbunden werden.

WW ♂, geboren 1928:

*WW: Ha, da wo ich heimgekommen bin, Mitte Juni ist es gewesen, ja alles voller Franzosen gewesen. Und dann hat die Mama gesagt, da zum Offizier, eben ich sei der Sohn. Ich sei jetzt vom Krieg gekommen. Ja, aber immer fein gewesen, weißt du, sind sie. Und der Offizier ist sowieso ein ganz ein ... Immer im „Gemsle“ sind immer so 50, 60 Franzosen gewesen. Ja. Und wenn ... als das Ärgste habe ich immer so empfunden, wenn sie dann, weißt du, Schafe gebracht haben, und die haben sie ja nicht geschlagen, gell. Geschäktet. Da sind auch Ding auch gewesen, weißt du, Marokkaner auch. Haben auch logiert. Und die haben einfach gestochen. Also da sind wir Buben, wir haben dann halt da zugeschaut, mit 16 Jahren. Heiland, habe ich also auch gedacht, das ist auch furchtbar gewesen. Haben sie nur so, und dann die anderen haben zuschauen müssen, die Schafe, bis sie wieder dran gekommen sind, das nächste wieder. Da hat man dann blöd geschaut, wie es dann Weißbrot gegeben hat. Schneeweiß, wo wir nie gesehen haben. [lacht] Aber wir haben immer, die Mama auch und der Vater, wir haben immer mitessen können bei den Franzosen, immer. Ist immer etwas übrig gewesen. Aber zugegangen ist es schon wild. Einer hat mir immer das Fahrrad genommen. [lacht] Ein Marokkaner ist es gewesen. Ich habe gesagt: „Ich habe es nicht mehr.“ – „Ich machen bumm, bumm“, hat er immer gesagt. [lacht] Ja, habe ich das Fahrrad halt wieder heraus gegeben. Dann ist er am Morgen fort, und vor dem Abend ist er nie mehr ... Ich weiß nicht, wo der hingefahren ist immer. Ein Furchtbarer gewesen, der.*

CY ♂, geboren 1925:

*CY: Und da habe ich dann gehütet. Und dann natürlich ... da war ja die Besatzung da. Die Besatzungstruppe. Und diese Marokkaner! Wenn die nur schießen haben können! Wenn sie nur auf eine Henne schießen haben können, sind sie schon zufrieden gewesen. Die haben aber auch auf Kälber geschossen, die den Bauern gehört haben! Die haben ja keinen Hunger gehabt, aber das war denen ein Vergnügen, oder? Das haben die halt gemacht. Und dann durch gute Überredung, speziell von den Frauen, haben sie dann abgelehnt und haben das nicht gemacht. Und dann sind sie ... wie soll ich sagen? Vergnügungsmäßig sind sie auf die Jagd gegangen. Weißt du, auf Rehe, Hirsche und so. Sie hätten ja nicht müssen, die hätten genug zu essen gehabt! Und ich muss sagen ... das ist halt so gewesen, nur vergnügungsmäßig haben sie das gemacht! Und wir haben reduziert gehabt im Fleisch, bei uns ist ja alles gezählt worden. Wie viel Stück Hühner, wie viel Schafe, wie viel Ziegen, wie viele Kühe – das wurde alles geschrieben und kontrolliert. Und da haben wir nichts, ohne Bewilligung haben wir nichts schlachten dürfen.*

YY ♂, geboren 1923:

YY: Ich bin mit den Franzosen ganz gut übereingekommen. [...] Eine Zeit lang war es schwierig mit den Marokkanern.

I: Warum?

YY: Ja, das waren so ekelhafte Leute, gell.

I: Warum?

YY: Die haben halt eine eigene Religion, und das haben die gehabt, gell.

I: Ja, und das hat man gemerkt? Waren die anders, inwiefern?

YY: Ja, ja. Natürlich, der Franzose, der wo hauptsächlich als Besatzung da war, der war schon kultivierter, gell.

WX ♂, geboren 1932:

WX: Als Kind, weißt du, bauscht man's auf. Ich weiß, auf der anderen Seite, wir haben dann ... das hat aber die Deutsche Wehrmacht schon gemacht, wenn wieder mal so eine Truppe da war. Ich weiß, ich kann mich erinnern, da war einmal ein Pferderegiment da, da haben wir dann als Kinder da beim Kirchplatz draußen, reiten dürfen. Die haben da guten Willen, sagt man heute, gemacht und auch die Franzosen später. Ja, und wir haben natürlich im Vermunt oben auch Besatzungsmacht gehabt und wir haben da gehütet, mein Bruder und ich. Und da hat man uns eingebläut, ja ... da waren Marokkaner oben stationiert: „Vor den Marokkanern ja in Acht nehmen!“ und man hat dann damals gesagt, ich weiß auch nicht, das wüsstest du besser, ist da was dran oder war da was dran, da waren anscheinend ziemlich viel Schwule dabei und da hat man um die Buben Angst gehabt. Wir haben uns gedacht, die sind da nirgends, die haben ja nicht klettern können. Wir sind dann auf einen großen Stein raufgeklettert, wenn die gekommen sind. Und die Marokkaner waren die feinsten Leute. Wir haben die ersten Bananen, die haben wir überhaupt nicht gekannt damals, von den Marokkanern bekommen. Die ersten guten Keks haben wir von den Marokkanern bekommen. Wir haben von denen, als Buben haben wir so ein Kraut, „Fara“<sup>404</sup> hat man gesagt, haben wir gemahlen und mit Zeitungspapier gewuzelt und geraucht. Alles Blödsinn. Zigaretten hätten sie uns sogar angeboten, aber die haben wir eigentlich ... mir ist eh immer schlecht geworden. Aber das sind Erinnerungen. Da könnt ich sicher noch lange erzählen, aber das ist sicher nicht interessant.

Die vier Ausschnitte verdeutlichen die Vielschichtigkeit der Vorurteile gegenüber den besonders fremd erscheinenden, dunkelhäutigen Nordafrikanern. Bereits zuvor sprach ein Zeuge in einem anderen Ausschnitt davon, wie „primitiv“ die Markokkaner gewesen seien, dass sie dachten, mit dem Ausbau eines Lichtschalters das elektrische Licht mit nach Marokko nehmen zu können. Auch in den vorangestellten Ausschnitten zielen die Erzähler auf die Konstruktion eines Bildes

von primitiven, grausamen, wilden Marokkanern ab. WW thematisiert die Grausamkeit der marokkanischen Soldaten, indem er ihre Art, die Schafe zu schächten, als „arg“ oder „furchtbar“ bezeichnet – schließlich räumt er ein, dass seine Familie anschließend auch mitessen habe dürfen. Mit dem Kommentar „*Aber zugegangen ist es schon wild*“ und der Erzählung, wie er von einem Soldaten mit der Waffe bedroht wurde, als dieser sein Rad ausleihen wollte, weist er allerdings erneut auf eine andere Mentalität oder zumindest die fremden Gewohnheiten der nordafrikanischen Besatzer hin.

CY berichtet von schießwütigen marokkanischen Soldaten: „*Und diese Marokkaner! Wenn die nur schießen haben können!*“ CY erzählt, wie die marokkanischen Soldaten zum Vergnügen auf Hühner, Kälber oder auch Wild schossen, während die einheimische Bevölkerung sich die Fleisch-Rationen streng einteilen musste. Die Darstellungen WWs und CYs thematisieren, wenn man so will, das „Temperament“ der nordafrikanischen Besatzer, über das die Erzähler zwar den Kopf schütteln, aber nicht ganz ohne Sympathie berichten.

Die Ausschnitte von YY und WX allerdings offenbaren eine Art Rassismus, der nicht an konkreten Ereignissen festgemacht wird, sondern ganz allgemein über die „Marokkaner“ urteilt. YY bezeichnet die Nordafrikaner beispielsweise als „ekelhaft“ Leute, was er durch die Religion erklärt. Hier wird ein Trend der letzten beiden Jahrzehnte spürbar, im Rahmen dessen sich Rassismus und Islamophobie vermischen. Wo Diskriminierung früher mit biologistischen Argumenten gerechtfertigt wurde, da werden heute die (islamische) Religion und die Zugehörigkeit zu einer zumeist undefinierten, diffusen „Kultur“ als Rechtfertigung für die Ablehnung einer Bevölkerungsgruppe – insbesondere der MuslimInnen – herangezogen. WX bezieht im Gegensatz zu YY nicht selbst Position, sondern gibt wieder, was seiner Erinnerung nach über die marokkanischen Soldaten „*damals gesagt wurde*“: WX zufolge standen die Männer nicht nur unter dem General-Verdacht der Homosexualität, sondern mit der Bemerkung „*da hat man um die Buben Angst gehabt*“ deutet der Erzähler an, dass Homosexualität offenbar mit pädophilen Neigungen verbunden wurde, derer man die „Marokkaner“ gleichfalls bezichtigte. WX betont am Anfang und am Ende seiner Darstellung, selbst nur gegenteilige Erfahrungen gemacht zu haben, und distanziert sich damit von den Vorurteilen.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Vorurteile als Formen diskriminierender Stereotype vor allem die marokkanischen Soldaten und weniger die französischen Besatzer betreffen, was sicherlich auch auf die Exotik von Aussehen und Sprache Ersterer zurückzuführen ist. Die „Marokkaner“ werden in den Erinnerungserzählungen zumeist in Extremen dargestellt: Wo die einen sich an besonders einfache und rohe Männer ohne Benimm erinnern, da erzählen die anderen von freundlichen Kontakten, vorzüglichster Behandlung gerade durch die Marokkaner und respektvollen Beziehungen. Wie am Beispiel YYs aufgezeigt werden konnte, fließt der Diskurs um Nationen, Rassen und Religionen, wie er in den letzten Jahrzehnten aufgrund der Zuwanderung in Europa verstärkt geführt wird, in die Erinnerungserzählungen der ZeitzeugInnen ein.

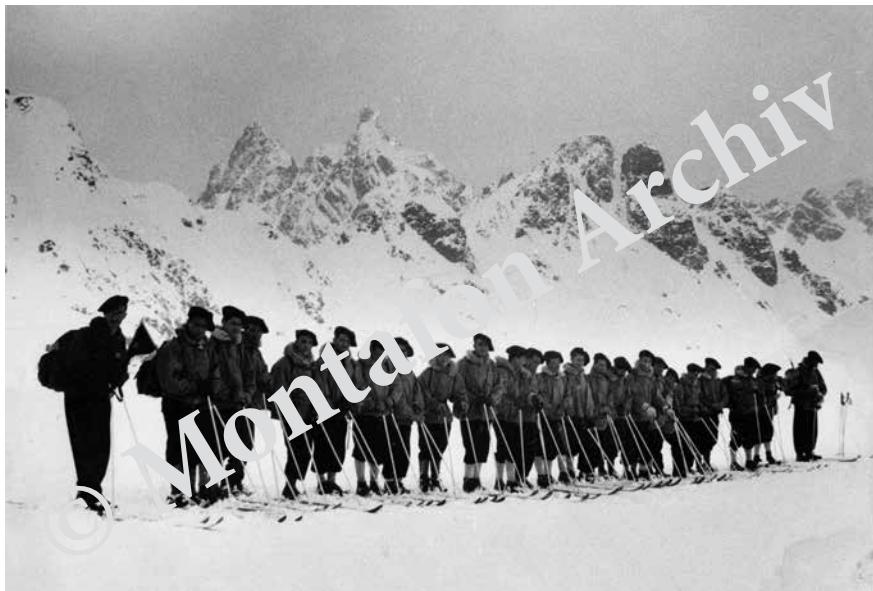


Abb. 52: Alpinkurs der französischen Besatzungssoldaten in der Silvretta  
(Sammlung Peter Campidell/Montafon Archiv)

Ein weiterer Erzählstoff ist ebenfalls eng mit den Jahren der Besatzung verbunden und soll hier abschließend umrissen werden: Liebesbeziehungen zwischen einheimischen Frauen und den Besatzungssoldaten werden immer wieder erwähnt, wenngleich es sich zumeist nur um scheue Andeutungen handelt. In verschiedenen Projekten auf Basis lebensgeschichtlicher Erzählungen konnte aufgezeigt werden, dass dieser Erzählstoff bis heute einer gewissen Tabuisierung unterliegt.<sup>405</sup>

In einigen wenigen Fällen wird von der Ansteckung von Bekannten durch Geschlechtskrankheiten sowie von Vergewaltigungen, die angeblich vor allem von Marokkanern verübt wurden, berichtet. Hier könnte in den Erinnerungen noch die Jahre zuvor gestreute Gräuelpropaganda der NationalsozialistInnen nachwirken, die vor den marokkanischen Soldaten als brutalen Kannibalen sprach, die „mit dem Messer im Mund kämen“ und vergewaltigen würden.<sup>406</sup> Am häufigsten werden die sexuellen Kontakte jedoch durch einen Hinweis auf die Früchte dieser Beziehungen, nämlich die „Franzosenkinder“ oder „Französle“ angesprochen – ohne dass Details der Beziehungen oder der Reaktionen im Ort erläutert werden.<sup>407</sup> Es folgen drei Ausschnitte zum Thema:

405 Huber, Renate: „Als Mann hätte er mich interessiert, als Mann ...“ Beziehungen von Vorarlberger Frauen zu französischen Besatzungssoldaten auf der Basis lebensgeschichtlicher Interviews. In: Montfort 49 (1997). S. 177–196.

406 Lechhab, Hamid: Marokkanische Besatzungskinder in Vorarlberg nach 1945. In: Sauer, Walter (Hg.): Von Solimann zu Omofuma. Afrikanische Diaspora in Österreich. 17. bis 20. Jahrhundert. Innsbruck 2007. S. 177–186. Hier S. 178.

407 Vgl. Huber, Renate: Identität in Bewegung. Zwischen Zugehörigkeit und Differenz. Vorarlberg 1945–1965. Innsbruck 2004. S. 184–198.

MN ♀, geboren 1917:

I: Wie ist man mit den Franzosen da ausgekommen? War das ein sehr feindliches Verhältnis, nach dem Krieg? Oder wie ist das da gelaufen?

MN: Ja, man hat sich schon ein bisschen zurückgehalten. Man hat sich jetzt nicht gerade ... Es sind einzelne gewesen, wo ... es sind da Nachkommen da geblieben. Ich weiß zwei einzige in unserer Gemeinde. [lacht] Ja. Es ist natürlich damals dann schon ein Ereignis gewesen. Während dem Krieg sind keine Buben dagewesen. Und dann auf einmal sind zum Teil die Buben, wo wir gekannt haben ... Es sind über 100, glaube ich, in unserer Gemeinde, wo gefallen sind. Und das ist halt eine große Lücke gewesen. Und dann kommen die schönen Franzosen zu uns da her. Das ist schon verführerisch gewesen. [lachen]

UF ♀, geboren 1916:

I: Hat man da profitiert davon, dass man jemanden im Haus unterbringen konnte? Hat man da Vorteile gehabt?

UF: Nein! Überhaupt keine. Überhaupt keine.

I: Wie ist man da ausgewählt worden?

UF: Wo Platz war. Die haben sich die Leute angeschaut und haben gesagt, da bin ich gut aufgehoben, die schauen ganz gut aus. Das sind saubere Leute, da können wir die unterbringen.

I: Und die hat man dann gezwungenermaßen unterbringen müssen.

UF: Wir mussten! Wir mussten! War ja Besatzung, nicht. Und in den ersten Tagen sind die Franzosen ja nur mit Gewehr unter dem Arm herumspaziert.

I: Ja? Was hat man da geredet über die?

UF: Ja, man musste vorsichtig sein. Wenn man über die lacht, dann haben sie das nicht so gerne, nicht. Die Grand Nation, stellen Sie sich vor! Aber wissen Sie, die Frauen waren aber auch verrückt! Als am 5. oder 6. Mai gegen Abend, so zwischen 5. und 6. die Franzosen einmarschierten, da sind die Frauen gelaufen und haben sich den Franzosen an den Hals gehängt! Na, habe ich gedacht, was zu viel ist, ist zu viel!

I: Da, in Schruns, oder wie?

UF: Ja! In Schruns!

I: Wie erklären Sie sich das?

UF: Ach. Ganz einfach. Es ist ganz einfach. Sie müssen nur ein kleines bisschen nachdenken, dann geht das schon.

I: Weil die Männer alle weg waren? Oder hat man gehofft, dass man etwas bekommt? Schokolade, Seidenstrümpfe? Was haben sich die Frauen erhofft?

UF: Dass sie die Franzosen schon immer geliebt haben, auf einen ganz einfachen Nenner gebracht.

I: Also, wirklich Liebesbeziehungen wurden da angeknüpft, oder?

UF: Liebe ... da kann man ja nicht von Liebe reden. Aber Liebe gespielt. Ich habe mich so geschämt, oft. Ja, ich habe mich so geschämt, für meine ... Und

dann, wissen Sie, die ersten von Schruns, waren die in Maria Rast, da war ein Krankenhaus, der Doktor Albrich. Und da war eine wunderschöne Kapelle und die Kapelle haben sie umgeräumt und da haben sie einen Tanzsaal draus gemacht. Und die Obersten, die Haute Volé von Schruns, die ist dort tanzen gegangen. Das habe ich auch nicht verstehen können. Ich bin nicht katholisch, aber das habe ich nicht verstehen können. Da haben sie dann einen Tanzsaal draus gemacht, ja. – Und zwar gerade die Frauen, die so Wert darauf gelegt haben, wie wichtig ihnen ihr katholischer Glaube ist. Es sind ja hier nur zwei oder drei Evangelische. Es sind ja alles Katholiken hier.

I: Also hat es viele Frauen gegeben, hier, die da Beziehungen angefangen haben mit der Besatzung, mit Soldaten?

UF: Ja! Verheiratete und unverheiratete. Wohl, wohl.

I: Und haben die profitiert, haben die Vorteile gehabt, dann?

UF: Ja, die haben dann diese Care-Pakete hat es gegeben, die wurden verteilt, da waren dann so Käse und was weiß ich ... Langsam ist es ja so angelauft mit der Nahrungsbelieferung. Und natürlich haben die sich ... Und einmal ... Und ja, zum anderen haben sie vielleicht auch gedacht, irgendetwas für ihren eigenen Mann herauszufischen, dass der früher kommt, aber das waren ja alles einfache Soldaten, die Besatzung, die waren ja ...

CC ♂, geboren 1933:

CC: In Schruns waren sie stationiert, im Gericht, da war das Hauptzentrum. Aber die haben immer nur gefestet und gefeiert. Und unsere Frauen ... die jungen Frauen sind natürlich „Ah, die Franzosen sind da“, da sind die gleich ruhig gewesen. Weil die sind immer wild gewesen. Dann hat der ... von der Krauthobel der Vater hat ganz gut spielen können. Der war Musikant und hat bei den Franzosen gespielt. Und der hat natürlich viel gefeiert mit den Franzosen. Der ist wochenweise gar nicht aus dem Rausch gekommen. Das Geld haben sie ihm immer in den Sack geschoben. Nicht mehr gekommen. Dann hat die Frau gesagt, „also, entweder du bleibst bei den Franzosen oder bei mir! Aber das hört auf, dass du gar nicht mehr heimkommst und nicht mehr nüchtern wirst“. Und dann ist er spielen gegangen, aber nur mehr beschränkt. Weil die Franzosen haben Tag und Nacht gefeiert und die Frauen sind dazu. Und von der Zeit haben wir noch ein paar Nachkommen von den Franzosen da. Wo die Frauen schwanger geworden sind. So war das im Krieg.

Die erste Erzählerin MN bemüht sich, die Beziehungen zwischen einheimischen Frauen und den Besatzungssoldaten zu erklären. Sie spricht die lange Zeit ohne Männer und die „Lücke“ an, die die gefallenen Soldaten im Dorf hinterlassen hätten, und spricht von der „verführerischen“ Wirkung der „schönen Franzosen“ auf die einheimischen Mädchen. So positiv wie MN stellen nur wenige Frauen die Beziehungen zu den Besatzungssoldaten dar. Gerade Frauen lehnen diese Liebesbeziehungen besonders vehement in ihren Erzählungen ab und kritisieren sie durch Formulierungen wie „die haben sich ihnen an den Hals gehängt“ oder „die

*hat man nicht vergewaltigen müssen*“. Diese Haltung wird auch bei der Erzählerin UF deutlich, die davon spricht, wie die Montafonerinnen den Soldaten schöne Augen gemacht und sich Vorteile verschiedenster Art erhofft hätten. UF lehnt vehement ab, hier von „Liebe“ zu sprechen, und setzt noch nach, wie sehr sie sich für die gleichaltrigen Frauen geschämt hätte. Diese Ausschnitte bestätigen die auch in der Literatur umfassend dokumentierte Diskriminierung von Frauen, die sich mit dunkelhäutigen Besatzungssoldaten einließen.<sup>408</sup>

Männliche Erzähler stellen die Liebesbeziehungen oft leicht ironisch dar. Sie drücken kaum je derart starke Ablehnung aus wie die Erzählerinnen und bewerten sie als kurze, vielleicht etwas bizarre Episode der Montafoner Geschichte. CC spricht im obigen Ausschnitt zwar possessiv von „unseren Frauen“, die sehr beeindruckt von den französischen Soldaten waren, gleicht diese Sympathie allerdings erzählerisch aus, indem er mit einer schwankartigen Erzählung aufzeigt, dass auch einheimische Männer dem Lebenswandel der französischen Soldaten verfallen konnten und Familien in Krisen gestürzt wurden.

### 3.4.34. Entnazifizierung

Die Erinnerungen an ein tendenziell freundschaftliches Verhältnis zu den französischen Soldaten spiegeln die äußerst kooperative Haltung der Besatzungsmacht gegenüber Vorarlberg wider. Frankreich war nicht in der Lage, das Land aus eigener Kraft mit Hilfsgütern zu versorgen, und bemühte sich daher, die Wirtschaft im Land anzukurbeln, damit Vorarlberg wenigstens einen Teil der Nahrungsmittellieferungen selbst finanzieren konnte.<sup>409</sup> Frankreich zeigte sich allerdings auch in einem zweiten Punkt (gemeinsam mit den Alliierten) sehr kooperativ, nämlich in seiner Haltung in Bezug auf die Entnazifizierung. Mit der Kapitulation des Deutschen Reiches drehte sich der Wind für viele, die bisher den Ton angegeben hatten. Zunächst wurde eine französische Militärregierung eingerichtet, unter der schon bald eine provisorische Landesregierung eingesetzt wurde, die den umgehenden Aufbau einer neuen rechtsstaatlichen Verwaltung anstrebte. Die militärischen Befehlshaber bemühten sich einerseits um Ruhe und Ordnung in den ihnen zugeteilten Gebieten und begannen andererseits sofort mit der Auflösung nationalsozialistischer Organisationen und Gliederungen sowie mit der Internierung führender Nationalsozialisten.<sup>410</sup> Dazu zählten beispielsweise GestapomitarbeiterInnen, PartefunktionärInnen, Bürgermeister, LandräteInnen, Spitzenbeamte, TrägerInnen nationalsozialistischer Auszeichnungen etc.). In Vorarlberg betraf allein die Pflicht zur Registrierung als AngehörigeR einer nationalsozialistischen

408 Lechhab: Marokkanische Besatzungskinder. S. 181f.

Vgl. Bauer, Ingrid: „Leiblicher Vater: Amerikaner (Neger).“ Besatzungskinder österreichischer-afroamerikanischer Herkunft. In: Niederle, Helmuth u.a.: Früchte der Zeit. Afrika, Diaspora, Literatur und Migration. Wien 2001. S. 49–67.

409 Feurstein, Christian: Wirtschaftsgeschichte Vorarlbergs von 1870 bis zur Jahrtausendwende. Konstanz 2009. S. 47.

410 Eisterer, Klaus: Die französische Besatzungszeit. In: Vorarlberg Chronik. Dornbirn 2005<sup>3</sup>. S. 243.

Organisation rund 20.000 Menschen, das waren etwa 9 % der Bevölkerung.<sup>411</sup> Aufgrund der unerwartet großen Zahl der Internierten beschloss der Nationalrat mit Zustimmung der überraschend großzügig gestimmen Alliierten eine generelle Amnestie für einen Teil der festgenommenen Personen, die sogenannten „Minderbelasteten“.<sup>412</sup>

Trotz der tendenziell großzügigen Haltung der „Besatzung“ hinterließen die Maßnahmen im Rahmen der Entnazifizierung beachtliche Spuren in den Erinnerungen der ZeitzeugInnen. Den MontafonerInnen ist insbesondere das ehemalige Internierungslager im Bludenzener Bahnhofsareal, genannt „in der Mokry“, als Schreckgespenst der Entnazifizierung durch die Franzosen gegenwärtig. Die Darstellung dieses Erzählstoffes ist dabei durchaus ambivalent: Einerseits wird von ungerechter Bestrafung gesprochen, andererseits wird mit einem Hauch von Genugtuung berichtet, wenn Einzelne als „Nazis“ abgeholt wurden und damit klar als Schuldige für die Verbrechen der NationalsozialistInnen und den Krieg abgestraft wurden, während man selbst unbehelligt blieb.

Der 1928 geborene WW bekam über seinen Cousin SW Einblicke in die Vorgänge „in der Mokry“. Er beschreibt die Internierungen als brutal und ungerecht:

*WW: Wie der SW auch. Mein Cousin, Jahrgang 1922. Er kam nach dem Krieg nach Hause. Er war 1,84 Meter groß. Vor dem Krieg war der Hitlerjugendführer. Er hat nichts Unrechtes getan, musste aber auch neun Monate in die Mokry. [...] Die Franzosen haben gesoffen, um zwei oder drei Uhr früh gingen sie ins Lager und haben die Gefangenen geschlagen. In der Mokry in Bludenz. Der SW war ein Bulle von einem Mann und sie haben ihn geschlagen. Der hatte nichts zu lachen. Von Bürs der Bürgermeister war ein kleines, krankhaftes Männlein. Der hat viel mitgemacht. Den hatten sie auf der Latte, der wurde viel geschlagen.*

Ein weiterer Zeitzeuge thematisiert die teilweise große Brutalität, mit der die französische Besatzung gegen die Nationalsozialisten vorging. Der 1935 geborene YZ erinnert sich an einen „fanatischen Oberst“, der aufgrund seiner gewalttätigen und unangemessenen Vorgehensweise versetzt worden sei:

*YZ: Und wie die Franzosen da einmarschiert sind, ein paar Tage danach ist ein Rundschreiben an die ganze Bevölkerung gegangen, dass an jedes Haus eine Einwohnerliste angebracht werden muss. Und dann ist ein Oberst Picard, an den kann ich mich noch gut erinnern, der ist mit einer Lederpeitsche durch den Ort gegangen, und hat diese Listen studiert. Eben auch um da irgendwelche Nazigrößen, die bekannt waren da heraus zu fischen. Schließlich hat man*

411 Bundsuh, Werner: Das befreite Land – Die „Besetzungszeit“. In: Bundsuh, Werner u.a. (Hg.): Wieder Österreich! Befreiung und Wiederaufbau – Vorarlberg 1945. Bregenz 1995. S. 59–112. S. 74.

412 Feurstein: Wirtschaftsgeschichte Vorarlbergs von 1870 bis zur Jahrtausendwende. S. 48.

*dann den Ortsgruppenleiter Ganahl, das war ein Schustermeister und hat ein Schuhgeschäft gehabt, war ein kreuzbraver Mann, aber halt ein Nationalsozialist. Aber dem niemand etwas vorwerfen hätte können, aber er war halt der Ortsgruppenleiter. Und dann war noch ein Kommandant eines Arbeitslagers in Bludenz, wo Kriegsgefangene interniert waren und da arbeiten haben müssen. Und wahrscheinlich schlecht behandelt worden sind. Und dieser Chef von dem Arbeitslager und der Ortsgruppenleiter, die sind am Bahnhof in einem offenen Viehwagon ausgepeitscht worden. Muss man sich vorstellen. Das waren diese ersten Truppen, die da waren, da waren so fanatische Leute drunter. Aber diesen Picard, den hat man sehr schnell abgesetzt. Den hat man strafversetzt nach Vietnam, hab ich später erfahren. Weil der sich also da fast als Krimineller herausgestellt hat und das da eigenmächtig gemacht hat.*

Wie schon im vorhergehenden Ausschnitt aus den Erzählungen WWs wird auch hier bei YZs Ausführungen die Tendenz der Darstellungen klar: Die ErzählerInnen bemühen sich, die unangemessene Gewaltbereitschaft der Besatzer zu beschreiben, während sie von deren Opfern behaupten, sie hätten „*nichts Unrechtes getan*“ bzw. man hätte ihnen „*nichts vorwerfen können*“. YZ bezeichnet sogar den ehemaligen Ortsgruppenleiter als „*kreuzbraven Mann, aber halt Nationalsozialist*“ und deutet damit an, dass eine Bestrafung seines Erachtens allein aufgrund seiner Position im Dorf sowie seiner politischen Überzeugung nicht notwendig gewesen wäre. Mit der Beschreibung einer Auspeitschung zeichnet YZ ein sehr drastisches Bild der Bestrafung durch die Besatzer, dem er mit gewisser Genugtuung die Strafversetzung des Obersts nach Vietnam gegenüberstellt.

Der 1924 geborene IJ beschreibt in seiner lebensgeschichtlichen Erzählung – eine der wenigen, in der immer wieder auch persönliche Emotionen angesprochen werden –, welchen Eindruck der Anblick der internierten Nationalsozialisten bei ihm hinterließ. IJ schildert ein Lager, in dem während des Krieges Kriegsgefangene untergebracht waren, und in dem er nun plötzlich „*Kriegskameraden*“ hinter Gittern sah:

*IJ: Es gab auch ein Lager wo weiter, Ding, nur waren jetzt [lacht] früher waren das Kriegsgefangene, die da in diesem Lager waren, um zu arbeiten, und jetzt waren es dann deutsche Gefangene, die teilweise da mitgearbeitet haben. Das war für uns Kriegsteilnehmer schon ... zu sehen, wie unsere Kriegskameraden da jetzt eigentlich hinter dem Stacheldrahtzaun waren, gelt. War ein bisschen ... War schon schmerzlich, eigentlich, nicht. Ich wusste ja auch aus meiner Ding, wer hat ja freiwillig ... Es waren sicher einige, die freiwillig eingerückt sind, aber unsere Jungen, da sind ja die Wenigsten freiwillig ... Sicher, man hat Reklame gemacht, wenn man oft diese Filme gesehen hat, wenn man diese Hitlerjugend da praktisch ins Feuer geschickt hat, die man vorher, fanatisch gesagt hat, vaterländisch und weiß Gott, was alles mehr. Aber ich bin überzeugt, das waren ja nicht weiß Gott was, alle. Und die vielen Soldaten, die dann eben da Gefangene waren, waren nicht alle begeisterte Soldaten. Sicher*

*nicht. Und da war es schon schmerzlich eigentlich zu sehen, wie die eigenen Leute ...*

IJ lässt in seiner Beschreibung unerwähnt, dass vor allem jene Männer interniert wurden, die sich nationalsozialistischer Verbrechen schuldig gemacht hatten. Verharmlosend reduziert IJ in seiner Erinnerung die Lagerinsassen auf ihr Solldatentum: Der Anblick von „Kriegskameraden“ hinter Stacheldraht berührte den Erzähler „schmerzlich“, und diesen Schmerz erklärt IJ mit einer legitimierenden Tendenz: „*Da sind ja die Wenigsten freiwillig ...*“ und es „*waren nicht alle begeisterte Soldaten*“. IJ bringt mit seiner Rechtfertigung der Teilnahme am Zweiten Weltkrieg jene Emotionen auf den Punkt, die auch viele andere ErzählerInnen in der Erinnerung an die Entnazifizierung bewegen. Es sind dies die Frage nach der eigenen Schuld, die man bislang nicht als solche wahrgenommen hatte, sowie der Umgang mit der Tatsache, dass Freunde, Verwandte oder anerkannte Persönlichkeiten im Ort als Verbrecher interniert und bestraft werden, während man diese selbst nie auch nur annähernd als solche wahrgenommen hatte. Der Erzählstoff der Entnazifizierung gibt Einblick in psychologische Prozesse, die die ZeitzeugInnen (und nicht zuletzt auch jüngere ÖsterreicherInnen in Anbetracht ihres geschichtlichen Erbes) bis heute beschäftigen: Wo es an kritischer Auseinandersetzung und Reflexion der Vergangenheit und der eigenen Rolle in dieser Geschichte fehlt, da können Rechtfertigungsgeschichten helfen, den Eindruck persönlicher Integrität wieder zurechtzurücken.

Der 1929 geborene GH spricht im nachfolgenden Ausschnitt einen weiteren Aspekt der Erzählungen über die Entnazifizierung an. In seiner Darstellung stellt auch er die Härte der Maßnahmen der französischen Besatzer in Frage, spricht aber zugleich die Rolle der Widerstandsgruppen im Tal an, die seines Erachtens nicht immer rechtschaffen mit den Besatzern zusammenarbeiteten, sondern teils ihre Position zur persönlichen Abrechnung nutzten:

*I: Und hat man dann [...] die wo so vielleicht bei der Partei waren, oder so, verhaftet?*

*GH: Ja, das ist ein anderes Problem. Die sind dann natürlich von den hiesigen Widerstandsbewegungen, damals sind die natürlich gemeldet worden. Ja, das ist der Ortsgruppenleiter gewesen, ich weiß nicht, der Ortsgruppenleiter und so ein paar halt so, solche Funktionäre, Blockleiter und weiß ich, was es alles gegeben hat. Das kann ich mich nicht einmal mehr genau erinnern. Aber es sind schon ein paar, die hat man wieder zusammen gepackt. Die haben dann wieder eben die Widerstandsbewegungen gemeldet. Und in Bludenz draußen hat sich mittlerweile schon eine Gruppe gebildet, wo dann dafür da gewesen ist. Und dann haben sie sie „z'Handa gnoh“<sup>413</sup>. Dann hat man sie in die sogenannte Mokry hinaus getan, die. Da haben sie draußen müssen, sind sie eingesperrt gewesen. Und viele haben gesagt: „Wir sind auch geschlagen wor-*

---

413 übernommen.

*den.“ Also die sind viel schlimmer dran gewesen als wie wir natürlich, oder so. Da sind natürlich verschiedene Streit oder verschiedene Sachen vorgekommen während dem Krieg, dass man etwas gemeldet hat usw. Und dann hat sich dann schon da und dort ein bisschen ein Hass angesammelt. Das haben wir Buben jetzt nicht gar so mitbekommen. Mit dem Alter. Aber das hat man schon immer ein bisschen mitgehört, was dann die Väter erzählt haben. Den und den hat man wieder geholt. [...] Die habe man dann draußen dann schon „ghörig gwichst“<sup>414</sup>, deutsch gesagt.*

*I: Sind das jetzt eher, würdest du sagen, unbeliebte Leute gewesen im Dorf oder schon eigentlich normal integriert da in die Dorfgemeinschaft?*

*GH: Pff [seufzt nachdenklich]. Ich ... sind normal integriert gewesen. Aber sicher aufgrund ihres Ranges, wo sie gehabt haben, wie jetzt der Ortsgruppenleiter und so solche, die mussten halt ihr Ding dazu beitragen da für die Hitlergeschichte. Und haben's natürlich auch nur zwangswise gemacht. Wie weit die da verbunden gewesen sind mit dem System, das weiß ich heute noch nicht. Ich weiß nur einen Fall, einen krassen, der hat Selbstmord dann verübt. Der hat sich so gefürchtet vor der Widerstandsbewegung, dass er sich ... Selbstmord hat er dann verübt, das weiß ich.*

*I: Bevor sie ihn noch erwischt haben oder wie?*

*GH: Ja, bevor sie ihn erwischt haben. Der hat sich nicht erwischen lassen. Der hat sich ... eben da hat man halt alle möglichen Schauermärchen erzählt, was denen da draußen alles passiere da in der Mokry. Die ist ja derartig verrufen gewesen, die Mokry. Ich weiß nicht einmal genau wo das ist. Die Mokry in Bludenz. Hinten unten beim Bahnhof, hinten draußen dort, oder. Und da ist halt ein Lager draußen gewesen wahrscheinlich, etwas eine Hütte, eine Lagerhütte. Und da hat man sie da hinein gehauen und die damals, die wo natürlich gegen das Regime Hitler und so gewesen sind, die haben sich da aufgespielt. Das sind natürlich die gewesen und haben sie auch zu Recht oder weniger Recht verurteilt und auch gestraft. Ja. Also das ist eine ... nicht eine grad eine appetitliche und schöne ... auf beiden Seiten, möchte ich sagen, also ich möchte aber keinen Vorwurf sonst machen. Ja das ist nichts Schönes gewesen. Da hat man nie grad etwas besonders Schönes gehabt, wenn so alte Familienväter und Leute, wo in Vandans aufgewachsen sind, draußen geschlagen werden, fast wie Tiere und so umeinander, ist ein bisschen ... also eine sehr unangenehme Situation gewesen. Damals haben wir es schon so empfunden. Aber es ist halt eben so, wo die Macht ist, die wird auf die eine oder andere Art halt ausgeübt.*

GH deutet an, dass die Bestrafung im Internierungslager mitunter deshalb kaum gerecht war, weil einzelne Angehörige der Widerstandsbewegungen bei ihren Angaben, wer als Nazis zu bestrafen sei, von persönlichen Streitigkeiten geleitet wurden. Auch diese Darstellung stellt tendenziell die Vorgehensweise und Richtigkeit der Entnazifizierung in Frage, die auf einige Einheimische, die „sich da

---

414 fest geschlagen.

*aufgespielt*“ haben, reduziert wird. Der prinzipielle Akt der Bestrafung der Täter wird durch die Beschreibung übermäßiger Gewalttätigkeit seitens der Besatzer, Denunzierungen durch fragwürdige „Widerstandskämpfer“ sowie überhaupt die Erklärung des Nicht-Zuständig-Seins für die Geschehnisse zwischen 1938 und 1945 in Frage gestellt. Auf die Spitze getrieben wird dieser Relativismus, den auch GH abschließend mit seinem werthaltigen Endpunkt „*Aber es ist halt eben so, wo die Macht ist, die wird auf die eine oder andere Art halt ausgeübt*“ ausdrückt, durch die Zusammenfassung der Geschehnisse der 1920 geborenen VU. Die Erzählerin kommentiert die Ereignisse um den Zweiten Weltkrieg als einfaches Wechselspiel der Geschichte, in der sich einmal die einen, und schließlich wieder die anderen „fürchten müssen“ – wobei sie die Sanktionen durch die französische Besatzung irrwitzigerweise als massiver im Vergleich zu jenen der NationalsozialistInnen darstellt:

VU: *Das ist ja danach konträr gekommen ... Früher sind die Vaterländischen, die haben sich ducken müssen unter den Nazi, unter „den Hitler“<sup>415</sup>. Und die Hitler, die haben sich ja viel ärger fürchten müssen, danach, gell.*

Sowohl bei VU als auch bei GH wird die Angst thematisiert, die in den Nachkriegsjahren im Tal offenbar deutlich spürbar war. Einzelne nahmen sich, so GHS Erinnerungen, sogar das Leben aus Angst vor den Sanktionen der Besatzung. Jedenfalls aber kursierten verschiedenste „Schauermärchen“ (GH) über die Vorgänge im Lager in der Mokry, die vielen MontafonerInnen bekannt gewesen sein dürften. Hier handelt es sich mitunter um sagenartige Erzählungen, die eines wahren Kerns nicht entbehren, aber doch niemals auf persönlichen Beobachtungen beruhen und schließlich bis heute einen so großen Stellenwert haben, dass das Lager in der Mokry, die Vorgänge dort und nicht zuletzt die Angst davor auch im 21. Jahrhundert noch in den lebensgeschichtlichen Erzählungen thematisiert werden.

### 3.4.35. Armut und einfache Verhältnisse in der Nachkriegszeit

Die Erzählungen über die Jahre und sogar Jahrzehnte nach Ende des Zweiten Weltkrieges stehen ganz im Zeichen der Armut und der einfachen Verhältnisse. Vergleichbar mit den Erzählungen über die Armut in der Kindheit der ZeitzeugInnen, wird auch in Bezug auf die Nachkriegszeit versucht, die Verhältnisse an extremen Beispielen zu verdeutlichen. Die Beschreibungen der Armut umfassen alle Bereiche des Lebens, von der mangelhaften Kleidung angefangen, bis hin zu den einfachen Wohnverhältnissen. Der 1924 geborene IJ beschreibt die Situation seiner Familie nach Ende des Krieges, als das Haus nach den schwierigen Jahren heruntergekommen war und die Familie kaum ein Einkommen hatte:

---

<sup>415</sup> „die Hitler“ oder „die Hitlerischen“ steht für „die Nationalsozialisten“.

*IJ: Auch handwerklich mussten wir viel selber machen, weil wenn es etwas zu reparieren gab, mein Gott. Ich weiß noch, als wir vom Krieg nach Hause gekommen sind, das Haus war sehr schlecht beisammen. [...] das Dach war schlecht, da ist schon überall das Wasser, wenn es geregnet hat, rein gekommen. Die ganzen Waschschüsseln und Eimer hat man auf dem Dachboden herumgestellt, wo es herein getropft hat. Damit es nicht bis in die Kammer hineinkommt, das Wasser. Dann wusste man, da muss man was machen. Dann hat man halt in der Familie zusammen geholfen und hat gesagt, „Gut, wir helfen jetzt zusammen. Es kriegt ...“, haben wir das ausgemacht wir Geschwister unter einander, „es bekommt jeder im Monat fünf Schilling Taschengeld und das andere, was den Verdienst angeht, muss in eine Sammelkassa hinein kommen, damit wir die Reparaturen und so weiter machen können“. Und das ging auch so weiter, bis mein Bruder dann geheiratet hat.*

IJ beschreibt eine angesichts heutiger Wohnverhältnisse unvorstellbare Situation, die alle Familienmitglieder gemeinsam mit dem Einsatz all ihres Vermögens zu beheben versuchten. Der werthaltige Endpunkt dieser Geschichte sind nicht nur die Folgen des Krieges, die sich in der Armut der Menschen äußerten, sondern auch die Botschaft, dass mittels familiären Zusammenhalts wiederaufgebaut wurde.

Der „Wiederaufbau“ stellt einen zentralen Erzählstoff der Nachkriegsjahrzehnte dar, auf den auch an anderer Stelle noch im Detail eingegangen werden soll. In Bezug auf die Armut der Jahre nach dem Krieg schwingt er als Thema im Hintergrund immer mit. Der 1927 geborene JJ beispielsweise beschreibt, mit welch einfachen Mitteln er nach seiner Eheschließung ein Haus baute:

*JJ: Und ich habe da von der Mama her ein „Plätzle“<sup>416</sup> gehabt, da, wo wir jetzt da heraus da sind. Da haben wir gesagt: da könnten wir da bauen. Und das ist natürlich damals eine schwierige Zeit auch gewesen. Klar, du hast jetzt nicht einfach können zu einer Bank kommen, einen Kredit bekommen. Das hast du nicht. Du hast ja keine Bürgen gehabt und so weiter. Es ist einfach nur mit einer Bausparkasse gewesen, und das ist nur die Bausparkasse Wüstenrot gewesen. Über die haben wir ein bisschen ein Geld gehabt. Und dann bin ich jahrelang vorher ... habe ich angefangen, wieder Holz zum Beispiel zusammen zu tun. Ich habe von den anderen „Holzlos“<sup>417</sup> bekommen, die sie nicht benutzt haben. Und bis ins hinterste Silbertal hinein sind wir zum Fällen, sind mit den Fahrrädern hinein, auf deutsch gesagt, ohne dass man eine Motorsäge gehabt hat, mit den Waldsägen, und haben das gefällt, und wieder froh gewesen, wieder mal einen Balken, einen Balkonbalken, jetzt ist das da. Das ist halt mühselig gegangen. Darum habe ich dann auch oberhalb, unten habe ich es gemauert, und oberhalb ein Riegelwerk. Weil da habe ich das Abfallholz und Zeug grad auch wieder verwenden können.*

---

416 ein Grundstück.

417 Holzlos: bestimmte, einer (Bauern-)Familie zustehende Menge an Holz, die über den Stand Montafon verwaltet wird.

JJ erzählt, wie er mit Fahrrad und „Waldsägen“ und unter Verwendung von Abfallholz das spätere Familienheim baute, und illustriert damit die einfachen Verhältnisse, unter denen man sich in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg als junger Mensch sein Leben aufbaute. Der Verweis auf den Wiederaufbau aus eigenen Kräften, den die Kriegs- und Nachkriegsgeneration gerne implizit und explizit betont, stellt einen der zentralen Topoi in den lebensgeschichtlichen Erzählungen über die Nachkriegsjahrzehnte dar. Globalwirtschaftliche Aspekte sowie finanzielle und wirtschaftliche Unterstützungen seitens wirtschaftlich starker Staaten bleiben diesbezüglich unerwähnt und vielleicht auch unbedacht. Die Generation, die schon in ihren Kindheitserinnerungen die harte Arbeit betont, machte Zeit ihres Lebens Arbeit zum Ethos und Ideal – und führt daher auch den Wirtschaftsboom vor allem auf die eigene Arbeit(smoral) zurück.

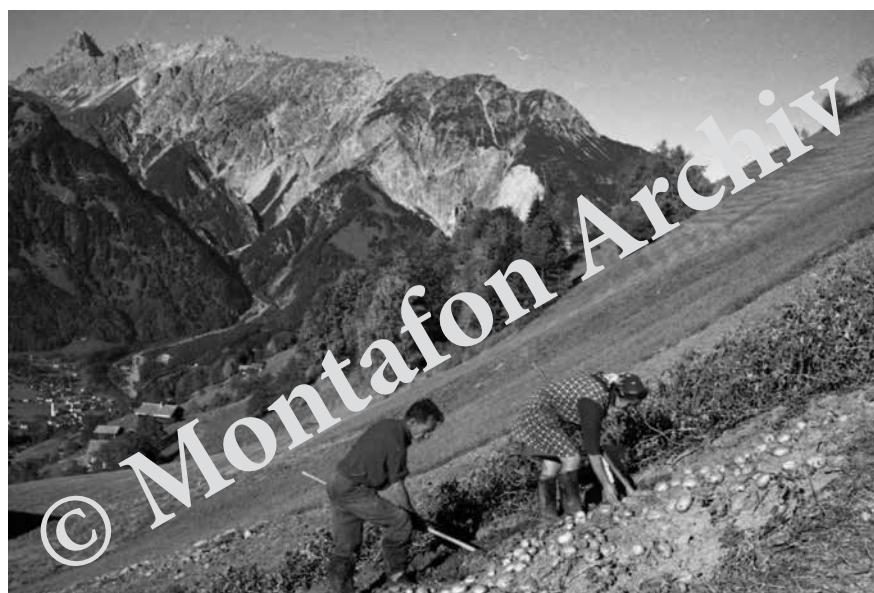


Abb. 53: Kartoffelanbau am Bartholomäberg (Montafon Archiv)

Im direkten Bezug auf die Nachkriegsjahre widmen die ZeitzeugInnen ferner dem Thema der Warenknappheit zahlreiche Berichte und Anekdoten. Eine Auswahl von drei beispielhaften Ausschnitten soll die wichtigsten Aspekte dieser Erzählungen über die Warenknappheit umreißen:

CD ♂, geboren 1934:

*CD: Und in den Geschäften haben sie halt alles, was vorhanden war, ist über Nacht ausverkauft gewesen. Ich weiß, gerade in Schruns ist ein Lebensmittel- und Textilgeschäft gewesen. Der Peter in der Außerlitzstraße. Und das ist ... da sind die Franzosen schon durch Gantschier herein gekommen, haben die halt alles noch verkauft für die Hausfrauen und so und so. „Und dr Vatr*

*hot des inna warda.“<sup>418</sup> Und er ist auch da schauen gegangen, ob er nicht „a Trom“<sup>419</sup> zu kaufen bekommt. Und er sieht: Da komme ich nicht mehr hinein, in das Geschäft. Da ist es pumpvoll, voller Leute. Er ruft in dieses Geschäft herein: „Wiebr, Wiebr, flühn! D’Franzosa kohn bim Wachsziühr donna. D’Wiebr bodnan sie und d’Masbildr legan sie om!“<sup>420</sup> In fünf Minuten sei das Geschäft leer gewesen. Und der Vater hat zwei Ballen Stoff gekauft. [lacht] Das weiß ich noch so gut wie etwas. Das hat er dann immer erzählt, weil die Mutter hat gesagt: „Wie bist du noch zu dem Stoff gekommen?“ Dann hat er es dann halt lachend erzählt. [lachen] Und dann, wo halt die Besatzung da gewesen ist, ist die Lebensmittelversorgung sehr eng gewesen, eine Weile. Und dann hat sich dann das allmählich eingespielt.*

BB ♂, geboren 1930:

*AB: Ja ja, sicher. Man hat durch die eigene Landwirtschaft einiges ausgleichen können. Milch hat man gehabt, Butter, Eier durch die Hühner. Jedes Jahr im Herbst hat man ein Schwein geschlachtet. Und die Kartoffeln hat man selber angebaut. So kamen wir trotz alledem gut über die Runden. Alles hat etwas Arbeit gekostet, Mühe, aber wir haben nichts anderes gekannt. Wir konnten eigentlich nichts falsch machen. [lacht]*

NM ♀, geboren 1925:

*NM: Die Besatzung nach dem Krieg ist halt schlecht gewesen. Man hat nicht viel bekommen. Da ist viel im Schwarzhandel gegangen. Ich bin in Jetzmunt draußen Lehrer gewesen, und habe 250 Schillinge Gehalt gehabt. Und da wollte ich einen Anzug, ein bisschen einen schönen. Nicht, den, den es da unten in Schruns gegeben hat, in der Lodenfabrik. Auf Karte. Aber dann musste man Wolle haben. Drei Kilo Wolle hat man gebraucht. Die haben 300 Schillinge gekostet. 300 Schillinge. Und ich habe 250 Schillinge verdient, gell. Und das ist heute ... die Wolle, das gibt man in den Abfall heute, gell. Ist schade. Die Wolle ist nichts wert. Sie wissen nicht wohin mit der Schafwolle. – Aber ein Liter Schnaps 100 Schillinge, ein Kilo Wolle 100 Schillinge und ein Kilo Butter 100 Schillinge. Und ein Päckchen Tabak, da ist dann eine Frau gekommen da hinaus nach Jetzmunt, das hat dann 30 Schillinge gekostet. Wenn man getauscht hat, um ein paar Eier oder etwas, oder Butter oder etwas.*

In diesen drei Ausschnitten werden sehr unterschiedliche Aspekte der Versorgungslage – auch auf sehr unterschiedliche Arten – beschrieben. CD thematisiert mit einer schwankartigen Erzählung die Hamsterkäufe gleich nach Ende des

---

418 Und der Vater hat das mitbekommen.

419 ein Stück; einiges.

420 Frauen, Frauen, flieht! Die Franzosen kommen beim Wachszieher [am Eingang von Schruns, der Wachszieher Hueber] unten. Die Frauen vergewaltigen sie und die Männer töten sie!

Krieges und stilisiert hier seinen Vater zum viften, aber berechnenden Helden der Geschichte, der mit den Ängsten der Menschen spielt und so für seine Familie einen Vorteil herausschlägt.

BB berichtet, analog zu den Erzählungen über die Armut in der Kindheit, vom hohen Stellenwert der Landwirtschaften, über die es den Familien möglich war, sich weitgehend selbst zu versorgen – was zwar viel Arbeit und Mühe kostete, wo man aber andererseits „*nichts falsch machen*“ konnte.

NM spricht schließlich im obigen Ausschnitt den Aspekt des sich verändernden Geldwertes an. Dieses Thema wird von den ZeitzeugInnen sehr häufig angesprochen, sei es in Form einer erzählerischen Leitlinie der Lohn- und Preisentwicklung, sei es um in einer Gegenüberstellung aufzuzeigen, wie die bäuerliche Arbeit und ihre Produkte über die Zeit an Wert verloren. Auch NM's Erzählung streift dieses Thema, wenn er davon spricht, dass heute die Wolle im Abfall landet, während NM vor 60 Jahren noch einen Monatslohn für drei Kilo Schafwolle aufwenden musste.

Ein weiterer wichtiger Erzählstoff in Bezug auf die wirtschaftliche Situation in den Nachkriegsjahrzehnten wird hier von NM angesprochen, nämlich der Schwarzhandel oder Schwarzmarkt, ohne den bestimmte Produkte zumeist überhaupt nicht oder nur sehr teuer erhältlich waren. Dieser Thematik widmen sich die ZeitzeugInnen zumeist sehr ausführlich, wie im nachfolgenden Kapitel zum Thema Schmuggeln deutlich wird.

### 3.4.36. Schmuggeln und Schmugglergeschichten

Schmugglergeschichten sind kein für das Montafon spezifischer Erzählstoff, sondern in den meisten grenznahen Regionen sehr beliebt. Ähnlich wie bei den Lausbuben- und Schulgeschichten handelt es sich bei den Schmugglergeschichten um ein klassisches Themenfeld, dem in der Literatur bereits seit gut 150 Jahren Aufmerksamkeit geschenkt wird und das im Zuge der Selbstvermarktung für den Tourismus in den letzten Jahrzehnten verstärkt thematisiert und wiederbelebt wird.<sup>421</sup> Auch bei den Schmugglergeschichten handelt es sich häufig um betont lustige, aber auch spannende Erzählungen, die insofern an die Tradition des Schwankes anknüpfen, als sie zumeist die schlauen, mutigen Schmuggler in Szene setzen und dabei die Zollwachebeamten oder „Finanzer“ als Überlistete freundlich verspotten.<sup>422</sup> Schmugglergeschichten erfüllen sehr häufig die Funktion der Selbstdarstellung, wenn Zeitzeugen persönlich erlebte Anekdoten zum Besten geben, die die eigene Verwegenheit und Überlegenheit den Zöllnern gegenüber darstellen, und sich dabei um eine unterhaltsame Gestaltung bemühen.

421 Hessenberger, Edith: Von Grenzüberschreitern und Grenzbewachern. Eine kleine Soziologie des Schmuggels. In: Hessenberger, Edith (Hg.): Grenzüberschreitungen. Von Schmugglern, Schlepptieren, Flüchtlingen. Aspekte einer Grenze am Beispiel Montafon-Prättigau. (= Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 5) Schruns 2008. S. 51–77, S. 52.

422 Vgl. Girtler, Roland: Schmuggler. Von Grenzen und ihren Überwindern. Linz 1992. Girtler, Roland: Abenteuer Grenze. Von Schmugglern und Schmugglerinnen, Ritualen und „heiligen Räumen“. Wien 2006.

Spannung und Abenteuer stellen wichtige Merkmale der Schmugglergeschichten dar. Die Beschreibung einer Situation, in der man den Verfolgern von der Zollwache nur knapp entkam, ist ein zentraler Bestandteil klassischer Schmugglergeschichten, die durchaus als Mustererzählungen bezeichnet werden können. Der 1925 geborene CY gibt nachfolgend ein Beispiel für eine Schmugglergeschichte, in der er selbst der Held ist und in der viele Komponenten angesprochen werden, die gemeinhin mit dem Schmuggeln verbunden werden: Der Erzähler arbeitet als Hirte auf einer grenznahen Alpe und nutzt die Nähe zur Schweiz, um des Nachts Kaffee zu schmuggeln, dabei hat er engen Kontakt mit den Zöllnern, die er teils besticht und teils an der Nase herumführt:

*CY: Ich bin Oberhirte gewesen und habe noch einen Bub bei mir gehabt, aber 100 Stück Rinder. [...] [Von einem alten Mann, Anm.] habe ich immer Zeug gekauft. Ein Fernglas oder eine Pistole oder was, der hat alles auf Lager gehabt, weißt du! Und mit dem bin ich hinunter in die Schweiz und für das Geld habe ich Zigarettentabak hergeschmuggelt. Kaffee, Saccharin und dieses Zeug habe ich da hergeschmuggelt. Und meine Mama, die hat [unverständlich] ... Die Doktoren in Schruns, die haben mir immer gesagt, welchen Zigarettentabak ich bringen muss. Und viele, viele Päckchen habe ich da her ... Das habe ich halt nachgemacht. Weil da habe ich ja nicht weit von der Grenze weg gewohnt! Und dann bin ich halt in der Nacht hinüber und am Morgen, am Morgen um sechs ... Oft einmal, oder schon früher, sind dann die Zöllner gekommen. In Gargellen hat es dazumal noch fünf Zöllner gegeben. Fünf. Und die sind dann gekommen ... Und die haben aber genau gewusst, dass ich schmuggle, das haben die gewusst. Aber warum? Die habe ich natürlich eingesackt durch Essen und Trinken. Milch haben sie können trinken, Käse, Schmalz, sogar einen Riebl habe ich denen gemacht. Die haben genau gewusst, dass ich schmuggle. Aber die sind den Hunger und den Durst löschen zu mir gekommen in diese Alpe. Und dann sind sie gekommen – ich bin gar nicht ausgezogen gewesen! „CY, lass dich nicht stören, wir kommen nur, uns ein bisschen aufwärmen.“ Und ich habe gesagt: „Ich muss jetzt sowieso aufstehen.“ Dabei bin ich vielleicht gerade eine halbe Stunde vorher ins Bett! [Lachen] Und dann bin ich aufgestanden und habe denen einen Riebl gemacht und die haben den Hunger gelöscht und den Durst mit Milch, ich habe vier Kühe gehabt dabei bei den Rindern. Und da habe ich selber Käse und Butter fabriziert. Das habe ich alles gemacht in der Alpe. Und mit dieser Sache, mit dieser Freundschaft haben mir die Zöllner nichts angetan. Nur ein Wiener ist gewesen, der hat von mir keine Schüssel Milch bekommen, das ist ein Aufhocker gewesen! [Lachen] [...] Er hat auch gesagt zu mir: „Ich weiß genau, dass du schmuggelst!“ – „Ja, weißt du das“, habe ich gesagt. – „Ja, ja, das weiß ich!“ Dann habe ich zu ihm gesagt: „Dann musst du dich halt auf das Eck da hinaufhocken, dann siehst du, wenn ich komme!“ [Lachen] Ich habe den so lächerlich ... „Schau einmal hinunter dort, habe ich gesagt. Schau einmal, da gehen ein paar unten!“ Und dabei sind es Bedienungen gewesen von Gargellen, die haben einen Spaziergang gemacht. Und wie er die gesehen hat, ist er weg, als hätte man ihm einen*

*Schuss in den Hintern gegeben! Und derweil hat ein Bauer gewartet, der hat von mir ein Päckchen Pfeifentabak geholt. Der hat aber müssen den Rucksack ausleeren und schauen ... Und dann habe ich gesagt: „So, jetzt kannst du deinen Tabak ruhig einpacken und da hinunter, jetzt bist du sicher. Der erwisch dich nicht mehr, der muss jetzt da hinunter auf die andere Alpe.“ [Lachen]*

Kulturhistorisch interessant ist hier die Darstellung, dass auch CYs Mutter durch den Verkauf der geschmuggelten Waren eingebunden war. Zahlreiche ZeitzeugInnen berichten, dass die Schmugglerei häufig ein Familiengeschäft war, bei dem jeder nach seinen Möglichkeiten und im Rahmen seiner Kontakte mithalf. CYs Erzählung vom morgendlichen Besuch der Zöllner, kurz nachdem er von einer Schmuggeltour zurückgekehrt war, sowie seine Beschreibung, wie er den Wiener Zöllner „lächerlich“ machte, stellen den Höhepunkt seiner Darstellung dar. Die häufig eingestreuten direkten Reden, seine bildhaften Formulierungen („Und wie er die gesehen hat, ist er weg, als hätte man ihm einen Schuss in den Hintern gegeben!“) sowie der erstaunliche Erzählfluss weisen darauf hin, dass der Zeuge diese Anekdoten sehr häufig zum Besten gegeben hat und mit seiner Erzählung meist viele Lacher erntet. Wie in den Lausbuben- und Schulgeschichten der Lehrer, kommt in den Schmugglergeschichten dem Zöllner die Rolle des überlisteten und oft bloßgestellten Gegenspielers zu, auf dessen Kosten die Erzählungen zumeist ihren Unterhaltungswert gewinnen.

Neben „Schläue“ wird dem Schmuggler häufig körperliche Stärke attestiert. Zahlreiche Erzählungen stellen die großen Anstrengungen der Männer ins Zentrum ihrer Darstellungen, wenn sie schwer beladen abseits der Wege und in der Dunkelheit auf die hohen Berge steigen. Der 1934 geborene DW gibt hierfür ein Beispiel:

*DW: Die Familie meines Vaters hatte ja vier Kinder. Und da war ein Bruder, der wollte auch einmal mit. Da hat er Kaffee geholt. Und da hat er 25 Kilo Kaffee aufgeladen und das ist viel für die Strecke. Und das in der Nacht. Und dann hat sein Bruder halt gemeint, ob er auch mit gehen könnte. Der wollte halt auch grad ein paar Schilling verdienen, wenn er da ein bisschen Kaffee mit her nimmt. Gut, dann hat ihn der Vater mit genommen und sie haben Kaffee mitgenommen. Da sind sie über das Gweil daher gegangen. Da ist man vom Platina den Hang raus und oberhalb, da heißt es Geištal, und da sind sie über das Geištal und das Geištal runter. Ein Gelände, weißt du, Steine und Alprosen, Alprosen, Alprosen. Und da sieht man kein Loch und nichts. Und da unten hat der Bruder von ihm gesagt, er kann nicht mehr. Also, er war total fertig. Er hat ihn schon bis dorthin immer wieder aufspeitschen müssen und sagen, „jetzt komm!“, „komm, komm, komm!“. Und dort hat er gesagt, er kann nicht mehr. Da hätte er den Kaffee liegen lassen. Der Eine hat nicht mehr gekonnt. Und dann hat der Vater die 25 Kilo nochmal aufgeladen und ist mit 50 Kilo Kaffee bis da runter, irgendwo. Und dann hat er da oben, scheinbar gar nicht so weit da oben, hat er ihn dann versteckt. Und hat das dann später geholt. Aber, vom Geištal bis da herunter hat er 50 Kilo ... und*

*das ist viel. Wenn man schon einen Marsch gemacht hat von so viel Stunden!  
Im Dunkeln. Nein, die waren schon stabil.*

Klar wird hier der werthaltige Endpunkt betont: „*Nein, die waren schon stabil.*“ Die Hauptfigur in DWs Erzählung ist sein Vater, der nach einem langen nächtlichen Marsch schließlich die doppelte Last trägt. Neben den großen Anstrengungen, die die Schmuggler auf sich nahmen, wird in einigen Erzählungen auch das unwegsame Gelände thematisiert, durch das die Schmuggler die gut bewachten Wegstrecken umgehen wollten. Der 1919 geborene RR erzählt:

*RR: Ja, ja. Früher haben sie halt auch das Geld im Winter ein bisschen mit Holzen und im Sommer mit Schmuggeln verdienen müssen, mit Kaffee „us am Prättiga her“<sup>423</sup>. Hat man hauptsächlich Kaffee vor dem Ersten Krieg her geschmuggelt. [...] Der Schwiegervater hat auch erzählt. Ist er auch einmal herein beim „Partnuner See“, und hat beim „Förggili“ oben gesehen, dass es da nicht rein ist. Da ist er durch das „Gamstobel“ hinauf, bis unter die „Sulzfluh“. Ist ja ein furchtbarer Umweg gewesen. Und der herunter wieder. Und danach ist er oberhalb wieder auf [unverständlich] heraus. In der Nacht. Und wollte herunter, dort vom „Schwarzhorn“, „Kilkagrat“ herunter. Und dann ist dann dort noch ein Seil gespannt. Und ist ja eine furchtbare „Steerisi“<sup>424</sup> hinunter, „a stotzige“<sup>425</sup> darunter. Jetzt hört er jemanden gehen. Da hat man halt noch genagelte Schuhe gehabt. Und reden. Sind zwei Finanzer ihm entgegen gekommen. Und er hat umgedreht. Und sie haben ihn auch schon gemerkt. Und ist dort drüber hinaus und hinunter. Da würden ja die ganzen Fremden hinunterfallen, am Tag, wo er in der Nacht hinunter ist. Da hätten sie noch einen Schuss abgegeben, einen Schreckschuss. [lacht] Ja.*

Wie zuvor auch schon DW mit „*Alprosen, Alprosen, Alprosen. Da sieht man kein Loch und nichts*“ beschreibt hier RR eingehend das Gelände, in dem sein Schwiegervater unterwegs war, als steile Steinhalde und schließt mit folgendem werthaltigen Endpunkt ab: „*Da würden ja die ganzen Fremden hinunterfallen, am Tag, wo er in der Nacht hinunter ist.*“ Dieser Verweis auf wandernde TouristInnen stellt eine markante Abgrenzung nicht nur seines Schwiegervaters, sondern ein wenig auch der Einheimischen (im Gegensatz zu den „*Fremden*“) dar, die verwegen, stark und geschickt auch das schwierigste Gelände meistern. Durch diesen Hinweis wird deutlich, wie sehr die ErzählerInnen mit den Schmugglergeschichten die eigene Identität konstruieren, indem das Prestige der heldenhaften Hauptfiguren, die sie oft selbst sind oder aber mit ihnen verwandt oder bekannt, ganz allgemein auf die MontafonerInnen übertragen wird. Denn Schmuggeln, das zeigen die häufigen Erwähnungen in den lebensgeschichtlichen Erzählungen, stellt keine individuelle oder historische Ausnahmeerscheinung dar, sondern wird als Montafoner Eigenart inszeniert.

423 aus dem Prättigau her.

424 Steinhalde.

425 eine steile.

Darauf wies bereits im Kapitel 3.1. „Einstiege in die lebensgeschichtlichen Erzählungen“ die Einführung der 1929 geborenen KL hin, die gleich eingangs feststellt „*Die Montafoner haben immer gerne geschmuggelt*“ und mit einer persönlichen Schmuggler-Anekdote aufzeigt, dass das Schmuggeln nicht nur „Männersache“ war. Mit ihrer Darstellung bringt die Erzählerin auf den Punkt, was die zahllosen, umfangreichen Schmuggelgeschichten im Montafon indirekt bestätigen: Das Schmuggeln sei nicht nur typisch für das Montafon, sondern die MontafonerInnen schmuggelten auch „gerne“, das heißt nicht nur aus wirtschaftlicher Not, sondern aus Leidenschaft. Damit werden die Attribute, die um den typischen Schmuggler konstruiert werden, nämlich stark, ausdauernd, mutig, verwegen, listig und klug, schließlich auch zu Attributen der Montafoner Identität.

### 3.4.37. Wildern und Wilderergeschichten

Aussage und Funktion der im vorhergehenden Kapitel dargestellten Schmuggelgeschichten ähneln jenen der in die lebensgeschichtlichen Erzählungen eingeflochtenen Wilderergeschichten überwiegend. Auch hier stehen die Erzählungen in einer langen Tradition des Volksgesangs, der Volkserzählung sowie der Literatur in Bezug auf das Wildern und die Darstellung des Wildschützen als bedürftigem Rebellen.<sup>426</sup> Die Erzählungen der MontafonerInnen spiegeln diesen Prototyp wider: Einerseits werden die Wilderer als notleidende, arme Bauern beschrieben, die mit dem Fleisch ihre Familie versorgten. Die nachfolgende Darstellung des 1924 geborenen IJ entspricht diesem Muster und zieht Parallelen zum bereits in einem anderen Kapitel eingehend thematisierten Schwarzschlachten:

*IJ: Früher hat man eher gewildert. Verschiedene hat man gewusst. Weil eben das Essen knapp war, hat man gewusst, da versuchen die etwas Wild zu erlegen. Aber unter dem Krieg war ja alles genau. Da hat man versucht, wenn ein Kalb ... oder wenn eine Kuh zwei Kälber hatte, dann hat man nur eines anmeldet und hat eines heimlich praktisch hochgezogen und dann geschlachtet vielleicht. Das gab es ja immer wieder. Man hat halt versucht zu überleben. Wenn's ging irgendwie.*

Als Erzähler, der Wilderergeschichten nur über Dritte erzählt bekam, fällt IJs Darstellung kurz und emotionslos aus – verzichtet jedoch nicht auf eine Erklärung des Phänomens. IJ bezieht sich in seiner Erzählung auf die Kriegsjahre und erklärt die Beweggründe zu wildern mit „knappem Essen“ und dem „Versuch zu überleben“. Analog zu Hunger und Not wird in manchen Darstellungen auch die Möglichkeit des Zuverdienstes aufgezeigt. Der 1928 geborene WW beispielsweise erzählt, dass er mit einem Marderfell einen Monatslohn erwirtschaften konnte:

---

426 Vgl. Girtler, Roland: Wilderer. Rebellen in den Bergen. Wien 2000.

WW: Und im Winter hat man halt „gfallnat“<sup>427</sup>. Weißt du, da hat man immer Marder ...

I: Wie haben diese Fallen ausgeschaut?

WW: Das ist so ein Tellereisen gewesen, oder, so wie ein Schwanenhals. So, so, so groß. Das hast du auseinander gelegt. Und dann hast du da entsichert. Und dann ist es gespannt gewesen. Da hast du dann Köder hinein getan.

I: Was ist das für ein Köder gewesen?

WW: Ja, meistens hat man immer so ein bisschen einen Speck mit oder so, gell. Aber „d'Greetscha“<sup>428</sup> sind halt auch immer hinein. Ich weiß noch, da musste ich dann immer ... Wir haben so 20 Fallen gehabt. Dann musste ich dann immer hinauf, jede Woche hinauf, und schauen, ob drinnen sind und so. [...] Am Besten hat man es bei alten Tannen, weißt du, drinnen auch Mordtannen, alte, dort hat man die Fallen gerichtet. Und damals für einen Marder hast du 2000 Schillinge bekommen. Ist wie ein Monatslohn gewesen. Ja du. Aber jetzt bekommst du keinen Schilling mehr.

Eine zweite Komponente des Wilderer-Stereotyps ist, neben dem armen, hungrigen Wildschützen einerseits, der freche, mutige, mitunter rebellische Held andererseits. Der 1910 geborene EF gibt nachfolgend eine Anekdoten zum Besten, die nicht ganz dem üblichen Muster entspricht, da der Wilderer quasi zufällig auf seine Beute stößt und sie nicht wie ein gewiefter Jäger aufspürt. EFs Darstellung ist dennoch aufgrund einer Reihe anderer Aspekte besonders interessant:

EF: Aber etwas muss ich dir noch erzählen. Ich habe selber einmal eine da drinnen geschossen. Das hat einmal uns gehört, „des Hemat do dinna“<sup>429</sup>. [...] Und dann bin ich mit einem Eimer voll Kalk hinein. Ich glaube, ich hätte den Stall ausmisten sollen oder was. Das Reh habe ich sowieso schon drinnen gehabt. Versteckt im Heu. Und danach bin ich ... Herrgott, komme ich da hinein. Das Tor aufgemacht. Weidet ein Reh zwischen Haus und Stall. Und darüber hat der BP und der CP, der Bub von ihm, und der DP, auch ein Bub von ihm, [...] die haben darüber gemäht. Und eine Magd haben sie gehabt. Und die hat „d'Mahda zettat“<sup>430</sup>. Herrgott, habe ich gedacht, das ist schon verflucht frech, wenn ich dieses Reh schieße. Das hören die ja und sie sehen es ja. Es hat mir doch keine Ruhe gelassen [I lacht], habe das Gewehr angelegt. Und „tschak“, das Reh ist halt umgefallen. [I lacht] Habe ich schön da herein geschossen, alles wieder heraus. Und danach ist es umgefallen. „A paar Zabl“<sup>431</sup>. Da habe ich nur gehört, dass man halt gesagt hat: „Es zablat noch“, das Reh. Ja ich und der HX draußen die Geschichte beobachtet, der Nachbar. Der ist nämlich auch von dieser Sorte gewesen. Und dann habe ich dieses Reh

427 Fallen aufgestellt.

428 die Eichelhäher.

429 das Anwesen da drinnen.

430 das Heu gewendet.

431 ein paar Zappler; letzte Zuckungen.

*liegen gelassen. Ich habe gedacht, das gehe ich dann holen, wenn es dunkel ist. Das Tör zugemacht, bin herunter. Da beim Hof bin ich heraus. Bei der Decke vom Stall bin ich herunter, dass mich die nicht kommen gesehen haben. Und dann sind wir dann, ich und der HX, draußen da, sind wir es geschwind holen gegangen, wo es einmal dunkel geworden ist. Und dann haben wir es auch herunter. Beim HX draußen haben wir es „ausgezogen“<sup>432</sup>. Und dann habe ich es dann herein, und habe ich es ein bisschen eingesalzen, in eine Fleisch [unverständlich] hinein. Zugedeckt und ein bisschen Sägemehl drauf getan, und dann habe ich es eingegraben. [lacht] Einen Tag. Und dann habe ich gedacht [...]: Oh, der CP „hot jetzt nüt nötigr“<sup>433</sup> und geht zum „Forschtr“<sup>434</sup> hin, zum LV, und erzählt ihm das. Das ist aber nicht der Fall gewesen. [...] Und dann, am Sonntag darauf musste man auch wieder ins Tal hinunter in die Messe. Und da ist noch keine Straße gewesen, damals. Und da komme ich da hinunter. Und der DP, wo auch es gesehen hat, der kommt grad auch daher. Wir sind da halt zusammen gekommen. Dann hat der DP gesagt: „So, ist der Rehbraten gut gewesen?“ Ja, habe ich gesagt, ich habe es nicht zugegeben. Ich habe gesagt: „Ich habe keinen Rehbraten gehabt.“ – „Ja, kannst du gut schießen?“ hat er gesagt. [I und EF lachen laut] Weil sie halt den Schuss gehört haben, und das Reh ist halt umgefallen. [lachen] „So, ja kannst du gut schießen?“ [I und EF lachen] Ja. „Jo, des hot mi Wondr gno“<sup>435</sup>, sie haben mich nicht verraten.*

*I: Aha. Aha. Aha. Ja toll.*

*EF: Ja, ja. Ja, es ist schon ziemlich ein freches Stückchen gewesen. Wenn die oben da beim Mähen sind. Und sie sehen ja das Reh da auch, gell? [lacht] – „Ja, kannst du gut schießen?“ [I und EF lachen] Ja, ja. Ja, ja.*

Wie bei den allermeisten Wilderergeschichten handelt es sich auch bei dieser Erzählung um eine humorvolle Darstellung – was bereits am häufigem Lachen der Interviewerin und EFs erkennbar ist –, die, neben der Selbstdarstellung des Erzählers, vor allem eine unterhaltende Funktion hat.

Einen interessanten Aspekt in EFs Erzählung stellt die Beschreibung des Zusammenhalts der Bauernfamilien gegen den Förster dar. Einerseits geht aus EFs Darstellung hervor, dass die betreffenden Nachbarn selbst dem Wildern nicht abgeneigt waren und hier mit dem Erzähler quasi eine Interessengemeinschaft bildeten. Andererseits ist die Interpretation des Wilderns als rebellischer Akt gegen die Obrigkeit sehr verbreitet, besonders in Kunstformen wie Liedern oder literarischen Werken, sodass auch hier angenommen werden kann, dass EF auf einen Akt der Solidarität, in Form vom Schweigen der einfachen Bauern gegenüber den Behörden, anspielt. In einem anderen Interview erzählt der 1915 geborene YB beispielsweise stolz, wie die Gendarmerie offiziell nach dem unbekannten Wilderer in

432 gehäutet.

433 sinngemäß: kann es nicht erwarten.

434 Förster.

435 Ja, das hat mich gewundert.

Person YBs suchte: „Bei mir waren lange Zeit tausend D-Mark ausgesetzt, wenn sie den Wilderer von St. Gallenkirch erwischen. [...] Aber sie haben mich nie erwischt.“ YB unterstreicht hier mit dem Bild eines auf ihn ausgesetzten Kopfgeldes stolz seine Überlegenheit gegenüber den Behörden, die seiner nie habhaft werden konnten, während er sich weiterhin nahm, „was ihm zustand“.

Wie bereits in vorhergehenden Kapiteln wird auch hier die Messe am Sonntag als Versammlungsort der gesamten Gemeinde beschrieben, der vor allem soziale Funktionen für die Gemeinschaft erfüllt: Neben der Vermittlung von Arbeitsmöglichkeiten, der Mitteilung über zum Verkauf stehende Objekte oder einfacher Informationsaustausch über die Neuigkeiten im Dorf wurden mitunter auch in aller Öffentlichkeit Streitigkeiten ausgetragen oder zwischenmenschliche Rechnungen beglichen. So fragt in EFs Darstellung der Zeuge seines Wilderns beispielsweise offen, ob der Rehbraten gut gewesen sei, und stellt damit seinen Informationsstand und seine Macht klar, um schließlich mit einem indirekten Kompliment einzulernen („Ja, kannst du gut schießen?“) und Solidarität zu bekunden.

Als typisch für Wilderergeschichten können EFs Bewertungen des eigenen Handelns betrachtet werden, die dem Helden der Geschichte (und damit sich selbst) Mut und Geschick aussprechen. EF stellt seinen Schuss vor Zeugen mit „*Herrgott, habe ich gedacht, das ist schon verflucht frech*“ als verwegen und mutig dar. Andererseits betont er – wie dies bei Wilderergeschichten sehr häufig der Fall ist – seine Jagdleidenschaft, die ihm „*keine Ruhe gelassen*“ hat, bis er schließlich doch wagte, vor Zeugenschaft zu schießen. Gleichsam aufgrund dieses vermeintlichen Jagdinstinktes beschreibt der Erzähler noch, wie das angeschossene Tier zappelte – und betont damit den eigenen Blick auf das Tier als Beute (und nicht als Lebewesen), die mit dem Schuss sichergestellt war und erst Stunden später von ihm geholt wurde. Ebenfalls typisch für Wilderergeschichten ist die Verleihung eines Prädikats des guten Schützen an die Hauptfigur der Erzählung. EF weist sich selbst dieses Lob indirekt durch die Worte eines anderen zu.

Wilderergeschichten erfüllen (wie Schmugglergeschichten) vor allem die Funktion der Selbstdarstellung und der Unterhaltung. In der Mustererzählung spielt die Obrigkeit als Gegenpart eine zentrale Rolle. Die Förster oder Jäger (bzw. Zöllner) werden an der Nase herumgeführt oder dienen dazu, den Geschichten Spannung zu verleihen, wenn es zu Verfolgungsjagden oder gar Kämpfen kommt. Auch hier soll nicht in Abrede gestellt werden, dass die Darstellungen der ZeitzeugInnen dem tatsächlichen Sachverhalt entsprechen. Interessant und relevant für die Analyse von Erzähltraditionen ist allerdings, dass die Erzählungen bestimmten Mustern darin folgen, was in welcher Form erzählt wird.

### 3.4.38. Beruflicher Werdegang und Ausbildung

Eine der wichtigsten Leitlinien des lebensgeschichtlichen Erzählens stellt, analog zum großen Stellenwert der Arbeit in der Biografie, der individuelle berufliche Werdegang der ZeitzeugInnen dar. Als persönliche Einteilung der Lebens-

geschichte helfen Leitlinien, die Lebenszeit sinnvoll in Ordnungskategorien zu gliedern, und unterliegen damit dem Zwang zur Einhaltung der Zeitenfolge.<sup>436</sup> Dabei lässt sich anhand der vorliegenden lebensgeschichtlichen Erzählungen, wie übrigens auch anhand anderer Quellen, feststellen, dass der berufliche Werdegang besonders in der männlichen Autobiografie eine Rolle spielt. Während Männer ihr Leben häufig als Geschichte einer beruflichen Entwicklung darstellen, machen Frauen tendenziell beispielsweise die Familie zum zentralen Lebensthema.<sup>437</sup>

Diese verbreiteten Klischees entsprechende Feststellung kann einerseits mit der eher traditionellen Sozialisierung der befragten Generationen während der 1930er, 1940er und 1950er Jahre erklärt werden. Andererseits sind die thematischen Schwerpunkte der Geschlechter auch auf den Hintergrund der Befragungen zurückzuführen: Ein Teil der männlichen Erzähler wurde für ein Interview ausgewählt, weil die Betreffenden bedeutende öffentliche Personen repräsentierten oder in ihrem Arbeitsleben wichtige Ämter bekleideten, die gegenüber einem für das regionale Museum tätigen InterviewerInnen-Team naturgemäß stark in die Darstellungen der ZeitzeugInnen einflossen. Im Gegensatz dazu bekleideten nur wenige befragte Frauen öffentliche Ämter oder Funktionen im Tal – nur ein geringer Anteil der Zeitzeuginnen hatte überhaupt die Gelegenheit, eine Berufsausbildung zu machen. Insofern ist das vorliegende Kapitel klar von Erzählungen von Männern dominiert.

Einen großen Stellenwert für das Arbeitsleben haben jene Jahre, in denen sich der weitere berufliche Weg entscheidet. Die ZeitzeugInnen erklären fast immer ausführlich, vor welchem Hintergrund sie als junge Menschen eine bestimmte Ausbildung wählten oder ihren Berufsweg einschlugen. In den lebensgeschichtlichen Erzählungen der untersuchten Generationen spielen zunächst die fehlenden Ausbildungsmöglichkeiten für die jungen MontafonerInnen eine große Rolle. Einige ZeitzeugInnen berichten von ihrem Wunschberuf, den zu ergreifen sie nie die Möglichkeit hatten, andere erwähnen ihre Pflichten auf dem elterlichen Hof oder Unternehmen und Dritte wiederum beschreiben die Zwänge, die bei der Auswahl des Berufes mitspielten. Drei Ausschnitte sollen nachfolgend einen Überblick über die Erzählungen zum Thema Berufswahl geben:

OP ♂, geboren 1930:

*OP: Ich wäre jetzt ganz gerne ... ich wäre jetzt wahnsinnig gerne ... ich wäre ganz gerne Lehrer geworden. Aber das ... man hat einfach daheim Arbeit gehabt. Man hat einfach nicht ... es hat einfach geheißen, du kannst nicht gehen.*

436 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 20f.

437 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 186.

AZ ♂, geboren 1930:

AZ: Ja, ja, und dann ist halt der Krieg aus gewesen. [...] Und dann bin ich noch in die Fortbildungsschule hinaus. Ich bin eigentlich zwei Jahre ... der Däta hat mich zwei Jahre hinaus geschickt in die Fort... Ich bin ja daheim gewesen dann, die Landwirtschaft, gell. Konnte ich zwei Jahre in die Fortbildungsschule hinaus. Und dann ist dann aber ... hat dann die DZ geheiratet. [...] Und dann ist dann der EZ auch von daheim fort. [...] Und ich bin halt „net vo dahem ko“<sup>438</sup>. Der FZ ist sechs Jahre jünger gewesen. Der ist dann noch in die Schule gegangen. Wir haben überall den ganzen ... das ganze Jahr haben wir Arbeit gehabt. Und ich bin einfach nicht weg gekommen. An einen Beruf hat man eigentlich nicht einmal gedacht. Und dann, bis der FZ aus der Schule gekommen ist, habe ich eigentlich – der Däta wollte es ja auch noch nicht – habe ich in Bludenz draußen bei der Firma [unverständlich] um eine Maurerlehre gefragt, und bin schon fast 21 Jahre gewesen. Aber die sind da herinnen, [...] von meinem Jahrgang hat keiner eine Lehre gemacht. Keine richtige Lehre. Nur angelernt so. Dann habe ich eben diese Lehre angefangen draußen, anno 51 im „Advenna“<sup>439</sup> [...] Und habe aber Knopfgeld daheim abgegeben. Für ein paar Schuhe habe ich noch das Geld behalten können. Ja, man hat nichts gehabt. Und dann habe ich eben diese Lehre angefangen. Mit 1,80 Schilling pro Stunde habe ich damals angefangen. [lacht].

WX ♂, geboren 1932:

WX: Ich bin dann nach der Schule [...] war ich, ja, bis ich 18, 19 Jahre alt war, auf der Landwirtschaft und bin dann in die Lehre nach Bludenz gegangen. Deswegen weil ich mich ja damals selber hab erhalten müssen, und für mich war dann nur möglich, entweder eine Maurer- oder Zimmererlehre, weil da hat's schon Stundenlöhne gegeben. Damals war das noch nicht so. Ich sag jetzt damals, ich weiß das auch nicht ganz sicher. Vielleicht war das schon nicht mehr, nur die Schneider, zum Beispiel, die haben ja zahlen müssen dafür, dass sie in eine Lehre gehen haben dürfen. Nur damals vielleicht schon nicht mehr, da werden sie schon Kost und so gehabt haben und sonst nichts. Aber ich hab, wie gesagt, nur die zwei Möglichkeiten gehabt, was anderes hat man nicht gekannt. Ich hab dann auf den Bau müssen – ich hab Zimmerer gelernt.

Allen Darstellungen ist gemein, dass die Erzähler ihren Beruf oder die Berufsausbildung nicht selbst auswählen konnten, sondern ihr weiteres Arbeitsleben am Anfang von äußeren Determinanten abhängig war. In OPs Darstellung kommt dies durch Formulierungen wie „man hat einfach nicht“ und „es hat geheißen“ zum Ausdruck. Die Erzähler verzichten dabei auf Schuldzuweisungen oder Vorwürfe und zeichnen ein Bild allgemeiner absoluter Unmöglichkeit, wenn sie diesbezüg-

438 nicht von zuhause weggekommen.

439 Advent.

lich auch durchaus Bedauern ausdrücken – und beispielsweise durch die Betonung des „Damals“ (OP) klare Vergleiche mit den heutigen Möglichkeiten junger Leute zu erkennen sind. In AZs und WXs Erzählungen werden die äußeren Umstände, die eine Ausbildung verunmöglichten oder hinauszögerten, konkret benannt. AZ verweist auf die älteren Geschwister, die das Elternhaus verließen, und den jüngeren Bruder, auf dessen Ausschulung er warten musste, damit er auf der elterlichen Landwirtschaft entbehrlich war und im Alter von 21 Jahren schließlich eine Mauerlehre beginnen konnte. WXs Berufswahl war beeinflusst von seiner finanziellen Situation. Für ihn kam nur eine Ausbildung in Frage, für die er nicht bezahlen musste.

AZ deutet im obigen Ausschnitt die wichtige Rolle des Vaters für seine Berufswahl an. Bereits im Kapitel über Autoritäten in den Lebenserinnerungen wurde der Vater als Entscheidungsträger in Bezug auf Ausbildungsmöglichkeiten und Berufsentscheidungen angesprochen. BX, geboren 1930, erzählte beispielsweise vom Verbot ihres Vaters, den Lehrberuf zu ergreifen. Doch nicht immer kommt den Vätern die Rolle des strengen „Verbieters“ zu. Nachfolgend beschreiben FF und JJ, wie ihre Väter ihnen mit ihren Ratschlägen und Netzwerken einen großen Dienst für das weitere Leben erwiesen:

FF ♂, geboren 1935:

*FF: Mit 16 Jahren, nachdem der Vater festgestellt hat, dass ich zum Landwirtschaft Betreiben also nicht unbedingt Talent habe [I lacht], ein kleiner, schmächtiger Bub auch gewesen bin, hat man über einen Verwandten, der bei der Illwerke später dann Baudirektor war, eine Lehrstelle in Partenen bekommen. Ich habe am 1. Oktober 1951 bei Illwerke in Partenen in der Schlosserei in den Dienst der Illwerke treten dürfen.*

JJ ♂, geboren 1927:

*JJ: Dann ist der Direktor Huber, der Lehrer Huber, zum Papa gekommen und hat gesagt: „Du, der ist ganz ein guter Schüler. Lass ihn doch Lehrer werden.“ – „Nein“, habe ich gesagt, „das mag ich schon grad gar nicht.“ Und dann muss man dazu sagen, wir sind aufgewachsen in einer Zeit, zwar christlich-sozial hat sie geheißen, aber der Papa ist im Konsum gewesen. Die haben ja eine Woche Urlaub gehabt. Mehr haben die nicht gehabt. Und die haben ... am Sonntag sogar mussten sie ins Geschäft gehen. Und am „Wärchtig“<sup>440</sup> ist es sogar bis am Abend um sieben gegangen. Und schon am Morgen früh haben sie anfangen müssen. Und das hat der Papa dann gesagt: „Du schau einmal, ich habe für die Familie einfach zu wenig Zeit gehabt. Werde Lehrer, da hast du wenigstens Ferien.“ Und das hat mich dann dazu bewogen, dass ich in die LBA gegangen bin. Also das [lacht] ist der einzige Grund gewesen. Ich bin es danach*

---

440 Werktag.

*gerne gewesen, ich muss dazu sagen, also das hat mit dem jetzt nichts zu sagen, wenn man damals mit vierzehn das ausgewählt hat, wegen [lacht] den Ferien.*

FF erwähnt dankbar, dass sein Vater erkannte und akzeptierte, dass der Jugendliche für die Landwirtschaft nicht sehr geeignet war, und dass er über Verwandtschaftsnetzwerke einen Arbeitsplatz für seinen Sohn organisierte. JJ sträubte sich zunächst gegen den Vorschlag seines Lehrers, selbst auch den Lehrberuf zu wählen, und ließ sich schließlich von seinem Vater von den Vorteilen dieses Berufes überzeugen. Wenn auch im positiven Sinne, wie die dankbare Haltung der Erzähler gegenüber ihren Vätern bestätigt, so wird hier doch die Entscheidungsmacht der Eltern über die berufliche Laufbahn der Kinder deutlich.

Zahlreiche Erzählungen in Bezug auf den beruflichen Werdegang thematisieren die Schwierigkeiten oder großen Anstrengungen, die die Arbeit während der ersten Zeit prägten. Vergleichbar mit den Erzählungen von der „harten, arbeitsamen Kindheit“, werden auch hier gerne Extreme geschildert, die einerseits den großen Einsatz und die hohe Arbeitsmoral der ErzählerInnen dokumentieren sollen, und andererseits die großen Anforderungen an die jungen Männer implizit heutigen Verhältnissen gegenüberstellen.

IJ ♂, geboren 1924:

*IJ: Mein Gott, das war selbstverständlich. Es war eine Geselle dabei und wir Lehrlinge. Wenn etwas gefehlt hat, hat man die Lehrlinge dann hinein geschickt, „hol noch das oder jenes“, was noch notwendig war. Auf dem Bartholomäberg oben, das weiß ich noch, haben wir dann installiert, da gab's diese neue Trafostation. Na, dem Lehrling hat man dann immer gesagt, „uns fehlt jetzt das, geh doch hinunter und hol das“. Den hat man herumgeschickt natürlich. Aber warum nicht. Ich war dann lieber unterwegs als irgendwo ein Loch graben. Es gab dann schnell einmal eine Bestimmung, da hat man gesagt, „die Lehrlinge dürfen für diese Grabarbeiten nicht mehr eingesetzt werden“. Da wurde in dieser Hinsicht schon darauf geachtet, dass man als Lehrling gewisse Rechte hatte. Während früher hat man die Lehrbuben ja ausgenutzt, nicht. Kann mich noch erinnern – möcht aber sagen, das war keine Ausnützung – am Heiligen Abend hat uns der Meister gesagt, „jetzt ist Heiliger Abend“, statt um sechs haben wir um fünf Feierabend. Und das war eine Freude, gelt. Ja ja, aber früher war's sicher noch schlechter. Die Lehrbuben hat man herumgejagt und dann haben sie womöglich noch Schläge bekommen. Das war jetzt in unserer Lehrzeit nicht mehr der Fall. Da war's schon, in dieser Hinsicht, etwas besser.*

JQ ♂, geboren 1930:

*JQ: Und dann hat mein Onkel, der Bruder von meinem Vater, in Vorarlberg, der hat eine Holzhandlung gehabt. Und der hat gesagt, ich kann zu ihm kom-*

men, als sozusagen sein Faktotum, für alles zuständig, also das Mädchen für alles. [...] Da war ich eigentlich immer der Manager. Weil der Onkel hat nur gesagt: „Mach das und dieses und jenes.“ Und so weiter. Und ich habe das alles organisieren müssen, vom Kauf bis zur Lieferung. [...] Und dann war unter anderem im Silbertal, haben wir Schnittholz, nein, Schleifholz für die Firma, ich weiß nicht, in Steyr, [...] haben wir das Schleifholz gekauft. Das ist aus dem Silbertal hinten, vom Dürrwald da hinten, ganz hinten, Gafluna und so weiter. Ja, und das musste ich überwachen. Und bei den Flözarbeiten dabei sein müssen und so weiter. Und das hat sich über vierzehn Tage, drei Wochen, hingezogen. Da haben wir in Schruns die ganzen Waggons verladen. Da sind ganze Züge weggegangen. Das habe ich alles unter mir gehabt. Und danach war halt eines Tages, habe ich mit meiner Frau Samstag, Sonntag, weil ich gewusst habe, da habe ich frei, ausgemacht, wir machen da irgendeine Tour, irgend etwas. Ich bin gerne bergsteigen gegangen. [...] Und dann am Tag davor kommt mein Onkel eines Tages in mein Zimmer, am Freitagabend. Hat er zu mir gesagt: „Ja du, morgen musst du ins Silbertal hinein, da muss man das und jenes flözen. Da musst du unbedingt dabei sein.“ Habe ich gesagt: „Nein Onkel, das kann ich nicht. Ich habe mit meiner Frau das ausgemacht, da mit meiner Freundin das ausgemacht. Und ich kann das jetzt nicht. Hätest du mir am Wochenanfang das sagen können, dann hätte ich das halt nicht ausgemacht.“ – „Nein, du musst. Du musst es halt absagen.“ Habe ich gesagt: „Nein, das sage ich nicht ab. Das musst du einsehen, Onkel. Ich habe ein Privatleben auch.“ [...] Und dann hat er gesagt: „Ja, dann kannst du grad gehen.“ Dann habe ich gesagt: „Ja, dann gehe ich.“ Habe ich mein „Glumpat“<sup>441</sup> gepackt und bin da herein zur KQ und habe ihr das erklärt. Und dann haben mich die Schwiegereltern da aufgenommen. Dann habe ich im Haus halt ein Zimmer bekommen. Und dann war ich natürlich plötzlich arbeitslos.

PP ♂, geboren 1907:

PP: Jetzt hat es geheißen, ja, auf Latschätz hinauf, Kleinhirt. Mein Gott, ich bin halt nicht gern auf das Latschätz hinauf, Kleinhirt. Da hab ich müssen am Morgen um drei aufstehen. Da hat man müssen das Vieh eintreiben. Melken hab ich ja nicht müssen, aber, wie gesagt, am Morgen um drei aufstehen und das Vieh eintreiben. Dann hat vielleicht noch eine Kuh gefehlt, die hat man nicht gefunden. Dann hat man müssen die Kuh auch noch suchen. Und wenns „läd Wettr“<sup>442</sup> ... es ist zwar ein schöner Sommer gewesen, aber es hat doch auch hie und da geregnet. Und danach bin ich dann im Herbst heimgekommen, und danach habe ich gesagt: „So, jetzt ist fertig. Ich gehe nicht mehr.“ Also, ich habe so verdrossen, so halt nicht in die Alpe wollen, es hat mir halt nicht getan. Fertig. – „Ich möchte halt Schreiner lernen.“ Ja, jetzt der Däta, hat er gefragt, in Vandans: „Ja, wir haben auch keine Arbeit.“ – „Wir

441 Sachen.

442 Schlechtwetter.

*haben selber keine Arbeit.“ und „Schreinerlehrling nehmen wir keinen.“ Und so weiter. Und dann hat die Mutter in Schruns gefragt, bei der Neyer dort als Zimmermann. „Nein, das möchte ich nicht, ich möchte in die Werkstatt.“ Ja, da hätten sie momentan keine Arbeit. Das ginge nicht. [...] Dann hat sie [eine Bekannte, Anm.] dort gefragt, bei „Kasper Herman und Söhne“, die haben gesagt: „Ja, ich kann kommen.“ Dann bin ich dort hingekommen, und bin drei Jahre dort unten gewesen. Denken Sie! Heute hat ein Lehrling vom ersten Tag an einen Lohn! Ich habe müssen das Kostgeld sogar zahlen! Und erst im letzten, im dritten Jahr habe ich damals ein bisschen Geld gehabt! Ja. Habe ich umsonst gearbeitet. Das sind andere Zeiten gewesen. Und ich bin ein starker Junger gewesen.*

Ein immer wiederkehrendes Thema in den Erzählungen ist die Schwierigkeit, einen Arbeitsplatz zu bekommen, und die große Konkurrenz unter den jungen Männern. Speziell von den Zwischenkriegsjahren und den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, in welchen Zeitraum das Jugendalter der Erzähler ja fällt, wird berichtet, dass aufgrund des Mangels an Lehr- oder Arbeitsplätzen jede Arbeitsmöglichkeit angenommen werden musste. Die Arbeitsplätze erfüllten nur selten die Wünsche der jungen Männer, weshalb Erzählungen von Anstrengung, Schwierigkeiten oder Widerwillen im Vordergrund stehen.

IJ erwähnt den Umstand, als Lehrbub stets mit anstrengenden und lästigen Aufgaben betraut worden zu sein, erinnert sich an heute unvorstellbar lange Arbeitszeiten und spricht auch körperliche Gewalt an, die in einem Lehrverhältnis während seiner Jugendzeit noch durchaus verbreitet war. Auch JQ spricht die schlechte arbeitsrechtliche Situation an, wenn er seine langen Arbeitszeiten und Wochenendeinsätze im Unternehmen seines Onkels beschreibt. JQs Darstellung repräsentiert zahlreiche Erzählungen, die von höchstem Einsatz für den Beruf sprechen, der unter anderem aufgrund des Arbeitsplatzmangels und der warten- den Konkurrenz erbracht werden musste. PP beschreibt abschließend die großen körperlichen Anstrengungen im landwirtschaftlichen Bereich, seinen Widerwillen gegen diese Arbeit sowie die Schwierigkeiten, eine andere Arbeitsstelle zu finden. Mit dem Hinweis „Denken Sie! Heute hat ein Lehrling vom ersten Tag an einen Lohn! Ich habe müssen das Kostgeld sogar zahlen!“ spricht PP klar den Wandel an, der die letzten Jahrzehnte in der Lehrlingsausbildung prägte.

Der Wandel, dem alle Berufsfelder in der einen oder anderen Art unterlagen, stellt einen wichtigen Erzählstoff in den Erzählungen vom beruflichen Werdegang dar. Während PP im letzten Ausschnitt die verbesserten Umstände für Lehrlinge anspricht, thematisieren andere ErzählerInnen Veränderungen im Ausrüstungs- oder Werkzeugbereich, verbesserte Sicherheitsvorkehrungen am Arbeitsplatz, einen höheren Grad der Technisierung, ein arbeitnehmerInnenfreundlicheres Arbeitsrecht etc. Nachfolgend sollen zwei Ausschnitte beispielhaft aufzeigen, wie die ErzählerInnen den Einfluss eines allgemeinen äußeren Wandels auf das eigene Berufsfeld beschreiben:

CC ♂, geboren 1933:

*CC: Und die Landwirtschaft ist da maßgebend gewesen, wo heute die Landwirtschaft keinen Wert mehr hat. Die Landwirtschaft ist heute, praktisch gesagt, Null. Und so haben wir das halt immer weiter gemacht. Dann haben wir das alte Haus ... da war die Schwiegermutter noch und die Schwägerin, und jetzt was machen wir? Das alte Haus richten oder neu bauen? Dann haben wir uns entschieden neu zu bauen und dann haben wir das gebaut. Das ganze haben wir gemacht. Zuerst hab ich viel geholzt – im Holz hat man was verdienen können, da hat man kein Fahrzeug gehabt zum Wegfahren. Wir haben zu Fuß nach Schruns gehen müssen, wir haben alles zu Fuß machen müssen. Man hat Lebensmittel selber rauf tragen müssen, das hat man alles von Hand gemacht. Und dann sind die Straßen verbessert worden, dann sind die Motorräder und die Autos gekommen, dann hat sich das immer entwickelt. Dann bin ich dann arbeiten gegangen.*

BD ♂, geboren 1927:

*BD: Und da sind wir am 1. April 1967 eingezogen. Und da habe dann ich mit der Frau und mit der Mutter noch das Geschäft betrieben. Die Mutter ist dann 1978 gestorben, und wir haben das dann allein bis 1987, bis ich dann in die Rente gekommen bin, am 31. März bin ich 60 gewesen, und dann bin ich in die Rente gegangen. Es ist dort die Situation so gewesen, dass in Bludenz die Großmärkte gekommen sind, wie der Interspar, und ein Überleben da im Dorf unmöglich gewesen ist, oder. Und ich bin nur noch der Lückenbüßer gewesen. Weil erstens, es ist von Vorneherein fast nicht möglich gewesen, dass man leben hätte können von so einem Lebensmittelgeschäft. Bis 1962 haben wir ja noch die Landwirtschaft betrieben, und dann haben wir die aufhören müssen, weil der Vater einen Schlaganfall gehabt hat, und dann ist er ja 64 dann gestorben. [...] Wenn ich heute drüber nachdenke, wie ich das überhaupt machen habe können! Von Urlaub ist überhaupt keine Rede gewesen! Bis 1987, bis wir das Geschäft zugetan haben, habe ich keinen Urlaub gehabt. Auch die Frau nicht. Wir sind immer voll beschäftigt gewesen und voll angehängt, mit dem Geschäft.*

Der Wandel, der in diesen beiden Ausschnitten angesprochen wird, umfasst einerseits Veränderungen, die von Außen auf die Erzähler in ihren Arbeitsfeldern wirkten: der Wertverlust der Landwirtschaft, die Modernisierung und Mechanisierung der Arbeitstechniken, die Motorisierung, die Verbesserung der Infrastruktur bzw. Konkurrenz durch Großmärkte, aber auch die Veränderungen, die das Computerzeitalter mit sich brachte. Andererseits thematisieren die Erzähler auch den Wandel im engsten, persönlichen Umfeld, der sich durch die Übergabe eines Unternehmens von einer Generation an die nächste ergab, oder jenen von wirtschaftlich schlechten auf gute Zeiten. Alle drei Erzähler schildern ihr Arbeitsleben als einen Kampf, der sich aus wirtschaftlicher Konkurrenz („ein Überleben da ist unmöglich

gewesen“, BD), aus einer Doppelbelastung durch das Weiterführen der elterlichen Landwirtschaft neben einem anderen Betrieb („Wenn ich heute drüber nachdenke, wie ich das überhaupt machen habe können!“, BD), durch fehlende Pausen und Urlaubsmöglichkeiten („Von Urlaub ist überhaupt keine Rede gewesen!“, BD), oder durch schwere Arbeit („alles von Hand“ und „alles zu Fuß“, CC) ergab. Interessante Einblicke in den Stellenwert der Landwirtschaft gibt CCs Hinweis, er sei erst Jahre nachdem er ausschließlich die Landwirtschaft geführt hatte und für ein bisschen Zuverdienst als Holzknecht tätig war, „arbeiten“ gegangen. Mit „arbeiten“ bezieht sich CC auf eine feste Anstellung in einem Unternehmen, und stellt diese offenbar den landwirtschaftlichen Arbeitsbereichen gegenüber, die ihm als so selbstverständlich erscheinen, dass er sie gar nicht als richtige „Arbeit“ bezeichnet.

Ganz in diesem Zusammenhang ist zu verstehen, dass viele Erzähler sehr stolz vom Unternehmen, in dem sie jahrelang angestellt waren, berichten und sich stark mit diesem identifizieren – wie dies nachfolgend der 1930 geborene BB vorführt:

*BB: Der [Onkel, Anm.] war damals Verputzer und war bei dieser Firma beschäftigt und dann bin ich dort in die Lehre gekommen. 1948, dann die drei Lehrjahre. Und 1951 die Gesellenprüfung. Und dann war ich als Maurer und Verputzer, je nach Bedarf, war ich dann bei dieser Firma beschäftigt. Bis 1960. [...] War ein gutes Unternehmen. Und der Baumeister Buril hat die einheimischen Unternehmen fast überflügelt. Er war sehr tüchtig. Und ich denk jetzt zum Beispiel in Lorüns diese Silos, die runden, wurden damals in den 70ern schon mit Gleitschalung gebaut. Das haben anderen Firmen noch gar nicht gekannt.*

Im landwirtschaftlich geprägten Montafon war die Wertschätzung der Möglichkeit, einen anderen Beruf als LandwirtIn auszuüben, besonders bis in die 1960er, 1970er Jahre sehr groß. Die Eltern und Großeltern waren mitunter seit Generationen BäuerInnen gewesen, manchmal ohne eine Wahl zu haben. Dazu brachte die Landwirtschaft immer weniger ein. Vor diesem Hintergrund besehen gab die Möglichkeit, als erster in der Familie ein Handwerk zu erlernen und eigenes Geld zu verdienen, den jungen Leuten ein Gefühl der Unabhängigkeit und Individualität. Der Erfolg eines Unternehmens wurde als persönlicher Erfolg interpretiert, die wirtschaftlich guten Jahre der Nachkriegsjahrzehnte brachten den Arbeitern und Angestellten nicht nur Wohlstand, sondern erhöhten ihr Selbstwertgefühl, etwas zu schaffen und (wieder-)aufzubauen. Die jungen Leute hatten nun die Möglichkeit, unabhängig von den Eltern eigene Wege zu beschreiten, und der allgemeine Erfolg und Aufschwung in diesen Jahrzehnten schien ihnen Recht zu geben.

### 3.4.39. Wirtschaftlicher Aufschwung in der Nachkriegszeit



Abb. 54: Werbetafel in Schruns Ende der 1940er Jahre

(Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/Montafon Archiv)

Wie bereits im letzten Kapitel deutlich wurde, unterscheiden sich die Erzählungen über die Nachkriegsjahre (und die darauffolgenden Jahrzehnte) grundlegend von jenen über die Kriegsjahre und die davor liegende Zeit. Die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg wurden als zunehmend gesichert empfunden, die Erzählungen werden weniger dramatisch gestaltet. Während die Darstellungen der Erinnerungen bis 1950 tendenziell politisch sind, stehen nun alltagsweltliche Lebensgeschichten-strukturierende Ereignisse im Vordergrund, wie etwa das Arbeitsleben, die Freizeit, die Familie und der Konsum.<sup>443</sup>

Die Erfolgsgeschichte, die für die meisten ErzählerInnen in den 1950er Jahren mit dem rasanten wirtschaftlichen Aufschwung des Landes Vorarlberg einsetzte,<sup>444</sup> ist stark mit Konsum-Symbolen durchsetzt, die retrospektiv zu Belegen des eigenen Fleißes und der erbrachten Leistungen konstruiert werden. Motorisierung und Unterhaltungselektronik kommt in den Erinnerungserzählungen dabei ein besonders großer Stellenwert zu. Die meisten ZeitzeugInnen können sich an das Jahr, manchmal sogar an den Tag erinnern, wann sie sich das erste Motorrad, das erste Auto, den ersten Radio oder Fernseher kauften – und nicht selten wissen sie noch heute, wieviele NachbarInnen im Ort zu diesem Zeitpunkt über eine ähnliche Ausstattung verfügten. Nachfolgend erzählen HH und seine Frau IH von ihrem ersten Auto, und GH berichtet von den Erfahrungen mit seinem ersten Fernseher:

443 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 91f.

444 Feurstein: Wirtschaftsgeschichte Vorarlbergs von 1870 bis zur Jahrtausendwende. S. 51.

HH ♂, geboren 1930:

*HH: 59 haben wir ein Auto gekauft. [...] Sind wir im Februar da herein gekommen, am 12. Februar und am 14. April, glaub ich, haben wir das erste Auto.*

*IH: Und zwar ein ganz ein tolles Auto. Und zwar ein PKW, wo alle Scheiben versenkbar waren. Also, keine Mittelstrebe drinnen. Und da waren auch nur sechs, sieben im Land. Und der ist wunderbar gelaufen. Aber man musste immer auf Touren sein.*

GH ♂, geboren 1929:

*GH: Ja, also Fernseher habe ich anno 60 schon gehabt. „Schon“ sagt man normal nicht, aber damals ist es ziemlich einer von den ersten in Vandans gewesen. Ich weiß noch, da hat man nur noch den deutschen Vierer Programm hat man bekommen. Das kennt man heute gar nicht mehr, das Programm. Mit einer Antenne wo zwei ... Drei Mann mussten auf das höchste Dach hinaufheben. Und gewesen ist es fast wie ein Segelflieger so groß. Unheimliche Kosten. Dann hat man es hereingebracht mit ... „Geschneit“ hat es dann in dem Ding drinnen, als wie mitten im Sommer der Schnee fallen würde. Ja also, aber man hat halt gemeint, ja, ja, so einen Fernseher muss ich ja ... das ist halt etwas Einmaliges gewesen. Es sind dann ... Ja, es ist langsam voran gegangen, habe ich das Gefühl, in Vandans, mit dem Fernsehen.*

Die Begeisterung über diese damals luxuriösen Anschaffungen ist den ZeitzeugInnen bis heute anzuhören. IH beschreibt enthusiastisch die Ausstattung des Wagens, an dessen Kaufdatum sich das Ehepaar bis auf den Tag genau erinnert. Die Nachteile gegenüber dem heutigen technischen Stand werden sowohl von HH und IH in Bezug auf den Motor, als auch von GH in Bezug auf den schlechten Empfang des deutschen Programms erwähnt. Die Anführung dieser Nachteile dient allerdings eher dazu, den unüberhörbaren Stolz auf diese Anschaffungen auszugleichen. Den Erzählern ist bewusst, dass das Lob des eigenen Besitzes nicht zuletzt Eigenlob ist, was sie abzumildern suchen. So rechtfertigt GH beispielsweise seine Formulierung, er hätte „schon anno 60“ einen Fernseher gehabt, damit, dass es tatsächlich so gewesen sei – was seinen Stolz natürlich nicht zu schmälern vermag.

Der Hinweis, der oder die „Erste“ gewesen zu sein bzw. als „ersteR“ etwas gehabt oder gekauft zu haben, stellt in den lebensgeschichtlichen Erzählungen einen regelrechten Topos und mitunter sogar eine Leitlinie des lebensgeschichtlichen Erzählens dar. Gerade der oben zitierte Erzähler HH verbindet seinen Lebenslauf immer wieder mit den Daten bestimmter Erwerbungen: Der Aufzählung betreffend das erste Motorrad, das erste Auto, das große Haus mit Garten oder das große Büro folgt schließlich die Erwerbung von Auszeichnungen und Urkunden für verschiedene Tätigkeiten oder Funktionen und Ehrenämter. Andere Erzähler erwähnen aber beispielsweise auch stolz, wann die Freiwillige Feuerwehr der Heimatge-

meinde das erste Einsatzfahrzeug erwarb (CD). Selten unerwähnt bleibt allerdings, wenn etwa „halb Schruns“ auf dem eigenen Fahrrad das Radfahren lernte (TT), man selbst der Erste seiner Generation auf dem Piz Buin war (WX), man als erste von allen Freundinnen einen Schipullover zum Schifahren trug (KL) oder man zu den ersten im Dorf zählte, die Urlaubsreisen mit der Familie unternahmen (AC).



Abb. 55: Familienausflug ins Gauertal auf dem Motorrad  
(Sammlung Hildegard Thöny/Montafon Archiv)

Eine etwas andere Dimension erhalten Erzählung von Vorreiterschaft, wenn es um die Emanzipation der Frau geht – die in einigen Biografien ebenfalls ausdrücklich angesprochen wird. Hier vermischt sich die bereits bekannte Selbstdarstellung mit einer sozialen Revolution, die frau selbst vorantrieb. An die Stelle einer technischen Revolution, die man sich leisten konnte, tritt in diesem Fall die Erzählung von der eigenen Pionierinnenrolle. Nachfolgend sollen zwei Beispiele dokumentieren, wie diese Erzählungen nach dem Muster „ich war die Erste, die“ aussehen können. Die 1920 geborene QJ erzählt von ihrer Vorreiterinnenrolle sowohl im Dorf als auch in der Firma, in der sie arbeitete:

*QJ: Ich war die zweite Frau, die [...] als Gemeindevertreterin fungierte. Bei den Wahlen hat man oft gehört: „Wiberlüt ghöran hintaran Ofa!“<sup>445</sup> Auch in der Firma war ich die einzige weibliche leitende Angestellte. Ich bin keine Feministin, aber ich musste arbeiten, um die Kinder großzuziehen. [...] Ich war immer die einzige Frau in den Direktionssitzungen und Abteilungsleitersitzungen. Nach vier Jahren Sekretärin übernahm ich das Amt der Öffentlichkeitsarbeit-Marketing bei der Firma [...]. Im ersten Jahr habe ich mich mit Budget, Einkauf und Angeboten herumgeschlagen. Ich hatte ein System für*

445 Weiberleute gehören hinter den Ofen!

*mich zurechtgelegt, also ging ich zu einem Mann und beauftragte ihn mit der höflichen Bitte mit den Budgetzahlen die restlichen Arbeiten wie Angebote einholen und so weiter zu erledigen. Dies klappte wunderbar, zumal ich ihm sagte, dass ich zu blöd für diese Arbeit sei. Diese Aussage erzählte ich einmal in einer Feministinnenrunde und diese waren entsetzt, dass sich eine Frau einem Mann gegenüber als blöd bezeichnen konnte. Ich jedoch war der Überzeugung, dass man einem Mann nur schmeicheln musste, um an das Ziel zu kommen.*

Der Topos vom „der/die Erste“-Gewesen-Sein thematisiert im Kern eine Leistung, die die ErzählerInnen unter ihren Mitmenschen hervorragen lässt. Hinter diesem Topos steht eine Geschichte, die weniger deutlich und explizit erzählt wird, nämlich die Geschichte des Wettbewerbs, des Vergleichens mit FreundInnen, NachbarInnen oder Verwandten – und schließlich die Geschichte des Sieges – und sei es ein Sieg in einem Kampf, von dem auch nachfolgende Generationen noch profitieren würden. Der allgemeine Wirtschaftsaufschwung wird auf diese Weise mit einer persönlichen Erfolgsgeschichte verknüpft, in der sich der/die Einzelne vor dem Hintergrund des allgemeinen Aufschwungs selbst noch ein bisschen höher als die anderen zu schwingen vermochte. Analog zur hohen Arbeitsmoral der ErzählerInnen dieser Generationen, die bereits in mehreren Kapiteln aufgezeigt werden konnte, wird hier das explizite Leistungsdenken deutlich. In der Darstellung dieser Werte, die die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg bis heute prägten und prägen, ist der eigentliche Wandel der Gesellschaft zu sehen: Das traditionelle Gefüge der landwirtschaftlich geprägten und organisierten Gesellschaft, in dem jeder und jede ihren Platz hatten, der Ablauf der Tage, der Jahre und schließlich des Lebens nach immer gleichen Mustern vorherzusehen war und in dem kaum persönliche Leistungen, sondern vor allem die Arbeit in der Gemeinschaft zählte, wird abgelöst von einer zunehmend ausdifferenzierten, individualisierten und leistungsorientierten Gesellschaft.

Dieser Wandel spiegelt sich im Zeitverständnis der ErzählerInnen wider. Während in der traditionellen, landwirtschaftlich geprägten Gesellschaft das Leben als aus kleinen Zyklen bestehender Zyklus verstanden wird, wird das moderne, industrialisierte, zunehmend individualistische Leben linear als Folge von Ereignissen, Handlungen, Errungenschaften dargestellt.<sup>446</sup> Dieses lineare Zeitverständnis wird in Bezug auf den Erzählstoff vom wirtschaftlichen Aufschwung besonders deutlich. Das Leben der ErzählerInnen stellt sich dar als die logische Konsequenz von Arbeit, Leistung, und Errungenschaften werden in der Mehrung von Eigentum, Erfahrungen oder Titeln gesehen.

---

446 Holl: Geschichtsbewußtsein und Oral History. S. 73f.

### 3.4.40. Neu-Anfang mit dem Tourismus

Im Montafon setzte der Tourismus im Rahmen des Alpinismus gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden zunehmend sowohl SchisportlerInnen als auch SommerfrischlerInnen angezogen. Die Reiselust der TouristInnen brach aber im Zuge der Krisen und Kriegswirren in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bis nach Ende des Zweiten Weltkriegs weitgehend ein – um in der Nachkriegszeit erneut aufzublühen und das Tal bis heute wie kaum eine andere Branche zu prägen.<sup>447</sup> Der Weg zur Reisedestination mit dem heutigen Profil, das mit 70 % der Gäste den Schwerpunkt in der Wintersaison hat, war in den Nachkriegsjahrzehnten überwiegend vom Sommer- und Wandertourismus geprägt<sup>448</sup> – wie das im Übrigen in den meisten Alpentälern der Fall war.<sup>449</sup>

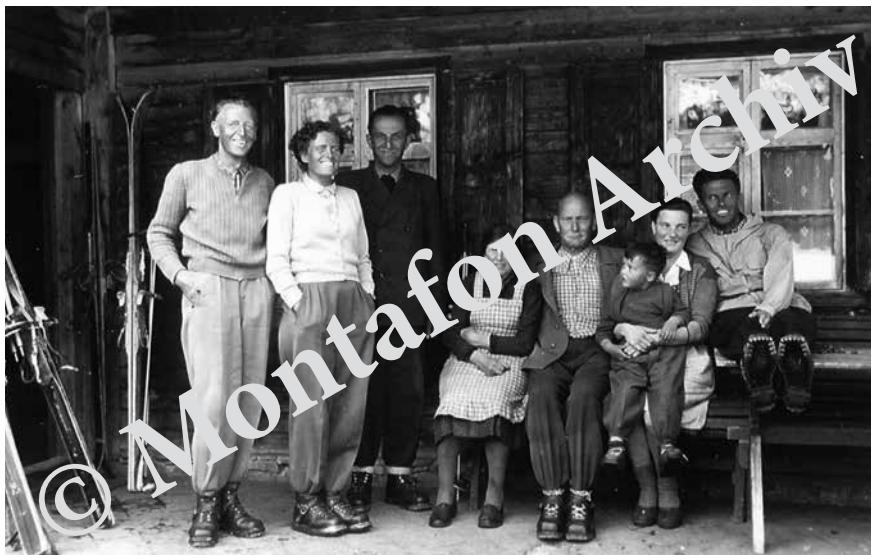


Abb. 56: Gargellner Wirtin inmitten ihrer Gäste in den 1950er Jahren

(Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv)

Viele der ZeitzeugInnen erlebten diesen Wandel quasi im eigenen Wohnzimmer mit, in ihren lebensgeschichtlichen Erzählungen nehmen die Neuanfänge des Tourismus während der Nachkriegsjahrzehnte einen großen Raum ein. Dies verwundert nicht, wenn man sich vergegenwärtigt, was die neue Einkommensalternative zur Landwirtschaft für die Einzelnen bedeutete: Meist hatten die Befragten in den

447 Baier: Tourismus in Vorarlberg, S. 25.

448 Hachtmann, Rüdiger: Tourismus und Tourismusgeschichte. [http://docupedia.de/zg/Tourismus\\_und\\_Tourismusgeschichte](http://docupedia.de/zg/Tourismus_und_Tourismusgeschichte) am 24.9.2011.

449 Vgl. Bätzing, Werner und Manfred Perlak: Tourismus und Regionalentwicklung in den Alpen 1870–1990. In: Luger, Kurt und Karin Inmann (Hg.): Verreiste Berge. Kultur und Tourismus im Hochgebirge. Innsbruck 1995. S. 43–80.

Nachkriegsjahren eine Familie gegründet, ein Haus gebaut oder von den Eltern übernommen und versuchten nun, erstmals finanziell auf eigenen Beinen zu stehen. Diese sehr prägenden Jahre stellen einen Meilenstein in einer Biografie dar, was sich in der Ausführlichkeit der Darstellung widerspiegelt.

Der folgende Ausschnitt, erzählt von der 1926 geborenen WD, spricht beispielhaft einige zentrale Aspekte dieser Erzählungen vom Tourismus in den Nachkriegsjahren an. Die Erzählerin, die ohne Eltern und in Armut aufgewachsen war, lebte nach ihrer Heirat mit einem „fremden Bettler“, wie er (ganz der weit verbreiteten Haltung gegenüber Nicht-VorarlbergerInnen entsprechend)<sup>450</sup> von den Einheimischen genannt wurde, erneut in ärmlichen Verhältnissen und konnte sich erst durch das Vermieten ihres Schlafzimmers eine Existenz aufbauen:

*WD: Jetzt haben wir ein Zimmerchen gehabt, da haben wir hinein geheiratet. Keinen eigenen Löffel haben wir gehabt und kein eigenes Federbett. Und wir haben aber auch nicht daran gedacht, wir haben nur uns gehabt und man hat zusammengehalten. Und dann, wie gesagt, wie es zum Teilen [Erben, Anm.] gekommen ist, haben wir den Grund bekommen, von meiner Mama, was mir zugestanden ist und dort haben wir dann angefangen bauen. [...] Und dort bin ich die ersten fünf Jahre auf den Dachboden hinaufgekrabbelt, da hat man so eine Stiege gehabt, zum herunter Ziehen. Das Büabli unter dem einen Arm und auf der anderen Seite das Hündchen, und so sind wir auf den Dachboden hinauf gekrabbelt im Sommer. Da habe ich das Schlafzimmer vermietet, die ersten fünf Sommer. Fließwasser vor dem Hause! Da haben wir einen laufenden Brunnen gehabt und sie haben es gerne gehabt, die Leute! Da sind sie gerne vor das Haus hinunter, barfuß in der kurzen Hose, und haben sich alles gewaschen, und die Bergschuhe haben sie auch vor dem Haus stehen lassen. Und da hat man ihnen noch die Schuhe geputzt. Und hat ihnen einen Kuchen gebacken, wenn sie gekommen sind. Und einen Kaffee gegeben, wo man nicht gerechnet hat. Und man hat sie behandelt als wie einfach liebe Leute, dass sie schöne Tage gehabt haben. Richtige Gäste gewesen. Und das hat auch viel gebracht. Und da habe ich auch ein Gästebuch noch da, da könnte ich schöne Sachen heraus erzählen, was sie mir hinein geschrieben haben. 35 Jahre habe ich Gäste gehabt!*

Wie viele andere Befragte betont die Erzählerin eingangs die Entbehrungen, mit denen die Anfänge des Vermietens verbunden waren. Fünf Sommer lang mit Kind und Hund auf den Dachboden „gekrabbelt“ zu sein, ist ein eindrückliches Bild, das die vollkommene Aufgabe der Privatsphäre und Fürsorge für die Gäste unterstreichen soll. Die Erzählung vom Umsorgen der Gäste, ohne jede Kleinigkeit zu verrechnen, und die Feststellung, dass die TouristInnen damals noch „richtige

450 Mathis, Franz: 50 Jahre Vorarlberg. Erinnerungen von Zeitzeugen. In: Mathis, Franz und Wolfgang Weber (Hg.): Vorarlberg. Zwischen Fußach und Flint, Alemannentum und Weltoffenheit. (= Geschichte der österreichischen Bundesländer seit 1945 4) Wien 2000. S. 3–26. Hier S. 20.

Gäste“ waren, denen man Schuhe putzte und für die man Kuchen buk, ergänzt das Bild um jenes einer beflissensten Dienerin. Was damals aus einer Notwendigkeit, nämlich jener des Geld-Verdienstes, um das Haus abzahlen zu können, entstand, wird heute mit Stolz beschrieben. Es wird retrospektiv gleichsam eine Kultur der Gastlichkeit konstruiert und implizit freilich auch Kritik an der heutigen Situation geübt.

Auch die Gäste von damals werden einem Vergleich mit jenen von heute unterzogen. Dass die TouristInnen in den ersten Jahr(zehnt)en noch zufriedener als heute waren, ist ein Topos, der in vielen tourismusspezifischen Erzählungen bemüht wird. Die Erzählerin WD betont, dass sich ihre Gäste „gerne“ vor dem Haus mit kaltem Wasser gewaschen hätten, und drückt damit aus, wie unvorstellbar dieser Umstand heute wäre.

Die Sätze „*Und man hat sie behandelt als wie einfach liebe Leute, dass sie schöne Tage gehabt haben. Richtige Gäste gewesen. Und das hat auch viel gebracht*“ weisen allerdings auf einen im Tourismus – heute wie damals – wohlbekannten Zwiegespaltenheit hin, nämlich jenen der bezahlten Gastlichkeit. WD betont, die Gäste wie liebe Leute behandelt zu haben, was auch viel gebracht habe. Sie spricht damit ganz dezidiert den geschäftlichen Aspekt an. Dass sie entgegen dem heutigen Usus nicht jeden Kaffee verrechnet hat, streicht WD als Besonderheit heraus. Diese Darstellung hilft der Erzählerin offenbar, sich von aktuellen und in ihren Augen kritikwürdigen Tendenzen im Tourismus abzugrenzen. Mit dem typischen Selbstbewusstsein einer Pensionistin blickt die Erzählerin abschließend stolz auf ihre 35 Jahre währende Tätigkeit zurück.

Die Zwiegespaltenheit gegenüber dem (deutschen) Gast, die in WDs Erzählung (bewusst?) nicht thematisiert wird, wird von anderen ErzählerInnen überraschend offen angesprochen. Im nachfolgenden Ausschnitt beschreibt ST, ebenfalls geboren 1926, die Erfolgsgeschichte des Tourismus, an der die EinwohnerInnen möglichst teilhaben wollten.

*I: Wo nachher die deutschen Touristen gekommen sind, haben Sie da vielleicht noch eine Erinnerung?*

*ST: Ja, mein Gott, das ist dann eigentlich ziemlich schnell vom kleinen Ding angewachsen, dann ist die Bautätigkeit losgegangen ganz gewaltig. Jeder hat Fremdenzimmer dazu gebaut, jeder. Selber hat man dann im Sommer im Keller gewohnt und geschlafen. Alles andere waren Fremdenbetten und das hat man dann auch ausgeweitet. Das ist dann rasch gestiegen. Und dann hat man halt auch gemerkt, dass es auch liebe Deutsche gibt. Und solange sie das Geld bringen, ist es sowieso recht. Und so hat das einen gewaltigen Aufschwung gemacht. So wie sich jetzt wieder alles in der Umstellung befindet, vom Fremdenzimmer auf die Ding-Wohnung, Ferienwohnung. Das ist jetzt viel mehr gefragt, Fremdenzimmer geht nicht mehr viel.*

Dass TouristInnen auch sympathisch sein können, beschreibt ST im Interview als überraschende Erkenntnis – war doch eigentlich stets im Vordergrund gestan-

den, dass „*sie das Geld bringen*“. STs Analyse der Erfolgsgeschichte „Tourismus“ bemüht sich um Distanz und Abgeklärtheit gegenüber den Prozessen, die auch ihn und seine Familie im Sommer dazu bewogen, im Keller zu wohnen. ST beschreibt obendrein die Geschichte des Tourismus als eine des ständigen Bauens und Wandelns. Zunächst versuchten die MontafonerInnen ihre Häuser auf eine größtmögliche Bettenkapazität auszubauen, während neuerdings alle „Fremdenzimmer“ zu Ferienwohnungen umgebaut werden. Auf die empfundene Notwendigkeit der steilen Modernisierung soll allerdings an anderer Stelle eingegangen werden.

Zum Themenkomplex der Aufgabe der Privatsphäre soll anschließend nochmals die Erzählerin WD zu Wort kommen, die sich auch an den Tourismus in der Zwischenkriegszeit erinnern kann. Schon damals waren Armut und Zimmervermietung häufig eng miteinander verknüpft – und auch als Kind war WD persönlich betroffen:

*WD: Die Ahna hat natürlich schon ganz früher hat sie Gäste geholt, die hat sie noch in der Tracht abgeholt, am Bahnhof oben, in der weißen Schoß, die Tracht drüber getan. Da sind wir noch so klein gewesen, mit acht, neun, zehn Jahren, und dann haben wir oben am Heustock geschlafen. Dann hat sie uns halt ein Leintuch gegeben, und in das haben wir uns eingewickelt. Und jedes Bett hat man vermietet. Und Schlafgänger hat sie gehabt, und Essgänger und auf den Handel ist sie gegangen, und so hat sie uns Kinder durchgebracht.*

Wie in den meisten lebensgeschichtlichen Erzählungen der Generation zwischen 1920 und 1930 – besonders wenn die Befragten im ländlichen, landwirtschaftlich geprägten Raum aufgewachsen –, stellt das Thema der „harten Arbeit“ eine erzählerische Leitlinie dar.<sup>451</sup> Dabei handelt es sich einerseits um eine implizite Interpretation der Arbeit als „Sinn des Lebens“ und andererseits um Notwendigkeiten im Rahmen der bergbäuerlichen Armut, die bewirkten, dass bereits kleine Kinder zur Arbeit herangezogen wurden. Eine nicht geringe Rolle spielt natürlich auch ein gewisser Stolz auf das Geleistete, das in der retrospektiven Strukturierung der Darstellung des eigenen Lebens, dem Arbeits-Ethos dieser Generation entsprechend, ins Zentrum gerückt wird. Der 1925 geborene AC fasst seine berufliche Karriere im Tourismus am Eingang seiner Erzählung mit folgenden Worten zusammen und trifft damit gleichzeitig eine zentrale Aussage für sein Leben:

*AC: Und seit dazumal betreibe ich eine Pension, hab dazumal mit vier Betten angefangen. Also wir haben wirklich, mit meiner Frau, nur Arbeit und Arbeit und Arbeit gekannt. Und auch die Kinder sind schon früh eingespannt worden.*

Dass man auch die Kinder schon früh zum Mitarbeiten anhielt, ist in dieser Generation, die größtenteils selbst als Kind hart arbeiten musste, nicht Verwerfliches – ganz im Gegenteil wird diese Tatsache an vielen Stellen stolz betont. So wird nicht

---

<sup>451</sup> Vgl. Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf.

zuletzt das Bild der Einigkeit der Familie, des „an einem Strang Ziehens“ konstruiert. Die 1922 geborene KK beschreibt, wie sie als Alleinerzieherin sonntags ihre Kinder zum „Pommes-frites-Dienst“ heranziehen musste, wenngleich ihre Schilderungen wenig streng klingen. KK beschreibt im folgenden Ausschnitt auch eingehend den Wandel vom landwirtschaftlichen zum gastronomischen Betrieb in der Hand ihrer Familie.

*KK: Da ist die Wirtsstube gewesen, und ein Schlafzimmer auch, und das Hinterzimmer auch, das ist die Schank gewesen.*

*I: Sind Sie auf die Idee gekommen?*

*KK: Nein, ich nicht. Mein Mann. [...] Die Landwirtschaft haben wir dann bis 1957 noch gehabt. Anfang 1957 haben wir die Wirtschaft aufgemacht, und dann haben wir verpachtet. Weil alles wär mir zu viel gewesen, weil ich habe ja im Haus müssen und in den Stall auch müssen. Weil er ist nicht mehr in den Stall, wo ich gekommen bin. [...] Und das hat er dann gesehen, dass es zu viel ist, und dann hat er verpachtet. Da war die Wirtschaft schon da und ich mittendrin. [...] Umgebaut hat man nicht viel. Draußen, vom Schlafzimmer ins Hinterzimmer hat man eine Tür rausgebrochen und das Schlafzimmer ist dann oben gewesen. Und dann habe ich oft zehn, elf Gäste gehabt. Der Dachboden ist noch zum Ausbauen gewesen, dort sind jetzt vier Zimmer oben. Drei Zimmer. Die habe ich dann vermietet. In den 1960er und 70er Jahren hast du da gut Platz gehabt. [...] Zehn Gäste habe ich oft gehabt, speziell im Sommer. Das hat man leicht vollgekriegt, immer. Und ich habe müssen am Herd stehen. Und eine Frau ist dann bedienen gekommen, und von da droben eine hat mir in der Küche geholfen und dann wieder eine, eine ältere Frau ist dann auch wieder am Vormittag eine Zeit lang gekommen und hat mir geholfen. Aber die Wäsche habe ich müssen selber machen. Eine Waschmaschine habe ich dann schon gehabt, zuerst noch nicht, aber später dann schon, aber keinen Trockner, so wie heute. Und lauter Bügelwäsche! [...] die Söhne haben müssen fest helfen, am Sonntag hat einer Pommes-frites-Dienst gehabt, der hat Pommes frites backen müssen. Die haben helfen müssen, das ist nicht anders übrig geblieben. Sie haben dann schon wieder dürfen mit den anderen spielen gehen. Da oben ist so eine große Wiese gewesen, da haben ein Haufen Buben Ball gespielt. Und wenn ich einen gebraucht habe, bin ich nur unter die Haustür und habe gepfiffen, dreimal gepfiffen, und dann ist eine Antwort gekommen. Und bald drauf ist dann einer gekommen, gewöhnlich mit dem Rad. Dann haben die Gäste oft gesagt: „Wem pfeifen Sie denn?“ – „Ja, das werdet ihr bald sehen.“ Dann sind sie gekommen. Ich bin streng gewesen mit ihnen, aber was hätte es anders geholfen? Aber es ist einmal von Nutzen gewesen, es ist aus allen etwas geworden.*

Die anfängliche Doppel- bzw. Dreifachbelastung von Land- und Gastwirtschaft und Familie wird in vielen Interviews angesprochen. Manchmal entschloss man sich nach wenigen Jahren, die Landwirtschaft einzustellen und zu verpachten. Der Großteil der VermieterInnen setzte aber lange Jahre auf Zuerwerb: 1970 vermie-

teten 45 % aller Bergbauernbetriebe im Montafon Zimmer.<sup>452</sup> Wie bei KK betraf die Dreifachbelastung besonders die Frauen in der Familie, und auch nach Wegfall der Landwirtschaft mussten die Frauen mangels maschineller Unterstützung lange Jahre von früh bis spät hart arbeiten. Gleichzeitig entwickelte sich die Privatzimmervermietung nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer der wichtigsten Einnahmequellen für Frauen im Montafon.<sup>453</sup>

Die Vermietung von Zimmern war besonders arbeitsintensiv, da man sogar an den Abenden viel Kontakt zu den Gästen pflegte und diese meist bekochte. Auch KK erzählt, dass die Arbeit ohne die Mitarbeit ihrer Söhne nicht zu bewältigen war, ergänzt jedoch, dass ihnen die Arbeit auch nicht geschadet hätte, und räumt schließlich rechtfertigend ein, dass die Kinder genug Zeit gehabt hätten, um beispielsweise mit den anderen Ball zu spielen.

Die Rollenverteilung war in dieser Zeit meist klar vorgegeben, auch wenn schlussendlich nur zählte, dass die Arbeit gemacht war, und notfalls alle zusammenhalfen. Wie schon bei KK zeigt der folgende Interviewausschnitt die deutliche (Über)Belastung der Frauen in den Familienbetrieben. Gerade das folgende Beispiel, erzählt aus der Sicht des 1918 geborenen AA, verdeutlicht die mangelnde Wertschätzung der Frauenarbeit:

*AA: Ich bin hauptsächlich am Anfang mit der Bauernschaft beschäftigt gewesen, da. Wir haben da die Bauernschaft ziemlich gut hingerichtet da, die alten Pferdeställe umgebaut für die Schweinezucht. [...] Mit der Zeit ist das halt dann nicht mehr gegangen, weil die Frau ist überlastet gewesen mit der Gastwirtschaft.*

*I: Was hat sie in der Gastwirtschaft so gemacht?*

*AA: Ja, sie hat hauptsächlich sich mit den Gästen befasst und die Bauernarbeit habe ich selber eigentlich gemacht. Am Anfang ist sie in der Küche drin gewesen, aber später bin ich der Küchenchef gewesen mit einem Lehrbuben. Wie ich die Landwirtschaft dann verpachtet gehabt habe, bin ich als Koch aufgetreten.*

*I: Als Quereinsteiger? Oder Ausbildung oder irgendwas?*

*AA: Ja, habe ich eigentlich nicht gehabt. Ich habe immer mitgemacht und immer gelernt und überall geschaut dass ich mir was anschauen kann. [...] Das Geschäft ist einmal gegangen.*

*I: Und die Frau, was hat sie sich mit den Gästen befasst oder befassen müssen?*

*AA: Ja, die Frau ist diesbezüglich ganz ... Man hat halt Stammgäste gehabt, die betreut werden wollten. Man hat halt gesagt, wenn so ein Stammgast gekommen ist, dann ist das ganze Haus zusammengesprungen da, dass die Gäste dableiben. Und dann hat man gehörig Abschied gefeiert. Und die Frau ist mit der Gitarre gekommen und hat gesungen ein paar Lieder, oder.*

452 Kiermayr-Egger: Zwischen Kommen und Gehen. S. 123.

453 Arnold, Christina: Die Montafonerin. Auf den Spuren weiblicher Lebenswirklichkeit vom 16. bis zum 21. Jahrhundert (= Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 6) Birgitz 2008. S. 120f.

AAs Frau war hauptsächlich „*mit den Gästen befasst*“ und in den ersten Jahren „*in der Küche drin*“. Erst als AA ihre Arbeit übernimmt, weil man sich entschloss, die Landwirtschaft einzustellen, wird die vorhergehende Arbeit der Frau zu der eines „Küchenchefs“ mit einem Lehrbuben. Einprägsam für das Rundum-Programm, das den TouristInnen von den vermietenden Familien geboten wurde, ist nicht zuletzt die Beschreibung der Abendunterhaltung, bei der wiederum „*die Frau*“ Gitarre spielte und sang. „*Dass die Gäste dableiben*“, wurden von den Familien keine Arbeit – und keine Inszenierung – gescheut.

Die meisten ErzählerInnen widmen sich in ihren Darstellungen ausführlich den „einfachen Verhältnissen“, die in den Nachkriegsjahrzehnten auch im Tourismus herrschten. Besonders die sanitären Einrichtungen stehen im Zentrum der Erinnerung, sodass an deren Beispiel das Phänomen der „Mustererzählungen“ deutlich aufzuzeigen ist. Die Erinnerungserzählung der 1917 geborenen MN soll nachfolgend dieses Erzählstereotyp verdeutlichen:

*MN: Und nach dem Krieg sind wieder die ersten Gäste die Holländer gewesen. Das sind schon Reisebusse, wie sie jetzt auch ... die großen Busse sind dann gekommen. Dann ist aber schon ein Verkehrsverein gewesen. Und dann hat man so Zimmer vermietet. Es ist dann natürlich ... da hat es noch keine Zimmer mit ... nicht einmal mit Wasser ... da hat man noch einen Waschtisch gehabt und eine Waschschüssel. Ja. Und Spülklosets hat es natürlich auch noch keine gegeben. [lacht] Das ist halt alles, alles viel einfacher gewesen. Und so langsam hat man sich dann auf die Wintersaison ... Dann musste man zuerst ... nein, nein, zuerst hat man dann geheizt in allen Räumen. Und dann hat man Zentralheizung eingebaut. Und das Wasser auf alle Zimmer. Zuerst hat man das Wasser auf die Zimmer gemacht. Danach, wenn wieder keine Saison gewesen ist, ist es einem wieder eingefroren im oberen Stock, gell. Oder man musste heizen, dass das Wasser nicht abfriert. [lacht] Alles haben wir schon erlebt. [lacht]*

Die vormoderne Ausstattung eines Wohngebäudes und der Weg zur Moderne werden als Abenteuer präsentiert, das unterstreichen Aussagen wie „*Alles haben wir schon erlebt*“. Das zugrundeliegende Motiv der Erzählung ist – wie so oft – der Wandel im 20. Jahrhundert. Die „einfachen Verhältnisse“ von damals werden in ihren Extremen geschildert („*wenn wieder keine Saison gewesen ist, ist es einem wieder eingefroren im oberen Stock*“), der schrittweise Wandel nachgezeichnet und der Schlusspunkt durch ein knappes Fazit verdeutlicht. Das Fazit, meist durch einen zusammenfassenden Satz ans Ende der Erzählung gestellt, stellt einen sogenannten „werthaltigen Endpunkt“ dar. Werthaltige Endpunkte als Abschluss kleinerer, in sich geschlossener Geschichten im Lebenslauf strukturieren die lebensgeschichtlichen Erzählungen – denn selbstverständlich verläuft ein Leben nicht nach werthaltigen Endpunkten, sondern der Endpunkt und sein Wert werden von der

die Geschichte erzählenden Person bestimmt.<sup>454</sup> In der Erzählung des 1930 geborenen AZ wird so beispielsweise ein „*Ja, ja, hat sich viel geändert*“ an den Schluss seiner Erzählung von Plumpsklo und Nachttopf gesetzt.

Die Mustererzählungen von den „einfachen Verhältnissen“ stehen eng mit jenen von der „harten Arbeit“ in Verbindung, da klarerweise Eins das Andere bedingte. Die 1929 geborene KL etwa beschreibt zunächst die wurmdurchsetzte Holzarchitektur der vermieteten Zimmer, deren Beheizung mit elektrischen Öfen eine heute untragbare Gefahr darstellte, und berichtet zum Anschluss von den Renovierungs- und Erweiterungsarbeiten, die „mit bloßen Händen“ getätigten wurden. Diese Erzählungen sind nicht spezifisch für die Erfahrungswelt des Tourismus, sondern prägen die lebensgeschichtlichen Erzählungen dieser Generation ganz generell.

Einen weniger repräsentativen Aspekt der Erinnerungserzählungen vom Nachkriegstourismus stellen Geschichten von engen Freundschaften mit den TouristInnen dar. Im Laufe eines Arbeitslebens als VermieterIn kamen und gingen viele Menschen über die Türschwelle der Familie, und nur in den wenigsten Fällen entstanden aufrichtig freundschaftliche Verhältnisse mit den Gästen. Trotz bemühter und zuvorkommender Behandlung blieb zumeist doch eine gewisse Distanz – und sei es auch nur jene im Moment des Kassierens.

Gerade aus diesem Grund sollen Beispiele für entstandene Freundschaften, quasi als Ausnahmen in den Erzählungen, hier Eingang finden. Der 1927 geborene BD erzählt, wie er und seine Frau ihren ersten Urlaub bei den eigenen Gästen verbrachten. Der Erzählung vorangestellt wird quasi die Kernaussage, die sie mit vielen anderen Geschichten teilt, sodass sie gleichsam einen Topos darstellt:

*BD: Es hat sich unheimlich gewandelt, oder. Gegenüber früher, wie man dort gelebt hat und heute. Wenn ich noch von meinem ersten Urlaub erzählen darf, da sind wir dann ins Deutsche gefahren. Und zwar haben wir durch das, dass wir immer noch deutsche Gäste gehabt haben, haben die uns eingeladen. Die haben gesagt, wenn ihr einmal das Geschäft zu habt, dann kommt ihr zu uns. Dann sind wir mit dem Zug nach Osnabrück gefahren, und die haben mit uns – der Sohn hat extra Urlaub genommen – und die sind mit uns da herum gefahren. Nach Holland sind wir gefahren und an die Nordsee. Da haben wir eigentlich erst gewusst, wie groß die Welt ist.*

Den werthaltigen Endpunkt dieser Erzählung stellt das Lernen im Rahmen von Reisen dar. Das Montafoner Ehepaar erfährt durch seine Gäste, wie groß die Welt ist. Emotionaler, ausführlicher und in sich geschlossen gestaltet die 1926 geborene WD ihre Erzählung von ihrer Freundschaft zu holländischen Gästen und ihrer ersten großen Reise nach Holland. Die große persönliche Bedeutung dieser Episode für WD wird in ihren Schilderungen besonders deutlich:

---

454 Welzer: Das Interview als Artefakt. S. 55.

*WD: Da ist man auf den Bahnhof hinauf, mit dem vierrädrigen „Kärrili“, mit dem Leiterwagen ist man zum Bahnhof hinauf und hat sie abgefangen. Man hat einfach geschaut, wer sucht ein Zimmer, und so. Dann hat man sieheimgebracht. [...] Kommt er an einem Abend mit zwei Holländern daher, mit zwei großmächtigen Leuten durch die Küchentür, über die Stiegen herauf. Die haben sich müssen bücken, so niedrig ist es gewesen im alten Haus. Und wir haben gesagt, „wenn ihr möchtet, könnt ihr bei uns mitessen“. Und die haben gleich mitgegessen. Und die Frau ist immer auf dem Kanapee gehockt und ich bin hinten im Winkel beim Herd gewesen. Und immer habe ich sie gesehen, etwas auf den Zettel schreiben, immer hat sie etwas geschrieben und geschrieben. Und dann ist Weihnachten gekommen, und ein riesengroßes Paket! Ein Schneidemesser, ein Schneidebrett, ein großer Pack Wolle, ein wollener Stoff für mich und ein Rock, ein fix und fertig gestricktes „Tschöpli“ fürs Büabli, das ist damals neun Monate gewesen, da habe ich noch Bilder, wo sie das alles geschickt hat. Spielzeug ist drin gewesen. Und so ist keine Weihnacht vergangen, ohne dass wir nicht von diesen Leuten etwas geschickt bekommen haben. Und auch zum Geburtstag. Und eines Tages haben sie uns eingeladen – da ist der Z. vier Jahre alt gewesen – nach Holland zu kommen. Die Fahrt haben wir müssen selber zahlen, aber in Holland hat man uns sogar Sackgeld gegeben, und zwei Fahrräder von ihnen, und wo wir ins Haus gekommen sind, haben wir groß geschaut: Derweil ist das der Chefsekretär gewesen von der Regierung! Ein wunderschönes Haus, Teppiche bis zum Dachboden hinauf, ein dreistöckiges Haus, also einfach ... Behandelt hat man uns als wie das eigene Kind – besser als das eigene Kind. Wenn wir am Abend ins Bett sind, hat er uns unter uns im großen Salon Wiener Walzer gespielt auf seinem Klavier. Sind alle schon tot. [...] Und das ist bei uns geworden wie bei einer großen Familie. Und dadurch ist dieses Holland für uns so eine freundschaftliche Sache geworden.*

Diese Erzählung erinnert an das Sagenmotiv vom (meist ärmlich gekleideten und bettelnden) Fremden, der die Gastlichkeit der Herbergsleute schließlich mit reichlichen Geschenken dankt. Entlang dieses Spannungsbogens baut auch WD ihre Geschichte auf: Unbekannte werden herzlich im ärmlichen alten Haus aufgenommen, die Gäste beschenken die Familie danach überraschenderweise viele Jahre reichlich, und als WDs Familie eine Einladung nach Holland erhält, löst sich das Rätsel der üppigen Geschenke und Anteilnahme quasi auf: Die einstigen Gäste sind hohe Beamte, reich, und nicht zuletzt zuvorkommend.

Dass man unter dem eigenen Dach reiche, berühmte oder wichtige Leute beherbergte, ist ein beliebtes Motiv in den Erzählungen von VermieterInnen. AA beispielsweise erwähnt beiläufig, einmal den österreichischen Bundeskanzler Kurt Schuschnigg in seinem Hause beherbergt zu haben. Bekanntschaft mit Prominenten gemacht zu haben, ist allgemein in lebensgeschichtlichen Erzählungen ein beliebtes Motiv. Außergewöhnliches, Nicht-Alltägliches wird ganz selbstverständlich als erzählenswert erachtet, gleichzeitig ermöglichen einzigartige Erlebnisse,

sich von der Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft ab- und herauszuheben und so Persönlichkeit und Individualität zu unterstreichen.<sup>455</sup>

Das Themenfeld des „Freundschaftlichen Verhältnisses mit den Gästen“ lässt sich gerade in Hinblick auf den Aspekt der lebensgeschichtlichen Individualisierung vor dem Hintergrund der Gemeinschaft verstehen: Enge Freundschaft mit den Gästen geschlossen zu haben, wird auch deshalb als mitteilenswert erachtet, weil angesichts des heutigen Massentourismus im Montafon derlei Erlebnisse von den Befragten als herausragend und einzigartig empfunden werden. Auch hier kann als Erzählmotor die Unfassbarkeit des Wandels im 20. Jahrhundert aufgezeigt werden.



Abb. 57: Sessellift auf den Golm in den 1950er Jahren (Sammelung Max Salzgeber/Montafon Archiv)

Neben stetig steigenden Nächtigungszahlen, fortlaufendem Ausbau der Infrastruktur und Steigerung der Qualität des Angebots stellte der Wandel vom überwiegenden Sommertourismus in den Nachkriegsjahrzehnten hin zum Wintertourismus seit den 1970er Jahren die wohl einschneidendste Veränderung für die BewohnerInnen des Tales dar. „Das hat sich um 180 Grad gedreht“, formulierte es AZ im Interview. Der Winter- und Schitourismus verlangte eine Infrastruktur in einem Ausmaß, das in Gegenüberstellung zum Sommertourismus immer unermesslicher wurde. Bestehende Seilbahnanlagen in der Hand der Vorarlberger Illwerke AG wurden umfunktioniert und ausgebaut,<sup>456</sup> Pisten wurden erschlossen und schließlich bemühte man sich, mittels Maschinen zur Schneepräparierung oder dem Bau von Gasthäusern entlang der Pisten, die wachsenden Bedürfnisse der Schifahrenden zu befriedigen. Der im Vergleich zu den anderen Befragten um

455 Michel: Biographisches Erzählen. S. 32.

456 Kiermayr-Egger: Zwischen Kommen und Gehen. S. 123.

einiges jüngere, 1945 geborene DD erzählt die Geschichte des Wintertourismus im Montafon, die in dieser Version einem regelrechten Gründungsmythos entspricht.

*DD: Als Walter Klaus die Nova errichtete, da war natürlich für die Talschaft ein großer Aufschwung. Weil vorher waren natürlich zwei extra Liftgesellschaften, die nicht mehr Geld hatten, dass sie sich zusammenschließen konnten. Und so sind sie zur Landesregierung runter, damit die mit der Finanzierung helfen für einen Zusammenschluss. Im Landhaus hat man die ausgelacht, „was meint's denn ihr, was stellt ihr euch denn vor! Das kommt doch nie zum Laufen“. Und als einmal der Walter Klaus ins Montafon kam, setzte er halt sich auch auf den Stammtisch zu den Einheimischen und hörte von diesem Problem, das man hatte. So hat er gesagt, „horcht's, wenn ihr wollt, steig ich ein“. Sie haben das dann der Landesregierung gemeldet. Wo sie zuerst runtergefahren sind, haben sie gesagt „wir haben jetzt jemanden, der uns finanziert.“ Sie dachten dann nach und haben gesagt, „jetzt habt ihr aber einen Blöden gefunden!“. So war das. Und als sich das zusammengeschlossen hat, ist dann ein riesen Aufschwung gekommen und man hat jedes Jahr dazugebaut und dazugebaut und es ist ein Aufschwung gekommen, wo die Leute Zimmer vermieten konnten, ausbauen und das laufend verbessern im heutigen Standard. Und wenn Sie so zu Weihnachten einmal abends durchs Montafon fahren, sehen Sie wie das da drinnen eigentlich schön ausschaut. Das Tal ist eigentlich aufgeschmückt. Das muss man schon sagen das ist ... aber natürlich hat es auch Schattenseiten gegeben. Man ist ein bisschen angeeckt. Es war noch einmal einer da, dieser Minister, der mit dem Walter Klaus befreundet ist, der da alles aufgehalst hat. „Mach du das noch, mach du das noch“, wo doch immer ein Defizitgeschäft war. Zum Beispiel diese Bahn da neben mir, die Muttersbergbahn in Bludenz. Und dann machte man im Bregenzer Wald diese Bahn, die sich auch nicht halten konnte oder sich sehr schwierig hält. Der Walter Klaus war eigentlich viel zu gut. Wenn man ihn gebeten hat, „Mensch, hilf uns da“, dann hat er da eingegriffen und die Lage hat sich verändert.*

DD stilisiert die zentrale Figur seiner Erzählung, den Unternehmer Walter Klaus, regelrecht zu einem Helden, der allzeit hilfsbereit und „eigentlich viel zu gut“ dem Montafon einen wirtschaftlichen Aufschwung bescherte. Die Eindeutigkeit seiner Charakterzeichnung erinnert durchaus an Darstellungen in Märchen.<sup>457</sup>

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass im Zuge einer Untersuchung von beinahe 70 biografischen Interviews aus dem Montafon einige wenige öffentliche Persönlichkeiten wiederholt in die individuellen Lebensgeschichten eingeflochten werden. Walter Klaus stellt als ehemaliger Eigentümer der Silvretta Nova Bergbahnen AG in mehreren Erzählungen eine wichtige Figur dar. Sein geschäftlicher Erfolg wird, das geht besonders deutlich aus obigem Ausschnitt hervor, als Errungenschaft für das Tal und seine Bevölkerung verstanden und ihm zu wei-

<sup>457</sup> Bausinger, Hermann: Strukturen des alltäglichen Erzählens. In: Fabula 1 (1958). S. 239–254. Hier S. 245.

ten Teilen mit Dankbarkeit quittiert. Hier wird mit der Beschreibung weihnachtlicher Lichterketten auf den Hausdächern ein schönes Bild vom Tal gezeichnet, das in DDs Erzähllogik weit mehr dem Unternehmer Klaus zu verdanken ist als den „trägen“ Herren der Landesregierung „unten“ in Bregenz. Klaus’ Einsteigen in die Montafoner Tourismuswirtschaft wird hier weniger mit Geschäftssinn, als vielmehr mit Großzügigkeit oder gar Selbstlosigkeit erklärt.

Der technische Wandel insbesondere in den Schigebieten ist ebenfalls beliebter Gegenstand in den lebensgeschichtlichen Erzählungen. Der 1924 geborene SZ beschreibt die Notwendigkeit der ständigen Innovationen:

*SZ: Ja, das war Anfang der 80er Jahre, da kamen die ... eine [Liftanlage, Anm.] war draußen in St. Gallenkirch, die andere ist herinnen. Dann kam die Vermuntbahn hinauf, dann haben später die Illwerke ihre Bahn, also die hatten einen Schrägaufzug, einen laufenden Wagon, der von einem Seil gezogen wurde. Das hat man dann ad acta gelegt und haben auch eine Bahn gebaut.*

*I: Und da ist der Tourismus dann angestiegen, oder?*

*SS: Ja, da ist es natürlich dann rasant ... das hat sich dann sehr bezahlt gemacht. Und ist heute noch, ich sag, die Leute wollen ja Bequemheit, wenn sie reisen. Die wollen nicht mehr, so wie früher, stundenlang marschieren. Hochgehen. Die wollen lieber gleich in der Höhe sein.*

SZ beschreibt den technischen Fortschritt als notwendige Konsequenz aus den wachsenden Bedürfnissen der TouristInnen. Ganz generell ist die Haltung der Befragten gegenüber dem Tourismus an sich kaum je kritisch. Die noch Anfang des 20. Jahrhunderts hauptsächlich von der Landwirtschaft lebende Bevölkerung begreift den Massentourismus, der das Tal am Ende desselben Jahrhunderts maßgeblich prägt, offensichtlich vor allem als Chance und als eine der wenigen Möglichkeiten, im Tal zu arbeiten und weiterhin hier leben zu können. Wie bereits am Eingang des Beitrags bemerkt wurde, prägt der Tourismus durch seine Werbung auch sehr stark das Selbstbild und damit die Identität der Menschen. Der Stolz auf die Landschaft sowie auf die Tatsache, dass heute hunderttausende Menschen ins Tal kommen, um das regionale Angebot zu nutzen – und niemand mehr auswandern muss, um überleben zu können –, überwiegt in den Erzählungen bei Weitem.

Kritische Stimmen gegenüber Wirkung und Ausmaß der touristischen Entwicklung im 20. Jahrhundert sind rar. Sehr häufig gehen sie mit latentem Kultursessimismus einher, der generell alle Veränderungen in der Gesellschaft als negativ bewertet. Der 1914 geborene VV führt im nachfolgenden Beispiel die Zunahme „neuer“ Familiennamen im Montafon, aber auch die Veränderung des Dialektes im Tal auf den Tourismus zurück. Dabei konstruiert er eingangs das Bild einer „echten“ Montafoner Bevölkerung, die heute nicht mehr existiere. VV beklagt implizit, wie das auch bei vielen anderen Befragten in Bezug auf verschiedenste gesellschaftliche Phänomene der Fall ist, eine (globale) Vereinheitlichung und den Verlust einer regionalen spezifischen Identität: Dabei wird ein Aspekt des Tou-

rismus vor allem in der Wahrnehmung der Einheimischen angesprochen, der anschließend nicht unerwähnt bleiben soll:

VV: Viele echte Montafoner gibt es heute nicht mehr. Wenn man die Todesanzeigen liest, es gibt so viele Geschlechter, die früher hier gar nicht existiert haben. Durch den Fremdenverkehr ging viel verloren. Auch der Dialekt. Die Innerfrottner sagen heute noch „Gada“, das ist das Schlafzimmer.

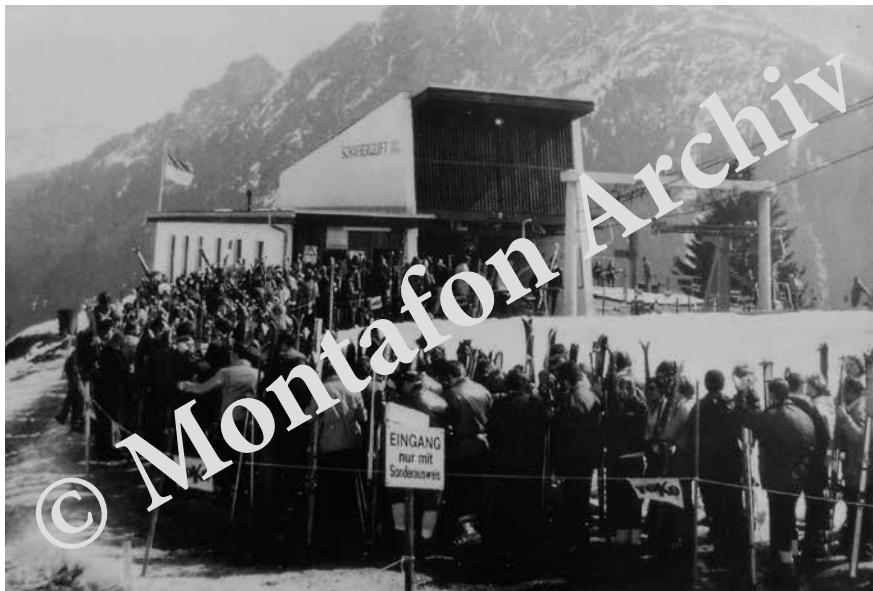


Abb. 58: Warteschlange am Schafberglift in Gargellen Mitte der 1960er Jahre  
(Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv)

Die berufliche Arbeit ist eine zentrale, Lebenszeit strukturierende Realität in unserer Kultur.<sup>458</sup> Insofern hat auch der Tourismus als Arbeitgeber bei vielen Befragten in der gesamten Biografie einen hohen Stellenwert und stellt bei den ErzählerInnen WD, KK und AA sogar eine Leitlinie in der lebensgeschichtlichen Erzählung dar.

Auffallend bei der Analyse der tourismusbezogenen Erzählungen ist, dass diese vor allem weit zurückliegende Ereignisse und Situationen fokussieren – also einen Zeitraum, der sich etwa von 1930 bis 1960 erstreckt. Eine Erklärung hierfür könnte die Unvorstellbarkeit der damaligen Umstände angesichts der heutigen Situation sein, die den Zuhörenden vermittelt werden soll und gezielt in ihren Extremen dargestellt wird. Erneut ist das zugrundeliegende Thema der Wandel im 20. Jahrhundert. Implizit werden die historischen Gegebenheiten, Entbehrungen und Arbeitsverhältnisse jenen der heutigen Zeit gegenübergestellt. Nicht selten staunen die ErzählerInnen angesichts ihrer Darstellungen darüber, was sie noch vor wenigen Jahrzehnten erlebt hatten oder einst für selbstverständlich hielten.

458 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 185.

### 3.4.41. Urlaube mit der Familie

Wie in den letzten Kapiteln über Erzählstoffe in Bezug auf die Nachkriegsjahrzehnte bereits deutlich geworden ist, stehen ab dem Ende der Besatzungszeit vor allem die persönlichen Biografien im Zentrum der lebensgeschichtlichen Erzählungen. Lehmann zeigte in seinen Untersuchungen auf, dass insbesondere für den Zeitraum des Zweiten Weltkriegs das „Geschichtliche über das Lebensgeschichtliche“ in den Erzählungen dominiert. Historische Ereignisse geben den Verlauf der Geschichten vor und stehen auch selbst im Vordergrund der Erzählungen. Ab den 1950er Jahren verändern sich diese Leitlinien von den historischen Ereignissen weg hin zu privaten Meilensteinen im familiären oder beruflichen Leben.<sup>459</sup> Eine sehr verbreitete Leitlinie des Erzählens für den Zeitraum ab den 1950er Jahren sind Urlaubsreisen.<sup>460</sup> Die ZeitzeugInnen berichten von ihren schönsten Reisen, manche zählen ihre Urlaubsreisen in chronologischer Reihenfolge auf, wieder andere erzählen von besonderen Ereignissen auf diesen Reisen. Nachfolgend geben drei Erzähler Beispiele, in welcher Form Urlaubsgeschichten unter anderem erzählt werden:

AA ♂, geboren 1918:

*AA: Ja, Urlaub haben gehörig genutzt. Einmal im Frühling, da haben wir einen kurzen Urlaub gemacht, möglichst ein bisschen eine Kur. Da sind wir, wie ich schon gesagt habe, überall herum, wo man etwas lernen hat können. Hauptsächlich Hallenbäder, wenn es ein bisschen teuer gewesen ist, hat man halt dazumal angeschaut vor dem Hallenbad. Und sonst halt im Gewerbe, hat es mich immer interessiert, wie das andere machen, oder. Und im Herbst ... Ja, ja, öfter einmal ... zwei, drei mal drei Wochen. Und heute ... später ist man dann kaum 14 Tage weggekommen. Ja, eine Mittelmeer-Rom-Fahrt. Da haben wir einmal, „dia Junga ho mr vrstellt“<sup>461</sup>, die sind dann immer bei der Ahna oder bei der Schwester unterbracht gewesen. Dass man nicht weg ist, und es ist das Haus leer. Und da ist halt einmal passiert, dass das nicht geklappt hat und da haben wir sie in Feldkirch hin getan, und beide – wie alt sie da gewesen sind, das weiß ich nicht mehr – haben wir sie hin getan. Und wie wir gekommen sind, haben sie uns nicht mehr gekannt, haben sie uns nicht mehr wollen. Hat die Frau gesagt, „du, das ist das letzte Mal!“ [lacht] Wir sind ja doch fast drei Wochen weg gewesen, dort. Weiß nicht, wo wir da gewesen sind.*

EE ♂, geboren 1934:

*EE: Wir haben ein gutes Familienleben. Wir waren sehr viel beieinander, haben sehr viele Urlaube gemacht, damals ist man noch mit dem Auto ohne*

---

459 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 174.

460 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 205f.

461 die Kinder haben wir abgegeben.

Klimaanlage an die Adria gefahren, hat auch dazu gehört, oder an die Ligurische Küste. Und die Kinder sind halt – Kindersitze hat es nicht gegeben – sind sie hinten drinnen gelegen in der Hitze und haben gestöhnt. Aber hinten nach hat es ihnen immer wieder gefallen. Und dann sind wir jedes Jahr nach Niederösterreich gefahren, ein bis zweimal, zu den Großeltern. Das war schon eine beschwerliche Fahrt, da hat es noch keine Autobahn gegeben. Und da haben wir schon unsere Brunnen gehabt, weil die Kinder haben gerne „gespielen“<sup>462</sup>, und da haben wir schon unsere Brunnen gehabt, wo man die Windeln gewaschen hat und das Auto putzen hat können. Das waren immer ganz interessante Fahrten. Und in den Ferien habe ich mit den Kindern viele Wanderungen gemacht. Viele Berge bestiegen, Hüttenwanderungen, viel. Sulzfluh bei Morgengrauen, Sonnenaufgang auf der Sulzfluh. Da sind sie mit Begeisterung mitgegangen, die zwei größeren Damen. Die Jüngere nicht.

RI ♂, geboren 1910:

RI: Und 56, bei der Weltausstellung in Brüssel, sind wir schon mit einem Auto hinausgefahren. Nach Brüssel. Und da haben wir eben den Kollegen getroffen, den Zwangsarbeiter. Der ist in der Nähe von Brüssel daheim gewesen. Und danach sind wir dann noch ein paar Mal hinausgefahren, da haben wir schöne Touren gemacht. Und da habe ich den Wagen so hergerichtet, dass wir zwei im Wagen schlafen haben können, und die zwei Buben, die haben ein kleines Zelt gehabt, die sind im Zelt gewesen. Und dann sind wir auf so einem Zeltplatz gewesen, und in der Nacht kommt auf einmal der kleinere Bub und sagt „Mama, da ist eine Katz gekommen!“ [I und RI lachen] „Ja, dann legst dich da zu uns her.“ Und nicht lange, dann ist der Große auch gekommen. Sind wir alle vier in dem Auto drinnen gelegen. Mehr gestanden, als wie geschlafen. [lachen]

I: [lacht] Das kann ich mir vorstellen!

RI: Eine Katz sei gekommen!

Bei allen drei Ausschnitten handelt es sich um wenig spektakuläre Erinnerungen von vor allem persönlicher Bedeutung. Bei EE und RI sind die Urlaubserinnerungen mit Familienleben verbunden, das stellt EE gleich einleitend fest: „Wir haben ein gutes Familienleben [...], haben sehr viele Urlaube gemacht.“ Urlaubsgeschichten sind hier vor allem lustige Anekdoten aus dem Familienleben, wie etwa die Angst der Kinder im Zelt oder die regelmäßige Reinigung des Autos vom Erbrochenen. AAs Erzählung unterscheidet sich hier insofern, als der Erzähler betont, dass er seine Urlaubsreisen vor allem aus geschäftlichem Interesse unternahm („Und sonst halt im Gewerbe, hat es mich immer interessiert, wie das andere machen“) und diese manchmal auch ohne Kinder stattfanden. AAs Urlaubsanekdote thematisiert die Rückkehr der Eltern aus dem Urlaub und die ablehnende Reaktion der Kinder auf die Eltern.

---

462 sich übergeben.



Abb. 59: Ausflug mit dem Auto von Schruns nach Ehrwald 1949

(Sammlung Hildegard Thöny/Montafon Archiv)

Allgemein kann festgestellt werden, dass der Erzählstoff der Urlaubsreisen in den Jahrzehnten als Ausdruck für das neue Lebensgefühl der vor dem und während des Krieges aufgewachsenen Generationen zu verstehen ist. Die ZeitzeugInnen genießen es deutlich, verschiedene entfernte Destinationen aufzuzählen, die sie besucht hatten, und weltmäßig vom Besuch der Weltausstellung in Brüssel oder Mittelmeerkreuzfahrten zu berichten.

Eng verbunden mit dem neuen Lebensgefühl ist, wie bereits im vorhergehenden Kapitel aufgezeigt wurde, der hohe Stellenwert des eigenen Fahrzeugs. Die beiden Symbole der exotischen Urlaubsdestination und des eigenen Autos werden in den Erzählungen häufig miteinander kombiniert und inszeniert. Reisen werden auch retrospektiv als Luxus empfunden. Denn während UrlauberInnen bislang nur als Gäste im Montafon bekannt waren, beginnen die Einheimischen nun den Tourismus von der anderen Seite kennenzulernen. Die ErzählerInnen wechseln die Perspektive von den DienstleisterInnen hin zu den KonsumentInnen.

Gerade die Tatsache, dass Urlaubsreisen gewisserweise auch in den Nachkriegsjahrzehnten Luxus waren, wird von jenen betont, die im Laufe ihres Lebens nie die Gelegenheit hatten, eine Reise zu unternehmen. Viele Befragte waren zeitlebens nicht auf Urlaub, sie erklären diesbezüglich meist, dass sich „einfache Leute“ es nicht leisten konnten zu reisen bzw. auch, dass man aufgrund der vielen Arbeit

nicht einfach wegfahren konnte. Der 1925 geborene IR erzählt, dass für ihn und seine Familie Tourismus ausschließlich Arbeit bedeutete:

*IR: Urlaub machen konnten damals nur die feineren Leute. Wer hat damals schon einen Bergführer vermögen, einfache Leute sicher nicht. Viele Wiener waren da. Die Mutter hat damals auch Gästebetten aber ohne Fließwasser und WC gehabt. Der Sommer war voll mit deutschen Gästen. Heute ist nichts mehr gut genug. Die ganze Welt braucht man heute, kosten soll es auch nichts. Von Pfingsten bis Saisonende war früher im Sommer alles belegt. Viele Stammgäste haben wir gehabt, die Mutter hielt schon Kontakt zu ihnen. Einen Gegenbesuch konnten wir nicht machen, das war viel zu teuer. Die Zeit fehlte auch dazu. Die Arbeit war vordergründig. In der Sommerzeit war Saison und eigene Arbeit, Urlaub hat es privat bei uns nicht gegeben.*

IR beschreibt eingangs die Gäste, die seine Familie im Haus beherbergte. Sein Eindruck, dass es sich dabei ausschließlich um „feinere Leute“ handelte, bewegt ihn am Ende seiner Darstellung dazu, sich von den Gästen klar als „einfacher Mann“ zu distanzieren. IR betont, dass ein Gegenbesuch zu teuer gewesen wäre und überhaupt auch die Zeit dazu fehlte, weil die Arbeit „vordergründig war“. IR betont dies nicht ohne Stolz, worin sich ein weiteres Mal der große Stellenwert eines arbeitsreichen, fleißigen Lebens manifestiert.

Auch der 1930 geborene JQ unternahm keine großen Reisen. Er und seine zukünftige Frau verzichteten dennoch nicht auf Urlaub und taten es den Touristinnen gleich, die im Montafon Ferien machten:

*JQ: Wir waren zum Beispiel, kann ich mich erinnern, haben wir einen Weihnachtsurlaub gemacht, zwischen Weihnachten. Also vor Weihnachten hat sie Urlaub bekommen, und ich habe auch Urlaub bekommen. Da waren wir damals auf Golm. [...] Da war das Gasthaus, Haus an der Heid. Und daneben war das Schlaflhaus. Da haben wir dort wochenlang gebucht, mehr konnten wir uns nicht leisten. Und da haben wir getrennte Zimmer gehabt, natürlich [lacht], das war damals ... obwohl wir uns schon ganz gut gekannt haben. Aber wir haben ... was sagen da die Leute [lacht], so gell. Und dann sind wir dort Skifahren gegangen. Da war keine Seilbahn und nichts und gar nichts. Da ist man von da hinauf marschiert bis auf Golm, ah, bis auf Matschwitz am ersten Tag. Am Abend sind wir angekommen, haben wir übernachtet. Und dann sind wir täglich ein oder zweimal, manchmal dreimal, wenn es ganz schön war, mit den Fellen bis auf Golm hinauf marschiert. Einmal am Vormittag und abgefahren. Und am Nachmittag einmal oder zweimal. Und das, das war, das erinnere ich mich, das war sooo schön. Also mit dem Massentourismus könnte ich nichts anfangen. Also das war sooo schön damals.*

JQs Urlaubsbeschreibung ähnelt entfernt dem Muster der Erzählungen EEs und RI: Der familiäre Aspekt des Urlaubs wird betont, der Urlaub wird als unvergesslich („sooo schön“) beschrieben, auch eine Anekdote zum Schmunzeln – hier der

Hinweis auf die getrennten Zimmer der späteren Eheleute – fehlt nicht. Allerdings: die Ferien wurden im Montafon verbracht – dort, wo sonst Deutsche und HolländerInnen wochenlang nächtigten, folgen zwei Einheimische ihrem Beispiel und machen damit deutlich, dass für sie Urlaub weniger Luxus (denn Geld hatten die beiden kaum), sondern vielmehr Lebensqualität darstellte. Dieser Aspekt von Urlaub, nämlich quasi „sanfter“ Tourismus in der Region Montafon, wird selten in den lebensgeschichtlichen Erzählungen angesprochen – es sei denn im Rahmen von Wandersport und Alpinismus.

### 3.4.42. Liebe und Ehe

Bei den meisten ZeitzeugInnen fiel die Phase der Familiengründung in die Nachkriegsjahre. Diese biografische Tatsache schlägt sich in den lebensgeschichtlichen Erzählungen in Form einer auffallenden Gleichzeitigkeit nieder: Wie bereits aufgezeigt wurde, spielt während dieser Jahrzehnte der wirtschaftliche Aufschwung, der sogenannte „Wiederaufbau“, eine große Rolle in den Darstellungen. Analog dazu beschreiben die Befragten den Aufbau ihres persönlichen, privaten und beruflichen Lebens, etwa in Form des Häuslich-Werdens oder des „Sich-etwas-Schaffens“. Das Zusammenfallen der Familiengründungs- und Karriereplanungsphase einerseits mit dem allgemeinen „Wiederaufbau“ in Österreich andererseits hinterlässt in den Erzählungen den starken Eindruck eines (Neu-)Anfanges bzw. überhaupt des eigentlichen Beginns des Lebens der dazumal jungen Leute.

Während Arbeit, Karriere und berufliche Schritte in den lebensgeschichtlichen Erzählungen stark im Vordergrund stehen, werden Liebesbeziehungen und Familiengründung nur am Rande erwähnt. Überhaupt wird der Erzählstoff „Liebe“ in den Autobiografien stark vernachlässigt und der sexuelle Aspekt der Liebe völlig ausgeblendet. Sexuelle Orientierung, sexuelle Erfahrungen oder die Rolle des Sexuallebens stellen in den lebensgeschichtlichen Erzählungen vielleicht ein Tabu, jedenfalls aber einen vermiedenen Gesprächsgegenstand dar. Wenn der 1927 geborene BD nachfolgend schildert, wie seine Aufklärung an kirchliche Stelle ausgelagert wurde, handelt es sich bei der Behandlung dieses Erzählstoffes um eine rare Ausnahme:

*BD: Und noch etwas. Das hat jetzt mit dem allen nichts zu tun. Nur, dass man sieht, wie wir als Kinder gelebt haben, und wie uns die Eltern eigentlich überhaupt nicht aufgeklärt haben. Wo ich die Einberufung gekriegt habe zum Arbeitsdienst, das weiß ich auch nicht warum das der Pfarrer hat, da haben wir drei – sind wir Gleichaltrige gewesen, 27er – haben wir müssen zum Dekan auf Bludenz, und der hat uns dann aufklären müssen. Weil wir ja nicht gewusst haben ... Wir haben schon gewusst, dass es zweierlei Leute gibt, aber viel mehr haben wir nicht gewusst, oder. Und dass wir da halt nicht auf eine falsche Bahn kommen, hat uns der Dekan da aufgeklärt.*

*I: Können Sie sich da dran noch erinnern? An die Aufklärung? [lacht]*

*BD: Ja ... Er hat uns gesagt, was ein Pariser ist, oder. Und das das halt gefährlich wäre, dass man da angesteckt werden könnte, oder. Ja, solche Sachen hat er uns da ... zu Gemüte geführt, ja. Ja, ja. Die Kondome hat man ja ausgefasst, beim Militär, oder.*

BDS Erzählung von seiner Aufklärung durch den Dekan ist nicht als repräsentativ, sondern als kulturhistorischer Einblick, spezifisch in die Situation junger Männer während des Zweiten Weltkriegs, zu verstehen. Sexualität und die Gefahr der Ansteckung mit einer Geschlechtskrankheit stellten bei der Deutschen Wehrmacht, wie ganz allgemein in Kriegszeiten, ein immens wichtiges Thema dar, das in diesen Kreisen offen angesprochen und im Rahmen von Kondomausgaben oder „Sanierstuben“ zur Behandlung von Geschlechtskrankheiten zu kontrollieren versucht wurde.<sup>463</sup> Bei älteren bzw. jüngeren Generationen stellte sich die Aufklärung nicht als in dieser Form institutionalisiert dar, was BD anspricht, wenn er sagt, „uns haben die Eltern eigentlich überhaupt nicht aufgeklärt“. Die Reaktionen und Gespräche der jungen Männer bzw. die ersten sexuellen Erfahrungen und Kontakte bleiben auch bei BD völlig unerwähnt.

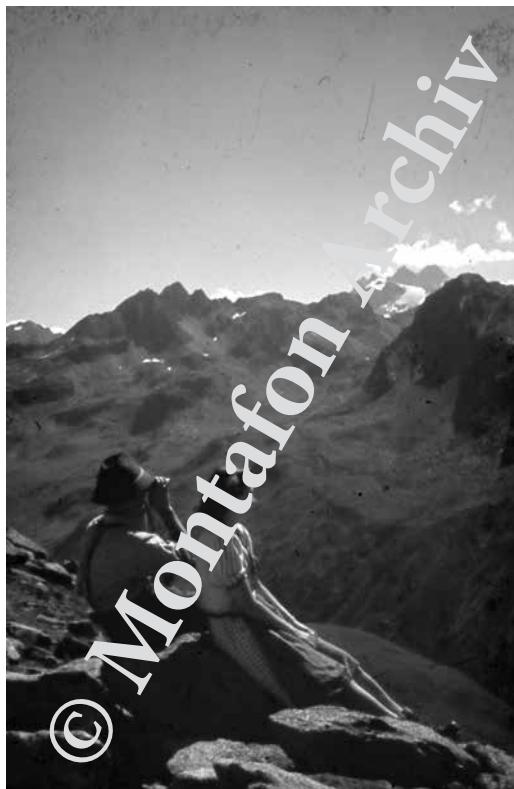


Abb. 60: Rast auf der Wanderung  
durch die Silvretta Ende der 1940er  
Jahre  
(Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/  
Montafon Archiv)

463 Neitzel, Sönke und Harald Welzer: Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben. Frankfurt a. M. 2011<sup>3</sup>. S. 221f.

In den lebensgeschichtlichen Erzählungen wird das Ende der Jugendzeit zumeist mit dem Hinweis „Und dann lernte ich meineN Frau/Mann kennen“ beschrieben. Gleich anschließend wird auf das gemeinsame Haus und die Anzahl der Kinder verwiesen, nicht selten ist das Kapitel Liebe und Liebesbeziehungen damit auch schon wieder abgehandelt. Lehmann fasst auf Basis seiner Untersuchungen die Erzählungen von Bekanntschaften mit dem anderen Geschlecht als „bemerkenswert blutarm“ zusammen. Romantische Liebe erscheint den meisten ErzählerInnen nicht als Erzähllass, über Sexualität wird nur in Andeutungen gesprochen.<sup>464</sup> Ein näherer Blick auf die Darstellungen der eigenen Verliebtheit und der Beziehung zur späteren Ehefrau verdeutlicht: Die Erfahrungen werden zumeist auf den Hinweis, sich kennengelernt und geheiratet zu haben, reduziert.

JJ ♂, geboren 1927:

*JJ: Und sonst im Leben, was soll ich da sagen. Ich habe dann geheiratet. Gut, dann geheiratet anno 59. Und ich habe da von der Mama her ein „Plätzle“<sup>465</sup> gehabt, da, wo wir jetzt da heraus da sind. Da haben wir gesagt: „Da könnten wir da bauen.“*

CD ♀, geboren 1934:

*CD: Ich bin dann da 22 Jahre geworden. Dann schaut man dann schon ein bisschen nach den Mädchen. Und na ja. Und dann haben wir auch Platzkonzert gehabt. Und nach einem Platzkonzert haben wir immer ein Freibier gehabt im Gasthaus Adler in Tschagguns. Und da mussten wir immer an der Küche vorbei gehen. Und da habe ich dann halt auch „hia und do ihignasnat“<sup>466</sup>, was da für Mädchen drinnen sind. Und dann ist auch eine Köchin drinnen gewesen. Und hat man dann halt einmal ein paar Worte gesprochen. Und ich rufe einmal so spöttisch hinein: „Gibt es da nichts Gutes?“ Und dann sagt diese Köchin: „Jo allaweil för d'Musikanten hommr eppas Guats.“<sup>467</sup> Und das ist dann meine Frau geworden. Das ist die GD aus Niederösterreich gewesen. Und eine sehr, sehr gebildete Dame gewesen. Und ich habe mich oft geniert, sie hat mehr gewusst als ich. Sie hat Innerösterreich gekannt, und ich halt noch nicht. Ich bin um diese Zeit halt auch da Graubünden und Montafon herum gekommen. Und Innerösterreich eigentlich wenig. Dagegen heute ist Niederösterreich oder ganz Österreich mein Lieblingsgebiet. Und ich kenne es auch ganz gut. Na ja, und dann haben wir auch geheiratet anno 56. Und haben dann fünf Kinder miteinander gehabt. Dann habe ich ... mit 33 habe ich dann ein Häuschen gebaut. Und haben wir auch Gästezimmer gehabt.*

464 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 235f.

465 Grundstück.

466 hie und da neugierig hineingeschaut.

467 Für die Musikanten haben wir immer etwas Gutes.

EF ♂, geboren 1910:

I: Ja, können Sie mir vielleicht auch noch erzählen, wie Sie Ihre Frau kennengelernt haben?

EF: Meine Frau? Ja. Kann ich auch erzählen. Das ist in Tschagguns unten gewesen. Die hat so „zönderisch am Ziegerbärg“<sup>468</sup> hat sie gewohnt. Und dann ist einmal eine Feuerwehrprobe gewesen im Tal unten. Und da unten habe ich sie dann kennengelernt. Habe ich einmal gesprochen, da ist noch ein Nachbarsmädchen dabei gewesen. [...] Die habe ich auch „ardili“<sup>469</sup> gekannt so. Ja halt befreundet gewesen, aber nie etwas mit ihnen gehabt, nie. Und dann haben diese zwei miteinander gesprochen. Und ich wollte da eigentlich mit dieser Sophie da sprechen, nicht mit ihr. Dann ist man mit ihr doch auch ins Reden gekommen. Und dann haben sie nur gesagt, dass sie „ofa Hoff“<sup>470</sup> hinein gehen würden, am Abend. [...] Dann habe ich gesagt: „Bin i do uwärt, wenn i mötgoh!“<sup>471</sup> – Nein, nein, ich könne „ugscheniart“<sup>472</sup> mit. Und da habe ich sie dann kennengelernt, diese HF. Dort habe ich sie kennengelernt. Und da bin ich dann halt vier Jahre mit ihr gegangen, ledig. Ja, ja. So habe ich sie kennengelernt. Ja. Und dann bin ich dann halt auch ... ja, jeden Sonntag bin ich hin. Während der Woche bin ich ja nicht weg gekommen. Und dann anno 37, am 11. Oktober, haben wir dann geheiratet.

KK ♀, geboren 1922:

KK: Da ist der Mann hinaufgekommen [auf den Arlberg] und hat mich gesucht [als Haushaltshilfe, Anm.], durch die Bekannte da. [...] Und am 21. November haben mich der Schwager und die Schwester überredet, und dann bin ich halt hinaus und hab geschaut, wo Vandans ist. Am Geburtstag. Und am 21. November bin ich dann her. Und was ich da angetroffen habe! In der Küche eine Ruine, ist eine Baustelle gewesen, [...] die Küche ist er grad am Umbauen gewesen. [...]

I: War er damals schon verheiratet?

KK: Ich bin die Zweite.

I: Ah, Sie sind die zweite Frau gewesen. Haben Sie seine erste Frau noch gekannt?

KK: Nein, die ist 49 im Frühjahr gestorben. [...]

I: Und Sie sind ...

KK: 49 im November gekommen. Und 50 im Juli haben wir geheiratet. am 17. Juli.

468 ganz unten am Ziegerberg.

469 ordentlich; sehr gut.

470 Ortsteil von Tschagguns.

471 sinngemäß: Bin ich da unerwünscht, wenn ich mitgehe?

472 ungeniert.

Im ersten Ausschnitt hält sich der Erzähler JJ in Bezug auf das Kennenlernen seiner Frau besonders kurz und ergänzt diese Episode seiner Lebensgeschichte auch an anderer Stelle im Interview nicht mehr. JJs Auslassung fällt besonders auf, da er im Interview sonst sehr ausführlich und frei spricht. CDs und EFs Darstellungen ähneln einander insofern, als beide Erzähler in einer Anekdote schildern, wie sie ihre Frau kennenlernten, und die Erzählung unvermittelt mit dem Datum der Heirat abschließen. CD weist noch auf die Anzahl der gemeinsamen Kinder hin und repräsentiert mit diesem Muster der Anekdote, gefolgt von Heiratsdatum und Kinderanzahl, die wohl häufigste Darstellung der Familiengründung – wohlgeklärt aus männlicher Perspektive. Auch KK als Frau beschreibt, unter welchen Umständen sie ihren Mann kennenlernte, und schließt mit dem Heiratsdatum ab, sie gerät bei ihrer Darstellung allerdings aus dem Erzählfluss. Im fortgeföhrten Interview wird deutlich, dass KK unsicher in Bezug auf die Form der Darstellung dieser Jahre ist, da ihre Ehe als zweite Frau beträchtliche Auswirkungen auf den näheren Familienkreis hatte. In allen Darstellungen bleiben sowohl emotionale als auch körperliche Liebe völlig unerwähnt. Dass es voreheliche sexuelle Beziehung überhaupt gegeben haben könnte, darauf weist EFs Bemerkung „*halt befreundet gewesen, aber nie etwas mit ihnen gehabt*“ hin, mittels der er ja gerade sexuelle Kontakte ausschließen möchte.

Dass Liebe an sich in den lebensgeschichtlichen Erzählungen nicht thematisiert wird, obwohl sie einen derart zentralen lebensbegleitenden Aspekt menschlichen Seins darstellt, kann einerseits mit der Interviewsituation erklärt werden, in der sich – wie das Beispiel JJs besonders verdeutlicht – die ErzählerInnen teils bemühen, professionell und sachlich über die persönliche Lebensgeschichte und die Geschichte des Tales zu informieren, und Emotionen, persönliche Zwiespälte und Misserfolge oder auch empfundene Schwächen weitestgehend aus ihren Darstellungen ausklammern.

Andererseits wurden die ErzählerInnen während ihrer ersten Lebensjahrzehnte in einer Gesellschaft sozialisiert, die Liebe und besonders Sexualität ausschließlich in die privaten (ehelichen) Schlafzimmer verbannte und öffentlich gewordene sittliche Entgleisungen auf verschiedenste Art sanktionierte. Hier handelt es sich auch um eine kulturelle Komponente dessen, was erzählbar ist und was nicht. Schließlich wurde schon in der klassischen Erzählforschung festgestellt, dass Brautwerbung und Heirat eine große Rolle im Märchen spielen, die eigentliche Erotik allerdings ausgeklammert bleibt.<sup>473</sup> Diese Struktur spiegelt sich auch im alltäglichen Erzählen wider: „Die glückliche Heirat wird gewöhnlich berichtet; das Erotische aber ist zu subtil und wird von der Grundschicht erzählend nur dort gemeistert, wo es zugleich auch verlacht wird – im Schwank und im Witz.“<sup>474</sup> Während des Nationalsozialismus schließlich wurde Sexualität erneut eng mit Reproduktion verknüpft und Frauen vor allem auf ihre Mutterrolle reduziert.

---

473 Bausinger: Strukturen des alltäglichen Erzählens. S. 245.

474 Bausinger: Strukturen des alltäglichen Erzählens. S. 245.

Eine dritte Erklärung für den geringen Stellenwert des Erzählstoffes „Liebe“ in den lebensgeschichtlichen Erzählungen könnte die wirtschaftlich schwierige Situation der ZeitzeugInnen während des ersten Drittels ihres Lebens sein. Bei einigen Erzählungen entsteht das Gefühl, hier sei die Liebesgeschichte quasi zwischen den widrigen Umständen verloren gegangen. So weist etwa KKs obige Erzählung, in der sie beschreibt, dass sie ein halbes Jahr nach dem Tod der ersten Frau ins Haus kam und wiederum ein halbes Jahr später den Witwer ehelichte, darauf hin, dass es neben der Liebe andere dringende Gründe gegeben haben muss, derart schnell eine Ehe zu schließen. – In ihrem konkreten Fall waren es wirtschaftliche Gründe sowie die Versorgung des Kindes aus erster Ehe, die für eine rasche erneute Verheiratung sprachen.

Armut, harte Arbeit, Krise, Krieg, persönliche Schicksale prägen die Erzählungen bis in die 1950er Jahre. Dass in Bezug auf die Ehefrau und den Ehemann weniger Liebe, als vielmehr Partnerschaftlichkeit und Zusammenhalt im Vordergrund stehen, mag da nicht überraschen. Drei Beispiele illustrieren nachfolgend, wie die Erzählungen vom Kampf um ein gutes Leben die Liebesgeschichten wie von selbst in den Hintergrund geraten lassen:

IR ♂, geboren 1925:

*IR: Der Vater meiner Frau kam aus Bürs, die Mutter von ihr war Schweizerin. Der Vater arbeitete als Werkmeister im Krafthaus bei den Illwerken. Sie wohnte in einem Nachbarhaus bei uns, da war sie noch ein junges Mädchen. Ich heiratete mit 33 Jahren, sie war 23 Jahre alt. Unser Leben bestand aus Arbeit und Aufbauen.*

WD ♀, geboren 1926:

*WD: Ein bisschen Hilfe brauche ich schon, ja, für die harte Arbeit und für den Garten zum Rasenmähen. Das geht alles nicht mehr. Der Mann ist ein Künstler geworden. Wo er gekommen ist, konnte er keinen Nagel hinein schlagen. Und danach, jede Waschmaschine, jede Schraube, alles macht er auseinander und repariert alles. Alles kann er. Alles. Gar alles. Und heute lässt er mich nicht mehr zur Waschmaschine. Er hinkt hinunter in die Wäscheküche und: „Waschen tu ich“, sagt er immer. Und wenn ich ihn dann höre, schwer mit der „Zena“<sup>475</sup> heraufkommen, gehe ich ihm dann entgegen und helfe ihm. Und dann hängen wir halt miteinander die Wäsche auf und so. Das möchte er machen, die Wäsche machen. Und so teilen wir die Arbeit halt ein bisschen. Und so haben wir 54 Jahre zusammen gebracht. Es ist nicht immer schön gewesen. Es ist viel Mal anders auch gegangen. Es kommt viel. Wenn man 26 Saisonen alleine ist, Sommer und Winter. Er hat halt oben im Hotel, das hat er wahnsinnig gerne gemacht. Das ist einfach seine Arbeit gewesen. Mit*

*den Leuten umgehen. Und daneben der Schwimmsport. Es ist halt nicht viel geblieben. Und dann haben wir halt doch 54 Jahre zusammengebracht. Und letzten Endes ist es wichtig, dass man einander hilft, und die Hilfsbereitschaft, und froh ist, dass man noch miteinander ist, einander helfen kann. Das ist dann schlussendlich die große Liebe, sagt man dann so schön, nicht? Dass es gehalten hat durch alle Stürme durch. Ja.*

BD ♂, geboren 1927:

*BD: Aber wenn man sich das vorstellt, meine Frau ist 12 Jahre jünger. Was die arbeiten hat müssen, oder! Für die Fremden, im Geschäft und im Haushalt, oder. Mir ist es halt so gegangen, wie es heute den Bauern geht. Wenn ich ein „Maiggi“<sup>476</sup> gehabt habe – ich habe eben darum so spät geheiratet, oder – ich habe kein „Maiggi“ gekriegt! Wenn die erfahren hat, dass wir eine „Burschhaft“<sup>477</sup> und „an Lada“<sup>478</sup> haben, dann hat die die Arbeit gesehen. Und nicht mich. Und sie ist 12 Jahre jünger gewesen, sie ist vielleicht ... ja, darum auf Deutsch gesagt hineingefallen auf mich. Oder wie sagt man? [lacht] Nein, es ist schon wahr, oder. Aber ich habe das Glück gehabt, dass ich eben eine tüchtige Frau gekriegt habe. Kinder haben wir leider keine gekriegt. Aber wir leben heute trotzdem.*

Diese drei Ausschnitte zeigen exemplarisch auf, wie das Thema Liebe zwischen Arbeit, „Aufbau“, Schicksalsschlägen oder Alltag zugedeckt wird. BD beschreibt, dass es für ihn als Landwirt und Ladenbesitzer prinzipiell schwierig war, eine Ehefrau zu finden, und fasst das Kapitel Liebe mit den Worten „Aber ich habe das Glück gehabt, dass ich eben eine tüchtige Frau gekriegt habe“ zusammen. Vor allem auch retrospektiv stehen für die ZeitzeugInnen andere Aspekte ihrer Biografie im Vordergrund und werden eindrücklicher thematisiert als die Liebe. WD schildert die Beziehung zu ihrem Mann als die Bereitschaft zur gegenseitigen Unterstützung und des Bekenntnisses zueinander und kommentiert abschließend: „Das ist dann schlussendlich die große Liebe, sagt man dann so schön, nicht? Dass es gehalten hat durch alle Stürme durch.“

Liebesgeschichten in lebensgeschichtlichen Erzählungen beschränken sich also zumeist auf eine Beschreibung der Umstände sowie der Ereignisse im Vorfeld der Beziehung – zumeist allerdings ausschließlich der Beziehung zum/zur späteren EhepartnerIn. Die ZeitzeugInnen rekonstruieren und skizzieren, wie sich die späteren Eheleute kennengelernten, um schließlich die Liebesgeschichte – ganz den moralischen Idealen der damaligen Zeit entsprechend – mit dem Datum der Hochzeit und den Geburtsdaten der Kinder abzuschließen. Der 1910 geborene TG soll abschließend dieses Muster der Liebesgeschichte im Rahmen einer Lebens-

---

476 Mädchen.

477 Landwirtschaft.

478 ein Geschäft.

geschichte ein letztes Mal vor Augen führen. Seine Erzählung offenbart allerdings aufgrund des erzählerischen Humors sowie der Beschreibung der Konkurrenz der jungen Männer beim „Hengert“ besondere, auch kulturhistorisch interessante, Einblicke über das Muster der Liebesgeschichte hinaus:

TG: Zuerst bin ich noch „z'Hengert“<sup>479</sup> nach Gaschurn hinein. Zu Fuß, alles zu Fuß. Und das sind nicht feine Buben gewesen in Gaschurn. Da haben wir „mengs mol“<sup>480</sup> Schläge bekommen. Das kann ich dir sagen. Diese Sauhund haben die Mädchen nicht weglassen wollen. [...] Wir mussten immer zu viert mussten wir hinein. Einen alleine hätte man erschlagen. Einmal einen haben sie durch die Ill gejagt. Und zu einem Krüppel geschlagen. [...] Da ist ein Tschaggunser auf Schruns „z'Hengert“ zu einem Mädchen. Die Schrunser wollten ihn nicht und haben ihn immer durch die Ill gejagt. Und da ist es ihm einmal zu blöd geworden, hat einen Revolver mit und drückt ab und tot ist er gewesen. [...] Hat nicht viel bekommen. Sieben Monate „Kiecha“<sup>481</sup>. Weil sie ihn immer „plogat“<sup>482</sup> haben. [...] Da ist es immer auf Leben und Tod gegangen, dann ab und zu. [...]

I: Und wie hast du es dann gehabt mit „dr Stubat“<sup>483</sup>?

TG: Da sind fünf Mädchen gewesen. Und die, wo mir gefallen hat, die hat nie „Reppa zella lo“<sup>484</sup>. Das wollte sie einfach nicht. Und alle Buben in Tschaguns, die meisten haben so angefangen, mit Rippen zählen. Geschaut, was sie machen. Wenn sie nichts gemacht hat, wenn sie es gerne gehabt haben, dann hat man „wieter ghengarat“<sup>485</sup>. Und die, wo mir gefallen hat, die hat nie die Rippen zählen lassen. Und ich bin immer „z'Hengert“. Und meinst du, ich hätte da einmal weiter können, als nur reden und rauchen bei ihr. Einfach weiter bin ich nie gekommen. Und die wollte nichts von den anderen wissen. Und danach hat sie einmal erzählt, jetzt heiratet der und der. Und sagt zu mir: „Du hättest jetzt dann auch das Alter zum Heiraten.“ Und danach habe ich gesagt: „Ja, du auch.“ Und danach sagt sie: „Ja, ich eigentlich auch.“ Und da habe ich gesagt: „Ja, heiraten wir zwei.“ Lachend, gell. „Ich heirate schon mit dir“. Habe ich gedacht, so „Maiggili“, jetzt habe ich dich. [lacht] Jetzt habe ich dich. Jetzt habe ich dich. Jetzt musst du dann die Rippen zählen lassen, wenn wir verheiratet sind. Das ist hundertprozentig eine Jungfrau gewesen, das kann ich dir sagen. Die hat nie etwas gehabt. Und da hat sie auch die Rippen zählen lassen und hat alles Recht getan. Wunderbar. Wunderbaren Ehestand haben wir gehabt. Sechs Kinder haben wir gehabt.

---

479 auf Brautschau.

480 oft.

481 Gefängnis.

482 geplagt.

483 Brautschau.

484 Rippen zählen lassen.

485 weiterhin zum Mädchen gegangen.

TG beschreibt hier eine „soziokulturelle Gewohnheit“ für die 1920er und 1930er Jahre, der sich die traditionelle volkskundliche Forschung gemeinsam mit dem Brauch des Fensterlns ausführlich widmete: nämlich die häufigen Raufereien junger Männer unter dem Vorwand, die Mädchen im Dorf vor den ortsfremden Konkurrenten abzuschirmen.<sup>486</sup> Typisch für die Erzählungen vom Fensterln (wie auch vom Hengert) ist dabei, dass die Erinnerungen daran in den lebensgeschichtlichen Erzählungen von Männern häufig breiten Raum einnehmen, während Frauen diesen Brauch kaum je erwähnen.<sup>487</sup> Ausgeschnitten aus TGs Darstellung wurden aufgrund der Länge mehrere Beispiele für schwere körperliche Verletzungen, die dem Erzähler sicherlich auch aufgrund seiner eigenen potenziellen Betroffenheit bis heute lebendig in Erinnerung blieben.

TG spricht in seiner Erzählung immer wieder vom „Rippen zählen Lassen“, einer Formulierung – die damals vielleicht unter den jungen Leuten verbreitet – erste Annäherungsversuche und Berührungen im Intimbereich der Frau symbolisiert. Auf unterhaltsame Weise schildert TG seine Strategie, wie man beim „Rippen zählen“ zumeist vorging und wie er schlussendlich seine spätere Ehefrau dazu brachte, ihn ihre Rippen zählen zu lassen. Einzigartig in den lebensgeschichtlichen Erzählungen ist darüber hinaus TGs Hinweis, seine Frau sei „hundertprozentig eine Jungfrau“ gewesen, der erahnen lässt, dass die Jungfräulichkeit eines Mädchen nicht selbstverständlich war und außerdem unter den heiratswilligen jungen Männern wertgeschätzt wurde. Auch TG schließt seine Erzählung mit der Anzahl der gemeinsamen Kinder.

Erzählungen über die Eheschließung haben in Hinblick auf die Situation und Rolle der Frau in der Gesellschaft in einigen Biografien eine ganz besondere Aussagekraft, nämlich wenn in den Berichten aufgezeigt wird, welch hohen Stellenwert die Verheiratung für Frauen in ländlichen, traditionell geprägten Gesellschaften haben konnte. Einige Erzählungen beschreiben die Rolle der Hochzeit regelrecht als Befreiung der Frau und als Möglichkeit, die Lebensqualität bedeutend zu erhöhen. Die nachfolgenden Ausschnitte zeigen beispielhaft drei mögliche Dimensionen einer Verheiratung für Frauen (insbesondere aus schwierigen sozialen oder wirtschaftlichen Verhältnissen) auf:

KK ♀, geboren 1922:

*KK: Nach dem Krieg war ich schon Mitte zwanzig, von Männern habe ich keine Ahnung gehabt. Wenn wir zur Gota gelaufen sind, hat mir einer immer nachgesetzt, das war uninteressant für mich. Eine Verwandte war meist mit, dann habe ich ihn mit der FS hinaufgeschickt, später hat sie gesagt, der ist nur wegen mir mitgelaufen. Meine Firmtante hat mir oft gesagt, wenn ich mit den*

486 Bakay, Gunter und Petra Streng: Bauernerotik in den Alpen. Das Liebesleben der Tiroler vom Mittelalter bis ins zwanzigste Jahrhundert. Innsbruck 1997. S. 106f.

487 Haidvogl, Alois: Fensterln. In: Bauer, Kurt (Hg.): Bauernleben. Vom alten Leben auf dem Land. Wien 2007<sup>3</sup>. S. 147–149.

*Mannsbildern nicht anders verfahre, werde ich keinen bekommen. Ich sagte, „dann bleibe ich halt ledig so wie du“. Sie meinte, ich solle es nicht machen, dann müsste ich den anderen nur den Dreck machen.*

OL ♀, geboren 1927:

*OL: Der PL ist unter die Lawine gekommen. Unser Kind war damals 11 Monate. Bei der Beerdigung vom PL war der RK da und hat mir Beileid gewünscht. RK war beim PL im Kleinwalsertal als Hilfsschilehrer beschäftigt. Er wollte das Kind sehen und ich bin mit ihm bis zur Landbrücke und hab ihm das Mädchen gezeigt. Das Kind war sehr angetan von TB und zwei Monate später waren wir verheiratet. [...] Bei der Beerdigung vom PL bin ich nicht einmal zum Totenschmaus eingeladen worden. Zum Glück hat mich RK geheiratet, ich wär sonst mit der Tochter auf der Straße gestanden.*

IJ ♂, geboren 1924:

*IJ: Aber hinten nach, wenn man da so nachdenkt, dann denkt man, „Mein Gott, wie geht es uns in der heutigen Zeit eigentlich gut gegenüber wie es unseren Vorfahren oder unseren Eltern ergangen ist.“ Es war ja früher schon eine Katastrophe, wenn ein junges Mädchen, wie meine Mama war, ein lediges Kind bekommen hat. Das war nicht so einfach. [...] Ja, sie hat ja dann eigentlich früh geheiratet, das heißt, der Vater hat dann eben das Anwesen übernommen – wie genau, das weiß ich jetzt auch nicht – und hat, wie soll ich sagen, gewusst, ich brauch noch jemanden um das zu bearbeiten, und hat dann eben die Mama, ich nehm an, zuerst wird er sie als Dienstmagd aufgenommen haben, mit diesem Kind. Das Kind hat er dann allerdings ... und hat dann auch geheiratet noch. Die war natürlich um 20 Jahre jünger ungefähr. Meine Mama war Jahrgang 98 und der Vater war, wie ich schon sagte, 79, also da war ein großer Altersunterschied da. Da war es dann sicher so, dass, einerseits, die Mama sicher froh war, wie man so sagt, dass sie unter die Haube gekommen ist. Trotz des Kindes. Und andererseits war mein Vater wieder froh, dass er jemanden hatte, der noch jung und kräftig war. Zum Mithelfen natürlich.*

KKs Erzählung thematisiert die Rolle unverheirateter Frauen in der Gesellschaft. Ledige Frauen wurden offenbar häufig vor allem als günstige Arbeitskräfte gesehen und von Seiten des Vaters oder Bruders für Kost und Logis auf der eigenen oder auch einer anderen Landwirtschaft verdingt. KK bringt den geringen Stellenwert lediger Frauen in der sozialen Hierarchie mit den Worten ihrer ledigen Taufpatin zum Ausdruck, die ihr im Falle einer Nicht-Verheiratung droht: „dann müsste ich den anderen nur den Dreck machen“.

OL erzählt, wie sie als quasi verwitwete Unverheiratete nach dem Tod ihres Partners in große wirtschaftliche Not geriet, aus der ihr nur die Heirat mit einem Freund ihres Mannes als Ausweg erschien, die bereits zwei Monate nach dem Begräbnis stattfand.

Alle drei Erzählungen dokumentieren ganz klar den Stellenwert der Heirat für Frauen als Ausweg aus einer schwierigen sozialen oder wirtschaftlichen Situation. Abgesehen von der auffallenden Verknüpfung des Ehestandes mit wirtschaftlicher und sozialer Sicherheit – abseits von Liebe, Emotion und Leidenschaft – können in den ersten beiden Erzählungen keine besonderen Merkmale für Mustererzählungen festgestellt werden.

IJ hingegen macht, wie dies bereits am Beispiel zahlreicher anderer Erzählstoffe herausgearbeitet wurde, gleich am Eingang seiner Geschichte von der Eheschließung seiner Eltern klar, worauf er hinaus will: „*Mein Gott, wie geht es uns in der heutigen Zeit eigentlich gut gegenüber wie es unseren Vorfahren oder unseren Eltern ergangen ist.*“ Diese Feststellung streicht klar den Wandel als Erzählmotiv heraus, die Heirat der Eltern wählt IJ quasi willkürlich als Beispiel aus, bestätigt allerdings, was die drei Erzählerinnen vor ihm bereits beschreiben: Einer jungen ledigen Mutter einerseits bleibt zur Absicherung nur die Heirat, ein Bauer heiratet die Dienstmagd andererseits, um eine starke Arbeitskraft an die Wirtschaft zu binden. Liebe und Leidenschaft sind auch hier nicht Bestandteil der Erzählungen über Eheschließungen.

Erzählungen über Scheidungen stellen bei den befragten ZeitzeugInnen eine absolute Ausnahme dar, kommen in Einzelfällen aber doch zur Sprache. Als klarer Abschluss einer vormaligen Liebesbeziehung soll daher am Ende dieses Kapitels der Erzählstoff der „gescheiterten Ehe“ kurz angesprochen werden. Eine Scheidung bedeutete vor allem für die Frau mitunter große wirtschaftliche Schwierigkeiten<sup>488</sup> – ganz abgesehen von der Reaktion der Menschen im sozialen Umfeld, die einen solch klaren Schnitt in einer Beziehung nicht gewohnt waren und manchmal auch nicht dulden wollten. Die 1916 geborene UF erzählt ganz frei und leicht ironisch die Geschichte ihrer Ehe vom Anfang bis zum Ende:

*UF: Im Januar 39. Und wir zwei, also, meine Kollegin und ich, wir hatten uns vorgenommen, ganz solide zu sein. Nie zum Tanzen zu gehen, nur vom Sport und der guten Luft zu leben. Und da saßen zwei Wiener Ingenieure am Tisch und sagten: „Ja, jetzt können Sie doch noch nicht schlafen gehen, meine Damen! Heute ist die erste Fastnachtsitzung, und die ist immer ganz lustig, und die ist auch mit Tanz verbunden. Das dürfen Sie sich nicht entgehen lassen!“ – Also haben wir unsere guten Vorsätze über den Haufen geworfen und sind tanzen gegangen. Und da habe ich meinen Mann kennen gelernt.*

*I: Aha?*

*UF: Ja. Der ist dann, der hatte noch gewettet mit dem Motorrad, auf das Motorrad hatte der sich eine derbe Schnur gebunden, es war ja Winter, Januar, Winter. Statt den Schneeketten hat der einen derbe Schnur gehabt, und so ist*

<sup>488</sup> Vgl. Lanzinger, Margareth: Aushandeln von Ehe – Heiratsverträge in europäischen Rechtsräumen. Einleitung. In: Lanzinger, Margareth u.a. (Hg.): Aushandeln von Ehe – Heiratsverträge der Neuzeit im europäischen Vergleich. (= L'Homme Archiv. Quellen zur feministischen Geschichtswissenschaft 3) Wien 2010. S. 11–25.

*der mit dem Motorrad nach Gargellen gekommen! Da hat das seinen Anfang genommen. [...] Aber im Jahr 51 war ich schon wieder ledig. Ja. Er war ein Schnellebiger. Ich habe aber zwei Söhne gehabt, die habe ich ja noch. Der eine ist in Deutschland, der andere in Kanada.*

I: Wirklich? So weit!

UF: *Ja, ja. Im Jahr 51 wurde ich geschieden. Da begegnete ihm das Glück des Lebens, was selten einem Menschen begegnet. – Und nachdem ich sehr großzügig bin, wollte ich seinem Glück nicht im Wege stehen. Da ist das auseinander gegangen. Aber die Ehe hat nicht lange gehalten, er hat es dann bis zu dritten Frau gebracht.*

UFs humorvolle Darstellung ihres Ehelebens lässt vermuten, dass Sarkasmus zeit- lebens als persönliche Strategie zur Bewältigung schwieriger Situationen fungierte. Dass es die anschließend alleinerziehende Mutter ohne finanzielle Unterstützung durch den geschiedenen Mann nicht leicht hatte, ist in diesem Ausschnitt nicht erkennbar, sondern klingt in anderen Interviewstellen durch.

UFs Erzählung verdeutlicht zum Abschluss des Kapitels „Liebe und Ehe“, dass die Strategien, diesen Erzählstoff dem zuhörenden Publikum zu vermitteln, sehr vielfältig sind: Sie reichen von Ironie und scherhaften Kommentaren bis hin zur Reduktion auf Andeutungen oder überhaupt Auslassungen – und bestätigen, dass der Erzählstoff zwar sehr nahe am Leben der ErzählerInnen ist, es ihnen aber mitunter schwer fällt, frei und offen über ihre Erfahrungen zu sprechen.

### 3.4.43. Geburt der Kinder

Wie im vorhergehenden Kapitel bereits angedeutet wurde, ist die Geburt der Kinder thematisch eng mit den Erzählstoffen Liebe und Eheschließung verknüpft, sodass der Eindruck entsteht, Liebe und Ehe hätten (in den Augen der ErzählerInnen) geradezu ausschließlich den Sinn, Nachkommenschaft zu zeugen. Umso interessanter ist es festzustellen, dass die Geburt der Kinder – bzw. der Eintritt der neuen Familienmitglieder ins Leben der Eltern und der Einfluss auf dasselbe – in Form von Geschichten oder Anekdoten kaum je thematisiert werden. In den allermeisten Fällen bleibt es bei der Erwähnung der Geburt der Kinder in Form von Anzahl und Geburtsdatum. Einige wenige Ausnahmen berichten ausführlicher etwa vom Ereignis der Geburt – das heutzutage ja einen großen Meilenstein im Leben einer jungen Familie darstellt. Sie sollen nachfolgend zu Wort kommen.

SH ♂, geboren 1925:

I: *Können Sie sich erinnern, wo Ihr Sohn auf die Welt gekommen ist?*

SH: *Ja, gut auch noch. Das ist 48 gewesen, ein Sauwetter gewesen, ein mords Sauwetter. Und dann, ja ja, ist sie daher gekommen, jetzt müsse ich die Heb amme holen. Ja, ja, im Silbertal ist die Eine drinnen gewesen, jetzt bin ich da hinein, ich denk einmal, am Morgen um vier oder fünf ist das gewesen. Bin*

*ich da hinein. Das Haus hab ich gewusst, wo die daheim ist. Und dann komm ich hinein, ist ein Zettel auf der Tür: „Ich bin am Gamplaschg.“ Das ist da auf der anderen Seite, zu einer Geburt hat man sie gerufen, oder. Mein Gott, jetzt bin ich wieder zurück hinaus und am Gamplaschg hinauf, oder. Ja, was ich da will? – Ja, hab ich gesagt, „die Hebamme sollt ich haben,“ oder. Jetzt haben die gemeint, ich mache nur Spass. „Nein, nein“ habe ich gesagt, jetzt hab ich da gewartet und gewartet, und was weiß ich was die da in dem Haus ... Im Haus bin ich ja nicht gewesen, oder. Ja, was ich da noch will? – Ja, hab ich gesagt, „Die Hebamme muss ich haben!“ Oder. Und danach ist sie dann mit hinunter, und herauf da, und da sind wir dann gerade rechtzeitig gekommen, oder. Nach einer Viertelstunde ist das schon vorbei gewesen, da. „Ja, ein Bub!“ [lacht] Ja, ja, so ist es.*

BB ♂, geboren am 1930:

*BB: Jawohl, 1961 die erste Tochter ist am 23. März geboren und dieser Tag war einer der strengsten Tage in meinem Leben. Die Geburt hat zwar die Frau ... ist normal auf die Welt gekommen [lacht] aber für mich war's ein strenger Tag.*

*I: Warum? [lacht]*

*BB: An sich hab ich wenn man so will, Ende März ist Schulschluss und dann musste ich halt heim, ob ich wollte oder nicht. Und dann ist das ins Rollen gekommen mit der Tochter. Am 23. ist sie zur Welt gekommen und dann die Wienfahrt, die man macht nach drei Jahren, die musst ich streichen, war ich halt zuhause und hab noch ein bisschen im Haus herum. Hab oben im oberen Stockwerk noch die Wohnung fürs Kind und so weiter. Und die letzten paar Tage hab ich dann versäumt. Am Vorabend, am 22. kam schon die Hebamme und das ist eine Jahrgängerin von mir, man hat sich gekannt, und noch ein bisschen gespielt. In der Früh ging's dann frühzeitig nach Schruns. Mittags um halb drei bin ich dann vorm damaligen Josefsheim noch schnell, auf eine Jause, ins Dorf und dann wieder hinein. Und dann um vier nachmittags war die Tochter geboren. Und dann nach Hause, um zwanzig nach neun bin ich dann mit dem letzten Zug nach Bludenz, von Bludenz nach Bregenz. Um halb eins bin ich in Bregenz angekommen und dann hab ich das Abschlusszeugnis dann abgeholt in Bregenz. [lacht]*

FF ♂, geboren 1935:

*FF: Und dann haben wir 1962 [...] ist die erste Tochter auf die Welt gekommen. Eine Mordsgaude. 1964 ist die zweite Tochter auf die Welt gekommen. Da haben wir ... ist die Gaude nicht so groß gewesen. Die ist als Frühgeburt auf die Welt gekommen und ist immer noch gehandicapt. Sie ist also bei uns daheim. Gott sei Dank hat sie aber alle schulischen Leistungen bringen können, hat die Handelsschule gemacht und ist jetzt, Gott sei Dank, seit zwanzig Jahren bei XZ beschäftigt.*

XX ♀, geboren 1907:

*XX: Er war dann fort, als unsere Tochter auf die Welt gekommen ist. Und da hat er einige Wochen bevor sie gekommen ist, einrücken müssen. Und da haben wir halt dann ausgemacht, dass wir – telefonieren hat man können – dass wir berichten, dass er nicht Angst hat. Jetzt ist aber eine Verwandte von meinem Mann ist dann ... Die Tochter ist dann auf die Welt gekommen und mein Mann war in Wien irgendwo und dann hat man zum Arzt nach St. Gallenkirch müssen. Ich hab aber keinen Arzt gebraucht, aber man hat dann halt doch infolgedessen gemacht. Der Arzt hat halt auch geholfen. Der Arzt war ein Verwandter von meinem Mann, zu dem sind wir und haben es ihm gesagt, sodass man es meinem Mann weitersage, damit er herkam. Und da hat dann der Arzt gesagt, also als Telefongespräch, [2 sec. Pause] die ... na, wie hat er denn gesagt? Mein Gott, also „Die Geburt ist vorbei [2 sec. Pause] großer Blutverlust. Mutter dementsprechend okay.“ Und das war schon genug. Und dann ist mein Mann gekommen, er ist dann bis Bludenz gefahren, irgendwie mit einem Zug wird er gefahren sein. Und dort, von Bludenz, ist er in der Nacht zu Fuß herein. Morgens um sechs Uhr kam er in mein Schlafzimmer [lacht], das weiß ich noch gut. Und meine Mutter war dann bei mir. Und dann hat er nach zehn Tagen wieder einrücken müssen.*

Bei den Erzählungen SHs und BBs handelt es sich klar um Darstellungen aus der Männerperspektive, sie beschreiben ihre Erinnerungen an die äußeren Umstände und persönlichen Erlebnisse abseits der Geburt. Für SH steht in Zusammenhang mit der Geburt seines Sohnes seine Aufgabe der Suche nach der Hebamme im Vordergrund, BB thematisiert seinen Verzicht auf eine Wienfahrt und das Versäumen der Abschlussfeier seiner Ausbildung und spricht vom „strengsten Tage in meinem Leben“. Die Geburt selbst, von der nicht einmal gewiss ist, ob die Männer selbst dabei waren, sowie die Zeit nach der Geburt werden nicht angesprochen.

FFs Erzählung ist kürzer, er spricht im Gegensatz zu SH und BB allerdings die Bedeutung der Kinder für das eigene Leben an und weist darauf hin, wie nahe Glück und Sorge in Bezug auf das Leben der Kinder – und deren Bedeutung für das eigene – beieinander liegen.

Auch XX als Frau berichtet nicht von der Geburt selbst und dem hohen Blutverlust, von dem der Arzt in ihrer Erzählung spricht. Sie thematisiert ebenfalls Erinnerungen an die äußeren Rahmenbedingungen und lässt an ihrer schönen Erinnerung an den Urlaub des Mannes aus dem Krieg teilhaben.

In der Zusammenschau dieser vier Ausschnitte fällt auf, dass keine der Erzählungen die Geburt und das Kinder-Bekommen an sich thematisiert, die Geschichten kreisen vielmehr mit gewisser Distanz um diesen Erzählstoff und beschreiben die Rahmenbedingungen sowie damit verbundenen Anekdoten. Die Erklärung für dieses Erzählstereotyp könnte in der Selbstverständlichkeit des Ereignisses der Geburt für die ErzählerInnen liegen, die ja allesamt in einer traditionellen, landwirtschaftlich geprägten Gesellschaft sozialisiert wurden und die in einer Zeit,

in der Kinder noch vorrangig im Elternhaus geboren wurden, von klein auf eine Geburt als natürliches Ereignis zu verstehen lernten. Auch die durchschnittlich größere Kinderzahl pro Familie dieser Generationen könnte erklären, warum den ErzählerInnen retrospektiv die erlebten Geburten als derart selbstverständlich und nicht-mitteilenswert erscheinen.

Analog zu Lehmanns Forschungsergebnissen kann auch für die Montafoner Befragten festgestellt werden: Eigene Kinder stellen kaum je eine Leitlinie des Erzählens dar, zumeist werden kurze Hinweise in die Erzählung eingestreut, die auf die Ausbildung und die gegenwärtige berufliche oder familiäre Situation der Kinder eingehen. Im Gegensatz zu Lehmanns Annahme gilt dieses Erzählmuster sowohl für Männer als auch für Frauen, die die Familiengeschichte oder die Biografien der Kinder ebenfalls kaum in die eigene Lebensgeschichte einflechten. Haben sich die Beziehungen zu den Kindern „normal“, das heißt zufriedenstellend entwickelt, so wird dieser Aspekt in den Erzählungen kaum je angesprochen. Kommt es allerdings zu Ausnahmeentwicklungen, wie etwa Streitigkeiten, Behinderungen oder Todesfällen, so kann sich durchaus ein Erzähltabu entwickeln, das bewirkt, dass dieses zentrale Familienthema an den Rand der lebensgeschichtlichen Erzählung gedrängt wird.<sup>489</sup>

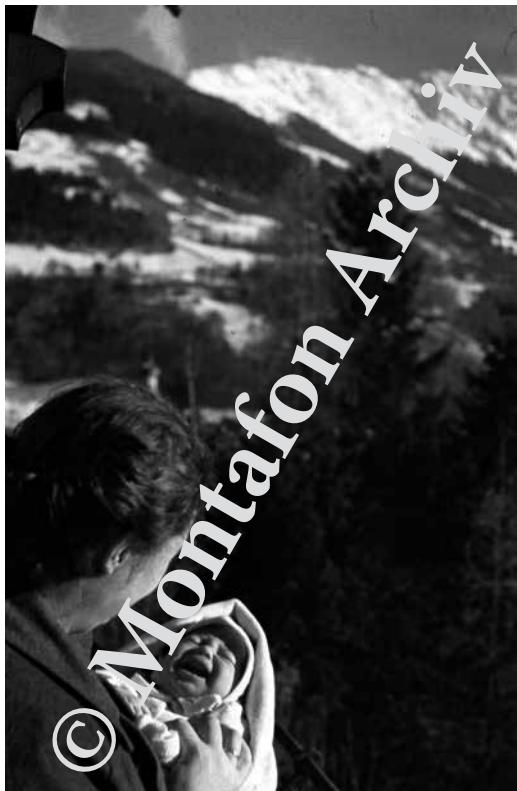


Abb. 61: Mutter und Tochter vor den Schrunser Bergen 1942  
(Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/  
Montafon Archiv)

489 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. 245f.

### 3.4.44. Unfälle und Krankheiten

Unfälle und Krankheiten stellen in den meisten Fällen sehr persönliche und wichtige Ereignisse in einer Lebensgeschichte, mitunter sogar lebensverändernde Einschnitte dar. Unfälle und Krankheiten werden in allen lebensgeschichtlichen Erzählungen erwähnt, seien es eigene Erlebnisse oder auch Erfahrungen mit betroffenen nahestehenden Personen. In einzelnen Fällen stellen chronische Krankheiten oder bleibende Behinderungen nachvollziehbarerweise eine Leitlinie des lebensgeschichtlichen Erzählens dar.

Die Darstellungen von Unfällen einerseits sowie von Krankheiten andererseits unterscheiden sich allerdings in verschiedener Hinsicht. So werden etwa Unfälle tendenziell als Abenteuer inszeniert und in spannender Art und Weise, mit ausführlichen Beschreibungen etwaiger spektakulärer Aspekte, erzählt. Drei Erzähler geben nachfolgend Beispiele aus ihrem eigenen Erfahrungsschatz – sie verdeutlichen, inwiefern die Schilderungen eines Unfalls häufig bestimmten Mustern folgen:

CC ♂, geboren 1933:

*CC: Einmal hab ich einen ganz schweren Unfall gehabt, beim Seilspannen. Und da ist es knapp hergegangen. Da hat es mich erwischt, da am Kopf, da hat es mir ein Loch geschlagen, die Nase war total kaputt, den Kopf, den hat's auseinander gejagt, den hat's gesprengt. Da hat es Sanitäter und all das noch nicht gegeben. Um zwölf ist es passiert und um eins war ich in Schruns im Josefsheim. Bin ich zu Fuß runter natürlich. Das Blut runter geronnen beim Kopf.*

*I: Wahnsinn.*

*CC: Die erste Schwester ist davongelaufen. Die hat mich nicht erkannt, die hat gemeint ich sei von den Toten auferstanden. Da haben sie mir schnell eine Spritze gegeben wegen Wundstarrkrampf. Und dann der Doktor, den hat man sofort geholt, gleich mit dem privaten Auto. Und da bin ich sogar davon gekommen. 18 Tage draußen gelegen und da ist es dann gut geworden. So geht's halt. Nur ist mir ... es ist das Problem gewesen, man hat mir ... die Krankenkassa und das alles hat es nicht gegeben. Man hat keine Versicherung gehabt, man hat das alles nachher zahlen müssen. Aber es ist dann auch gut, die Frau hat mir dann geholfen und wir haben's dann wieder geschafft. So geht's, so ist das Leben [lacht].*

CY ♀, geboren 1925:

*CY: Ja, ja. Ich habe nichts vergessen. Aber, wie gesagt, nachher bin ich da hinaus gekommen und da habe ich dann Hoch- und Tiefbau gelernt. Und das war ein wunderbarer Beruf, nur habe ich schwere Unfälle gehabt. Anno 84 habe ich einen Unfall gehabt, da hätte niemand mehr fünf Schilling gegeben für mich. Da haben sie gemeint, das packe ich nicht.*

*I: Was ist passiert?*

CY: Ja, sechs Meter hinuntergefallen. Da, die Schulter, sieben Rippen ab, bei den Ohren geblutet, bei der Nase geblutet, beim Mund geblutet ... So bin ich da gelegen.

VU: Wie lange bist du da so gelegen?

CY: Ja, nicht gerade lange. Zum Glück, von der Fohrenburg einer, der steckt mir den Finger in den Mund, dass ich wieder Luft bekommen habe. Sonst wäre ich erstickt.

VU: Erstickt am Blut, ja.

CY: Erstickt am Blut. Wenn überall Blut kommt: Ohren, Nasen, Mund! Und danach habe ich lange ein Röhrchen da hinein gehabt, zum Atmen. Da ist es durch die Nase noch nicht gegangen. Da haben sie müssen da hinunter bohren und alles, was da drinnen gewesen ist, haben sie müssen heraus.

VU: Das ist, das ist ... Der ist so viel wohl geboren, du. Und dann noch einmal, gell.

CY: Ja, einmal bin ich acht Meter hinunter gefallen, da haben sie mich bis nach Wien schicken müssen! In die Reparatur! Aber, wenn es nicht bestimmt ist, das behaupte ich immer, dann kommst du davon.

KP ♂, geboren 1929:

KP: Ja, freilich hab ich noch Operationen gehabt, Unfälle hab ich auch gehabt, ein paar! Gut, aber das gehört dazu. Wenn das immer so reibungslos wäre, das würde nicht gehen. Ich hab beim Skifahren ... ich hab ja Sachen gemacht, die würd ich nicht mehr machen. Beim Skifahren auch. Jesus Maria, hundert Mal hätte ich tot sein können. Einmal bin ich in die Lawine gekommen. Hat es mich auch hinunter geschlagen ein paar hundert Meter. Aber das ist auch so eine Episode gewesen. [...] Zwischenzeitlich bin ich noch bei der Lawinenkommission gewesen [lacht], dann haben wir Lawinen abfahren müssen. Ich und ein Kollege waren da auf dem Weg, es hat frisch geschneit und viel Schnee gehabt. Sind rein, abgefahren und eine schöne Lawine runter gebracht. Dann sind wir weiter und sind einen Hang durch. Er ist zuerst und hat gesagt, er ginge weiter vor, und ich hab gesagt, ich würde da runter fahren. Jetzt bin ich da so zwanzig Meter – normal macht man das ja nicht – zwanzig Meter unter dem Grat bin ich rein gefahren. Und als ich in der Mitte gewesen bin, hab ich gemerkt, dass eine Lawine zu gehen anfängt. Gelt, abgebrochen, der KP ist weg. Ich bin umgesprungen mit den Ski, runter gefahren. Ich hab mir gedacht – da ist so links eine Tanne gestanden [...], wo die Äste bis auf den Boden gereicht haben – gedacht, „da muss ich schauen, dass ich da rein fahren kann. Da komm ich vielleicht dann raus.“ Aber ich bin nicht mehr raus gekommen. Das ist runter mit mir, bei der Tanne vorbei. Dann hab ich gemerkt, dass ich noch die Ski anhab. „Herrgott“, hab ich gedacht, „wenn's mir nur mal den Dreck da runter reißen würde!“ Man glaubt es nicht, was du dir da alles denkst. Aber das sind ja nur Sekunden. Aber ich hab mir gedacht, „wenn's mir nur mal den Dreck da weg reißen würde.“ Dann hat's mich drunter gerissen, die Ski hat's weg gerissen – das hab ich gemerkt – dann ist es dunkel gewesen,

*hell, dunkel. Und so ist es hin und her gegangen. Dann hab ich noch gedacht, wenn's einmal ruhig ist, dann muss ich sofort schauen, dass ich zum Funk komm. Und als es ruhig war, hab ich den Kopf dann herausgebracht. Einen Moment lang hatte ich einen Schock, dann hab ich angefangen zu graben und bin raus gekommen. Das war ja nur Neuschnee, Pulver, das ist nicht so hart gewesen. Ich bin gut raus gekommen. Jetzt bin ich raus und eine Stück nochmal rauf. Ich weiß nicht warum ich rauf bin. Wieso sollte ich den rauf laufen, wenn ich eigentlich runter soll? Dann bin ich rauf und hab mich da nieder gesetzt. Dann ist erst so richtig der Schock gekommen. Du glaubst es vielleicht nicht, aber ich hab so gezittert. Der ganze Körper, mich hat es hoch in die Luft gerissen. Ich hab keine Handschuh mehr gehabt, keinen Hut, keinen Rucksack, keine Ski, keine Stecken. Alles weg. Alles unten drin. Den Funk hab ich noch drinnen im Anorak gehabt. Den hab ich dann raus und hab dem Kollegen gesagt, „du ich bin da im Kessel drin, mich hat's mit der Lawine mitgenommen“. Danach hat er gesagt, „ich komm gleich runter.“ Dann ist er gekommen und ich hab keine Ski mehr gehabt und nichts. Ich hab dann zu Fuß ins Tal gehen müssen. Am Nachmittag hab ich dann neue Ski bekommen. Aber das sind ja nagelneue gewesen, die ich da gehabt hab [lacht].*

I: Ja [lacht] ja, Wahnsinn!

KP: Du wirst sagen, du bist ein Lügner, aber es ist so gewesen.

I: Nein, nein, ich glaub das schon.

KP: Danach bin ich nie mehr frei gewesen von Angst, wenn ich so irgendwo hab rein fahren müssen. Weil da hab ich dann vorher schon besser geschaut. Aber die Angst, die ist immer geblieben. Die hab ich nicht mehr los gebracht. Aber vielleicht hat sie mir das Leben gerettet, das weiß man nicht. Jedenfalls hab ich ein Himmel Herrgott Glück gehabt.

In allen drei Ausschnitten wird deutlich, wie sich die Erzähler um eine möglichst drastische Darstellung bemühen, indem sie die Details der Verletzungen („die Nase war total kaputt, den Kopf, den hat's auseinander gejagt, den hat's gesprengt“, CC; „Wenn überall Blut kommt: Ohren, Nasen, Mund!“, CY) oder die Dynamik des Unfalles („dann ist es dunkel gewesen, hell, dunkel“, KP) ausführlich und mithilfe von Bildern beschreiben („Die erste Schwester ist davon gelaufen. Die hat mich nicht erkannt, die hat gemeint ich sei von den Toten auferstanden“, CC). Interessant ist hier vor allem der Kunstgriff der Fremdwahrnehmung, auf den besonders CC und CY zurückgreifen: Sie beschreiben ihre Verletzungen in optischen Bildern, die sie selbst gar nicht wahrgenommen haben können, um sie den ZuhörerInnen leichter kommunizierbar zu machen. Am Beispiel dieser Technik wird deutlich, wie sehr es sich auch bei Geschichten im Rahmen biografischer Erzählungen um Inszenierungen handelt, die zumeist auf eine bestimmte Aussage abzielen. In Bezug auf die Darstellungen von Unfällen kann am Beispiel der obigen drei Ausschnitte festgestellt werden, dass sich die Erzähler selbst weniger zu Opfern eines Unfalles, als vielmehr zu Helden stilisieren. Dramatische Szenen des Unfalls sollen zunächst die Gefahr verbildlichen, aus der sich die Hauptdarsteller schließlich retten, etwa weil sie besonders belastbar oder gar zäh sind. Schwerste Verletzungen werden mit

einer humoristischen Note beschrieben, wenn CY beispielsweise davon spricht, bis nach Wien „*in die Reparatur geschickt*“ worden zu sein. Sehr wohl sprechen die Erzähler auch von Glück, eine gefährliche Situation überlebt zu haben – ihre erzählerische Haltung allerdings lässt keine emotionale Ergriffenheit erkennen, sondern vielmehr die Bemühung um eine möglichst spektakuläre Darstellung. Nicht nur in Bezug auf die schweren Verletzungen und die große Gefahr stellen sich die Erzähler als stark oder abgehärtet dar, auch wenn es um die Genesung oder die wirtschaftlichen Schwierigkeiten aufgrund des Unfalls geht, attestieren sie sich selbst ein gewisses Kämpfertum. CC spricht beispielsweise die Schwierigkeiten an, ohne Versicherung anschließend die hohen Kosten für den langen Krankenhausaufenthalt abzuzahlen zu müssen. Abschließend werden in den Erzählungen Topoi wie „*So geht's, so ist das Leben*“ (CC) bemüht, oder mit werthaltigen Endpunkten wie „*wenn es nicht bestimmt ist ...*“ (CY) geschlossen.

Krankheiten werden in den Erzählungen grundlegend anders als Unfälle dargestellt. Zumeist handelt es sich hierbei weniger um plötzliche Ereignisse, als vielmehr um lebensbegleitende Umstände, denen nur schwer Positives abzugewinnen ist und deren ErdulderInnen nur selten Heldenhaftigkeit attestiert wird. Ein Ausschnitt aus der im Original viel längeren Erzählung des 1930 geborenen AZ lässt erkennen, in welcher Form sich eine lange Leidensgeschichte auch in der lebensgeschichtlichen Erzählung widerspiegelt. AZ beschreibt eine Serie von Arztterminen und Hüftoperationen, erzählt von Schmerzen und seiner nur mehr eingeschränkten Fähigkeit zu arbeiten:

AZ: *Danach bei dieser Firma bin ich dann Polier geworden, und halt Baustellen geführt. Dann habe ich aber mit den Hüftgelenken schon frühzeitig „Maläschia“<sup>490</sup> gehabt. Anno 66 bin ich ja in Wien operiert worden [...], da hat man mir die Oberschenkel durchtrennt, und die Kugel gedreht. Und nach der ersten Operation ist der Fuß um „viar Sanitmätr“<sup>491</sup> kürzer geworden. [...] Und dann habe ich orthopädische Schuhe getragen. [...] Und dann anno 71 bin ich zu dem Dr. Schaller, hat er mir in St. Gallen dort geschaut, dass ich operiert werde. Dann bin ich dorthin gekommen. Die haben mich dort operiert. [...] Und dann sind die Füße gleich kurz geworden. Oder gleich lang. [lachen] Ist eine große Erleichterung gewesen. Aber schmerzfrei bin ich natürlich nie gewesen. Und im Büro konnte ich dann arbeiten. Und wenn jetzt ein „Capo“<sup>492</sup> halt einmal ausgefallen ist, habe ich halt wieder ausgeholzen. Und so ist eigentlich die Zeit dann ... die Jahre und so vergangen. [...] Und ich muss sehr zufrieden sein, wie ich heute noch beieinander bin. Habe ich nie geglaubt, dass ich damals „dia Stecka“<sup>493</sup> wegbringe. Ich muss heute mehr als zufrieden sein. Ja und die Familie da. [lacht]*

---

490 Probleme; Beschwerden.

491 vier Zentimeter.

492 Vorarbeiter; Polier.

493 Krücken.

In AZs Erzählung, die wie gesagt nur einen Ausschnitt aus der gesamten Beschreibung seiner Leidengeschichte darstellt, gibt es keine Höhepunkte und nichts daran ist spektakulär. Seine Stimmung beim Erzählen wirkt gedämpft und duldet, der Erzähler übt sich in Dankbarkeit („*Und ich muss sehr zufrieden sein, wie ich heute noch beieinander bin*“), ohne jedoch besonders glücklich zu wirken. In den Erzählungen über Krankheiten stehen das Leid bzw. häufig die eigene Leidensfähigkeit im Vordergrund. Ein Leben geprägt von Schmerz und Leid ertragen zu können und auch leben zu wollen, diese Haltung entbehrt nicht eines gewissen Kampfes.

Als „Leben im Kampf gegen das Leid“ könnte auch das Motiv der nachfolgenden Erzählung der 1926 geborenen WD bezeichnet werden. Die Erzählerin bringt ihren Kampf darin bildhaft zum Ausdruck.

*WD: Ja mein ... der Fuß hat mich halt immer begleitet. Das ist einfach ... einfach mein Bösewicht gewesen. Ich habe ja immer ... „i hon aber net lugg lo“<sup>494</sup>. Ich habe immer Krieg gehabt mit meinem Bösewicht. Das ist eine angeborene Missbildung der Venen und Arterien. Die sind verkrüppelt vom rechten Knie abwärts, einfach so auf die Welt gekommen. Von was weiß kein Mensch. Kein Mensch. Und sie haben es auch lange, viele Jahre nicht erkannt. Erst der Dr. Judmaier hat es erkannt in Innsbruck, und hat es mir noch auf dem Papier aufgezeichnet, was das überhaupt ist und was man da machen kann. Und da hat man zum ersten Mal zu mir gesagt: „Bein ab.“ Und da bin ich im vierten Monat schwanger gewesen beim Hansi. Aber dem Büblein hat es nichts gemacht bei dieser Operation. Gar nichts. Es hat ihm nichts gemacht. Er musste noch warten, noch 37 Jahre.*

*I: Bein ab. Ist es ab?*

*WD: Nein, nein. Ich habe es nicht machen lassen. Nie. Und dann noch einmal in Feldkirch unten, der Oberarzt Rein hat auch einmal zu mir gesagt: „Bein ab“. Vor ein paar Jahren. Noch nicht so lange her. Und da habe ich gesagt: Nein. „I komm allig wedr z’Weg.“<sup>495</sup> Ich bin es ihm immer wieder gewesen, diesem Bein. Immer. Ich musste immer kämpfen. Ich musste einfach immer kämpfen. Immer. Ich bin durch das, weil ich auch viel alleine gewesen bin, trotz meinen Schmerzen, musste ich viel kämpfen. Und ich habe auch meine Tiere gebraucht. Die habe ich gebraucht, neben den Kindern, meine Tiere, um sie zu pflegen, Hund und Katze, und Hasen habe ich gehabt. Einmal habe ich 40 Hasen gehabt.*

WD betont immer wieder, „nicht aufgegeben“ zu haben, bezeichnet ihr Bein als „Bösewicht“, dem sie sich aber stellt, indem sie zweimal die ärztlich empfohlene Amputation zurückweist, und schließlich fasst sie zusammen, dass sie „immer kämpfen musste“, und benennt ihre Kinder und Haustiere als Quellen der Kraft für diesen Kampf. In WDs Erzählung kommt, wie auch in den Erzählungen über

494 ich habe aber nicht aufgegeben.

495 Ich komme immer wieder auf die Beine.

Unfälle, ein heroisches Selbstbild zum Tragen, das sich aus dem permanenten Kampf gegen Leid und Schmerz nährt.

Stolz auf die eigene Leidensfähigkeit ist eine mögliche Strategie, Krankheit als erzählenswerten Gegenstand in die eigene Lebensgeschichte einzubauen – und psychologisch besehen sicherlich auch ein Weg, mit der Herausforderung einer chronischen Krankheit oder bleibenden Behinderung zu leben. Der 1930 geborene BB thematisiert ebenfalls seine Krankheit, er stellt diese, bzw. seinen Umgang mit ihr, allerdings in einen anderen Kontext. Bei BB wurde die Diagnose Lungenkrebs gestellt. Für ihn sind in seiner lebensgeschichtlichen Erzählung seine Krankheit und sein religiöser Glaube eng miteinander verbunden:

*BB: Das machen die Frau und ich jetzt seit 82. Das [...] Kirchlein betreuen. Jawohl. Da bin ich halt einmal am Tag mindestens. [...] die Betreuung, ja, hat man ein bisschen was zutun. Aber ich hab einen guten Draht zur Mutter Gottes, darf ich sagen. Ich hab die Handynummer von der Mutter Gottes und kann rund um die Uhr anrufen und sie ist zur Stelle. [...] Ja, das hab ich. [husstet] Wann ist das gewesen? 1990 hab ich ein bisschen Probleme bekommen und im 2000 ... so war's. Am 22. Dezember war ich beim Facharzt in Bludenz. Das war damals der Doktor Meixner, Lungenfacharzt. Und dann hab ich dann die Weihnachtsbotschaft bekommen, „Herr BB, bösartiger Lungenkrebs.“ Das war am 22. Dezember 2000. Das war die Weihnachtsbotschaft. Dann am 2. Januar war ich schon am Gaisbühel zur sofortigen ... einen Termin, unbedingt. 14 Tage Gaisbühel. Und dann eine Woche ... dann Krankenhaus Feldkirch und am 24. Jänner 2001 operieren. Jetzt hab ich halt noch ... 70 Prozent von der Lunge hat man rausnehmen müssen. Seitdem geht's. [...] I: Und Sie können noch alles machen?*

*BB: Ja, halt ein bisschen sachte. Wenn ich laufen gehe ... am Samstag bin ich den Golm hinaufgefahren und bin zurück ins Rellstal. Ging wunderbar. Schön langsam, aber es geht wunderbar. Ja, das ist der gute Draht. Und ich betreue jetzt eben die Kirche. Das hat was Reinigendes. Ja.*

In BBs Erzählung wirken weder die Diagnose des „*bösartigen Lungenkrebs*“ retrospektiv als ein schockierendes Ereignis für den Erzähler, noch seine Krankheit oder der Weg zur Gesundung als sehr schmerhaft. BB fühlt sich in seinem Glauben bei der „*Mutter Gottes*“, deren Handynummer er zu haben angibt, aufgehoben und beschützt. Er verknüpft erzählerisch die Betreuung einer Kapelle direkt mit seinem Krebsleiden und stellt indirekt seine Gesundung auch als eigenes Verdienst seiner Bemühungen um die Kapelle und den Glauben dar. Nach dem Motto „eine Hand wäscht die andere“ stellt sich BB in seiner Erzählung nicht als benachteiligt oder als Opfer dar, sondern als Mann mit „Verbindungen“, auf die er sich verlassen könne.

In BBs Darstellung wird darüber hinaus deutlich, dass Krankheiten mitunter eine epochengenerierende lebensgeschichtliche Erfahrung darstellen können, teils weil die Erfahrung der Krankheit eine persönliche Grenzsituation darstellt, teils weil sie das Leben in der biografischen Erzählung in zwei deutlich voneinander

abgegrenzte Epochen teilt. Der Erzähler nimmt, nach dem Überleben einer persönlichen Katastrophe, gewissermaßen eine neue Identität an, das Ereignis bewirkt aus vergleichender Perspektive häufig eine Reihe von Vorher-Nachher-Geschichten.<sup>496</sup>

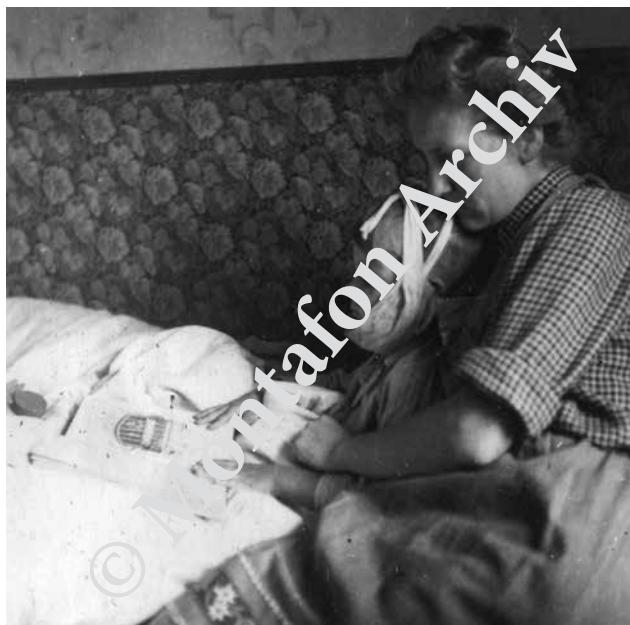


Abb. 62: Mutter und  
krankes Kind 1949  
(Sammlung Hildegard Thöny/  
Montafon Archiv)

Das Kapitel des Umgangs mit Unfällen und Krankheiten abschließen sollen zwei lebensgeschichtliche Erzählungen, die über weite Teile von der Leitlinie des Lebens mit einer Behinderung geprägt sind. Beide Erzähler erlebten eine gesunde Kindheit und fielen als Jugendliche einer Krankheit bzw. einer Verletzung zum Opfer. FF erlitt im Alter von 18 Jahren im Rahmen einer Polio-Erkrankung eine bleibende Gehbehinderung, IJ verlor im Alter von 19 Jahren im Zweiten Weltkrieg ein Bein. Bei beiden Erzählern steht ihre lebensgeschichtliche Erzählung immer wieder im Zeichen dieser besonderen Herausforderung. Nachfolgend ausgewählt wurden die Ausschnitte, in denen die Erzähler von ihrer Erkrankung bzw. Verletzung berichten:

FF ♂, geboren 1935:

*FF: Mitte der Lehre, zu Weihnachten 53, hat mich das Schicksal der Kinderlähmung erwischt, und hat mein ganzes späteres Leben natürlich durch die bleibende Behinderung sehr stark beeinflusst oder gelenkt. Ich weiß nicht, wie man sonst noch sagen könnte. Ich bin von Weihnachten bis Oktober 54, von Weihnachten 53 bis Oktober 54, in der Valduna stationär behandelt worden. Bin aus anfänglicher Bettlägrigkeit ... später mit einer Gehschule wieder lau-*

496 Lehmann: Reden über Erfahrung. S. 198.

*fen gelernt. Dann auf zwei Krücken, dann auf einer. Und dann am Stock. Die Illwerke war so großzügig, mich die Lehre weiterführen zu lassen, mit sitzender Tätigkeit. Und der Gesundheitszustand ist aber immer besser geworden, sodass ich, ohne dass sich jemand darum gekümmert hat, mit meinem Jahrgang 1956 zur Facharbeiterprüfung angetreten bin, obwohl ich eigentlich das Dreivierteljahr, das ich gefehlt habe, eigentlich nachdienen hätte müssen. Da hat auf gut Zureden, glaube ich, oder Intervention vom damaligen Chef Anton Grass und dem Auge Zudrücken von der Lehrlingsstelle der Handelskammer habe ich antreten können. Die werden gedacht haben, wenn er es nicht packt, muss er auch das halbe Jahr machen. Und wenn er es packt, ein gutes Werk. So ist das vermutlich gelaufen. Ich habe diese Gesellenprüfung bestanden. Und habe das Glück gehabt, dass man mich in der neuen Werkstatt als Prokurist und mit körperlichem Handicap und als Prokurist behalten hat und nicht verschickt. Damit ist eigentlich die berufliche Laufbahn ziemlich stark vorgegeben gewesen.*

IJ ♂, geboren 1924:

*IJ: Wir sind dann irgendwo gelandet und kam dann nach Odessa ins Kriegslazarett. Dort wurde der Fuß dann, der schwarz und blau war und hochgeschwollen, amputiert. Es war keine Möglichkeit sonst.*

*I: Wie alt waren Sie damals?*

*IJ: 19 Jahre. Gelt. Ich bin im Dezember geboren und das ist im Februar passiert. 24 im Dezember geboren. Und dann war ich 19 Jahre alt, also etwas mehr als 19 Jahre. Und dann als junger Bursch denkt man natürlich, „was kann man noch machen nachher? Was blüht dir?“*

*I: Waren Sie sehr verzweifelt damals?*

*IJ: Ja. Nein, man war ... die Verzweiflung kommt eigentlich mehr, wenn man nach Hause kommt. Wo man früher als Kind herumgerannt ist. „Na, wie kommt man jetzt weiter?“ Aber [...] es gab Prothesen, man hat getröstet, es gibt Prothesen. Ich kann mich erinnern, in unserer Nachbarschaft gab's einen Invaliden. Der hat so einen Stelzfuß gehabt. Den hat man über die Hose mit einem Riemen hingebunden und den Stelzfuß hat der da ein bisschen geschwungen und so ist er herumgelaufen. Und er hat dann, möcht ich sagen, da oder dort einmal Holz gehackt oder Hilfsarbeiten gemacht. Und so hat er sich das Leben gefristet. Und da denkt man, „vielleicht blüht dir das auch?“ Aber es ging dann doch besser, doch doch.*

In FFs Darstellung ist besonders deutlich die Dankbarkeit gegenüber dem Arbeitgeber darüber herauszuhören, dass er „bleiben durfte und nicht verschickt wurde“. Sein Kampf um die Möglichkeit, die Ausbildung dennoch abschließen zu dürfen, ändert in seiner Erzählung nichts daran, dass sich FF schließlich doch als Bittsteller empfindet, dem entgegenkommenderweise Arbeit gegeben wird. IJ hingegen erzählt, mit seiner Behinderung besonders aktiv umgegangen zu sein: In seiner lebensgeschichtlichen Erzählung berichtet IJ zunächst von seinen Sorgen und

intensivsten Bemühungen um einen Arbeitsplatz während der ersten Jahre nach dem Krieg. Er beschreibt einen Kampf, mit nur einem Bein wieder ins Leben hineinfinden zu können, und nicht irgendwo als Hilfsarbeiter zu landen. IJs Behinderung prägt seine Erzählung über die Suche nach einer Ehefrau, er beschreibt, wie er bis ins hohe Alter körperlich trainiert, um so wenig als möglich eingeschränkt zu sein. Er erzählt von dem Empfinden eines Außenseiter-Daseins als Behinderter, aber auch vom Respekt, der besonders „*Kriegsbeschädigten*“ entgegengebracht wurde. IJ erzählt von Bergwanderungen und Radtouren mit Krücken oder Prothese, von peinlichen Erlebnissen wie dem Umfallen mit dem stehenden Rad an einer Kreuzung. Schlussendlich ist diese Leitlinie seiner Lebensgeschichte doch klar Indikator dafür, dass er „*die Energie aufgebracht [hat] um das mitzumachen. Was auch eine Gnade ist, dass man diese Energie aufbringt.*“ IJs lebensgeschichtliche Erzählung handelt im Kern also von der Herausforderung, das eigene Schicksal zu meistern – halb ergeben, halb im Kampf.

So unterschiedlich Krankheiten und Krankheitsverläufe sein können, ähneln sich die Erzählungen darüber schließlich doch in gewisser Weise. Die ErzählerInnen sehen sich als Opfer des Schicksals, aber als KämpferInnen im Leben.

### 3.4.45. Umgang mit dem Altern

Schon im letzten Kapitel über den Umgang mit Krankheit spielten Arbeitsfähigkeit und Arbeitsplatz eine große Rolle in den Darstellungen. Diese Tatsache mag in Hinblick auf die Erzählungen, die von Erlebnissen im erwerbsfähigen Alter handeln, wenig überraschen. Umso auffallender ist allerdings, dass das Thema der Arbeit auch die Passagen über den Umgang mit dem Altern oder dem Alt-Sein prägt. Drei Ausschnitte geben Beispiel für die Verknüpfung dieser beiden Themenbereiche:

LL ♀, geboren 1922:

*LL: Ich bin zufrieden. Ich bin zufrieden, dass der jetzt mich heilt. Ich bin froh, jetzt bin ich auch krank geworden. Nicht gut beieinander. Werde ja zu Weihnachten [...] zweiundachtzig. Ich möchte noch einmal zwanzig Jahre alt, weil ich die Arbeit, die mag ich gerne. Ich mag nicht gerne in den vier Wänden hocken. Mag ich gerne schaffen, fest, putzen und ackern, und alles tun möchte ich, bequem. Die Arbeit hat mir gut getan. Jetzt hocke ich da drinnen in den vier Wänden. Da kommt nichts mehr, nicht „muh“ und nicht „mäh“, nichts. Mein Gott, ist das langweilig. Ach du lieber. Aber, ich glaube, wegen dem wird man ja krank, ha?*

SZ ♂, geboren 1924:

*SZ: Ja, also ich hab halt die Wanderungen unternommen. [...] Gargellen und so weiter. Bielerhöhe und Paznaun und Valschaviental und so weiter, halt*

*diese ... mach ich aber heute nicht mehr so, weil in meinem Alter auch ... meine Knochen sind verbraucht. [lacht] Alles hat halt einmal ein Ende. Ich bin froh wenn ich heute halbwegs noch jeden Tag aufstehen kann. Und meiner Frau ein bisschen helfen kann. Die ist auch schon 84. Und da tut man sich halt nicht mehr so leicht. Krankheiten sind uninteressant.*

EV ♀, geboren 1904:

*EV: Ja, es ist nicht immer schön. So alt werden, ist nicht schön. Man hat so viele Wehwehchen, die man gar nicht verkiünden kann. Und dann, das Selbstbewusstsein – man kommt sich vor, als sei man ausgestoßen. Die Jugend versteht das nicht. Man wird langsam zur Last. [...] Ich hab's ja schön, bin gut versorgt. Hab eigentlich keinen Mangel. Eine gute Rente und alles. Aber ich hab immer das Gefühl, ich bin halt doch eine Last.*

Die Erzählerin LL stellt die abnehmende Leistungsfähigkeit als die für sie schlimmste Begleiterscheinung des Alterns dar. Mit „*Die Arbeit hat mir gut getan*“ weist sie einerseits darauf hin, dass Arbeiten bzw. das Eine-Aufgabe-Haben sie jung und gesund gehalten hätten, während mit den körperlichen Leiden im Alter und der damit einhergehenden Untätigkeit ein Teufelskreis des Verfalls einsetze.

Der Erzähler SZ stellt nicht die Arbeit, sondern seine körperliche Leistungsfähigkeit beim Freizeitsport ins Zentrum seiner Erzählung vom Altern sowie die Fähigkeit, im Haushalt helfen zu können. Mit der abschließenden Bemerkung „*Krankheiten sind un interessant*“ weist SZ, wie im Übrigen auch viele andere ErzählerInnen, darauf hin, dass es sich hier um einen seines Erachtens wenig attraktiven Erzählstoff handelt. Im Hintergrund dieser Bemerkung steht wohl die Sorge, in den Verdacht des Jammerns zu geraten, was die ZeitzeugInnen klar von sich zu weisen bemüht sind.

EV schließlich spricht den Aspekt des Zur-Last-Fallens an, der ihr im Alter große Sorgen bereitet: Das Bewusstsein, ihrer Familie Mühe zu bereiten, belastet die ErzählerIn und trägt, mit der Erfahrung, von „*der Jugend*“ nicht verstanden zu werden, zum einem Gefühl des „*Ausgestoßen-Seins*“ bei.

Neben äußeren Faktoren (wie etwa die zunehmende Unterbringung Pflegebedürftiger in speziellen Einrichtungen oder auch die Geringschätzung der Rolle alter Menschen für die Gesellschaft), die unsere Gesellschaft im Umgang mit alten Menschen und damit auch die Erfahrungen der ErzählerInnen prägen, verdeutlichen die Erzählungen der drei ZeitzeugInnen ein weiteres Mal die hohe Arbeitsmoral der befragten Generationen. Menschen, die sich ein Leben lang unter anderem über ihre Arbeit, ihre Arbeitsfähigkeit oder ihre Leistungen definierten, leiden konsequenterweise im Alter darunter, niemandem mehr von Nutzen sein zu können – oder im Gegenteil sogar eine Belastung darzustellen. Dieses Thema des Alterns, und vor allem die Bedeutung des Alt-Werdens für die ErzählerInnen persönlich, wird nur in wenigen lebensgeschichtlichen Erzählungen angesprochen, was sich einerseits aus der für die Betroffenen eher unangenehmen Thematik, anderer-

seits aber auch aus der Tatsache, dass die Schwerpunkte des lebensgeschichtlichen Erzählens zumeist auf den ersten beiden Lebens-Dritteln liegen, ergibt.

### 3.4.46. Umgang mit Tod und Verlust

Der Erzählstoff „Tod und Verlust“ ist (wie dies auch bei lebensbegleitenden Krankheiten oder Behinderungen der Fall war) wenig repräsentativ für lebensgeschichtliche Erzählungen im Allgemeinen, da es sich hier im Grunde genommen um Ausnahmelerlebnisse handelt. Er soll nachfolgend besonders in Hinblick auf Muster in den Darstellungen untersucht werden.

Chronologisch besehen wird in lebensgeschichtlichen Erzählungen neben einem eventuellen Tod eines Elternteils zunächst vom Tod etwaiger Geschwister berichtet. Wie im Kapitel über die Erzählungen von den AhnInnen bereits dargestellt wurde, erfolgt am Eingang der lebensgeschichtlichen Erzählungen nicht selten eine Verortung der eigenen Person im sozialen und familiären Netz. Ganz in diesem Zusammenhang ist die Erwähnung des Todes der eigenen Geschwister zu verstehen, wie die nachfolgenden drei Beispiele eindrücklich belegen:

MN ♀, geboren 1917:

*MN: Ja. Die Mama war von Gaschurn. Der Vater von Gortipohl.*

*I: Wieviele Kinder?*

*MN: Es waren sieben Kinder. Ich bin die einzige, die übrig geblieben ist. [...] Also vier sind klein gestorben, an Diphtherie und Hirnhautentzündung. Und was hat denn das Dritte noch gehabt? Ah, Gicht, hat man damals gesagt. Ich weiß nicht, was das für eine Krankheit gewesen ist. Eine Kleinkinderkrankheit. Auf alle Fälle ist sie gestorben mit einem halben Jahr. Und zwei sind, glaube ich, an Diphtherie gestorben.*

*I: Sind Sie quasi als Einzelkind aufgewachsen?*

*MN: [lacht] Nein. Zwei Brüder waren dann noch. Und der eine ist im Krieg gefallen, 42. Und der andere war nierenkranck und ist im Jahre 50 gestorben. Jetzt bin ich noch alleine.*

RI ♂, geboren 1910:

*RI: Ich komme gebürtig aus Altenstadt, einer Bauernfamilie mit zwölf Kindern, und ich bin der viertletzt Geborene. Heute bin ich der einzige der noch lebt.*

GH ♂, geboren 1929:

*GH: GH ist mein Name. Ich bin als siebtes Kind meiner Eltern geboren am 12. Jänner 1929. Zwei Kinder davon sind leider an Hirnhautentzündung gestor-*

*ben. Gleich mit sieben Jahren. Und so sind wir noch fünf. Und jetzt bin ich noch alleine. Alle anderen Geschwister sind leider gestorben.*

Das Muster des Berichts vom Tod der Geschwister wird hier besonders deutlich. Die ErzählerInnen stellen ihre Familie bzw. ihre Herkunft vor und nennen zu diesem Zweck die Anzahl der Geschwister. Die hohe Kindersterblichkeit prägte bis nach dem Zweiten Weltkrieg die Familienplanung besonders der traditionellen, landwirtschaftlich geprägten Familien, in denen die Geburtenzahl häufig weit über der Kinderzahl lag. Die ErzählerInnen sprechen mit dem Hinweis auf die als Kind verstorbenen Geschwister somit gleich eingangs den Wandel an, der die gesamten Erzählungen über das Leben im 20. Jahrhundert als zentrales Element prägt. Andererseits ist die Erkenntnis, der/die einzige Überlebende jener Familie zu sein, von der man nun in den Erzählungen über die Kindheit berichten wird, sicherlich sehr eindrücklich und bewegend. Schließlich streichen die ZeitzeugInnen mit dem Hinweis darauf, die einzigen Überlebenden der Herkunfts-familie zu sein, auch ihr hohes Alter heraus.



Abb. 63: Aufgebahrtes Kind  
(Sammlung Rosalinde Huber/Montafon Archiv)

Die Erzählungen vom Tod der Geschwister sind dennoch im Vergleich zu allen anderen Erzählungen, die von Tod und Verlust handeln, am wenigsten emotional aufgeladen. Berichte vom Tod des/der PartnerIn oder eines/einer guten Freundes/Freundin haben einen völlig anderen Charakter und dienen selten als indirekte Botschaften, sondern sind zumeist unmittelbare, wenig inszenierte Berichte, die die ErzählerInnen in ihrer Ausgestaltung nüchtern zu halten versuchen. Ein Extrembeispiel stellt die Erzählung der 1930 geborenen BX dar, die im Rahmen ihrer

Lebensgeschichte nicht umhin kommt, vom Tod ihres Sohnes zu berichten. BX gestaltet ihre Ausführungen im ganzen Interview sehr ausführlich und bemüht sich auch in der Darstellung dieses Verlusts um sachliche, detailreiche Berichterstattung. Als ihre Stimme mehrmals leise und brüchig wird, bittet sie schließlich darum, das Aufnahmegerät abzuschalten: „*Ja ich hätte das jetzt gar nicht erzählen ... Ich nehme an, dass du das jetzt nicht schreibst, oder schalten wir aus, ich möchte das jetzt nicht grad.*“ Sie verweist einerseits darauf, dass sie keine Publikation der Geschichte vom Tod ihres Sohnes wünscht, und signalisiert andererseits, dass sie selbst eine kurze Pause braucht, um sich zu sammeln. Die Aufnahme setzt schließlich mit einem anderen Thema wieder ein. Nur wenige ErzählerInnen fühlen sich in der IntervIEWSITUATION so sicher, dass sie sich auf einen für sie derart schwierigen Erzählstoff einlassen, im Wissen und Vertrauen, die Erzählung (oder die Aufnahme) jederzeit selbstbestimmt unterbrechen zu können. Nicht zuletzt aus diesem Grund werden dramatische und schmerzliche Erlebnisse in den lebensgeschichtlichen Erzählungen zumeist nur kurz angedeutet, niemals jedoch (mit Ausnahme von BX) ausführlich geschildert.

Wesentlich häufiger als Erzählungen vom plötzlichen Tod eines nahestehenden Menschen kommt es zur Darstellung des Verlustes des/der PartnerIn im Alter – was natürlich mit dem hohen Alter der ZeitzeugInnen zu erklären ist. In ACs Darstellung hängt der Tod seiner Frau mit dem vorhergehenden Tod der gemeinsamen Tochter zusammen. JQ hingegen sucht nicht nach Erklärungen, sondern erlebte den Abschied nach dem langen Leidensweg als Erlösung:

AC ♂, geboren 1925:

*AC: Leider ist meine Frau im Jahre 1992 an einer unheilbaren Krankheit gestorben. [...] Im Jahre 1988 ist die Tochter EC mit 34 Jahren tödlich verunglückt, und das hat meiner Frau den Todesstoß gegeben. Wo ich mit meiner Frau in Bludenz zum Doktor bin ... er hat sie noch gar nicht angeschaut, sagt er: „Was haben Sie denn für einen seelischen Schmerz? Was haben Sie denn seelisch mitgemacht, dass Sie so ...“ Er hat es ihr sofort angesehen. Das ist klar: Es ist für einen Vater furchtbar, aber für eine Frau, für eine Mutter ist es noch viel ärger, wenn ein Kind ... Die EC ist am Abend mit einem lachenden Gesicht weg, hat gesagt: „Vati, Mutti, ich geh noch ein bisschen weg. Gute Nacht.“ Und nach Mitternacht kommt die Gendarmerie und bringt die Nachricht. Das geht natürlich nicht spurlos an einem vorbei, hauptsächlich an der Mutter, aber trotzdem. Ich selber habe dann auch viel mitgemacht, gerade mit der Frau. Ich bin zwei Jahre mit ihr nach St. Gallen hinunter, habe gemeint, das müsse besser werden. Die Professoren vom Kantonsspital haben mir Hoffnung gegeben und haben gesagt: „Frau DC, Sie sind auf dem richtigen Weg. Die Metastase geht zurück, schaut gut aus.“ Und da haben wir natürlich alle gehofft, gell. Es ist dann eine Weile so gewesen, aber eins, zwei hat es gerade ins Gegenteil umgeschlagen und es war fertig. Ja, ja. Und so habe ich halt viel, wirklich viel mitgemacht.*

JQ ♂, geboren 1930:

*JQ: Das ist ja neun Jahre gegangen. Gell. Und sieben Jahre bin ich mit meiner Frau immer spazieren gegangen, mit dem Rollstuhl. Da hat sie noch Geist gehabt. Da hat sie das und jenes wollen, und hat mir gedeutet, da möchte sie hin und so weiter. Und da bin ich immer mit ihr da herum. Und die letzten zwei Jahre war halt nichts mehr. Da wollte sie nicht mehr. Das ist ... der Tod war dann richtig nur eine Erlösung.*

JQs und ACs Darstellungen sind sehr unterschiedlich, ähneln sich aber in dem Punkt, dass sich beide mit dem Verlust der Ehefrau abgefunden zu haben scheinen und hier – im Gegensatz zu den Erzählungen vom Verlust eines Kindes – keine seelischen Wunden erkennbar sind, sondern vielmehr ein weiteres Kapitel des Lebens, das Kapitel der Ehe, abgeschlossen scheint. ACs Erzählung vom Tod seiner Tochter und dem anschließenden Tod seiner Frau verdeutlicht allein in Bezug auf die Ausführlichkeit seiner Darstellungen die emotional viel tiefergehend erscheinende Betroffenheit, wenn er vom Unfalltod der jungen Tochter berichtet.

Einige wenige ZeitzeugInnen sprechen in ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung den eigenen Tod an. Zwei mögliche Berührungspunkte mit diesem schwierigen Thema sollen nachfolgend gegenübergestellt werden: RI informiert knapp, dass der Platz für sein Grab auf dem Friedhof schon festgelegt wurde, AC berichtet von seiner Nahtoderfahrung im Anschluss an eine Operation:

RI ♂, geboren 1910:

*RI: Wenn ich sterbe, werde ich in Schruns beerdigt, der Platz ist schon bestimmt. Verbrennen lasse ich mich sicher nicht.*

AC ♂, geboren 1925:

*AC: Ja, und eben anno 1999 habe ich eine lappale Gallenoperation gehabt. Während dem Aufwachen [...], ich bin zum großen Glück nicht allein im Zimmer gewesen, da ist noch einer gewesen, [...] auf einmal bemerkt mein Bettnachbar, dass bei mir alles ruhig und still ist [...] Jetzt hat der halt geläutet und Ding. Und da habe ich eine Lungenentzündung, Herzinfarkt, und Herzstillstand gehabt. Ich bin schon in der anderen Welt gewesen. Und da haben sie mich dann natürlich gleich reanimiert, wie lange, das weiß ich nicht, und haben mich wieder ins Leben zurückgeholt. Nachher, wo ich das erfahren haben, ich war sechs Tage im Tiefschlaf, und wo ich das erfahren habe, das erste Wort das ich dort gesagt habe: „Da hat mir die Mutter Gottes geholfen.“ [...] An einem Herbsttag bin ich hinauf zur Grotte, habe mich auf die Bank gesetzt und habe mausallein einen ganzen Rosenkranz gebetet, was ich das ganze Jahr, auch bei der Grotte, allein, nie getan habe! Ein Vater Unser höchstens, aber nicht mehr. Aber da ist es so schön gewesen! Und das ist mir, wo*

*ich das alles erfahren habe, ist mir das sofort eingefallen: Da kann mir nur die Mutter Gottes geholfen haben! Nachher, bei der Visite, [...] der Chefarzt, sagt kein Wort. Nachher bricht er das Schweigen und sagt: „Herr AC, ich kann es noch nicht glauben, aber bei Ihnen ist ein Wunder geschehen.“ Hat ein Chefarzt gesagt! Und das zweite Wunder ist das: Ich habe im Kopf keine Lähmung, überhaupt nichts. Das ist das zweite Wunder, weil du beim Herzstillstand in den meisten Fällen nachher etwas hast. Aber ich, nach kurzer Zeit bin ich schon wieder nach Teneriffa geflogen, so gut ist es wieder gewesen.*

*I: Kannst du dich da an etwas erinnern, während dieser Zeit?*

*AC: Nein, ich weiß nur, ich war in einem wunderbar hellen Raum, bin ich gewesen. Das weiß ich. Aber sonst kann ich nichts sagen.*

*I: Aber es ist etwas gewesen?*

*AC: Es ist etwas gewesen. Und seit da sage ich: Ich fürchte mich nicht mehr vor dem Tod.*

Wenn überhaupt, so gehen die meisten ErzählerInnen auf das Thema des eigenen Todes nur kurz ein, wie dies auch bei RI der Fall ist. Er weist durch die Bemerkung auf die Bestellung seines Grabplatzes darauf hin, dass er sich seines bevorstehenden Todes bewusst ist und diesem selbstbestimmt entgegengesetzt.

In den meisten Biografien wird über den eigenen Tod wenig überraschend kaum gesprochen, es sei denn vom Umgang mit dem eigenen Tod und den persönlichen Vorbereitungen für diesen Moment. Eine Ausnahme stellen Menschen dar, die bereits Bekanntschaft mit dem Sterben oder einer ähnlichen Erfahrung gemacht haben: AC kann als einziger der Befragten von einer Nahtoderfahrung berichten. Dass er diese Geschichte bereits sehr oft erzählt hat, ist an den geschliffenen Formulierungen, der Flüssigkeit der Erzählung und der Wortwahl gut erkennbar. Für AC, der sehr religiös ist, ist der werthaltige Endpunkt seiner Erzählung – ähnlich wie BBs „Guter Draht zur Mutter Gottes“ – die Tatsache, dass ihm die Heilige Maria in Notsituationen verlässlich zur Seite stehe und ihm bereits zweimal das Leben gerettet hätte. Diese Interpretation (und nicht zuletzt seine spannende und unterhaltsame Art zu erzählen) bescherte ihm immerhin einen Auftritt in einer österreichischen Fernseh-Talkshow.

Die Geschichten über Tod und Verlust stellen in den lebensgeschichtlichen Erzählungen zumeist eine Gratwanderung dar, auf deren einer Seite erzählerische Nüchternheit und Distanz der ErzählerInnen stehen, die befürchten, im Interview Fassung zu verlieren, oder dem Gegenüber mehr Einblicke zu geben als sie selbst wünschen. Auf der anderen Seite steht allerdings ein gewisser Unterhaltungswert, der sich aus Dramatik und spektakulären Details nährt. Ob die eine oder die andere Seite auf dieser Gratwanderung in den jeweiligen Erzählungen dominiert, hängt nicht zuletzt von der persönlichen und emotionalen Nähe zur verstorbenen Person, sowie von der Länge der zurückliegenden Zeitspanne ab.

### 3.4.47. Naturkatastrophen

Erzählungen über Naturkatastrophen stellen in den lebensgeschichtlichen Darstellungen zumeist einen Erzählstoff dar, der als historisches Faktum in die eigene Biografie eingefügt wird. Nicht immer beschreiben die ZeitzeugInnen Erfahrungen im Rahmen eines Naturereignisses, die für sie persönlich wichtig waren – zumindest kann angenommen werden, dass besagte Erfahrung erst zu einem späteren Zeitpunkt als wichtig bewertet wurde. Zumeist weisen die ErzählerInnen darauf hin, wann es wo in welchem Ausmaß zu einer Katastrophe gekommen war – nehmen damit gewissermaßen die Rolle eines/einer ChronistIn ein –, und verorten sich anschließend selbst in Bezug auf das Ereignis.

Diese Vorgehensweise ist beispielsweise in Bezug auf die Montjola-Lawine in den Gemeinden Bartholomäberg und Schruns im Jänner 1954 besonders häufig festzustellen, die ein wichtiges Ereignis in der Montafoner Geschichte des 20. Jahrhunderts darstellt.<sup>497</sup> Viele ZeitzeugInnen können sich erinnern, was sie selbst an diesem Tag erlebten oder wo sie waren, als sie von der Katastrophe erfuhren, und bauen diesen indirekten persönlichen Bezug in die Erzählung von der Katastrophe ein. Die 1926 geborene WD erinnert sich beispielsweise besonders an die Geschenke zum Weihnachtsfest unmittelbar vor dem Lawinenereignis:

*WD: Ja, dann ist die Lawine gekommen im 54er Jahr, von Monteneu herunter. [...] Und da ist der UD ... [...] ist er immer fest dabei gewesen, da bei dem Leute-Heruntergraben. Da haben wir noch im alten Haus gewohnt. Das ist gewesen abends um neun Uhr, im Jänner. Am wievielten weiß ich jetzt nicht. [...] Im 54er Jahr. Das hat einen Schnall gemacht, alle Lichter aus. Ich bin auf den Balkon hinauf, „of d'Veranda“<sup>498</sup>. Und da hat man schon gehört, die Leute herunter rufen: „Hilfe, Hilfe.“ Von der Montjola herunter. Laut. „Und eine Stockdünkli isch gsi.“<sup>499</sup> Und da war alles schon passiert. Dann ist sie noch weiter herunter und hat die Litzbrücke auch noch mit. Und da sind viele, viele Leute und „Gmächr“<sup>500</sup> und Häuser und Ställe, und alles ist kaputt gewesen. Es ist ja gerade nach Weihnachten gewesen. Da haben sie Spielzeug gehabt. Und die Leute sind meistens schon im Bett gewesen abends um neun Uhr, überall. Und unser VD ist dort 1959, ja, gerade zwei Jahre alt gewesen. Da hat er so einen schönen Brummkreisel bekommen, so einen. Der hat dann so schön getanzt und gesungen, wenn man ihn auf dem Tisch oder auf dem Boden so gestoßen hat. Und den hat er auch noch zusammengepackt in die Schachtel und ins Josefsheim hinein gebracht, diesen Kindern. Da hat man überall Spielzeug und Kleidung und alles gesammelt, diesen Kindern, die keine Eltern mehr gehabt haben. Das ist diese Lawine gewesen. Furchtbar, ja. Damals. Ja, ja.*

<sup>497</sup> Vgl. Nesensohn-Vallaster, Helga: Der Lawinenwinter 1954 (= Montafoner Schriftenreihe 11) Schruns 2004.

<sup>498</sup> überdachter Balkon, überdachte Terrasse.

<sup>499</sup> Und stockdunkel war es.

<sup>500</sup> Gebäude.

Warum Uhrzeit, Weihnachtsgeschenke oder die Dauer des Schneefalls in Tagen so genau erinnert werden, kann einerseits dadurch begründet sein, dass Menschen diese Ereignisse im Laufe ihres Lebens viele Male erzählen und dadurch Details nicht vergessen (bzw. diese auch konfabuliert und dann vermeintlich „erinnert“) werden. Andererseits speichert das Gedächtnis angesichts schockierender oder gar traumatischer Erlebnisse aus dem Zusammenhang gerissene Fakten ab, und diese werden mit dem Erlebten verknüpft. Die Befragten tauchen im Rahmen ihrer Erzählungen in ihre Erinnerungen und Emotionen ein, und häufig tauchen unwichtig erscheinende Details des Erlebnisses in intensiven Farben wieder vor dem geistigen Auge auf. Überrascht über das eigene Erinnerungsvermögen und die Informationen, die plötzlich wieder erinnert werden, werden diese Details auch in die Erzählungen eingebaut.<sup>501</sup>

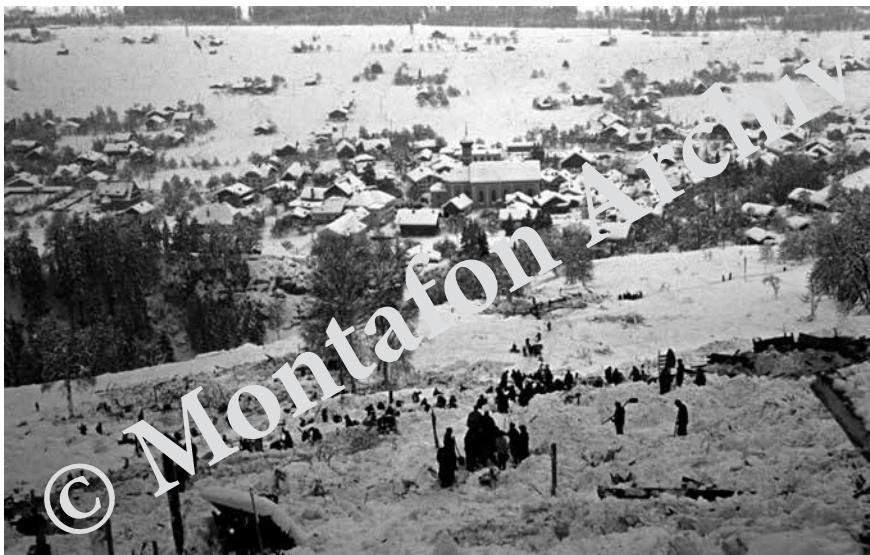


Abb. 64: Suchende HelferInnen am Lawinenkegel auf Montjola am 12. Jänner 1954  
(Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/Montafon Archiv)

Besonders spannend und mitreißend, und daher auch beliebt in Zusammenhang mit Erzählungen über Naturkatastrophen, sind Schilderungen der unfassbaren Ausmaße des Ereignisses. Die Tatsache, dass die Augenzeuginnen diese plötzlich auf den Kopf gestellte Welt miterlebten, sowie die Vorstellung, dass die bislang vertraute Umgebung über Nacht komplett verändert und, noch schlimmer, verwüstet ist, machen diese Erzählungen besonders lebendig. Die älteste im Rahmen des Projektes befragte Zeitzeugin, die 1904 geborene EV, schilderte als letzte lebende Augenzeugin ihre Erinnerungen an das Hochwasser 1910 wie folgt:

501 Röhricht, Lutz: Orale Traditionen als historische Quelle. Einige Gedanken zur deutschsprachigen mündlichen Volkserzählung. In: Ungern-Sternberg, Jürgen und Hansjörg Reinau (Hg.): Vergangenheit in mündlicher Überlieferung. Stuttgart 1988. S. 79–99. Hier S. 90.

EV: *Da bin ich grad im Herbst in die Schule eingetreten. Das [Hochwasser 1910, Anm.] war auch eine Katastrophe. Das kann ich mich noch so gut erinnern. Stellen Sie sich mal vor, der Wald ist da jetzt fort. Der war da ganz licht, da war alles Wiese und Ställe. Und ich weiß gut, an dem Abend wo das Wasser, wo die Ill ausgebrochen ist, haben wir noch das Vieh in den Stall getrieben. Und da ist eine schwarze Wand in Partenen, also blau-schwarz war's. Und dann haben wir das Vieh reingegeben und nach ein paar Stunden kommt jemand: Wir müssen ausziehen, die Ill ist ausgebrochen. Alle Bäche sind verrückt. [...] Und da ist keine einzige Brücke mehr gestanden, im ganzen Tal. Jetzt lüge ich, eine ist noch gestanden. Das war grad da bei Grandau die Brücke. [...] Da ist natürlich alles unter Wehr gewesen. Die ganze Zeile hat man wehren müssen. Ja, mit Bäumen und Sandsäcken und alles ... ganze Tannen haben sie da runter geschleppt durch's Gras, dass es nicht das Haus wegnimmt und das Elternhaus auch, da unten. Da ist direkt unterhalb der ganze Bach vorbei. Und was für ein Bach! [...] Ich bin natürlich da ein kleines Kind gewesen. Ich kann nicht mehr sagen wo überall es [Wohnhäuser, Anm.] weg hat. Ich weiß nur noch, dass es alle Brücken weg hat und dass sie am Rücken Mehl und Proviant von Schruns auf den Tragtieren, haben sie Lebensmittel rein schaffen müssen ins Tal bis wieder halbwegs ... Das weiß ich noch, die Mama hat gesagt: „Mein Gott, ob wir noch Brot kriegen?“ Jetzt mussten sie die Sachen auf dem Rücken reintragen. Ja, ich muss mich natürlich auf die Sachen verlassen, was ich gesehen hab. Da drüber, grad da drüber ist ein schöner Stall gestanden von dem Bauern, den wir jetzt haben. Der hat eine wunderschöne Wiese gehabt, und fast einen schönen Stall. Und den Stall hat er im Vorjahr neu gebaut, da haben wir noch gespielt. Und das Jahr drauf, im Juni, hat das Wasser das ganze Gut weg. Und den Stall da drüber auch. Alles. Der Stall ist in den Fluten verschwunden. Krach! und fort ist er gewesen. Das hab ich mit eigenen Augen mitangeschaut wie der Stall verschwunden ist. Damals hab ich einen Geist ... damals hat man natürlich Geister gesehen, hab mir einen Geist hergeholt, so ist der im Wasser verschwunden. Und schöne Wiesen sind's gewesen. Kirschbäume und Obstbäume. Alles fort. Alles Wasser. Wie ein See. Wir haben über's Wasser runter geschaut auf die andere Seite. Es war wie ein See.*

EV leitet ihre eigentliche Erzählung mit dem Satz „*Stellen Sie sich mal vor, der Wald ist da jetzt fort*“ ein, was ihr Bedürfnis verdeutlicht, das Unglaubliche vorstellbar zu machen und als erzählerische Technik bewirkt, dass die Zuhörenden einbezogen und sofort von der Darstellung mitgerissen werden. Die unfassbaren Dimensionen der Katastrophe werden vorangestellt und auch in der Erzählung immer wieder hervorgehoben, mitunter auch, weil diese außergewöhnlichen Bilder nicht vergessen werden können, wie der Satz „*Der Stall ist in den Fluten verschwunden [...]. Das hab ich mit eigenen Augen mitangeschaut*“ unterstreicht. Bei dem Hinweis, etwas mit eigenen Augen gesehen zu haben, handelt es sich im Übrigen um einen in ZeitzeugInnen-Erzählungen sehr häufigen Topos.<sup>502</sup>

---

502 Schröder: Topoi des autobiographischen Erzählens. S. 23.

Auffallend sind die szenenartigen Beschreibungen der Erzählerin, die Bilder vor dem geistigen Auge entstehen lassen, die einerseits aus den sehr lang zurückliegenden Erinnerungen röhren sowie andererseits auf das damalige Alter der Zeitzeugin zurückzuführen sind. Gerade mal sechs Jahre alt, wurden im Gedächtnis eher bildhafte Eindrücke des überwältigenden Ereignisses behalten, als Zusammenhänge, Hintergründe und Eckdaten, die sich meist Erwachsenen besser erschließen. Mit großer Wahrscheinlichkeit sind auch in dieser Erzählung die Mechanismen der Konfabulation wirksam. Im Zuge des wiederholten Erzählens kommt es ohne bewusste Absicht zu einem Ausschmücken der Geschichte sowie zu einem Verfestigen ebenjener Bilder, die man schließlich meint, noch „genau vor Augen zu haben.“<sup>503</sup>

Ein weiteres immer wiederkehrendes Thema in Erzählungen ist die Beschreibung einer nie zuvor gekannten Hilflosigkeit angesichts der Katastrophe. Diese Hilflosigkeit kann nach ersten Erfolgen bei der Bewältigung in große Dankbarkeit umschlagen, wie auch im Gespräch mit der 1920 geborenen QJ deutlich wird:

*QJ: Im Jahr 1999, es war Pfingsten, gab es eine große Murenkatastrophe. Der Bach neben dem Haus ging über. Vom Peter Vonbank die Frau hat angerufen, ob sie mir helfen könnten. Diese Familie kannte uns von früher, als wir noch in der Flurstraße wohnten. Es kamen zwei Männer, die Bretter und Steine beim Bach anbrachten. In der Nacht jedoch kam das Wasser und ich hatte noch nie eine solche Hilflosigkeit gespürt. In den Keller drang das Wasser ein. Die Montjolastraße war ein einziger Bach. Aber ich habe Nachbarschaftshilfe erfahren, jeder hat geholfen, wo er nur konnte. Mein Nachbar Christian und ich haben alle Nachbarn als Dank für die Hilfe in die Montjola Nova zu einem Buffet eingeladen. Das war ein sehr schöner Abend. Später entstand dann noch ein Straßenfest bei den unteren Nachbarn, dieses werde ich auch nie vergessen. Ich habe mit Leuten gesprochen, mit denen ich vorher nicht gut bekannt war.*

Hilflosigkeit ist aber nicht nur ein Erzählstoff der Opfer, sondern wird auch von den Helfenden thematisiert. Das Ohnmachtsgefühl wird umso größer, wenn es den Helfenden nicht gelingt, sich zu organisieren und geordnet Hilfe zu leisten. Der 1934 geborene CD erinnert sich an die Rettungsarbeiten nach der Montjola-Lawine 1954:

*CD: Und dann sind wir da drei, vier Männer miteinander hinauf, im Morgengrauen da muss man sagen, und sind auch bei Tagesanbruch schon in der Montjola oben gewesen. Und ausgeschaut hat es katastrophal. Da hast du vom toten Huhn bis zum Federbett und Spiegel, alles ist herum gelegen. Und da stehst du wehrlos da. Da weißt du nicht, wo du anfangen sollst, wo muss ich da Leute suchen. Kein Kommando, noch niemand da gewesen. Die Feuer-*

503 Welzer: Das kommunikative Gedächtnis. S. 43.

wehrler, wo am Abend gearbeitet haben bis spät in die Nacht hinein, sind auch erst später wieder gekommen. Und dann haben wir halt ein Stückchen oben, hat dann einer gesagt: „Ja, da hinauf sind die Häuser gestanden.“ Haben wir begonnen zu sondieren. Wir haben da von der Polizei Sonden bekommen, und haben da begonnen zu sondieren. „Ja, ja, jetzt ... ja, da ist etwas drinnen da.“ Jetzt haben wir auch begonnen zu schaufeln da. Da ist es ganz weich unten drinnen. Da muss etwas kommen. Jetzt ist ein ganzer Stoß Kinderwindeln drinnen gewesen. [...] Wieder weiter sondiert und weiter sondiert. Ja, da kommt wieder Blut. Jetzt haben wir wieder die Sonde herauf gezogen. Und wieder vorsichtig angefangen. Ist wieder an „totna Giggalr“<sup>504</sup> unten drinnen gewesen. Und so ist das weiter gegangen. Und dann wieder ... und auf einmal, da ist wieder etwas. Ja, jetzt haben wir die Lydia gefunden. Das ist ein fünfzehnjähriges Mädchen gewesen. Ein bildhübsches Mädchen. Die ist im Nachthemd gewesen. Und die hat uns eigentlich fast ein bisschen gestreckt, uns Männer. Die ist nicht ganz kalt gewesen noch. Aber ... und da haben wir uns so gegenseitig fast Vorwürfe gemacht: „Wären wir nur gleich da herauf, dann hätten wir sie vielleicht lebend heraus gebracht.“ Aber eben, wenn es ... in so Riesenflächen bist du halt auch wehrlos. [...] Die Erwachsenen haben uns weniger etwas ausgemacht. Da nimmst du den Tod eher wahr. Dass uns das halt auch einmal bevor steht. Aber Kinder, die plagen dich. Und warum, fragt man sich immer.“

CD beschreibt sehr eindrücklich die Faktoren, die das Gefühl der Hilflosigkeit auslösen. Neben dem „ohne Kommando drauflos Graben“, sind es der Anblick der Opfer, besonders wenn es sich um Kinder handelt, die Angst, tödliche Fehler zu machen, und schließlich die quälenden Fragen nach versäumten Möglichkeiten, die schwer zu ertragen sind und oft jahrelang in Erinnerung bleiben.



Abb. 65: Vermurtes Haus in Vandans am 12. August 1933  
(Sammlung Rosalinde Huber/Montafon Archiv)

504 toter Hahn.

Nicht alle Erzählungen über Katastrophen sind so konkret und anschaulich wie die bisherigen Ausschnitte aus den Gesprächen, was nicht verwundert, denn die Erzählenden erlebten diese Ereignisse am eigenen Leib und die Erinnerungen daran begleiteten sie teilweise ein Leben lang. Auch in Bezug auf Katastrophen gibt es natürlich sogenannte Berichte „aus zweiter Hand“, in vielerlei Hinsicht können sie zu den zeitgenössischen Sagen gezählt werden. Im Fachjargon werden diese Sagen der Gegenwart „Contemporary Legends“ oder irreführenderweise auch „Urban Legends“ genannt. Dabei handelt es sich um „eine Geschichte von zweifelhafter Glaubwürdigkeit und sagenhaftem Inhalt, die so weitererzählt wird, als sei sie tatsächlich passiert, und zwar gerade eben dem [...] Bekannten eines Bekannten.“<sup>505</sup>

Der 1919 geborene RR berichtet in einem Interview von einem während seiner Kindheit praktizierten „Lawinenfeiertag“, er schildert weiters, wie dieser Feiertag entstanden ist, um dann mit einer sagenhaften Begebenheit abzuschließen:

*RR: Dann ist auf dem Ziegerberg da heroben früher „an Leuefiertig“<sup>506</sup> gewesen, im Februar. [...] Den kann ich mich halt noch erinnern, so noch 20er Jahre, gegen Ende hin, da sind die „Ziegerberger, an Täl“<sup>507</sup>, es ist egal gewesen, wann der gewesen ist, unter der Woche, ist man in die Messe hinunter. Und der ist entstanden, da ist einer oben auf dem Oberen Ziegerberg [...] einmal unter die Lawine gekommen. Und da hat er ein Versprechen gegeben, wenn er noch einmal auskommen würde, würde er Geld anlegen, dass der Zins ein Amt abtragen würde, jedes Jahr. Nicht nur eine Messe, ein Amt. Und dann ist er ausgekommen. Und dann hat er es auch ... heim, und hat es der Frau erzählt, sich kaum getraut zu sagen. Sie hätte auch nichts gesagt. Und dann hat es immer geheißen, der „Leuefiertig“. Das weiß ich noch. Und dann sind eben diese Ziegerberger, sind die meisten zur Messe, früher. [...] Und dann hat sie auch gesagt, die Mama, dann seien einmal die Ziegerberger halt auch in die Messe am „Leuefiertig“. Und dann ist oben „ondr am Böttli, of am Lenz“<sup>508</sup> heißt es, [...] hat der Mann Holz gespalten, im Schopf drinnen. [...] Und da seien sie hin und hätten gesagt: „Was tust denn du heute da Holz hauen am „Leuefiertig“?“ Da hätte er gesagt: „Ja da herinnen tut mir die Lawine nichts“. Und da sei er am Abend noch „a z'Lan“<sup>509</sup>, und da hat es ihn ein Stückchen weiter oben, [...] hat ihn die Lawine hinunter und sei er tot gewesen.*

Der werthaltige Endpunkt RRs Erzählung entspricht einem verbreiteten Motiv in Sagen über Naturkatastrophen. Dieses Motiv inszeniert die Natur als höhere Instanz, die das (un)moralische Verhalten der Menschen überwacht und sanktioniert. RRs Geschichte, die er von seiner Mutter gehört hat, wie er selbst angibt, zeigt den

505 Jüngst, Heike (Hg.): Urban Legends. Stuttgart 1999. S. 5f.

506 ein Lawinenfeiertag.

507 ein Teil der EinwohnerInnen von Ziegerberg.

508 Hofbezeichnung.

509 ins Tal.

hohen Stellenwert von Naturereignissen in der mündlichen Überlieferung auf, der bewirkt, dass diese in die lebensgeschichtlichen Erzählungen einfließen. Naturereignisse stellen mitunter – egal ob man diese selbst miterlebte oder nicht – auch deshalb einen wichtigen Bestandteil der lebensgeschichtlichen Erzählung dar, weil sie als historische Ereignisse der Montafoner Geschichte großen Stellenwert haben.

### 3.4.48. Mystisches und rätselhafte Begebenheiten

Wie schon im vorhergehenden Kapitel zu den Erzählungen von Naturkatastrophen deutlich wurde, spielen auch mystische und rätselhafte Begebenheiten eine Rolle in lebensgeschichtlichen Erzählungen. Dabei ist es nicht erforderlich, dass die ErzählerInnen selbst ZeugInnen der beschriebenen Ereignisse waren. Auch Geschichten, die über Dritte in Erfahrung gebracht wurden, werden durchaus als erzählenswert erachtet und in die eigene Biografie integriert. Bereits im letzten Ausschnitt des vorhergehenden Kapitels konnte aufgezeigt werden, dass Erzählungen über mystische und rätselhafte Begebenheiten mitunter klassische Formen der Sagenerzählungen annehmen. Dabei spielen vor allem moralische Werte einerseits sowie eine pädagogische Funktion der Geschichte andererseits eine große Rolle. Die nachfolgenden Erzählungen der 1941 geborenen MM verdeutlichen dies:

*MM: Die Schwiegermama hat einmal erzählt, dass im Krieg Bettler gekommen sind und Lebensmittel wollten, vor allem Butter. Die Mutter hat ihm nichts geben können, da wir selber zu wenig hatten. Da ging dieser in die Kapelle und schimpfte. Meine Mutter hat dann festgestellt, dass sie keine Butter mehr herstellen konnte, es hat einfach nicht geklappt. Sie ist zum Pfarrer hin und der weihte alles ein, da konnte sie dann die Butter wieder herstellen. Noch eine Begebenheit kann ich erzählen. Und zwar waren im Stall die Kühe mit den Ketten ineinander verhängt. Darauf hin sagte meine Mutter einen Spruch in etwa so „Du oder Ich“ und die Ketten sind zu Boden gefallen! Meine Mutter hat mir das mit auf den Lebensweg gegeben, dass ich einem Bettler immer was geben sollte, weil diese mich sonst verwünschen.*

MMs Darstellung lässt erkennen, dass die Mutter offenbar mitunter auf sagenartige Erzählungen zurückgriff, um der Tochter die eigenen Werte zu vermitteln. Interessant ist bei näherer Betrachtung der Erzählung, dass als Beweggrund zum Almosen-Geben vor allem die Angst vor Sanktionen vermittelt wird, und nicht das Ideal der christlichen Nächstenliebe. Erzählungen wie jene MMs haben klar einen Auftrag bzw. einen werthaltigen Endpunkt: Richtiges bzw. falsches Verhalten wird aufgezeigt und bewertet und den Zuhörenden die Botschaft mitgegeben, sich den dargestellten Normen entsprechend zu verhalten.

Einen weiteren „klassischen“ Bereich der Erzählungen stellen Geister- oder „Butzgeschichten“ dar. Auch sie spielen eine gewisse Rolle in den lebensgeschichtlichen Erzählungen, erfüllen hier aber vor allem eine unterhaltende Funktion. Geister-

geschichten in lebensgeschichtlichen Erzählungen haben beispielsweise folgende Form, die der 1925 geborenen SH beschreibt:

*SH: Die Schwägerin, da ist er Schneidermeister gewesen, da über dem Tobel ist ein Haus, da haben die gewohnt. Und da sei es auch nicht gar so gewesen, in dem Haus. Und dann ist man oft übers Tobel hin und her, „a biz uf’na Hock“<sup>510</sup> und dann sind sie herausgewesen, einfach zusammengelebt, oder. Und da bin ich dann am Abend hinein da und hin da zur Elsa, und gehockt und gehockt und gehockt, da sind so Kundschaften gekommen. Und da ist ein mords Nebel gewesen, da ist es ein bisschen gefährlich in dem Tobel. Und da sagt die Elsa: „Du gehst heut nicht hinaus, da, du schlafst heute bei uns herinnen. Die Anni weiß einmal wo du bist. Schlaf da.“ Ja, gut. Und dann haben sie oberhalb oben, im Zimmer haben sie die Werkstatt gehabt. Da sind zwei Nähmaschinen gestanden und seine Bügeltische da, dann sind wir dort gehockt, bis, denk ich, Mitternacht. Und dann sagt die Schwägerin: „Du gehst grad in das Nebenzimmer da, auf das Kanapee.“ Hab ich gesagt, „das ist mir gleich“. Eine Couch ist das gewesen, oder. Eine Decke zum Zudecken. Ja, ja, bin ich da hinein gelegen, und sie sind hinunter, auch ins Bett. Die Kundschaften sind gegangen und sie sind auch alle ins Bett. Und dann ist es ruhig gewesen, eine Weile lang. Und dann habe ich da ein bisschen nachstudiert, auf einmal denk ich: „Da geht die Nähmaschine!“ Oder! [lachen] „Tatatatata“, die Nähmaschine. Und da habe ich mir nichts draus gemacht, sonst wär ich auf und heim! [lachen] Am anderen Morgen sage ich zur Elsa: „Bist du noch nähen gegangen hinauf ins Zimmer? In die Werkstatt?“ – „Was, nähen?“ sagt sie, „nein, nein.“ – „Da war einmal eine Nähmaschine“, sag ich. „Ja, ja, das glaub ich schon“, sagt sie. Da ist es nicht ganz geheuer!“ [lachen]*

SH erzählt diese Geschichte wohl vor allem, um die Interviewerin zu unterhalten, da sie für seinen persönlichen Lebensweg kaum von Bedeutung ist, abgesehen von der Dokumentation des vertraulichen Verhältnisses zur Familie seiner Schwägerin. Dass SH die Situation am Morgen in Form eines Dialoges darstellt, unterstreicht die unterhaltende Funktion einerseits und weist andererseits darauf hin, dass der Erzähler diese Geschichte schon häufig in dieser oder ähnlicher Form wiedergegeben hat.

Eine den Geistergeschichten verwandte Erzählform, die besonders häufig in die lebensgeschichtlichen Erzählungen einfließt, stellen Geschichten vom „Kunden“ dar. Dabei wird indirekt vom Tod eines verwandten oder bekannten Menschen berichtet, der den Hinterbliebenen durch ein Zeichen Nachricht vom eigenen Tod bringt. Mehrere ZeitzeugInnen berichten, eine derartige Situation selbst erlebt zu haben bzw. jemanden zu kennen, der derartiges erlebte. Zwei beispielhafte Ausschnitte sollen nachfolgend das Muster dieser Erzählungen verdeutlichen:

---

510 ein bisschen zusammengesessen.

RR ♂, geboren 1919:

RR: Und dann hat sie [die Mutter, Anm.] auch erzählt, früher hat man überall Mahdheu gemacht, in den Alpen drinnen, wo das Vieh nicht mehr hin aufgekommen ist. Mahdheu, furchtbar noch. In den 30er Jahren immer. Da hat sie auch erzählt. Sei auf dem Oberen Ziegerberg seien sie auch Mahdheu holen, am Morgen früh. Und da sei auch ein kleines Kind noch in der Wiege gelegen, oder „im Kärrili“<sup>511</sup>. Und der älteste Bub von denen musste da auch mit, wird aus der Schule gewesen sein. Und da habe er gesagt, der Bub noch, dass ihn das Kind heute so anschau. Und da sind sie weg. Und da sei der Bub nicht mehr gekommen, habe ihn die Lawine hinunter. Ha? Hat das nicht ... ein extra Zeichen gewesen?

I: Mmmmh [bejahend].

RR: Ja. [4 sec. Pause] Und weißt du, du glaubst das nicht, ich habe das ein paar Mal erlebt, gehört und gesehen, dass sich ein Mensch regen kann, bevor er stirbt. „Do giets ger nüt z'rottla“<sup>512</sup>. [...] Das habe ich ein paar Mal erlebt. [...] Und wo von seiner Schwester die Tochter, von der der Mann gestorben ist, anno 73, ja, Anfangs Juni, bin ich da „i dr Kammera dinna“<sup>513</sup>, habe ich geschlafen. [...] Da macht es am Morgen, gleich nach halb fünf, viertel vor fünf, hat es mir den Namen gerufen. Da drinnen. Bin ich im Schlafzimmer gewesen, ruft es: „RR!“ Ich auf, das Fenster auf. „Wer ist da?“ Niemand da. In die Stube heraus, da ein Fenster aufgemacht, da hinaus geschaut, auch niemand da. Das ist ein Donnerstag gewesen. Und am Sonntag, am Vormittag, ist der Hans gestorben, in Bludenz. Er hat einen Tumor gehabt. Und zu dieser Zeit hat er bei meiner Ziehschwester unten, also bei seiner Schwiegermutter, habe er auch den Namen gerufen. Und sie hat gesagt: „Ich habe ihn gekannt an der Stimme.“ Und das ist mir danach auch in den Sinn gekommen.

MN ♀, geboren 1917:

I: Und haben Sie vielleicht irgendwelche Erinnerungen an ... dass man damals sehr abergläubisch war? [...] Hat man daran geglaubt, dass jemand irgendwie jemanden verwünschen kann oder so?

MN: Nein, das haben wir nicht. Abergläubisch sind wir nicht gewesen. Aber ... aber dass sich Tote melden, das haben wir schon ...

I: Ja? Haben Sie das einmal erlebt? Oder erzählt bekommen?

MN: Das haben wir erlebt, wo mein Bruder gefallen ist. Der andere Bruder, wo noch da gewesen ist, der hat ... das ist ja im Februar. Der ist am 23. Februar gefallen. Und kurz vorher haben sie in den Schulen „Kohleferien“ gehabt. Die haben keine Kohle mehr gehabt zum Heizen. Und das hat dann wieder „Kohleferien“ gegeben. Und der ist da in Gaschurn Lehrer gewesen, und ist

---

511 im Kinderwagen.

512 Da gibt es gar nichts daran zu rütteln.

513 im Schlafzimmer drinnen.

*da halt bei uns herausen zu den Eltern gekommen. Dann haben wir in der Küche, haben wir „z'Maren' gässa“<sup>514</sup>, und Kaffee getrunken halt. Und da ist jemand zur Haustüre herein gekommen und in die Stube hinein. Alle vier haben wir es gehört. Und niemand ist zurück gekommen danach. Sagt der Bruder zu mir: „Geh schauen, wer da in die Stube hinein ist.“ Bin ich schauen gegangen. Es war niemand drinnen. Und hat er gesagt: „Es ist doch jemand hinein gegangen, schau richtig. Vielleicht hat es sich versteckt.“ [lachen] Und danach habe ich noch einmal geschaut, und es war halt niemand da. Da haben wir schon uns so ein bisschen angeschaut und gedacht: „Was ist jetzt das gewesen? Und das wird so vielleicht 14 Tage, bevor er dann gefallen ist. Das haben wir halt alle, alle vier haben es gehört. Und später dann immer gesagt, „ja, ja, der hat sich da gemeldet.“*

RR und MN betonen mehrmals in den Ausschnitten, dass die erzählte Begebenheit tatsächlich wie beschrieben vorgefallen sei, und dass es an der Tatsache, dass Geister manchmal einen bevorstehenden Tod ankündigen, „nichts zu rütteln“ gäbe. Beide ErzählerInnen bauen in ihrer Geschichte einen Spannungsbogen auf, indem sie die Situation beschreiben, in der sie sich befanden, und die Verwunderung der Anwesenden (MN mithilfe eines Dialoges) eingehend beschreiben.

Eine beliebte Spielart von Geistergeschichten in den lebensgeschichtlichen Erzählungen ist, den Spuk aufzuklären, indem zunächst das mystische Phänomen beschrieben wird, um es anschließend als profane Verwechslung zu entlarven. Die 1904 geborene EV beschreibt beispielsweise unheimliches nächtliches Klappern am Haus – als sie sich jedoch allein auf die Suche nach der Ursache macht, entdeckt sie einen aufgrund eines losen Nagels klappernden Fensterflügel. Derlei entlarvende Geschichten attestieren den ErzählerInnen implizit Mut und Rationalität – während Geistergeschichten ohne „Auflösung“ vor allem Spannung und Verwunderung bei den Zuhörenden bewirken sollen.<sup>515</sup>

Dass Mystik und Aberglauben eine Rolle im Leben der Menschen im 20. Jahrhundert spielten, geht aus den lebensgeschichtlichen Erzählungen auf mehreren Ebenen immer wieder hervor. Rätselhafte Begebenheiten sind schon aus Gründen der Unterhaltsamkeit ein beliebtes Thema in den Geschichten, aber auch in Berichten über landwirtschaftliche Praktiken oder unheilbare Krankheiten kommen immer wieder unerklärliche Phänomene zur Sprache. Der 1938 geborene ZZ spricht im nachfolgenden Ausschnitt den Erzählstoff von den Montafoner WunderheilerInnen an, die vom Wespennester-Bannen bis hin zur Heilung des Viehs über große Distanzen hinweg den Menschen ein beachtliches Repertoire an Dienstleistungen anboten:

*ZZ: Eine Frau, das ist die HV, das war bei uns Kindern auch immer ein bisschen eine Sensation. Eine ältere Frau, die ist 1894 geboren und die hat immer*

514 Jause, Abendbrot gegessen.

515 Bausinger: Strukturen des alltäglichen Erzählens. S. 252.

*behauptet, sie kann die Wespenester bannen. Man hat gemäht und auf einmal kommt in der Wiese ein Wespennest. Da muss man immer davonlaufen und so. Da hat sie gesagt, sie kann das. Und die hat das scheinbar gemacht. Sie hätt sich auf das Wespennest drauf gesetzt und die Wespen hätten sich beruhigt. „Ich kann das bannen“. Das ist sowas, das mit von Kindheit her ... [lacht]*

I: Sie waren da aber nie dabei oder?

*ZZ: Dabei war ich nie, aber das hat man gesehen, dass sie sich hinsetzt. Ich hab das nie gesehen. Auf die Wiese, ja, da hat sie ... das sind ja meist steile Hänge. Da wird sie sich halt hingesetzt haben. War da was dran, dass sie was konnte oder nicht ... So Wunderheiler hat es schon gegeben. [...] Ich weiß nur einmal, da bin ich selber hingefahren zu ihm [einem Wunderheiler, Anm.], da hab ich das Motorrad gehabt. Da bin ich von der Nachtschicht heim gefahren und bei Löruns beim Hirschenwirt – es gibt ja das Gasthaus Hirschen – der Mann, der hat mich aufgehalten, der hat mich erkannt, weil mein Vater war früher auch Knecht bei dem Hirschen. „Würdest du mich nicht hochfahren, noch weiter von Jetzmunt nach Bartholomäberg zu dem LZ? Ich hab ein Kuhkalb, das hat einen Gliedschwamm.“ Das muss ein Gewächs ... am Knie, am Bein gehabt haben. Und es wäre das letzte Kalb von dieser Kuh, von einer guten Abstammung. Ob ich nicht zu ihm hinfahren könnte um ihm zu sagen, er soll bitte herkommen. Hab ich gesagt, „Das mach ich“, bin ich hochgefahren zu ihm. Er war ja grad im Stall, um sechs bin ich reingefahren, um sieben war ich bei ihm. Er war im Stall, ich hab ihm erzählt, dass der UB, hat der geheißen, es wünscht, dass er nachhin kommt zu dem Kalb. Da hat er gesagt, „da muss ich nicht hinfahren. Da sagst du ihm, er soll eine Weidenrute vor Sonnenaufgang schneiden, soll ein Vater Unser beten und soll mit der Weidenrute nur aufs Knie streichen“. Oder schlagen. „Und dann wird das schon.“ Ich hab mir gedacht damals, das ist sicher ein Schmäh. Das gibt's ja gar nicht. Ich hab das aber ... am Abend bin ich wieder hingefahren zur Nachtschicht, hab ihm das erzählt. Er hat das gemacht, ist es weggegangen. Die Viehärzte konnten da nichts machen. Ich hab's nicht geglaubt.*

ZZ äußert hier selbst Zweifel an der Wirksamkeit der Wunderheilungen, er wählt diesen Erzählstoff wohl vor allem in seiner Rolle als Zeitzeuge aus, der sich bemüht, interessante Einblicke in Arbeit und Alltag früherer Zeiten zu geben, und macht sich im letzten Teil seiner Darstellung selbst zur (hilfsbereiten und kritischen) Hauptfigur der Erzählung. Dieser Ausschnitt verdeutlicht in Gegenüberstellung mit den vorhergehenden Beispielen, dass der Erzählstoff der mystischen, rätselhaften Begebenheiten vielfältige Funktionen in lebensgeschichtlichen Erzählungen innehaben kann. Dem Unterhaltungswert kommt in diesen Geschichten eine zentrale Rolle zu, aber auch Moralvorstellungen oder Selbstbilder der ErzählerInnen werden vermittelt.

Nicht zuletzt spielten traditionelle Spruch- oder GebetsheilerInnen bis vor wenigen Jahrzehnten eine große Rolle im Montafon, zumindest wurde eine auffallend hohe Dichte an WunderheilerInnen im Tal sowie zahlreiche Erzählungen über erfolgreiche Heilungen oder anderen zuteilgewordene Hilfestellungen durch

HeilerInnen dokumentiert.<sup>516</sup> Zu den Beschwerden, die von HeilerInnen vorrangig behandelt wurden, zählten etwa Hautausschläge oder Erkrankungen des Viehs, aber auch das Wespen- oder Diebsbannen wird als häufige Praxis erwähnt. In vielen Fällen stellten bestimmte Sprüche, die von Generation zu Generation weitergegeben wurden, das Heilmittel im eigentlichen Sinn dar. Bereits Mitte der 1980er Jahre zeichnete sich allerdings ab, dass nachfolgende Generationen kaum mehr Interesse an diesem „Aberglauben“ zeigten und die Zahl der HeilerInnen stark im Abnehmen begriffen war.<sup>517</sup> Der große Stellenwert des Wunderheilens in den lebensgeschichtlichen Erzählungen bestätigt die ehemals große Rolle dieser Praxis im Montafon – aber auch hier wird ausschließlich von bereits verstorbenen HeilerInnen und weit zurückliegenden Heilungen berichtet. Spruch- und GebetsheilerInnen stellen somit vor allem in historischen Zusammenhängen ein regionales Merkmal des Tales und eine wichtige Erfahrung der MontafonerInnen dar.

### 3.4.49. Kultur- und Jugendpessimismus

Gewissermaßen zum Abschluss und im Sinne eines nochmaligen Herausstreichens soll in diesem Kapitel am Beispiel des Erzählstoffes „Kultur- und Jugendpessimismus“ ein letztes Mal ein weiterer Aspekt eines der zentralsten Themen in den lebensgeschichtlichen Erzählungen herausgearbeitet werden: der unbegreiflich erscheinende Wandel der Lebenswelten im Laufe des 20. Jahrhunderts.

Zahlreiche ZeitzeugInnen thematisieren diesen Wandel, indem sie ihre Sorge oder Unzufriedenheit in Bezug auf aktuelle soziokulturelle Gewohnheiten, Lebensstile oder gesellschaftliche Wertvorstellungen äußern. Das Ergebnis dieser Sorge sind häufig ausführliche Beschreibungen der kritisierten Beobachtungen. Vielfach gehen diese kritischen Erzählungen, die ohne weiteres als kulturpessimistisch bezeichnet werden können, mit bestimmten Topoi des Erzählens einher. Nachfolgend sollen fünf Ausschnitte die Bandbreite aufzeigen, in der die ErzählerInnen Gegenüberstellungen vornehmen, um ihre Kritikpunkte am Heute aufzuzeigen.

XX ♀, geboren 1907:

*XX: Wir hatten auch keinen Arzt, der nächste Arzt war in St. Gallenkirch und der hat kein Auto gehabt, der ist nur mit Fuhrwerken, hat man ihn befördern können. Da war ein Mann hier, der hat zwei Pferde gehabt, und der hat dann den Arzt geholt der sowas. Auto war keines da. Das war alles, alles viel einfacher. Und man hat auch das gesündere Essen gehabt, wie heute. Heute sagt man oft, was soll man denn da noch essen? Ist ja alles verpfuscht. Alles ist vergiftet. Und das hat man früher nicht gekannt.*

516 Schneider, Ingo: Volksmedizin zwischen Tradition und Moderne. Von SpruchheilerInnen und MagnetiseurInnen im Montafon. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 89 (1993) Heft 1. S. 87–100.

517 Schneider: Volksmedizin zwischen Tradition und Moderne. S. 97f.

FU ♂, geboren 1925:

FU: Dann haben wir „gspiglat“<sup>518</sup> hat man gesagt. „Gspiglat“, oder? [lacht] Im Frühling auf jeden Baum, da sind noch viel mehr Bäume gewesen als wie man heute hat. Und da haben die Leute viel mehr Bäume gehabt, viel mehr, wie sie heute haben. Muss ich ehrlich sagen. [...] Im Dezember hat man dann gesagt: „Allerheiligen vorbei, Spiglerei herbei“, gell. [...] Oft einmal sind auf den Bäumen oben entweder noch ein paar Äpfel gewesen oder ein paar Birnen. Dann hat man sie dann halt einfach herunter, als Schüler, gell. Herunter gestohlen. Man hat sie ja gestohlen, oder? [lacht] Und dann hat man eben gesagt: „Spiglerei“, „d’Spiglerei“. Oder, oft einmal sind noch im Winter gewesen, gefrorene. Dann hat man sie auch gefroren gegessen, immer. Mein Gott und Vater. Hei Jessas Maria. Nein, nein. Heutzutags erleben die Leute nichts mehr.

DW ♂, geboren 1934:

DW: Da war halt jedes Jahr ein Kind. Und für die Frau war das auch nicht einfach im ersten Krieg. Da sagen wir auch oft, was diese Frauen mitgemacht haben! Daheim eine Landwirtschaft. Einen Haufen Kinder. Verwöhnt sind die nicht worden, wie heute. Aber darum ist auch vielleicht was anderes daraus geworden. Ich frag mich nur, was in 20 Jahren ist, wie heute die Kinder verwöhnt werden. Das wirkt sich ja erst später aus. Aber das kommt erst, wenn die Kinder 20 Jahre alt sind. Also das kann nicht gut sein, ganz sicher nicht. Die sind nicht mehr zufrieden.

KP ♂, geboren 1929:

KP: Mein Gott, mein Vater, das ist einfach eine Zeit gewesen. Da hast du dich gefreut, wenn du etwas ... Heute freut man sich ja nicht mehr. Heute kauft man einfach Sachen. „Ja, das hab ich jetzt“. Früher hast du dir das ersparen müssen. [...] Also, gut, wir sind ja ein Wohlfahrtsstaat, heißen wir. Aber ist das nicht eine Schande, dass ein Mann allein nicht im Stand ist eine Familie zu ernähren? Das ist eine Schande. Soviel sollte man verdienen, dass die Frau bei den Kindern daheim bleiben kann! Ich hab immer gesagt, also ich könnt das nicht machen, bei den Kindern fremde Leute oder was weiß ich. Heute werden sie ja nur abgeschoben. Das eine oder die zwei die sie noch haben. Mehr haben sie ja eh nicht mehr. Das ist ein System das mir nicht gefällt. Aber [lacht] das hat ja nichts zu sagen, ob mir das gefällt oder nicht [lacht].

HH ♂, geboren 1930:

HH: Beim Projektieren erstens schon, wir waren angezogen immer in wei-

---

518 Gspigl: viele kleine Äpfel, die nach der Ernte auf dem Baum geblieben sind.  
spigla: (unerlaubtes) Abernten der hängengebliebenen Äpfel, zumeist durch Kinder.

*ßen Mänteln mit Krawatten. Von meinen 43 Dienstjahren habe ich also 42 Jahre nur Krawatten getragen. Weiße Hemden, Krawatten und weiße Arbeitsmäntel. Und da hat unser Chef sehr geachtet drauf, wir durften zum Beispiel nie unrasiert ins Büro kommen. Das war verpönt. Und wenn ich heute die jungen Ingenieure anschau, wenn ich so hineinkomm gelegentlich, wie die in den Ruderleibchen drin sitzen mit [lacht] kurzen Hosen [lacht] ist es mir fast unverständlich.*

Die fünf ZeitzeugInnen sprechen in den obigen Ausschnitten verschiedenste Themenbereiche an, ihrer Kritik liegt allerdings stets die Gegenüberstellung des „Heute“ mit den Verhältnissen ihrer Jugendzeit zugrunde. XX beispielsweise thematisiert mit „*Heute sagt man oft, was soll man denn da noch essen? Ist ja alles verpfuscht. Alles ist vergiftet*“ die Qualität der Nahrungsmittel, die sie als fragwürdig beurteilt. Der ihrer Darstellung immanente Topos könnte etwa mit „Früher war die Welt noch in Ordnung“ beschrieben werden.

FU stellt in Zusammenhang mit dem Äpfel Stehlen als einer der Höhepunkte seiner Kindheitserinnerungen fest: „*Heutzutags erleben die Leute nichts mehr*“, was den Topos „Früher war es lustiger als heute“ impliziert.

DW übt heftige Kritik an der heutigen Gesellschaft und ihrem Umgang mit Kindern, wenn er betont, dass seine Generation noch wesentlich strenger erzogen wurde: „*Einen Haufen Kinder. Verwöhnt sind die nicht worden, wie heute. Aber darum ist auch vielleicht was anderes daraus geworden*“. Der Erzähler erklärt Zufriedenheit als Folge einer Erziehung zur Disziplin und schließt mit dem Topos: „Früher war man zufriedener als heute.“

KPs Analyse zielt in dieselbe Richtung, wenn er meint: „*Heute freut man sich ja nicht mehr. Heute kauft man einfach Sachen.*“ Der Erzähler spricht die seines Erachtens fehlende Wertschätzung gegenüber Waren im Allgemeinen an und übt Gesellschaftskritik, wenn er Kinderbetreuung und arbeitende Frauen als Fehlentwicklung des modernen gesellschaftlichen Systems bezeichnet.

HH schließlich gibt ein typisches Beispiel für Jugendpessimismus, wenn er feststellt: „*Und wenn ich heute die jungen Ingenieure anschau, [...] wie die in den Ruderleibchen drin sitzen, mit kurzen Hosen, ist es mir fast unverständlich.*“ Für HH stellt die modische Weiterentwicklung im Kern einen Verfall der Werte dar.

Erzählstoffe, die als Träger für Jugend- und Kulturpessimismus dienen, werden – wie dies sehr häufig beim Thema „Wandel“ der Fall ist – einem Vergleich unterzogen. Vergleiche stellen, das wurde mehrfach deutlich, eine sehr verbreitete Denk- und Darstellungsmethode, bzw. sogar ein kulturell vorgegebenes Regelsystem, dar. Zumeist handelt es sich um einen Vergleich des diffusen „Früher“ mit dem „Heute“. Der Vergleich ist ein Schema des Erinnerns und Erzählens, das auf einem Denken in Dualismen beruht.<sup>519</sup>

519 Lehmann, Albrecht: Der Schicksalsvergleich. Eine Gattung des Erzählens und eine Methode des Erinnerns. In: Bönisch-Brednich u.a. (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989. Göttingen 1991. S. 197–207. Hier S. 197ff.

Wie bereits eingangs im Kapitel über Topoi (vor allem des Zeitenvergleichs) dargestellt wurde, geht ein Vergleich des „Früher“ mit dem „Heute“ häufig mit einer ablehnenden oder gar aggressiven Haltung gegenüber dem „Heute“ bzw. auch der das „Heute“ repräsentierenden InterviewerIn einher. Belege für den verbreiteten Kultur- und Jugendpessimismus der ZeitzeugInnen bestätigen diese negative Attitüde deutlich – sind somit allerdings nicht zuletzt als logische Konsequenz bzw. als Produkt der Methode des Vergleichs zu verstehen.

### 3.4.50. Geschlechterrollen und -bilder

Die Berücksichtigung des Gender-Aspekts in lebensgeschichtlichen Erzählungen, das heißt die Frage nach den sozialen Geschlechterrollen in den Darstellungen, hatte in sämtlichen Betrachtungen der Erzählstoffe in den letzten 49 Kapiteln hohen Stellenwert. Abschließend soll dem Thema der Geschlechterrollen und Geschlechterbilder nochmals ein separates Kapitel gewidmet werden, in dem jene Aspekte von Gender in lebensgeschichtlichen Erzählungen aufgezeigt werden, die bislang noch nicht als Querschnittsmaterie in anderen Erzählstoffen thematisiert wurden. Gerade in Hinblick auf Frauen- und Männerrollen lohnt sich eine eingehendere Betrachtung, die allerdings schon auf den ersten Blick offenbart, dass auch in Bezug auf Genderfragen der Wandel im 20. Jahrhundert ein zentrales Thema ist.

XX ♀, geboren 1907:

*XX: Dann haben wir auch noch eine Säge, wo man das Fleisch versägen kann. Meine Tochter hat ... jetzt macht sie's eigentlich nicht mehr, aber vor Jahren. Wenn jemand ein Schwein geschlachtet hat, dann zum Zerschneiden hat sie die Säge gebraucht. Das ist eine extra Säge für's Fleisch.*

*I: Und waren das eher Arbeiten für Frauen oder haben das Männer gemacht?*  
*XX: Na, das haben schon die Männer gemacht. Ich weiß, eine Frau hat, mein Mann hat das gesagt, eine Frau hat schon ein Schwein geschlachtet, aber das war dann schon mehr ein Mann als eine Frau. [lacht]*

TG ♂, geboren 1910:

*TG: Ja und die Eltern, wo diese Haufen Kinder gehabt haben, die haben nicht schöne Zeiten gehabt. Wo ich größer gewesen bin, das habe ich oft gesehen, dass die Mutter den Löffel abgelegt hat und nicht genug gegessen, dass wir „gnüag“<sup>520</sup> hatten. Oft. Weil ich einmal größer gewesen bin, habe ich das oft gesehen bei der Mutter. Sie hätte gerne auch mehr gehabt, aber sie hat es den Kindern gelassen. Was eine Mutter im Leben tut, das ist nicht zu sagen und nicht zum schätzen, für seine Familie. Viel mehr als ein Vater.*

---

520 ein bisschen mehr.

UF ♀, geboren 1916:

*I: Waren damals viele Frauen in den Bergen? Oder war das etwas besonderes, als Frau allein auf den Berg zu steigen?*

*UF: Ist man ab und zu begegnet. Aber wenn man als Frau ... es war noch selten, dass Frauen ganz allein auf den Berg gingen. Ich weiß noch, wie ich zur Douglashütte ging, ist mir ein Mann begegnet, der kam von dort und sagte: „Ja, was machen Sie denn so ganz allein da?“ – „Ja“, sag ich, „dasselbe, was Sie machen!“*



Abb. 66: Frauen beim Handarbeiten (Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/Montafon Archiv)

Vielfach stellen die ErzählerInnen ihre Geschichten heutigen Verhältnissen gegenüber, um den Kontrast zu verstärken, und zeigen damit einerseits den Wandel im 20. Jahrhundert auf, unterstreichen andererseits implizit aber auch eigene Errungenschaften – wie dies beispielsweise bereits im Kapitel zum Wirtschaftsaufschwung aufgezeigt werden konnte, in dem etwa QJ von ihrer Vorreiterrolle als Frau in höheren Positionen berichtete. Die drei oben dargestellten Ausschnitte führen vor, wie Geschlecht zum Beispiel über Geschlechterrollen konstruiert wird. Geschlecht ist eine grundlegende Ordnungsfunktion in der Gesellschaft – und damit auch in den lebensgeschichtlichen Erzählungen, die beispielsweise die Zweigeschlechtlichkeit immer wieder herstellen und bestätigen, indem sie mit Gegensätzen arbeiten: hier Mann – da Frau.<sup>521</sup>

521 Felden: Gender und Erfahrung, S. 66f.

Dieses „doing gender“ wird gleich eingangs in XXs Erzählung vom Fleisch-Sägen offenbar, wenn sie ihren Mann zitiert, der eine schlachtende Frau als „*mehr einen Mann als eine Frau*“ bezeichnete. Die Konstruktion der Geschlechterrollen funktioniert nach einer dualistischen Logik, in der sich der starke, abgehärtete Mann und die schwache, empfindliche Frau antagonistisch gegenüberstehen.

Auch TGs Erinnerungserzählung von der genügsamen Mutter, die aus Rücksicht auf ihre Kinder hungrige, arbeitet mit einem Gegensatz, den der Erzähler abschließend noch klar ausformuliert: „*Was eine Mutter im Leben tut, das ist nicht zu sagen und nicht zum schätzen, für seine Familie. Viel mehr als ein Vater.*“ TG reinszeniert hier durch seine Verallgemeinerung auf den Typus der Mutter das Bild der aufopfernden, fürsorglichen, selbstlosen Frau und Mutter, deren Rolle ein Mann und Vater a priori schwer einnehmen kann.

UFs Erzählung schließlich dokumentiert Geschlechterrollen in ihrer Erzählung dahingehend, dass sie deren Konstruktion aufbricht und durch ihre Handlung hinterfragt: Sie schildert die Begegnung eines Mannes mit einer Frau im Gebirge. Die Tatsache, dass die Frau alleine unterwegs ist, veranlasst den Mann zur Sorge um die Frau. Diese Sorge versteht die Frau allerdings ironisch durch eine Spiegelung zurückzuweisen und zeigt mit dieser Ironie die gegensätzlichen (und fragwürdigen) Zuschreibungen der Geschlechter auf.

Ob Geschlechterrollen in den Erzählungen kritisch angesprochen werden (wie das etwa bei UF der Fall ist), weitertransportiert werden (wie dies TG vorführt), oder als Illustration historischer Verhältnisse fungieren (was bei XX angenommen werden kann), hängt nicht zuletzt von der persönlichen Haltung und dem Grad der Emanzipation der ErzählerInnen ab – steht aber auch in Zusammenhang mit dem Erzählstoff. Während etwa Frauen als Bergsteigerinnen heute weitgehend anerkannt sind und UF im obigen Ausschnitt von einer Solidarisierung der Zuhörerin mit der Erzählerin ausgehen kann, stellt die Rolle der Frau als Mutter (bzw. die Mutterrolle als Frauenrolle) bis heute einen mitunter heftigen Diskurs dar, weshalb der 1910 geborene Erzähler TG sich kaum bewusst sein kann, hier ein anachronistisches Frauenbild zu transportieren.

Einen weiteren Aspekt von Geschlechterbildern in lebensgeschichtlichen Erzählungen stellen musterhafte oder stereotype Erzählungen dar, die klar auf das Frau-Sein oder Mann-Sein bezogen sind. Besonders deutlich werden Muster in den Erzählungen über Frauen-Schicksale anderer, aber auch in Bezug auf die eigene Person. Frauenbiografien erscheinen häufig als „Lebensläufe voller Erschwernisse“ – seien es Abhängigkeiten, Doppel- und Dreifachbelastungen oder besonders harte Arbeit, die das Leben der heldenhaften Figuren prägen.

TG ♂, geboren 1910:

*TG: Der Vater ist zu Weihnachten gestorben. Und das letzte Kind, die Schwester, die ist erst im März auf die Welt gekommen. Und da hat sie [die Mutter, Anm.] eine Pflegerin gehabt. Jetzt ist ... hat die Mama gesagt: „I bin jättz*

guat.“<sup>522</sup> „Jetzt kannst du nach Hause gehen.“ Zu dieser Pflegerin. Ja, ja. Jetzt hat diese Pflegerin ... da gibt es ja viel zu waschen, wenn eine Geburt ist. [...] Und da habe sie noch gesagt, diese Pflegerin: „Ich hole dir die Wäsche noch vom Stall herunter.“ Die ist auf dem Stall oben gehangen. [...] Und da habe die Mama gesagt: „Nein, musst du nicht. Das hole ich dann morgen herunter.“ Und morgen ist sie nirgendwo mehr gewesen. Mitsamt dem Seil hat man sie ihr gestohlen. Die ganze Wäsche. Und Bretter hat man der Mama gestohlen, wo auf dem Stall oben gewesen sind. Das hat uns viele Jahre danach der Nachbar erzählt, wer diese Bretter gestohlen hat. Der hat es noch gewusst. Ja so „a Wiebervolk“<sup>523</sup> hat man „bschissa“<sup>524</sup> om und om“<sup>525</sup>. Einmal ist mir eine, eine Witfrau, begegnet, ihr Mann ist gefallen, und hat geweint. Da habe ich gesagt: „Rosa warum weinst du?“ „Ja, ja“, hat sie gesagt, „so eine Frau alleine sollte man erschießen.“ – „Ja, warum?“ Ja eben. Jetzt habe man ihr noch den Elektromotor gestohlen. Ja, ja. Wenn eine Frau alleine ist, da geht jeder noch stehlen. Ist sowieso schon eine arme Haut, und dann geht ein Teil noch stehlen, dieser Frau. Weil sie sich da nicht fürchten. Vor einem Mann oder weiß ich, ja ...

LL ♀, geboren 1922:

LL: Danach bin ich bei der Firma gegangen, zu arbeiten, dann habe ich so gefragt, „Lagerführer“, habe ich zu ihm gesagt: „Ja, Herr König,“ heißt der, „ja ich habe ein Kind daheim. Ich habe ja niemanden mehr daheim zum Kochen. Der geht in die Schule. Und er muss zu Mittag essen kommen.“ Ob ich nicht könnte das Kind mit anmelden. „Ja, musst du halt zahlen.“ Dann habe ich gesagt: „Ich zahle es gerne. Wieviel?“ Ja. Am Mittag, zehn Schilling haben wir müssen damals zahlen. Ja. [...] Er ist sonst brav gewesen, aber bei der Firma in Kantine haben sie ja gesagt, da darf man zu denen Baraber, haben sie gesagt, die kleinen Kinder, die würden allerhand lernen, die darf man nicht dort haben. Mein Gott, habe ich einen Zorn bekommen. Habe ich gesagt: „Ja Herrgott, was soll ich jetzt mit dem Kind tun?“ „Ja in der Küche.“ In der Küche ist auch ... ja hat es denen nicht gepasst. Hei. Jetzt habe ich es noch einmal im Lager hinaufgenommen. In Kantine habe ich ja das Essen geholt mit den Tellern, Besteck, hinauf ins Lager, hinauf, ihm das Essen gebracht. Haaa [seufzt]. Ja, ich habe gesagt: „Ja ich mach es halt so lange ich es machen kann. Aber das Kind gebe ich nicht her. Keine.“ Der NL ist in Bregenz gegangen in die Schule, damals ja. Und er alleine. Ich habe gesagt, wegen dem, ich mach es schon, wie ich es kann, aber wegen dem gebe ich sie nicht her. [lacht] Dann mach ich so weiter. Ja, ja. Einmal haben sie mir Urlaub gegeben.

---

522 Mir geht es jetzt gut.

523 Frauen.

524 beschissen, betrogen.

525 überall, bei jeder Gelegenheit.

EV ♀, geboren 1904:

I: Und eine Landwirtschaft hat man immer nebenbei geführt, oder?

EV: Ja, da haben die Frauen auch ziemlich herhalten müssen. Da bei den Händlern, da haben die Frauen gehörig herhalten müssen. Ich weiß noch, die Mama auch, ich glaub der Vater, ich glaub nicht, dass er eine Kuh hätte richtig füttern können. [EV und I lachen] Die wär entweder verhungert oder knietief im Heu gestanden. [EV und I lachen] Jaja.

I: Das haben die gemacht, die zuhause geblieben sind.

EV: Ja, das haben die Frauen gemacht, die Schwiegermutter hat's aber noch schlimmer gehabt. Die hat noch einen Hof und ein Kind gehabt nebenbei. Die Mama hat wenigstens nicht mehr viel Kinder gehabt. Da ist er klüger gewesen der Vater. Der Vater hat aufgepasst. Ja, zwischen drinnen ist glaub ich eine Fehlgeburt gewesen, zwischen uns Schwestern.

TGs eindrucksvolle Erzählung beschreibt, wie in den 1920er und 1930er Jahren offenbar Witwen besonders häufig Opfer von Diebstählen wurden. Als Beispiel nennt er seine Mutter, der unter anderem Wäsche und Bretter entwendet wurden, sowie eine Bekannte, der ein Elektromotor gestohlen wurde. Der Erzähler stellt die Frauen als bemitleidenswerte Opfer dar: „*Ist sowieso schon eine arme Haut, und dann geht ein Teil noch stehlen, dieser Frau.*“ Seine bedauernde Perspektive auf Frauen bezieht sich vor allem auf die Tatsache, dass diese keinen Mann mehr an ihrer Seite hätten: einerseits seien sie verwitwet und andererseits würden sie nicht mehr respektiert, weil man sich vor ihnen nicht fürchtete. Inwiefern diese Interpretation den historischen soziokulturellen Verhältnissen gerecht wird oder wie groß hier der Anteil der persönlichen Weltanschauung des Erzählers ist, kann in diesem Rahmen nicht festgestellt werden. Das Bild von der Frau ohne Mann als ständiges Opfer wird in den lebensgeschichtlichen Erzählungen immer wieder transportiert.

LL beschreibt im Ausschnitt ihre persönlichen Erfahrungen als alleinerziehende Mutter im Montafon der 1950er und 1960er Jahre. Als Ausländerin ohne soziales Netzwerk wurde ihr zunächst geraten, das Kind wegzugeben, um arbeiten und leben zu können – was LL allerdings ablehnte. Diese Angst, das Kind als einzige Bezugsperson weggeben zu müssen, spricht die Erzählerin in ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung immer wieder an, so auch im obigen Ausschnitt: „*Ja ich mach es halt so lange ich es machen kann. Aber das Kind gebe ich nicht her.*“ Dieser Satz zeigt, dass die Frau offenbar häufig am Ende ihrer Kräfte war, nachdem sie ständig die Doppelbelastung der harten Arbeit und der Verantwortung für ihr Kind erfuhr, und dabei auf sich gestellt war. Männer(-bilder) spielen in LLs Erzählung kaum eine Rolle – außer vielleicht jene der unerbittlichen Autoritäten, wie dies auch im obigen Ausschnitt deutlich wird.

EV schließlich gibt ein Beispiel für eine sehr verbreitete musterhafte Erzählung, in der sie aufzeigt, wie umfassend die Arbeitsbereiche der Frauen und wie hoch die Mehrfachbelastungen durch Landwirtschaft, Familie, Haushalt und eventuelle andere Erwerbstätigkeiten waren. Typischerweise stellt EV die für die Frau-

enrolle charakteristische harte Arbeit ganz klar der Männerrolle gegenüber und führt ihren Vater als Beispiel an, um letztere zu illustrieren: „*Der Vater, ich glaub nicht, dass er eine Kuh hätte richtig füttern können. [lachen] Die wär entweder verhungert oder knietief im Heu gestanden. [lachen]*“ Mit sarkastischem Humor stellt die Erzählerin die Leistungsfähigkeit und das Wissen der Frauen der Ignoranz der Männer gegenüber, die zwar das Sagen haben, aber ihre Klugheit vor allem beim „Aufpassen“ – also der Verhütung mittels eines Coitus Interruptus – einsetzen.

Das Frauenbild der ErzählerInnen, die ja ein bis zwei Weltkriege und dazwischen wirtschaftlich schwierige Zeiten erleben mussten, ist wenig überraschend besonders durch die Jahre der Kindheit und Jugend geprägt, in denen einerseits Arbeit als wertvolles Gut sowie Ideal der Lebensgestaltung galt und andererseits harte Arbeit aufgrund der in Kriegszeiten fehlenden Arbeitskräfte notwendig und eine tagtägliche Realität war. Die Abwesenheit vieler Männer nicht nur im Krieg, sondern aufgrund von Saison- oder Fabriksarbeit auch in den Jahren dazwischen, führte dazu, dass Frauen neben zahlreichen anderen Aufgaben vielfach allein für die Landwirtschaft zuständig waren. So etablierte sich bereits in den Zwischenkriegsjahren das Bild von Frauen als „stillen Heldinnen der Pflicht und Arbeitsleistung [...] mit Gottvertrauen und äußerster Anspruchslosigkeit“<sup>526</sup>, das sich bis heute in vielen Erzählungen der ZeitzeugInnen wiederfindet und auch in anderen Forschungsprojekten zum Lebensgeschichtlichen Erzählen von Frauen dokumentiert ist – damit also einmal mehr die Repräsentativität der vorliegenden Ergebnisse aus dem Montafon bestätigt.<sup>527</sup>

---

526 Ebenhoch: Die Frau in Vorarlberg 1914–1933. S. 71.

527 Cathomas-Bearth, Rita u.a. (Hg.): Erzählen hören. Frauenleben in Graubünden. Chur 2000<sup>3</sup>.



# 4. Zusammenfassung und Synthese

Die Analyse der lebensgeschichtlichen Erzählungen von 66 ZeitzeugInnen sowie eine eingehendere Betrachtung der wichtigsten 50 Erzählstoffe in den Erinnerungserzählungen zeigen auf, dass es in den lebensgeschichtlichen Darstellungen sehr unterschiedlicher Menschen und Biografien zahlreiche Parallelen gibt. Diese betreffen einerseits die Auswahl der Geschichten, die die eigene Lebensgeschichte konstituieren und repräsentieren sollen, und andererseits die Darstellungsformen und die Aussagen, die über das eigene Leben getroffen werden. Lebensgeschichtliche Erzählungen sind beispielgebend für die „rastlose Tätigkeit des Sinnmachens“<sup>1</sup> der Menschen – und was als Sinn und Zusammenhang interpretiert wird, wurde dem und der Einzelnen ein Leben lang soziokulturell vermittelt. Die Analyse von lebensgeschichtlichen Erzählungen kann somit deutlich vorführen, wie kulturelle Schemata das Erinnern und Erzählen von Individuen prägen. Denn „jede Kultur hat für sie typische Geschichten. An ihnen zeigt sich, welche Bedeutung bestimmten historischen Ereignissen zugeschrieben wird und wie sie in das soziale Denken integriert werden. An diesen zeigt sich auch, welche Teile der Vergangenheit bedeutungslos und damit aus der kollektiven Erfahrungsbildung weitgehend ausgeschlossen sind. Geschichten zu verstehen heißt, sich zum Verständnis der Kultur, die sie hervorbringt, hinführen zu lassen.“<sup>2</sup>

Die Forschungsarbeit wurde am Beispiel von 67 Autobiografien aus dem Montafon durchgeführt, bezieht sich also auf eine bestimmte Region und beinhaltet damit viele regionale Aspekte. Sie kann und soll aber nicht im eigentlichen Sinn als Regionalstudie betrachtet werden. Vergleiche mit ähnlichen Studien<sup>3</sup> zeigen auf, dass die Ergebnisse der vorliegenden Forschungsarbeit für die untersuchten Generationen durchaus repräsentativ sind – insbesondere für ländliche Gesellschaften im deutschsprachigen Raum. Die untersuchten lebensgeschichtlichen Erzählungen ermöglichen die Analyse gesellschaftlicher, historischer, kultureller Konstellationen.<sup>4</sup> Sie repräsentieren das Erleben und Erinnern des 20. Jahrhunderts insofern, als sie das Spannungsfeld zwischen Individuellem und Gesellschaftlichem verdeutlichen und die intersubjektive Bedeutung bestimmter Merkmale aufzeigen.<sup>5</sup>

1 Koch: Weitererzählforschung. S. 174.

2 Ziegler/Kannonier-Finster: Österreichisches Gedächtnis. S. 22.

3 Vgl. Fischer, Helmut: Erzählen – Schreiben – Deuten. Beiträge zur Erzählforschung. Münster 2001. Lehmann, Albrecht: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt a. M. 1983.

Schuhladen, Hans und Georg Schroubek (Hg.): Nahe am Wasser. Eine Frau aus dem Schönengstgau erzählt aus ihrem Leben. Eine Dokumentation zur volkskundlichen Biographieforschung. München 1989.

4 Löffler: Zurechtgerückt. S. 108f.

5 Schröder: Die gestohlenen Jahre. S. 110f.

Lebensgeschichtliche Erzählungen ermöglichen Einblicke in die Sicht der ErzählerInnen auf die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse (die historische Zeit) und wie diese den Alltag und das Leben mitbestimmten. Sie zeigen Wertvorstellungen und Deutungsmuster auf, sie offenbaren, wie im Erzählprozess bewertet und strukturiert wird, und ermöglichen eine Analyse kollektiver sprachlicher Muster und erzählerischer Formen.<sup>6</sup> Zumeist handelt es sich hier um kulturelle Vorlagen, die von den einzelnen ErzählerInnen reproduziert werden und als Gerüst dabei helfen, die eigene Lebensgeschichte zu (re-)konstruieren. In den nachfolgenden beiden Unterkapiteln sollen die Ergebnisse der vorliegenden Forschungsarbeit auf die beiden Forschungsfragen nach dem *Was* (Was wird erzählt?) und dem *Wie* (Wie wird es erzählt?) zusammengefasst und einer abschließenden Synthese unterzogen werden.

#### 4.1. Erzählstoffe und Leitlinien

Die erste Forschungsfrage der vorliegenden Untersuchung stellt Erinnerungsdichten („reminiscence bumps“)<sup>7</sup> und die Frage danach, was den ZeitzeugInnen als erzählenswert erscheint („reportability“), ins Zentrum: „*Welche Ereignisse und Prozesse des 20. Jahrhunderts werden im Rahmen lebensgeschichtlicher Erzählungen erinnert?*“ Aus der Fülle der Erlebnisse und Eindrücke eines ganzen Lebensalters kommt es in der Interviewsituation zur Auswahl bestimmter Erinnerungsgeschichten. Die Auswahl dieser Geschichten erfolgt nach bestimmten Kriterien, nämlich:

Erstens in Hinblick darauf, was in den Medien und der Gesellschaft als historisch wichtig im 20. Jahrhundert eingestuft wird. Die Geschichte des 20. Jahrhunderts wird retrospektiv als eine lineare Reihe von historischen Ereignissen empfunden. Die Rolle der Befragten wird im Interview ganz von selbst als ihre Rolle in Bezug auf historische Ereignisse interpretiert – die ErzählerInnen kommen kaum umhin, bestimmte Ereignisse wie die „Tausend-Mark-Sperre“, den „Anschluss“ an das Deutsche Reich oder Kriegsbeginn und -ende aus ihrer Erinnerung wiederzugeben. Diese Darstellung der „historischen Zeit“ ist allerdings niemals vollständig. Dabei gibt es – erklärbar durch kulturelle Vorlagen und die Generation der Befragten – Häufungen in den lebensgeschichtlichen Darstellungen (wie eben die Ereignisse die 1930er und 1940er Jahre betreffend), aber auch andere Erzählstoffe, die überhaupt nicht erwähnt werden. Zu diesen völlig unerwähnten historischen Erzählstoffen zählen (rein willkürlich ausgewählt) etwa die Gründung der Republik Österreich 1955, der Kalte Krieg, die studentische 68er Bewegung, die Atomkatastrophe von Tschernobyl 1986 oder auch der EU-Beitritt 1995.

Zweitens spielt der Unterhaltungswert einer Erzählung bzw. der erzählerischen Performance im Gesamten eine zentrale Rolle. Die ausgewählten Geschichten sollen gezielt zum Lachen bringen, die ZuhörerInnen mit Unerwartetem überraschen, nachdenklich oder traurig stimmen oder Spannung erzeugen. Eine Reihe

<sup>6</sup> Schuhladen/Schroubek (Hg.): Nahe am Wasser. S. 20f.

<sup>7</sup> Vgl. Kapitel 1.2.3.

von Erzählstoffen wird vor allem vor dem Hintergrund ihres Unterhaltungswertes ausgewählt, dazu zählen insbesondere Lausbuben- und Schulgeschichten, sowie Schmuggler- oder Wilderergeschichten.

Drittens verfolgen die allermeisten Geschichten den Zweck der Selbstdarstellung der ErzählerInnen. Vor allem in jenen Erzählungen, in denen die ZeitzeugInnen selbst eine zentrale Rolle spielen, rücken sie die eigene Person stets in ein gewisses Licht – sei es jenes einer fleißigen, arbeitsamen Pflichterfüllerin, sei es jenes der klugen, kritischen, zurückhaltenden Stimme oder auch das eines mutigen Draufgängers. Gerade bei den oben erwähnten Lausbuben-, Schmuggler- und Wilderergeschichten, aber auch bei den Erzählungen von Krieg, Desertion oder der beruflichen Karriere bemühen sich die ErzählerInnen immer um eine entsprechende Inszenierung der eigenen Person.

Viertens prägt die (vermutete) Erwartungshaltung des Gegenübers im Interview die Auswahl der Erzählstoffe. So ist festzustellen, dass die ZeitzeugInnen über weite Strecken vor allem von jenen Themenbereichen berichten, die sie als typisch erachten: typisch für die Region Montafon, typisch für die jeweilige Zeit, typisch für die eigene Familie. Erzählungen von Andersartigkeit oder Ausnahmesituations sind selten. Die ErzählerInnen bemühen sich in ihrer ZeitzeugInnen-Rolle einerseits um größtmögliche Repräsentativität ihrer Aussagen und zeichnen damit ein konstruiertes Bild der Region, des 20. Jahrhunderts, ihrer Biografie. Dass sich die ErzählerInnen manchmal bemühen, die Ausnahme von der Regel oder das Untypische aufzuzeigen, ist schließlich zentraler Bestandteil des Bewertungsschemas „Typisch-Untypisch“, „Eigen-Fremd“, „Normal-Außerordentlich“.

Erzählstoffe, die einen besonders hohen Stellenwert für die ErzählerInnen haben, manifestieren sich mitunter als Leitlinien, die die lebensgeschichtlichen Darstellungen über weite Strecken hin strukturieren. So erweisen sich etwa Erzählungen vom Niedergang der traditionellen Berglandwirtschaft häufig als Leitlinien in den biografischen Erzählungen, wenn beispielsweise der Wandel in der landwirtschaftlichen Arbeitsweise oder die Veränderung der Kulturlandschaft angesprochen werden. Das positive Äquivalent zur Leitlinie vom Niedergang der Berglandwirtschaft ist der Erzählstoff der Modernisierung bzw. Technisierung der traditionellen Lebensweise. Auch dieser Erzählstoff hat in vielen Darstellungen den Stellenwert einer Leitlinie. Ein konkretes Beispiel hierfür sind erzählerische Leitlinien, die die Anschaffung von elektrischen Haushaltsgeräten, Fahrzeugen oder anderen Konsumgütern zum Inhalt haben. Lohn-Preis-Leitlinien schließlich stellen die Entwicklung der finanziellen Abgeltung von Leistung in den Vordergrund, nicht selten werden Löhne mithilfe ihres Einkaufsgegenwerts verbildlicht, wenn etwa aufgezeigt wird, was man sich zu welcher Zeit jeweils für seinen Monatslohn leisten konnte. Weitere wichtige Leitlinien sind beispielsweise Erzählungen von Urlaubsreisen, aber auch Behinderungen oder Krankheiten können individuelle Leitlinien darstellen. Die wichtigsten Leitlinien lebensgeschichtlicher Erzählungen allerdings sind das Thema Wandel im 20. Jahrhundert einerseits und der Erzählstoff der Arbeit und Arbeitsamkeit andererseits. Auf diese beiden Erzählstoffe soll nachfolgend nochmals detaillierter eingegangen werden.

Jeder Erzählstoff hat das Potenzial, in einer lebensgeschichtlichen Erzählung zur Leitlinie zu werden. Welcher Erzählstoff sich wie ein roter Faden durch eine autobiografische Darstellung zieht und sich über weite Strecken als erzählerische Leitlinie darstellt, gibt mitunter Einblicke in die Wertvorstellungen der Erzählgemeinschaft.

Nach einem kurzen Rück- und Überblick über die ausgewählten 50 Erzählstoffe aus den untersuchten lebensgeschichtlichen Erzählungen sollen nachfolgend mit „Wandel“ und „Arbeit“ zwei der wichtigsten Erzählstoffe und gleichsam Leitlinien lebensgeschichtlichen Erzählers separat und eingehender betrachtet sowie anschließend zwei zentrale Aspekte biografischer Darstellungen beleuchtet werden: die Frage nach geschlechtsspezifischen Erzählungen und Historizität in Autobiografien.

#### 4.1.1. Die 50 Erzählstoffe einer Durchschnittsbiografie

Zum Zwecke eines Überblicks ließen sich die 50 untersuchten Erzählstoffe unter verschiedenen Aspekten zusammenfassen: etwa nach ihrer regionalen versus ihrer überregionalen Relevanz, nach ihren Funktionen oder auch nach ihrem historischen versus ihrem individuell persönlichen Bedeutungsgehalt. Auf den letztgenannten Aspekt soll im Kapitel 4.1.5. „Geschichtliches und Lebensgeschichtliches“ im Detail eingegangen werden.

Bezugnehmend auf die Erinnerungsdichten und die retrospektive Einteilung in Lebensphasen im Zuge einer lebensgeschichtlichen Erzählung sollen in diesem Kapitel die Erzählstoffe tendenziell chronologisch, d.h. in ihrer Bedeutung für die jeweiligen Lebensabschnitte der ErzählerInnen zusammenfassend betrachtet werden.

Die lebensgeschichtlichen Erzählungen der interviewten Gewährsleute lassen sich (u.a. bedingt durch ihr Geburtsjahr und ihre Zugehörigkeit zu einer Generation) in drei große Abschnitte einteilen: erstens in die Jahre der Kindheit in der Zwischenkriegszeit, zweitens in die Zeitspanne des Nationalsozialismus, des Zweiten Weltkrieges und der ersten Nachkriegsjahre und drittens in den Abschnitt der eigentlichen „Lebensgründung“ und des wachsenden Wohlstandes in den Jahrzehnten seither. Dazu ist einerseits anzumerken, dass die jeweiligen Erzählstoffe von den ErzählerInnen nicht immer in ihrer chronologischen Reihenfolge in die lebensgeschichtlichen Erzählungen eingebunden werden. Andererseits ist augenfällig, dass die drei Lebensabschnitte und ihre jeweilige zeitliche Dauer überhaupt nicht mit der Intensität, dem Umfang und der Vielfalt der Erzählstoffe während dieser Jahre korrelieren.

Ganz im Gegenteil: Der erste Abschnitt umfasst die Jahre von der frühen Kindheit der ErzählerInnen (durchschnittlich in etwa Mitte der 1920er Jahre) bis 1938. Die Erzählstoffe, die diese 10 bis 20 Jahre beschreiben sollen, werden besonders emotional, ausschweifend und dicht präsentiert. Wenngleich die erzäh-

lerischen Inhalte bezugnehmend auf diese Jahre auf nur 13 Erzählstoffe zusammengefasst werden konnten<sup>8</sup>, wird in den lebensgeschichtlichen Erzählungen die weitaus meiste Zeit für die Ausgestaltung dieser 13 Themenbereiche verwendet. Eine Ausnahme stellen die beiden Erzählstoffe „Sagenhaftes von den AhnInnen“ und „AhnInnen als GastarbeiterInnen“ dar: Hier ist für die Behandlung als eigener Erzählstoff nicht der Umfang der Erzählungen, sondern der große Stellenwert der VorfahrInnen für die eigene Biografie Kriterium. Alle anderen Erzählstoffe, allen voran die „Traditionelle Landwirtschaft“ und der „Zuerwerb zur Landwirtschaft“ sowie der „Niedergang der traditionellen Berglandwirtschaft“ und die „Modernisierung“ nehmen überdurchschnittlich viel Raum in den biografischen Erzählungen ein. Auch die Erzählungen über „Armut und einfache Verhältnisse“, die „harte, arbeitsame Kindheit“ oder die „Lausbuben- und Schulgeschichten“ werden mit überdurchschnittlicher Freude, Emotion und Ausdauer wiedergegeben. Diese 13 Erzählstoffe umfassen angesichts der geringen Zeitspanne, auf die sie sich beziehen, mengenmäßig einen übermäßig großen Anteil an den lebensgeschichtlichen Erzählungen. Sie verdeutlichen, dass die Anzahl der Erzählstoffe in Bezug auf den Lebensabschnitt nicht unbedingt der Dichte und dem Umfang der Erzählungen entsprechen, und zeigen deutlich die sogenannten „Erinnerungsdichten“ auf.

Der zweite Abschnitt der lebensgeschichtlichen Erzählungen umfasst die Jahre 1938 bis 1950 und thematisiert den Nationalsozialismus, den Zweiten Weltkrieg und die Nachkriegsjahre unter der französischen „Besatzung“. Auch hier handelt es sich um einen Abschnitt, der nur wenige Jahre umfasst, umfangmäßig allerdings einen zentralen Bereich der lebensgeschichtlichen Darstellungen repräsentiert. Die mit 21 Erzählstoffen<sup>9</sup> überraschend hohe Vielfalt an erzählerischen Themen verdeutlicht die überreichlichen Aspekte, die in den Augen der ErzählerInnen diesen zweiten Lebensabschnitt prägten. In ihrer Qualität unterscheiden sich die Erzählungen allerdings zum Teil stark von jenen, die die Zwischenkriegszeit und die Kindheit betreffen. Erzählstoffe wie „Die 1930er Jahre und die ‚Tausend-Mark-Sperre‘“, „Der ‚Anschluss‘ und seine Bedeutung für die MontafonerInnen“, „Im (Un-)Wissen um die NS-Verbrechen“ sowie die Kriegserzählungen in den Kapiteln „Kriegsbeginn und die ‚verlorenen Jahre‘“, „Von den Schrecken des Krieges“ oder „Gefangenschaft“ werden im Vergleich zu den Darstellungen des ersten Lebensabschnittes eher verhalten und wenig emotional und vielfach vorsichtig oder gar ängstlich wiedergegeben. Die ErzählerInnen bemühen sich häufig um eine detaillgetreue Darstellung gezielt ausgewählter historischer Inhalte, geben aber wenig Einblick in ihr emotionales Innenleben während dieser Jahre oder auch während des Erzählens.

Ein anderer Teil der Erzählungen zum Zweiten Weltkrieg und den Nachkriegsjahren präsentiert sich allerdings weniger befangen: In manchen Darstellungen erscheinen Krieg oder Besatzung als hervorragender Erzählanlass für historisch einmalige und zumeist sehr unterhaltsame Anekdoten. Bei den Erzählstoffen

8 Vgl. Kapitel 3.4.1–3.4.13.

9 Vgl. Kapitel 3.4.14–3.4.34.

„NS-Propaganda in der Schule“, „In der Hitlerjugend“, „Auflehnung und Widerstand“, „Schwarzhandel, Schwarzschlachten, Schwarzhören“ oder auch „Heimkehr“, „Von Deserteuren und ‚Waldhockern‘“, „Heimatverteidiger“ und Widerstandsbewegung bei Kriegsende“ sowie „Die französische ‚Besatzung‘ und die ‚Marokkaner‘“ handelt es sich häufig um sehr ausführliche, mit viel Emotion und Freude erzählte Erinnerungen. Dies lässt sich vor allem darauf zurückführen, dass es sich hier um politisch eher unverfängliche Themenbereiche handelt und sich die ErzählerInnen trotz der Nähe zum Nationalsozialismus entweder als ehemalige Kinder oder aber als „Widerständige“ nicht zu einer rechtfertigenden Haltung gezwungen sehen.

Der dritte Abschnitt thematisiert den wirtschaftlichen Aufschwung und die Rückkehr der ErzählerInnen in ein geregeltes Familien- und Arbeitsleben bzw. den Aufbau eines solchen. Dieser Abschnitt umfasst immerhin die restlichen 50 Jahre des Lebens der ErzählerInnen, beinhaltet aber nur 16 Erzählstoffe<sup>10</sup>, die sich auch in ihrer Dichte und Emotionalität stark von den vorhergehenden Erzählstoffen unterscheiden. Zumeist werden Erzählungen diesen Zeitraum betreffend eher wie beiläufig präsentiert, als Leserin gewinnt man oft den Eindruck, die ErzählerInnen bemühen sich lediglich, ihren Lebenslauf zu kompletieren, nun, da die spannenden Episoden ihres Lebens bereits ausführlicher beschrieben wurden. Dies betrifft vor allem die Erzählstoffe „Urlaube mit der Familie“, „Liebe und Ehe“, „Geburt der Kinder“, „Unfälle und Krankheiten“, „Umgang mit dem Altern“, „Umgang mit Tod und Verlust“ oder „Kultur- und Jugend pessimismus“. Einige Erzählstoffe stellen hier allerdings eine Ausnahme dar, besonders Geschichten von den Schmugglern und Wilderern, aber auch von der „Armut und den einfachen Verhältnissen in der Nachkriegszeit“ sowie vom „Wirtschaftliche Aufschwung in der Nachkriegszeit“ und vom „Neu-Anfang mit dem Tourismus“ werden nicht selten sehr engagiert und ausführlich erzählt. Der Erzählstoff „Beruflicher Werdegang und Ausbildung“ stellt den erzählerischen Schwerpunkt dieses dritten Lebensabschnittes schlecht hin dar.

Die Einteilung der lebensgeschichtlichen Erzählungen in diese drei Abschnitte verdeutlicht, in welchem Ausmaß die ZeitzeugInnen ihre erzählerischen Schwerpunkte besonders auf die erste Hälfte bzw. die ersten beiden Drittel ihres Lebens legen. Erzählstoffe wie etwa Pensionierung, Geburt der Enkel oder Altern werden von Einzelnen nur am Rande erwähnt, der Umgang mit Krankheit und Tod stellt eines der wenigen Themen dar, das spezifisch die Erfahrungen im letzten Drittel des bisherigen Lebens beschreibt. Ähnlich verhält es sich mit der historischen Zeit, deren große politische Ereignisse während der letzten Jahrzehnte meist aus den Erzählungen ausgebendet bleiben.

---

<sup>10</sup> Vgl. Kapitel 3.4.35–3.4.50.

#### 4.1.2. Ein Leben geprägt von Wandel

Das wichtigste, immer wiederkehrende, sozusagen zentrale Thema, das einen Gutteil der Erzählstoffe prägt und ihre Strukturen und Muster bestimmt, ist der Wandel im 20. Jahrhundert – er stellt eine der zentralsten erzählerischen Leitlinien in den lebensgeschichtlichen Erzählungen dar. Seine Darstellung erfolgt zumeist in einer Gegenüberstellung von Früher und Heute – seien es Arbeitstechniken, Normen und Werte oder wirtschaftliche Verhältnisse. Im Rahmen der vielen kleinen Geschichten, die die große Lebensgeschichte konstituieren, schwingen Wandel und Veränderung hin zur heutigen Situation immer mit, häufig bildet die Bewertung dieses Wandels den Schlussatz einer ausführlichen Erzählung. Der Wandel im 20. Jahrhundert erweist sich in den untersuchten Autobiografien als die erzählerische Leitlinie schlechthin.

Dass gerade der Wandel im 20. Jahrhundert für die Menschen ein derartig wichtiges und omnipräsentes Thema ist, überrascht nicht, wenn man sich die tiefgreifenden Veränderungen von Landschaft und Gesellschaft durch die Mobilisierung, die Industrialisierung, die Scholarisierung, die Verkehrsrevolution, die Urbanisierung, die Säkularisierung, die Entwicklung des Wohlfahrtsstaates, die Medienrevolution (insbesondere Fernsehen und Internet) und nicht zuletzt die Individualisierung vor Augen führt.<sup>11</sup> Der Niedergang der traditionellen Berglandwirtschaft (und damit des traditionellen gesellschaftlichen Gefüges) hat im Montafon später als in anderen Regionen eingesetzt. Gerade deshalb ist das Tempo, mit dem dieser Prozess im 20. Jahrhundert vor sich gegangen ist, atemberaubend und schlägt sich als zentraler persönlicher Eindruck der ZeitzeugInnen in ihren lebensgeschichtlichen Erzählungen nieder.

Besonders spürbar – oder zumindest erzählenswert – ist der Wandel in Hinblick auf die Gesellschaft, deren traditionelles Gefüge einer landwirtschaftlich geprägten und organisierten Gemeinschaft die Kinder- und Jugendjahre der ErzählerInnen beständig bestimmte. Jedes Mitglied hatte seinen festen Platz, der Ablauf der Tage, der Jahre, und nicht zuletzt des Lebens schien den immergleichen und vorhersehbaren Mustern zu folgen, und das Wohl der Gemeinschaft stand über jenem der Einzelnen, deren persönliche Leistungen vor allem als wertvoller Bestandteil der gemeinsamen Arbeit verstanden wurden. Dieses Gefüge wird im Laufe der Jahrzehnte abgelöst von einer zunehmend ausdifferenzierten, individualisierten und leistungsorientierten Gesellschaft.

Der allumfassende Wandel spiegelt sich auch im Zeitverständnis der ErzählerInnen wider. Während in der traditionellen, landwirtschaftlich geprägten Gesellschaft das Leben als aus kleinen Zyklen bestehender großer Zyklus verstanden wird, wird das moderne, industrialisierte, zunehmend individualistische Leben

---

11 Mitterauer, Michael: „Das moderne Kind hat zwei Kinderzimmer und acht Großeltern.“ Die Entwicklung in Europa. In: Mitterauer, Michael und Norbert Ortmaier (Hg.): Familie im 20. Jahrhundert. Traditionen, Probleme, Perspektiven. Frankfurt a. M. 1997. S. 13–52. Hier S. 47f.

linear als Folge von Ereignissen, Handlungen und Errungenschaften dargestellt.<sup>12</sup> Besonders deutlich wird dieses lineare Zeitverständnis in Bezug auf den Erzählstoff vom wirtschaftlichen Aufschwung. Der Lebensweg der ErzählerInnen ergibt sich aus den Faktoren Arbeit und Leistung und manifestiert sich mitunter in der Mehrung von Eigentum, Erfahrungen oder Titeln.

Der große Stellenwert des Wandels im 20. Jahrhundert ist einerseits durch die regelrechten Umwälzungen und ihre Bedeutung für das Alltagsleben der ZeitzeugInnen zu erklären. Die Lebensumstände der ErzählerInnen ähneln in keiner Weise jenen ihrer Eltern, geschweige denn jenen der Großeltern. Doch auch die Generation der Kinder und Enkel wächst bereits in einer völlig anderen Lebenswelt heran. RepräsentantInnen der befragten Generationen haben im Laufe ihres Lebens einen derart fundamentalen Wandel in vielerlei Dimension miterlebt und mitvollziehen müssen, wie das noch bei keiner Generation zuvor der Fall war.

Andererseits sehen sich die ErzählerInnen in der Interviewsituation Angehörigen ihrer Enkelgeneration gegenüber, der sie eben diese Veränderungen zu vermitteln und bildhaft vorzuführen suchen. Dabei greifen sie häufig auf die Darstellung von Extremsituationen zurück und versuchen den Wandel in Form seiner Extreme nachvollziehbar zu machen.

#### 4.1.3. Arbeit als Lebensthema

Von der Arbeitsbiografie der Großeltern und Eltern über den Erzählstoff der „harten, arbeitsamen Kindheit“ bis hin zum Wirtschaftsaufschwung der Nachkriegsjahrzehnte dominiert die lebensgeschichtlichen Erzählungen der Erzählstoff „Arbeit“. Arbeit wird als Notwendigkeit, doch zugleich auch als Lebensinhalt und Ideal präsentiert. Annähernd im selben Ausmaß wie die Leitlinie des Wandels bilden auch die Arbeits-Erzählungen eine der wichtigsten Leitlinien.

Als Erklärung für die hohe Arbeitsmoral in den lebensgeschichtlichen Erzählungen kann die traditionelle ländliche Sozialisierung der ErzählerInnen verstanden werden. Fleiß und Arbeitsamkeit wurden von Kind an als Tugenden internalisiert und bleiben offenbar lebenslang bestimmd.<sup>13</sup> Die Pflichterfüllung täglicher Arbeit steht im Wertekanon ganz oben und ist zentraler Bestandteil der deutenden, subjektiven Sinngebung in der Lebensrückschau. Dieses Arbeitsethos bzw. diese hohe Arbeitsmoral wird (neben den eingangs erwähnten Erzählstoffen) insbesondere am Beispiel des Erzählstoffs der traditionellen Landwirtschaft, aber auch an den Beschreibungen des beruflichen Werdegangs, des wirtschaftlichen Aufschwungs oder des Neu-Anfangs mit dem Tourismus deutlich. Bei einem Großteil der ErzählerInnen dominiert das ausgeprägte Arbeitsethos die gesamte lebensgeschichtliche Erzählung. Häufig stellt Arbeit als Lebensinhalt auch eine wichtige Leitlinie lebensgeschichtlichen Erzählens dar.

---

12 Holl: Geschichtsbewußtsein und Oral History. S. 73f.

13 Schuhladen/Schroubek (Hg.): Nahe am Wasser. S. 24.

Während in Bezug auf die Kinder- und Jugendjahre die vielfachen Pflichten und die harte Arbeit, die auch die Kleinsten (oft anstelle der Spielzeit oder gar des Schulbesuchs) leisten mussten, im Vordergrund der Erzählungen stehen – und darauf verwiesen wird, dass „einem die Arbeit nicht geschadet hätte, im Gegenteil“ –, verändert sich die Interpretation der Rolle der Arbeit für das eigene Leben nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Jugendlichen sind erwachsen geworden, haben Krisen und Krieg überstanden und bemühen sich nun, ein eigenes Leben aufzubauen: Die Erzählstoffe der Ausbildung, der Stellensuche, des Hausbaus oder der Familiengründung dominieren die Darstellungen. Zunächst werden die schlechten wirtschaftlichen Zeiten beschrieben, die allmählich jedoch durch den unbändigen Arbeitswillen und das Pflichtbewusstsein überwunden wurden. Dem Topos vom Wiederaufbau in den Nachkriegsjahrzehnten liegt die Vorstellung zugrunde, diesen Aufschwung aus eigener Kraft, durch harte Arbeit und große Leistung, geschafft zu haben. Globalwirtschaftliche Aspekte sowie finanzielle und wirtschaftliche Unterstützungen seitens wirtschaftlich starker Staaten bleiben diesbezüglich unerwähnt und vielleicht auch unbedacht. Die Generation, die schon in ihren Kindheitserinnerungen die harte Arbeit betont, machte Arbeit ihr Leben lang zum Ethos und Ideal – und führt daher auch den Wirtschaftsboom vor allem auf die eigene Arbeit(smoral) zurück. Konsumgüter wie Radios, Fernseher, Motorräder oder Autos einerseits, aber auch erste Urlaube am Meer oder Städtereisen, fungieren in den Erzählungen als materielle Symbole für persönlich errungene Leistung.

Auch in Bezug auf Krankheit, Behinderung und Alter wird die Fähigkeit zur Arbeit als wichtiger Faktor für den Lebenswillen und das Selbstwertgefühl beschrieben. Arbeit bzw. Arbeitsfähigkeit erscheint vielen als der Sinn des Lebens schlechthin, zumindest aber als wichtiger Faktor für ein lebenswertes Leben.

#### 4.1.4. Männer- und Frauenerzählungen

Ein fundierter Vergleich der Erzählungen von Männern mit jenen von Frauen ist auf Basis des erhobenen Quellenmaterials nur eingeschränkt möglich, da der Frauenanteil unter den ZeitzeugInnen mit 25 % sehr gering ist. Neben vielen Gemeinsamkeiten der Erzählungen können aber sehr wohl Unterschiede festgestellt werden, die hier kurz angesprochen werden sollen.

Anschließend an das vorhergehende Kapitel zum Lebensthema Arbeit kann etwa festgestellt werden, dass der berufliche Werdegang – oder die Beschreibung der „Karriere“ – besonders in der männlichen Autobiografie eine Rolle spielt. Während Männer ihr Leben häufig als Geschichte einer beruflichen Entwicklung darstellen, machen Frauen tendenziell die Familie zum zentralen Lebensthema.<sup>14</sup> Diese Beobachtung kann einerseits auf die traditionelle Sozialisierung der befragten Generationen während der 1930er, 1940er und 1950er Jahre zurückgeführt werden, andererseits erklärt sie sich auch durch die Erhebungsmethode: Ein Teil der männlichen Befragten wurde für ein Interview ausgewählt, weil die Betreffen-

14 Vgl. Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 186.

den bedeutende öffentliche Personen repräsentierten oder in ihrem Arbeitsleben wichtige Ämter bekleideten. Nur wenige befragte Frauen können mit vergleichbaren Ämtern oder Funktionen aufwarten, denn nur ein geringer Anteil der Zeitzeuginnen hatte überhaupt die Gelegenheit, eine Berufsausbildung zu machen. Immerhin aber bestätigen Umfragen, wie lange VorarlbergerInnen einem traditionellen Rollenbild verhaftet sind und waren, wenn sich noch in den 1990er Jahren 71 % der Männer und 69 % der Frauen dafür aussprachen, dass sich Frauen vor allem um Familie und Kinder kümmern sollten.<sup>15</sup> Die Tatsache, dass sich diese Werte auch in den lebensgeschichtlichen Erzählungen widerspiegeln, weist darauf hin, dass durchaus die traditionelle Sozialisierung der Befragten als Erklärung für diese Gender-Spezifika herangezogen werden kann.

Die bereits angesprochene Funktion von Erzählungen in Hinblick auf die Selbstdarstellung der ZeitzeugInnen eröffnet ebenfalls Einblicke in geschlechtspezifische Unterschiede des Erzählens. So werden Erzählstoffe, die vor allem zur Selbstdarstellung der ErzählerInnen dienen, vorrangig von Männern in die lebensgeschichtliche Darstellung eingeflochten. Konkret werden beispielsweise Lausbuben- und Schulgeschichten, Wilderer- und Schmugglergeschichten oder auch Erzählungen von Deserteuren oder „Heimatverteidigern“ fast ausschließlich von Männern zum Besten gegeben. Diese besonders unterhaltsamen, schwankartigen Geschichten, die nicht selten den Erzähler oder eine andere Figur zum Helden stilisieren, sind in Erzählungen von Frauen kaum zu finden. Ganz allgemein kann hierzu noch festgestellt werden – vorgreifend auf die nachfolgenden Kapitel –, dass Frauen sich selbst und ihre Darstellungen tendenziell weniger schillernd inszenieren, vielleicht auch um sich selbst die (gerne Frauen zugeschriebene) Tugend der Bescheidenheit zu attestieren. Männer hingegen bemühen sich häufiger in Bezug auf Ausdruck, Erzählfluss und Strukturierung der Geschichten, ihre Erzählungen unterhaltsam zu gestalten und die Zuhörenden zum Lachen zu bringen.

Zusammenfassend muss allerdings angemerkt werden, dass bei einigen Unterschieden in Männer- und Frauenerzählungen schließlich doch vorrangig Gemeinsamkeiten festgestellt werden können. Wesentlich einflussreicher als das Geschlecht gestaltet sich bei der Auswahl der Erzählstoffe und die Art der Darstellung das Temperament, die Übung und nicht zuletzt die Tagesverfassung der ErzählerInnen.

#### 4.1.5. Geschichtliches und Lebensgeschichtliches

Lebensgeschichtliche Erzählungen erlauben Rückschlüsse auf bestimmte Erinnerungs- und Erzähldichten im retrospektiven Blick auf das eigene Leben. So kann beispielsweise festgestellt werden, dass die erste Hälfte des eigenen Lebens bzw. die ersten beiden Drittelp (Kindheit, Jugend, junges Erwachsenenalter) in den Erzäh-

---

15 Kemmerling-Unterturner, Ulrike: Familie, Frau, Jugend. In: Mathis, Franz und Wolfgang Weber (Hg.): Vorarlberg. Zwischen Fußach und Flint, Alemannentum und Weltoffenheit. (= Geschichte der österreichischen Bundesländer seit 1945 4) Wien 2000. S. 274–304. Hier S. 275.

lungen wesentlich präsenter sind und detaillierter erzählt werden, als dies für das spätere Lebensalter (Erwachsenenalter, Pensionsalter) der Fall ist. Konkret bedeutet das, dass Geschichten aus Kindheit und Jugend bei Weitem überwiegen. Die ZeitzeugInnen berichten einerseits vom Alltagsleben, wie etwa den Tätigkeiten im Jahreskreis, von Festen und Feiern, vom Familienleben oder von der Schulzeit. Andererseits werden historische Ereignisse, rund um die Zeit des Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg, ausführlich thematisiert. Ab den 1970er Jahren nimmt die Dichte der Erzählstoffe ab. Die Lebensgeschichte ist in der zweiten Hälfte bzw. im dritten Lebensdrittel geprägt von Erzählstoffen mit Bezug auf Veränderungen im Beruf, Verluste von Familienmitgliedern oder Krankheit.

Persönliche Erinnerungen werden in zwei Erinnerungssystemen verarbeitet. Auf der einen Seite wirkt die Geschichte – im Sinne der wirtschaftlichen, politischen Historie allgemein bekannter Ereignisse – als Rahmen für das eigene Leben, in den sich die ErzählerInnen einordnen. Auf der anderen Seite bildet die individuelle Lebensgeschichte das unumstößliche Gerüst der persönlichen Meilensteine. In lebensgeschichtlichen Erzählungen werden diese beiden Erinnerungssysteme, die Geschichte und die Lebensgeschichte, ständig miteinander verrechnet. Die Einordnung der Lebensgeschichte in die historische Geschichte bringt häufig das Bedürfnis mit sich, Zusammenhänge zu erklären.<sup>16</sup>

Daraus folgt, dass sich die beiden Erinnerungssysteme in ihrer Dominanz abwechseln. Für die Zeit der Kinderjahre dominieren in den vorliegenden biografischen Erzählungen beispielsweise zunächst noch familien- und lebensgeschichtliche Erzählstoffe. Sehr bald allerdings steht in den Darstellungen das Geschichtliche im Vordergrund des Lebensgeschichtlichen. Bis in die 1950er Jahre hinein setzen die ErzählerInnen ihre Schwerpunkte auf die Darstellung historischer Ereignisse („Anschluss“ an das Deutsche Reich, Kriegsbeginn oder -ende etc.) oder historisch geprägte Verhältnisse (Armut und Arbeitslosigkeit in den 1930er Jahren, Leben unter den französischen Besatzern etc.). Ab den 1950er Jahren dominiert schließlich wieder die individuelle Dimension von Entscheidungen und Erfahrungen (Stationen im Lebensprozess, wirtschaftliche und technische Entwicklungen, Arbeitsprozesse, Entwicklung des Tales).<sup>17</sup> Die Dominanz des Geschichtlichen über das Lebensgeschichtliche in Bezug auf die politischen Unruhezeiten ist mitunter durch die bis heute große öffentliche Präsenz der Ereignisse in den 1930er, 40er und 50er Jahren zu erklären, die nicht zuletzt auch auf einen gesellschaftlichen Kanon der Geschichtsverarbeitung zurückzuführen ist. Die Darstellungen des Zusammenhangs von Geschichte und Lebensgeschichte machen an vielen Stellen der lebensgeschichtlichen Erzählungen Strategien des Erklärens notwendig, auf die im nachfolgenden Kapitel noch genauer eingegangen werden soll.

Abschließend soll in Bezug auf die (Lebens-)Geschichte, aber auch rekurrend auf das Thema Wandel, kurz auf das Zeitenverständnis eingegangen werden, das

16 Löffler: Zurechtgerückt. S. 95f.

17 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 174f.

sich in verschiedenen Abschnitten der biografischen Darstellungen durchaus unterscheidet. Unterschieden wird dabei das zyklische Zeitenverständnis, das das Leben als eine Abfolge kleiner Zyklen (z.B. Tage) im Rahmen großer Zyklen (z.B. Jahre oder Jahreszeiten, aber auch die Generationenfolge) interpretiert. Das lineare Zeitenverständnis nimmt das Leben vorrangig als eine Aneinanderreihung unwiederholbarer Ereignisse, die mitunter aufeinander aufbauen, wahr. Während in den Erzählungen von der Kindheit, in denen stark auf die traditionelle landwirtschaftlich geprägte Gesellschaft Bezug genommen wird, vielfach ein zyklisches Zeitenverständnis vorherrscht, wird das eigene Leben in Bezug auf die historischen Ereignisse während der Krisen- und Kriegszeiten als linear dargestellt. Das lineare Zeitenverständnis bleibt auch in Bezug auf die Nachkriegsjahrzehnte und das spätere Leben vorrangig, wenn eine persönliche Stufenleiter im Arbeitsleben, im Hausbau und der Familienentwicklung skizziert wird.

## 4.2. Erzählstrukturen und -strategien: Rechtfertigung, Idyllisierung, Vergleich

Die zweite Forschungsfrage „*Welche Erzählstrukturen und Muster kehren in den lebensgeschichtlichen Erzählungen wieder? Wie werden die Geschichte des Tales und die eigene Lebensgeschichte verquickt?*“ widmet sich den Erzählstrukturen, Mustererzählungen sowie den Leitlinien und Topoi des lebensgeschichtlichen Erzählens.

Eine umfassende inhaltliche Zusammenfassung aller kulturellen Vorlagen der Darstellung und Bewertung von Erzählstoffen ist an dieser Stelle nicht möglich. Exemplarisch sollen daher jene Erzählstoffs herausgegriffen werden, die sich für die ErzählerInnen als besonders brisant oder wichtig darstellten und so die unterschiedlichen Strategien am dynamischsten und deutlichsten dokumentieren. Dazu muss vorausgeschickt werden, dass Mustererzählungen, Leitlinien und Topoi immer wieder ineinander greifen. Die Mustererzählung einer Lausbubengeschichte ist beispielsweise sowohl in verschiedenen Biografien in ähnlicher Form dokumentierbar, als sie auch eine lebensgeschichtliche Leitlinie darstellen kann, wenn der Erzähler sich selbst in allen Lebensphasen als frecher, mutiger Held inszeniert. Der entsprechende Topos zur Lausbubengeschichte wiederum wäre etwa „Wir haben den so lächerlich gemacht!“ (CY) und handelt von der befriedigenden Bloßstellung des Kontrahenten. Es soll nachfolgend also weniger darum gehen, die Erzählstoffs in Hinblick auf diese vier Dimensionen der Darstellung zu selektieren und zu analysieren (diese Aufgabe erfüllten die Kapitel 3.4.1.–3.4.50.), sondern drei der wichtigsten Strategien und Strukturen herauszugreifen, am Beispiel derer das *Wie* des lebensgeschichtlichen Erzählens am deutlichsten gemacht werden kann.

Die Art und Weise, wie Erzählungen aufgebaut werden, welche Spannungs- und Unterhaltungsmomente in ihnen gesetzt werden, wie Aussagen getroffen und Argumentationen untermauert werden und nicht zuletzt zu welchen Schlüssen oder werthaltigen Endpunkten die ErzählerInnen gelangen, erweist sich in Bezug

auf viele Erzählstoffe als musterhaft. In diesem Zusammenhang kann durchaus von Erzähltraditionen gesprochen werden.

Ein gutes Beispiel für Erzähltraditionen und Mustererzählungen bieten etwa die Geschichten von den Franzosengängern in der eigenen Familie. Hier werden den Ahnen, meistens dem Vater oder Großvater, besondere Fähigkeiten, wie etwa handwerkliches Geschick, Kenntnisse der französischen Sprache, Weltgewandtheit und Wissen (über den traditionellen landwirtschaftlichen Alltag im Montafon hinaus) und nicht zuletzt ein gewisser vorrübergehender Reichtum attestiert. Das hohe Prestige der Franzosengänger wird zunächst in einer Aufzählung dieser Komponenten dargelegt und am Beispiel von Anekdoten beschrieben. Die Darstellungen erfolgen dabei durchgängig positiv, und ohne explizite Hinweise überträgt sich das Prestige des Ahnen auf die Erzählenden, die durch den Verweis auf den Vater oder Großvater nicht zuletzt ihre Montafoner Identität zu unterstreichen bemüht sind.

Mustererzählungen sind in Bezug auf beinahe jeden Erzählstoff festzustellen. Zumeist ähnelt sich der Aufbau der Geschichten, ihre Argumentation und der werthaltige Endpunkt derart, dass die Erzählungen – auch in Bezug auf sehr unterschiedliche Biografien – manchmal als völlig austauschbar erscheinen. Gerade in Hinblick darauf, dass Erzählungen fast immer eine Funktion für den/die ErzählerIn erfüllen – in den meisten Fällen geht es zumindest um Selbstdarstellung – sind Erzählstrukturen und -muster besonders interessant, wenn es zur Darstellung sehr emotionaler Erzählstoffe kommt.

Eine auffallende Dynamik und Emotionalität ist bei Erzählstücken mit Bezug auf Krisen- oder Kriegserlebnisse bzw. in Bezug auf die nationalsozialistische Geschichte Österreichs festzustellen. Ganz offensichtlich stellt die Verquickung von Geschichte und Lebensgeschichte in Hinblick auf die 1930er und 1940er Jahre eine besondere Herausforderung für die ErzählerInnen dar. Erstens fielen in diese beiden Jahrzehnte sehr prägende, biografisch wichtige Ereignisse und Erlebnisse, über die nicht hinweggegangen werden kann. Zweitens sehen sich viele ErzählerInnen in einem Dilemma zwischen zwei Moralvorstellungen: nämlich einerseits jener der historischen Zeit, in der der „Anschluss“ an das Deutsche Reich zumeist begrüßt wurde und mitunter große Hoffnungen auf Hitler gesetzt wurden. Andererseits fühlen sich die ZeitzeugInnen in ihrer heutigen Identität, und besonders gegenüber den jungen InterviewerInnen (als RepräsentantInnen einer sich Menschenrechten verpflichtenden Demokratie), mit den zeitgenössischen Moralvorstellungen konfrontiert, die nicht zuletzt die (mediale) Aufarbeitung der NS-Geschichte und -Verbrechen vorantrieb. Viele ZeitzeugInnen scheinen sich in Bezug auf Erzählstoffe zu den 1930er und 40er Jahren implizit kritisiert zu fühlen.

Die erzählerische Strategie, mit der dieses Dilemma zu bewältigen versucht wird, wird im Großteil der lebensgeschichtlichen Erzählungen (mehrmales) angewandt: Mittels „Rechtfertigungsgeschichten“, die persönliche Beweggründe, historische Zusammenhänge und familiäre Hintergründe darlegen und zurechtrücken sollen, ist es den ZeitzeugInnen möglich, politisch-historisch brisante Einblicke in ihre Lebenserinnerungen zu geben. Natürlich wurden in der Interviewsitu-

tion seitens der InterviewerInnen niemals Vorwürfe oder Kritik am Verhalten der Gewährsleute ausgesprochen. Die ErzählerInnen rechtfertigen sich dennoch permanent, indem sie etwa ihre Handlungsweise als alternativlos verteidigen, historisch belegte Fakten in Frage stellen oder ihr Unwissen etwa über NS-Verbrechen beteuern.

In Bezug auf die Erzählungen vom Krieg an der Front können ebenfalls Muster in den Darstellungen festgestellt werden. Hier bleibt in der Regel die eigene Täterschaft völlig unerwähnt, Erzählungen vom Töten (geschweige denn von Aktionen, die heute als Wehrmachts-Verbrechen gut dokumentiert sind) stellen ein Tabu dar, über das die ZeitzeugInnen nicht sprechen. Das Tabu wird einzig dann gebrochen, wenn von den deutschen Soldaten – und hier besonders der SS – und ihrem brutalen Vorgehen im Krieg gesprochen wird. Vorzugsweise wird vom Handeln bzw. dem Fehlverhalten anderer berichtet. Auch hier stellte die junge InterviewerInnengeneration mit Sicherheit ein Hemmnis für unbefangene Darstellungen dar. Darüber hinaus kann vermutet werden, dass die lange Zeit, die zwischen Ereignis und lebensgeschichtlicher Erzählung liegt, dem Verdrängen und Abändern der Erinnerungen Vorschub leistete, und die ErzählerInnen – neben einem gewissen Unwillen, mit bestimmten Erinnerungen konfrontiert zu werden – sich eines Unterschlagens von pikanten Details manchmal gar nicht bewusst sind.

Eine im Großteil der Erzählungen angewandte Strategie, die Herausforderung des Sprechens über den Zweiten Weltkrieg, seine Bedeutung und seine Folgen zu meistern, ist die Darstellung der eigenen Person als Opfer. Diese Opferrolle, die sich die ErzählerInnen dabei selbst zudenken, ist umfassend und vielseitig: Sie beginnt bei den Feststellungen, um die eigene Jugend beraubt worden zu sein, keine Ausbildung gemacht haben zu können und geliebte Familienangehörige im Krieg verloren zu haben, und setzt sich fort bis hin zu den Kriegsbeschreibungen. Auch hier waren die Soldaten vor allem Opfer: Keiner der Erzähler geht darauf ein, auch selbst getötet zu haben, die Zeitzeugen sprechen von ihren Verletzungen und Entbehrungen und schließlich davon, gejagt und gefangen genommen worden zu sein. In Bezug auf die wirtschaftlich und auch sozial schwierigen Nachkriegsjahre setzt sich dieser Opferstatus fort, der nicht nur eine erzählerische Strategie darstellt, über die Jahre 1938–1955 und die eigenen Erlebnisse sprechen zu können, sondern anzunehmenderweise auch zeitlebens eine Strategie war, mit den Ereignissen und Erlebnissen der Kriegs- und Nachkriegsjahre leben zu können.

Schließlich muss noch die erzählerische Strategie erwähnt werden, verschiedene Aspekte des Nationalsozialismus getrennt voneinander zu bewerten: So wird etwa die NS-Sozial- und Arbeitspolitik lobend erwähnt, während Völkermord und Kriegstreiberei abgelehnt werden. In den Darstellungen manifestiert sich diese Strategie als ambivalente „Einerseits-Andererseits“-Erzählung.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die ZeitzeugInnen darauf achten, dass ihr Handeln niemals als unmoralisch bewertet werden kann und sie selbst letztendlich aus ihren Darstellungen als Sieger oder HeldInnen hervorgehen. Das wird in den Kapiteln über Krieg und Gefangenschaft besonders deutlich, wo tabuisierte Themen wie Töten oder Kriegsverbrechen völlig unerwähnt bleiben, während die eigenen Leiden und eine (fast heldenhafte) Leidensfähigkeit in den Vor-

dergrund gestellt werden. Schließlich ist es Bestandteil des Erinnerungskanons der Zeitzeugen, sich selbst als Opfer des Krieges darzustellen – und nicht etwa in der Rolle der Aggressoren oder Täter.

Neben der Rechtfertigung in Bezug auf moralisch schwierige Erzählstoffe stellt die Idyllisierung ein weiteres Beispiel für musterhafte Erzählungen und erzählerische Strategien dar. Zur Idyllisierung eignen sich bestimmte Erzählstoffe in den Augen der Mehrheit der ZeitzeugInnen offenbar besonders: Viele ErzählerInnen bemühen sich etwa, die eigene Kindheit und die familiäre Situation in der Kindheit als heile Welt darzustellen. Interessanterweise wird hier besonders auf die Armut in der Kindheit Bezug genommen, die einen Zusammenhalt der Familie und eine Besinnung auf die einfachen Dinge im Leben bewirkt hätte. Der entsprechende Topos lautet zumeist, die Kindheit sei „hart, aber schön“ gewesen.

Auch landwirtschaftliche Arbeiten werden häufig idyllisiert, die Krönung der sentimental, euphemistischen Erzählungen stellen jedoch Geschichten vom Leben auf dem Maisäß dar, auf dem man im traditionellen Berglandwirtschaftlichen Jahreskreis jährlich im Mai und Juni einige Wochen mit Teilen der Familie verbrachte. Auf- und Abstieg zum Zweck des Schulbesuchs, Angst vor Geistern oder die viele Arbeit, die auch auf dem Maisäß zu erledigen war, konnten dieser Idyllisierung keinen Abbruch tun.

Ein weiteres Beispiel für die emotionale Beschönigung historischer Sachverhalte bietet der Erzählstoff von der Besetzungszeit. Die Mustererzählung schlechthin in Bezug auf diese Jahre hat das Bild der barmherzigen, freundlichen Soldaten zum Inhalt, die den Kindern Brot, Kekse und Schokolade gaben. Abgesehen von diesen Anekdoten kommt das Wohlwollen der Besatzer auch in Erinnerungen an deren Hilfe bei der Heuernte oder anderen Arbeiten zur Sprache. Mithilfe dieser Mustererzählungen wird (in einem Teil der Erzählungen) eine heile Nachkriegswelt beschrieben, in der sich die Angst der ehemaligen Täter vor Racheakten als unbegründet erweist und Brücken geschlagen werden. – Erstens über die ehemaligen Kriegsfronten hinweg, zweitens aber auch innerhalb der eigenen Biografie und Identität: etwa vom zuvor bekennenden Nationalsozialisten (bzw. aus einer solchen Familie stammenden) und in Jugoslawien im „Bandenkrieg“ eingesetzten Soldaten, hin zum unbehelligten, mit den Franzosen im guten Einverständnis lebenden friedlichen Bürger (TT).

Die Funktion der Idyllisierungs-Strategie kann in zweierlei Hinsicht interpretiert werden. In Bezug auf die heile Nachkriegswelt dienen die beschönigenden Darstellungen einerseits der Betonung des endlich wieder eingekehrten Friedens bzw. auch der eigenen Friedfertigkeit. Nach Jahren der Krise und des Verlusts ermöglichte die Erkenntnis, bei den Besatzern handle es sich nicht mehr um Feinde, ein Aufatmen – das der Besetzungszeit insbesondere aus der Perspektive der damaligen Kinder einen leicht abenteuerlichen, aber alles in allem schönen Anstrich verleiht.

Andererseits ist die Idyllisierung von Armut und harter Arbeit auf eine latent kulturpessimistische Haltung zurückzuführen. Sie impliziert eine harsche Kritik an den nachfolgenden Generationen bzw. der heutigen Zeit. Jungen Menschen

wird unterstellt, harte Arbeit nicht mehr zu kennen, und generell: so verwöhnt zu sein, dass sich keine Zufriedenheit mehr einstellen könne. Im Rahmen der Idyllisierung von Armut und harter Arbeit wird zumeist auf das heile Familienleben, den Zusammenhalt in Familie und Nachbarschaft sowie auf Bescheidenheit und Zufriedenheit angespielt. Hierbei handelt es sich um Eigenschaften und Befindlichkeiten, die viele ErzählerInnen in der heutigen Gesellschaft zu vermissen angeben.

Die Idyllisierung von Armut und harter Arbeit leitet direkt über zu einem weiteren wichtigen strukturellen Erzählmuster, nämlich dem Vergleich. Vergleiche stellen eine sehr verbreitete Denk- und Darstellungsmethode bzw. ein kulturell vorgegebenes Regelsystem dar. Der Vergleich ist ein Schema des Erinnerns und Erzählens, das auf einem Denken in Dualismen beruht.<sup>18</sup>

Wie schon in Bezug auf den Erzählstoff des Wandels deutlich geworden ist, arbeiten die ZeitzeugInnen in ihren Darstellungen häufig mit Gegenüberstellungen – vornehmlich jener des „Früher“ mit dem „Heute“. Die ErzählerInnen bemühen sich in ihren lebensgeschichtlichen Erzählungen sehr häufig um eine Rekonstruktion dieses Wandels – und verzichten kaum je auf eine klare Stellungnahme. Diese Stellungnahme bringt in den meisten Fällen Sorge oder Unzufriedenheit mit aktuellen soziokulturellen Gewohnheiten, Lebensstilen oder gesellschaftlichen Wertvorstellungen zum Ausdruck, diese Haltung wurde bereits mehrfach unter dem Begriff „Kulturpessimismus“ angesprochen. Die erzählerische Folge dieser Sorge sind häufig ausführliche Beschreibungen der kritisierten Begebenheiten. Vielfach gehen diese kritischen Erzählungen, die ohne weiteres als kulturpessimistisch bezeichnet werden können, mit bestimmten Topoi des Erzählens einher. In einzelnen Fällen nehmen die ErzählerInnen besonders ablehnende oder gar aggressive Haltungen gegenüber dem „Heute“ bzw. auch dem/der das „Heute“ repräsentierenden InterviewerIn ein. Diese negative Attitüde kann somit nicht zuletzt als logische Konsequenz bzw. als Produkt gerade des Vergleichs verstanden werden.

Um den Vergleich, beispielsweise jenen des „Früher“ mit dem „Heute“, noch augenfälliger zu machen, greifen die ErzählerInnen gerne auf Extreme für ihre Darstellungen zurück. Besonders gerne wird erzählt, was heute als unvorstellbar oder gar konträr zu heutigen Verhältnissen empfunden wird. Zum Teil erklärt sich dieses Bedürfnis auch aus der Erzählsituation: Man möchte dem Gegenüber etwas Spektakuläres bieten und rechtfertigen, warum gerade man selbst als InterviewpartnerIn ausgewählt wurde.

Ein diesbezügliches Paradebeispiel stellt der Erzählstoff der traditionellen Berglandwirtschaft dar, die (am Beispiel des Heuzugs, tagelanger Heuarbeiten in den Bergmädchen oder der Hirtenarbeit im Kindesalter) ebenfalls vor allem in ihren historischen Extremen dargestellt wird. Es wird darauf geachtet, die Erzählungen besonders unterhaltend zu gestalten und mitunter spektakuläre Inhalte zu bieten. Der Niedergang der traditionellen Berglandwirtschaft im Montafon präsentiert

---

18 Lehmann, Albrecht: Der Schicksalsvergleich. Eine Gattung des Erzählens und eine Methode des Erinnerns. In: Bönisch-Brednich u.a. (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989. Göttingen 1991. S. 197–207. Hier S. 197ff.

sich als ein wichtiges Lebensthema für die ErzählerInnen und gibt umfangreich Gelegenheit zu Vergleichen und kulturpessimistischen Bewertungen.

Mit den drei erzählerischen Strategien der Rechtfertigung, der Idyllisierung und des Vergleichs wurden zentrale Erzählstrukturen – allerdings nur exemplarisch – herausgegriffen, die ganz klar die erzählerischen Traditionen, auf die die untersuchten lebensgeschichtlichen Darstellungen zurückgreifen, aufzeigen. Gemeinsam ist allen Erzählstoffen und -mustern der Zeitpunkt der Rekonstruktion, nämlich ein Interview, das im 21. Jahrhundert geführt wurde und als Anlass der lebensgeschichtlichen Erzählung fungierte. Lehmann stellte diesbezüglich fest: „Erzählte Lebensgeschichten sagen mehr über die Gegenwart des Erzählers aus als über seine Vergangenheit.“<sup>19</sup> Abschließend soll also die Frage nach dem Fazit gestellt werden: Was sagen die Lebensgeschichten der 66 ZeitzeugInnen denn nun eigentlich aus?

Lebensgeschichtliche Erzählungen präsentieren die verdichteten Erfahrungen eines ganzen Lebens, durch Wiederholung und Reduktion werden sie in eine komponierte Form gegossen, die wiederum durch gruppen- und kulturspezifische Einflüsse sowie durch die momentane Erzählsituation geprägt ist. Lebensgeschichtliche Erzählungen drücken soziokulturelle Identität aus, nämlich im Bekenntnis zur Region Montafon einerseits sowie zur mitteleuropäischen, christlich-aufgeklärten, durchaus auch liberalen und demokratischen Gesellschaft andererseits. Die Erzählungen tradieren persönliche Wünsche und Erinnerungen, sie stiften und erhalten Bewusstseinsprozesse. Schließlich und endlich aber stellen sie sich dar als Gratzwanderung zwischen dem Bestreben, persönliche Einblicke in die erinnerte Histo-rie einerseits und in die Biografie andererseits zu ermöglichen, dabei als HauptdarstellerIn eine gute Figur zu machen, und stets die Contenance zu wahren.

---

19 Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. S. 28.



# 5. Verzeichnisse und Nachweise

## 5.1. Liste der anonymisierten ZeitzeugInnen

EV ♀	(geb. 1904)	UV ♀	(geb. 1926)
PP ♂	(geb. 1907)	WD ♀	(geb. 1926)
XX ♀	(geb. 1907)	XC ♀	(geb. 1926)
EF ♂	(geb. 1910)	AB ♂	(geb. 1927)
RI ♂	(geb. 1910)	BD ♂	(geb. 1927)
TG ♂	(geb. 1910)	JJ ♂	(geb. 1927)
NN ♂	(geb. 1912)	OL ♀	(geb. 1927)
VV ♂	(geb. 1914)	GG ♂	(geb. 1928)
OO ♂	(geb. 1915)	WW ♂	(geb. 1928)
YB ♂	(geb. 1915)	GH ♂	(geb. 1929)
UF ♀	(geb. 1916)	KL ♀	(geb. 1929)
MN ♀	(geb. 1917)	KP ♂	(geb. 1929)
AA ♂	(geb. 1918)	ZA ♂	(geb. 1929)
RR ♂	(geb. 1919)	AZ ♂	(geb. 1930) mit Frau CZ
QJ ♀	(geb. 1920)	BB ♂	(geb. 1930)
VU ♀	(geb. 1920)	BX ♀	(geb. 1930)
KK ♀	(geb. 1922)	HH ♂	(geb. 1930) mit Frau IH
LL ♀	(geb. 1922)	JQ ♂	(geb. 1930)
QQ ♀	(geb. 1922)	OP ♂	(geb. 1930)
TT ♂	(geb. 1922)	PK ♂	(geb. 1931)
VE ♂	(geb. 1922)	WX ♂	(geb. 1932)
YY ♂	(geb. 1923)	CC ♂	(geb. 1933)
GT ♀	(geb. 1924)	CD ♂	(geb. 1934)
IJ ♂	(geb. 1924)	EE ♂	(geb. 1934)
SZ ♂	(geb. 1924)	DW ♂	(geb. 1934)
UU ♂	(geb. 1924)	FF ♂	(geb. 1935)
AC ♂	(geb. 1925)	YZ ♂	(geb. 1935)
CY ♂	(geb. 1925)	HS ♂	(geb. 1936)
FU ♂	(geb. 1925)	ZZ ♂	(geb. 1938)
IR ♂	(geb. 1925)	LM ♂	(geb. 1941)
NM ♂	(geb. 1925)	MM ♀	(geb. 1941)
SH ♂	(geb. 1925)	QR ♂	(geb. 1942)
ST ♂	(geb. 1926)	DD ♂	(geb. 1945)

## 5.2. Literaturverzeichnis

- Albertini-Bisaz, Anna Mengia von: „Dass ich nicht studieren durfte, tat mir sehr weh.“ In: Cathomas-Bearth, Rita u.a. (Hg.): Erzählenshören. Frauenleben in Graubünden. Chur 2000<sup>3</sup>. S. 153–178.
- Albrich, Thomas: Bomber über der „Alpenfestung“: Der Gau Tirol-Vorarlberg im Luftkrieg 1943–1945. In: Steininger, Rolf und Sabine Pitscheider (Hg.): Tirol und Vorarlberg in der NS-Zeit. (= Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 19) Innsbruck 2002. S. 383–402.
- Albrich, Thomas: Die „Endlösung der Judenfrage“ im Gau Tirol-Vorarlberg: Verfolgung und Vernichtung 1941 bis 1945. In: Steininger, Rolf und Sabine Pitscheider (Hg.): Tirol und Vorarlberg in der NS-Zeit. (= Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 19) Innsbruck 2002. S. 341–360.
- Albrich, Thomas: „Die Juden hinaus“ aus Tirol und Vorarlberg: Entreibung und Vertreibung 1938 bis 1940. In: Steininger, Rolf und Sabine Pitscheider (Hg.): Tirol und Vorarlberg in der NS-Zeit. (= Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 19) Innsbruck 2002. S. 299–318.
- Arnold, Christina: Die Montafonerin. Auf den Spuren weiblicher Lebenswirklichkeit vom 16. bis zum 21. Jahrhundert. (= Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 6) Birgitz 2008.
- Assmann, Aleida: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. München 2006.
- Assmann, Aleida: Wie wahr sind unsere Erinnerungen? In: Welzer, Harald und Hans Markowitsch (Hg.): Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Stuttgart 2006. S. 95–110.
- Assmann, Jan: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Assmann, Jan und Tonio Hölscher (Hg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt a. M. 1988. S. 9–19.
- Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 1992.
- Bakay, Gunter und Petra Streng: Bauernerotik in den Alpen. Das Liebesleben der Tiroler vom Mittelalter bis ins zwanzigste Jahrhundert. Innsbruck 1997.
- Bätzing, Werner und Manfred Perlik: Tourismus und Regionalentwicklung in den Alpen 1870–1990. In: Luger, Kurt und Karin Inmann (Hg.): Verreiste Berge. Kultur und Tourismus im Hochgebirge. Innsbruck 1995. S. 43–80.
- Bauer, Ingrid: „Leiblicher Vater: Amerikaner (Neger).“ Besatzungskinder österreichischer-afroamerikanischer Herkunft. In: Niederle, Helmuth u.a.: Früchte der Zeit. Afrika, Diaspora, Literatur und Migration. Wien 2001. S. 49–67.
- Bausinger, Hermann: Formen der „Volkspoesie“. (= Grundlagen der Germanistik, Bd. 6) Berlin 1968.
- Bausinger, Hermann: Lebendiges Erzählen. Studien über das Leben volkstümlichen Erzählgutes auf Grund von Untersuchungen im nordöstlichen Württemberg. (= Unveröffentlichte Dissertation) Tübingen 1952.

- Bausinger, Hermann: Strukturen des alltäglichen Erzählens. In: *Fabula* 1 (1958), S. 239–254.
- Bausinger, Hermann: Perlmanns Erzähltheorie. Erinnerung als Rechtfertigung. In: Hengartner, Thomas und Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): *Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung*. Hamburg 2005. S. 199–208.
- Berchtold, Hannelore: Die Arbeitsmigration von Vorarlberg nach Frankreich im 19. Jahrhundert. (= *Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft* 42) Feldkirch 2003.
- Berger, Peter und Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a. M. 2004<sup>20</sup>.
- Bertaux, Daniel und Isabelle Bertaux-Wiame: Autobiographische Erinnerung und kollektives Gedächtnis. In: Niethammer, Lutz (Hg.): *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*. Frankfurt a. M. 1980. S. 108–122.
- Bimmer, Andreas: Brauchforschung. In: Brednich, Rolf (Hg.): *Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*. Berlin 2001<sup>3</sup>. S. 445–468.
- Böhler, Ingrid: Das Verschwinden der Bauern. In: Mathis, Franz und Wolfgang Weber (Hg.): *Vorarlberg. Zwischen Fußach und Flint, Alemannentum und Weltoffenheit. (= Geschichte der österreichischen Bundesländer seit 1945* 4) Wien 2000. S. 92–115.
- Bönisch-Brednich, Brigitte: The story of my life. Analyse von Motivation, Struktur und Schreibstrategien in neuseeländischen Immigrantenautobiographien. In: Hengartner, Thomas und Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): *Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung*. S. 231–248.
- Braun, Annegret: Frauen auf dem Land. Eigenständige Landwirtinnen, stolze Sennerinnen, freiheitssuchende Sommerfrischler und viele andere von damals bis heute. München 2010<sup>2</sup>.
- Breckner, Roswitha und Wolfgang Weber: Kriegs- und Nachkriegszeit in Österreich. Work in Progress aus einer lebensgeschichtlichen Studie. In: *Innsbrucker Historische Studien* 23/24. Innsbruck 2004. S. 403–412.
- Brednich, Rolf Wilhelm u.a. (Hg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Freiburg 1982.
- Brednich, Rolf Wilhelm: Methoden der Erzählforschung. In: Götsch, Silke und Albrecht Lehmann: *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*. Berlin 2001. S. 57–78.
- Brüggemeier, Franz: Soziale Vagabundage oder revolutionäre Heros? Zur Sozialgeschichte der Ruhrbergerbeiter 1880–1920. In: Niethammer, Lutz (Hg.): *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*. Frankfurt a. M. 1980. S. 193–213.
- Bundschuh, Werner: Das befreite Land – Die „Besatzungszeit“. In: Bundschuh, Werner u.a. (Hg.): *Wieder Österreich! Befreiung und Wiederaufbau – Vorarlberg 1945*. Bregenz 1995. S. 59–112.
- Bußjäger, Peter: Was ist der Stand Montafon? – Wissenswertes zur Vergangenheit und Zukunft eines eigentümlichen Gebildes. In: Nachbaur, Ulrich und Alois

- Niederstätter (Hg.): 200 Jahre Gemeindeorganisation. Almanach zum Vorarlberger Gemeindejahr 2008. Bregenz 2009. S. 97–109.
- Cathomas-Bearth, Rita u.a. (Hg.): Erzählen hören. Frauenleben in Graubünden. Chur 2000<sup>3</sup>.
- Cathomas-Bundi, Maria Cristgina: Gott muss mir geholfen haben. In: Cathomas-Bearth, Rita u.a. (Hg.): Erzählen hören. Frauenleben in Graubünden. Chur 2000<sup>3</sup>. S. 81–108.
- Dausien, Bettina u.a.: Einleitung. In: Dausien, Bettina u.a. (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Berlin 2005. S. 7–20.
- Dausien, Bettina und Helga Kelle: Biographie und kulturelle Praxis. Methodologische Überlegungen zur Verknüpfung von Ethnographie und Biographieforschung. In: Dausien, Bettina u.a. (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Berlin 2005. S. 189–212.
- Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Spuren suchte. Erzählte Geschichte der Kärntner Slowenen. (= Erzählte Geschichte. Berichte von Widerstandskämpfern und Verfolgten. Bd. 4) Wien 1990.
- Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Arbeiterbewegung. (= Erzählte Geschichte. Berichte von Widerstandskämpfern und Verfolgten. Bd. 1) Wien 1991.
- Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Katholiken, Konservative, Legitimisten. (= Erzählte Geschichte. Berichte von Widerstandskämpfern und Verfolgten. Bd. 2) Wien 1992.
- Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Jüdische Schicksale. Berichte von Verfolgten. (= Erzählte Geschichte. Berichte von Widerstandskämpfern und Verfolgten. Bd. 3) Wien 1993.
- Dörr, Margarethe: Wie Frauen und Kinder den Zweiten Weltkrieg erlebten. Vorstellung eines umfangreichen Oral-History-Projekts. In: Historicum. Zeitschrift für Geschichte (Herbst 2009 – Winter 2009/2010). S. 11–13.
- Dreier, Werner: Doppelte Wahrheit. Ein Beitrag zur Geschichte der Tausendmarksperrre. In: Montfort – Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs 37 (1985). S. 63–71.
- Ebenhoch, Ulrike: Die Frau in Vorarlberg 1914–1933. (= Vorarlberg in Geschichte und Gegenwart 3) Dornbirn 1986.
- Eisenmayer, Ernst und Edith Hessenberger: Meine Flucht übers Rätikon. In: Hessenberger, Edith (Hg.): Grenzüberschreitungen. Von Schmugglern, Schleppern, Flüchtlingen. Aspekte einer Grenze am Beispiel Montafon-Prättigau. (= Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 5) Schruns 2008. S. 135–146.
- Esterer, Klaus: Die französische Besetzungszeit. In: Vorarlberg Chronik. Dornbirn 2005<sup>3</sup>.
- Erdheim, Mario: „Ich hab manchmal furchtbare Träume ... Man vergisst Gott sei Dank immer glei“ (Herr Karl). In: Ziegler, Meinrad und Waltraud Kannonier-Finster: Österreichisches Gedächtnis. Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit. Wien 1993. S. 9–20.
- Felden, Heide von: Gender und Erfahrung. Zur Genderdiskussion in der Biographieforschung. In: Schlüter, Anne und Ines Schell-Kiehl (Hg.): Erfahrung mit

- Biographien. Tagungsdokumentation der Duisburger Tagungen zum Thema „Erfahrungen mit Biographien“. Bielefeld 2004. S. 65–77.
- Feurstein, Christian: Wirtschaftsgeschichte Vorarlbergs von 1870 bis zur Jahrtausendwende. Konstanz 2009.
- Fischer, Helmut: Erzählen – Schreiben – Deuten. Beiträge zur Erzählforschung. Münster 2001.
- Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt a. M. 1974<sup>21</sup>.
- Fried, Johannes: Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memoriik. München 2004.
- Frisch, Michael und Dorothy Watts: Oral History und die Darstellung von Klassenbewußtsein. Die „New York Times“ und die Arbeitslosen von Buffalo. In: Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt a. M. 1980. S. 162–186.
- Frommer, Jörg: Psychoanalyse und qualitative Sozialforschung: Zur Zukunft des Verhältnisses beider Disziplinen. In: Dörr, Margret, Heide von Felden, Regine Klein, Hildegard Macha und Winfried Marotzki (Hg.): Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Erinnerung aus psychoanalytischer und biographietheoretischer Perspektive. Wiesbaden 2008. S. 21–34.
- Froschauer, Ulrike und Manfred Lueger: Das qualitative Interview. Wien 2003.
- Fuchs, Werner: Möglichkeiten der biographischen Methode. In: Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt a. M. 1980. S. 323–348.
- Fuchs-Heinritz, Werner: Soziologische Biographieforschung: Überblick und Verhältnis zur Allgemeinen Soziologie. In: Jüttenmann, Gerd und Hans Thomae (Hg.): Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim 1998. S. 3–23.
- Geiger, Klaus: Abschied vom Volksleben. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 27) Tübingen 1970.
- Gieschler, Sabine: Leben erzählen. Von der Wiederbelebung einer Kulturtätigkeit in postmoderner Zeit. Berlin 1999.
- Girtler, Roland: Schmuggler. Von Grenzen und ihren Überwindern. Linz 1992.
- Girtler, Roland: Wilderer. Rebellen in den Bergen. Wien 2000.
- Girtler, Roland: Abenteuer Grenze. Von Schmugglern und Schmugglerinnen, Rituale und „heiligen Räumen“. Wien 2006.
- Grele, Ronald: Ziellose Bewegung. Methodologische und theoretische Probleme der Oral History. In: Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt a. M. 1980. S. 143–161.
- Gudehus, Christian, Ariane Eichenberg und Harald Welzer (Hg.): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart 2010.
- Hagemann, Karen: „Ich glaub' nicht, daß ich Wichtiges zu erzählen hab' ....“ Oral History und die historische Frauenforschung. In: Vorländer, Herwart (Hg.): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte. Göttingen 1990. S. 29–48.
- Haidvogl, Alois: Fensterln. In: Bauer, Kurt (Hg.): Bauernleben. Vom alten Leben auf dem Land. Wien 2007<sup>3</sup>. S. 147–149.

- Halbwachs, Maurice: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Berlin 1985<sup>3</sup>.
- Haubl, Rolf: Die allmähliche Verfertigung von Lebensgeschichten im soziokulturellen Erinnerungsprozess. In: Dörr, Margret, Heide von Felden, Regine Klein, Hildegard Macha und Winfried Marotzki (Hg.): Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Erinnerung aus psychoanalytischer und biographietheoretischer Perspektive. Wiesbaden 2008. S. 197–212.
- Hayne, Harlene und Shelley MacDonald: The Socialization of Autobiographical Memory in Children and Adults: The Roles of Culture and Gender. In: Fivush, Robyn und Catherine Haden (Hg.): Autobiographical Memory and the Construction of a Narrative Self. Developmental and Cultural Perspectives. London 2003. S. 99–120.
- Heinlein, Michael: Die Erfindung der Erinnerung. Deutsche Kriegskindheiten im Gedächtnis der Gegenwart. Bielefeld 2010.
- Hengartner, Thomas und Brigitta Schmidt-Lauber: Leben – Erzählen. Ein Vorwort. In: Hengartner, Thomas und Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Hamburg 2005. S. 9–16.
- Hermanns, Harry: Interviewen als Tätigkeit. In: Flick, Uwe, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg 2007<sup>5</sup>. S. 360–368.
- Hessenberger, Edith und Michael Kasper (Hg.): Lebenswelten junger Menschen im Montafon. (= Montafoner Schriftenreihe 17) Schruns 2006.
- Hessenberger, Edith und Michael Kasper: Arbeitsplatz Wald. Zeitzeugen berichten über ihre Erfahrungen mit Holz- und Forstarbeit, Holztransport und Jagd. In: Malin, Hubert, Bernhard Maier und Monika Dönz-Breuß (Hg.): Der Montafoner Standeswald. Beiträge zur Geschichte und Gegenwart eines kommunalen Forstbetriebs. (= Montafoner Schriftenreihe 18) Schruns 2007. S. 129–150.
- Hessenberger, Edith und Michael Kasper: „Die Sicherheit und Geborgenheit hier herinnen kann manchmal auch erdrückend sein“ – Lebenswelten junger Menschen im Montafon. In: Andreas Rudigier (Hg.): Heimat Montafon. Eine Annäherung. (= Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 4) Schruns 2007. S. 137–163.
- Hessenberger, Edith: Menschen – Schmuggler – Schlepper. Eine Annäherung an das Geschäft mit der Grenze am Beispiel der Biographie Meinrad Juens. In: Hessenberger, Edith (Hg.): Grenzüberschreitungen. Von Schmugglern, Schleppern, Flüchtlingen. Aspekte einer Grenze am Beispiel Montafon-Prättigau. (= Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 5) Schruns 2008. S. 147–175.
- Hessenberger, Edith: Von Grenzüberschreitern und Grenzbewachern. Eine kleine Soziologie des Schmuggelns. In: Hessenberger, Edith (Hg.): Grenzüberschreitungen. Von Schmugglern, Schleppern, Flüchtlingen. Aspekte einer Grenze am Beispiel Montafon-Prättigau. (= Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 5) Schruns 2008. S. 51–77.
- Hessenberger, Edith: Berg(Kult)Touren. Aspekte des Bergsteigens und der (Er-)Lebenswelten am Berg. In: Hessenberger, Edith, Andreas Rudigier, Peter Strasser und Bruno Winkler (Hg.): Mensch & Berg im Montafon. Eine faszinierende

- Welt zwischen Lust und Last. (= Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 8) Schruns 2009. S. 147–234.
- Hessenberger, Edith: Ein Stück vom Himmel. Maisäß und Alpe in der Postmoderne. In: Kasper, Michael (Hg.): Röbi und Rongg. Beiträge zum Maisäß- und Alpweisen in Gargellen. (= Montafoner Schriftenreihe 22) Schruns 2009. S. 83–142.
- Hessenberger, Edith: Seilgefährten – Die Kletterpioniere Franz Bachmann und Traugott Zint. In: Hessenberger, Edith, Andreas Rudigier, Peter Strasser und Bruno Winkler (Hg.): Mensch & Berg im Montafon. Eine faszinierende Welt zwischen Lust und Last. (= Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 8) Schruns 2009. S. 235–260.
- Hessenberger, Edith: Soziale und kulturelle Dimensionen einer Grenze. Die österreichisch-schweizerische Grenze in ihrer Wirkung auf Menschen am Beispiel der Biographie Meinrad Juens. In: Montfort – Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs 61 (2009), S. 132–140.
- Hessenberger, Edith: Angesichts der Lawine. Berichte vom Alltag mit Lawinen und ihren Folgen. In: Hessenberger, Edith, Michael Kasper, Andreas Rudigier und Bruno Winkler (Hg.): Jahre der Heimsuchung. Historische Erzählbilder von Zerstörung und Not im Montafon. (= Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 12) Schruns 2010. S. 275–333.
- Hessenberger, Edith: Schwarze Wand und Weißer Tod. „Mündlich überlieferte“ Naturkatastrophen in Sagen, Liedern, Erzählungen. In: Hessenberger, Edith, Michael Kasper, Andreas Rudigier und Bruno Winkler (Hg.): Jahre der Heimsuchung. Historische Erzählbilder von Zerstörung und Not im Montafon. (= Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 12) Schruns 2010. S. 217–272.
- Hessenberger, Edith: Berglandwirtschaft, Arbeitsalltag und soziales Leben auf Maisäß, Alpe und Mahd. In: Michael Kasper, Klaus Pfeifer (Hg.): Netza, Monigg und Sasarscha. Traditionelle Berglandwirtschaft in Gortipohl. (= Montafoner Schriftenreihe 23) Schruns 2011. S. 201–270.
- Hessenberger, Edith: Sagen und Sagenhaftes vom Maisäß Netza. In: Michael Kasper, Klaus Pfeifer (Hg.): Netza, Monigg und Sasarscha. Traditionelle Berglandwirtschaft in Gortipohl. (= Montafoner Schriftenreihe 23) Schruns 2011. S. 347–371.
- Hey, Bernd: „Geschichte von unten“? Lokale Geschichtsforschung und die Erkundung des historisch-politischen Alltags. In: Isenberg, Wolfgang (Hg.): Analyse und Interpretation der Alltagswelt. Lebensweltforschung und ihre Bedeutung für die Geographie. (= Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 7) Osnabrück 1985. S. 105–128.
- Hinterhuber, Hartmann: Die „Ausmerze Erbkranker“, eine „bevölkerungspolitische Maßnahme“. Nationalsozialistische Verbrechen an psychisch Kranken und Behinderten aus Nord- und Südtirol. In: Steininger, Rolf und Sabine Pitscheider (Hg.): Tirol und Vorarlberg in der NS-Zeit. (= Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 19) Innsbruck 2002. S. 217–230.
- Hochhuth, Rolf: Wer eine Geschichte erzählt ... In: Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt a. M. 1980. S. 186–213.

- Holl, Waltraud: Geschichtsbewußtsein und Oral History. Geschichtsdidaktische Überlegungen. In: Vorländer, Herwart (Hg.): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte. Göttingen 1990. S. 63–82.
- Hopf, Christel: Qualitative Interviews – ein Überblick. In: Flick, Uwe, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg 2007<sup>5</sup>. S. 349–360.
- Huber, Renate: „Als Mann hätte er mich interessiert, als Mann ...“ Beziehungen von Vorarlberger Frauen zu französischen Besatzungssoldaten auf der Basis lebensgeschichtlicher Interviews. In: Montfort 49 (1997). S. 177–196.
- Huber, Renate: Identität in Bewegung. Zwischen Zugehörigkeit und Differenz. Vorarlberg 1945–1965. Innsbruck 2004.
- Johler, Reinhard: Feste und Propaganda im Nationalsozialismus. In: Vorarlberger Landesmuseum (Hg.): Vorarlberg 1938. Ausstellung im Rahmen der Veranstaltungen des Gedenkjahrs 1988. Bregenz 1988. S. 141–148.
- Jolles, André: Einfache Formen. Darmstadt 1958.
- Jüngst, Heike (Hg.): Urban Legends. Stuttgart 1999.
- Kaschuba, Wolfgang: Alltagsweltanalyse in der regionalen Ethnographie. Kulturanthropologische Gemeindeforschung. In: Isenberg, Wolfgang (Hg.): Analyse und Interpretation der Alltagswelt. Lebensweltforschung und ihre Bedeutung für die Geographie. (= Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 7) Osnabrück 1985. S. 79–104.
- Kasper, Michael: „Durchgang ist hier strengstens verboten.“ Die Grenze zwischen Montafon und Prättigau. In: Hessenberger, Edith (Hg.): Grenzüberschreitungen. Von Schmugglern, Schleppern, Flüchtlingen. Aspekte einer Grenze am Beispiel Montafon-Prättigau. (= Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 5) Schruns 2008.
- Kasper, Michael: Kriegsende in St. Gallenkirch. Bericht eines Deserteurs und Widerstandskämpfers. In: Jahresbericht 2007. (Montafoner Museen, Heimat- schutzverein Montafon, Montafon Archiv) Schruns 2008. S. 79–83.
- Kasper, Michael: Edelweiß und Hakenkreuz? Alpinismus und Nationalsozialismus im ländlichen Raum. In: Hessenberger Edith, Andreas Rudiger, Peter Strasser, Bruno Winkler (Hg.): Mensch & Berg im Montafon. Eine faszinierende Welt zwischen Lust und Last. (= Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 7) Schruns 2009. S. 117–146.
- Kasper, Michael: Armut und Reichtum im alpinen Raum. Eine Skizze zur Sozialstruktur im Montafon an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. In: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 2011. Bregenz 2011. S. 142–161.
- Keiler, Barbara, Gertraud König und Klaus Pfeifer: Geschichte der Maisäffwirtschaft. In: Keiler, Barbara und Klaus Pfeifer (Hg.): Plazadels und Wachters Dieja. (= Montafoner Schriftenreihe 2) Schruns 2001. S. 15–20.
- Kemmerling-Unterturner, Ulrike: Familie, Frau, Jugend. In: Mathis, Franz und Wolfgang Weber (Hg.): Vorarlberg. Zwischen Fußach und Flint, Alemannentum und Weltoffenheit. (= Geschichte der österreichischen Bundesländer seit 1945 4) Wien 2000. S. 274–304.

- Kessler, Suzanne und Wendy McKenna: *Gender: An ethnomethodological approach*. Chicago 1985.
- Kiermayer-Egger, Gernot: Zwischen Kommen und Gehen. Zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Montafons. Schruns 1992.
- Klafki, Wolfgang: Einleitung. In: Klafki, Wolfgang (Hg.): *Verführung Distanzierung Ernüchterung. Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus. Autobiographisches aus erziehungswissenschaftlicher Sicht*. Basel 1988. S. 7–18.
- Knoblauch, Hubert: Topik und Soziologie. Von der sozialen zur kommunikativen Topik. In: Schirren, Thomas und Gert Ueding (Hg.): *Topik und Rhetorik. Ein interdisziplinäres Symposium*. Tübingen 2000. S. 651–667.
- Knoch, Peter: Schreiben und Erzählen. Eine Fallstudie. In: Vorländer, Herwart (Hg.): *Oral History. Mündlich erfragte Geschichte*. Göttingen 1990. S. 49–62.
- Koch, Thorsten und Harald Welzer: Weitererzählforschung. Zur seriellen Reproduktion erzählter Geschichten. In: Hengartner, Thomas und Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): *Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung*. Hamburg 2005. S. 165–182.
- König, Gertraud: Maisäßleben. In: Keiler, Barbara, Klaus Pfeifer und Andreas Rudigier (Hg.): *Gweil – Maisäß und Alpen. (= Montafoner Schriftenreihe 6)* Schruns 2002. S. 9–36.
- König, Gertraud: Maisäßleben. In: Keiler, Barbara, Klaus Pfeifer und Andreas Rudigier (Hg.): *Die Maisäße auf Tafamunt. (= Montafoner Schriftenreihe 9)* Schruns 2003. S. 15–39.
- König, Gertraud: Lebens- und Wirtschaftsweisen auf Montiel einst und jetzt. In: Keiler, Barbara, Klaus Pfeifer und Andreas Rudigier (Hg.): *Der Maisäß Montiel. (= Montafoner Schriftenreihe 12)* Schruns 2004. S. 32–57.
- König, Gertraud: Der Ausschlag Maisäß Valschaviel. In: Keiler, Barbara, Klaus Pfeifer und Andreas Rudigier (Hg.): *Der Maisäß Valschaviel. (= Montafoner Schriftenreihe 15)* Schruns 2005. S. 88–135.
- Korff, Gottfried: Bemerkungen zur öffentlichen Erinnerungskultur. In: Bönisch-Brednich, Brigitte u.a. (Hg.): *Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989*. Göttingen 1991. S. 163–176.
- Kronberger, Birgitt: Ein Sommertag auf Montiel. In: Keiler, Barbara, Klaus Pfeifer und Andreas Rudigier (Hg.): *Der Maisäß Montiel. (= Montafoner Schriftenreihe 12)* Schruns 2004. S. 58–65.
- Lanmann, Barry und Donald Ritchie: Trends der Oral History in den Vereinigten Staaten. In: Vorländer, Herwart (Hg.): *Oral History. Mündlich erfragte Geschichte*. Göttingen 1990. S. 120–130.
- Lanzinger, Margareth: Aushandeln von Ehe – Heiratsverträge in europäischen Rechtsräumen. Einleitung. In: Lanzinger, Margareth u.a. (Hg.): *Aushandeln von Ehe – Heiratsverträge der Neuzeit im europäischen Vergleich. (= L'Homme Archiv. Quellen zur feministischen Geschichtswissenschaft 3)* Wien 2010. S. 11–25.
- Lechhab, Hamid: Marokkanische Besatzungskinder in Vorarlberg nach 1945. In: Sauer, Walter (Hg.): *Von Solimann zu Omofuma. Afrikanische Diaspora in Österreich. 17. bis 20. Jahrhundert*. Innsbruck 2007. S. 177–186.

- Leh, Almut: Robert R. lebt. Oder: Was Oral History immer noch leistet. In: Leh, Almut und Lutz Niethammer (Hg.): Kritische Erfahrungsgeschichte und grenzüberschreitende Zusammenarbeit. The networks of Oral History (= BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen. Sonderheft 2007) Opladen 2007. S. 180–186.
- Lehmann, Albrecht: Leben in einem Arbeiterdorf. Stuttgart 1976.
- Lehmann, Albrecht: Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag. Tatbestände, Situationen, Funktionen. In: Zeitschrift für Volkskunde 74 (1978). S. 198–215.
- Lehmann, Albrecht: Rechtfertigungsgeschichten. Über eine Funktion des Erzählens eigener Erlebnisse im Alltag. In: Fabula 21. Berlin 1980. S. 56–69.
- Lehmann, Albrecht: Leitlinien des lebensgeschichtlichen Erzählens. In: Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Freiburg i. Br. 1982. S. 71–87.
- Lehmann, Albrecht: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt a. M. 1983.
- Lehmann, Albrecht: Gefangenschaft und Heimkehr. Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion. München 1986.
- Lehmann, Albrecht: Der Schicksalsvergleich. Eine Gattung des Erzählens und eine Methode des Erinnerns. In: Bönisch-Brednich, Brigitte u.a. (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989. Göttingen 1991. S. 197–207.
- Lehmann, Albrecht: Über tabuiertes Erinnern: Gruppenbild mit Hitler. In: Heidrich, Hermann (Hg.): Biographieforschung. Gesammelte Aufsätze der Tagung des Fränkischen Freilandmuseums am 12. und 13. Oktober 1990. Bad Wimsheim 1991. S. 61–76.
- Lehmann, Albrecht: Im Fremden ungewollt zuhause. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945–1990. München 1991.
- Lehmann, Albrecht: Von Menschen und Bäumen. Die Deutschen und ihr Wald. Reinbek bei Hamburg 1999.
- Lehmann, Albrecht: Bewußtseinsanalyse. In: Götsch, Silke und Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001. S. 233–250.
- Lehmann, Albrecht: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin 2007.
- Lehmann, Albrecht: Homo narrans – Individuelle und kollektive Dimensionen des Erzählens. In: Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): Erzählkultur. Beiträge zur kulturwissenschaftlichen Erzählforschung. Berlin 2009. S. 59–70.
- Lequin, Yves und Jean Metral: Auf der Suche nach einem kollektiven Gedächtnis. Die Rentner der Metallindustrie von Givors. In: Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt a. M. 1980. S. 249–272.
- Lippitz, Wilfried: Eine Kindheit im Nationalsozialismus. Erinnerungen eines Erziehungswissenschaftlers. In: Schlüter, Anne und Ines Schell-Kiehl (Hg.): Erfahrung mit Biographien. Tagungsdokumentation der Duisburger Tagungen zum Thema „Erfahrungen mit Biographien“. Bielefeld 2004. S. 109–120.

- Löffler, Klara: Zurechtgerückt. Der Zweite Weltkrieg als biographischer Stoff. Berlin 1999.
- Löffler, Klara: Anwendungen des Biographischen. Sondierungen in den neuen Arbeitswelten. In: Hengartner, Thomas und Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Hamburg 2005. S. 183–198.
- Löffler-Bolka, Dietlinde: Vorarlberg 1945. Das Kriegsende und der Wiederaufbau demokratischer Verhältnisse in Vorarlberg im Jahre 1945. Bregenz 1975.
- Longerich, Peter: „Davon haben wir nichts gewusst!“ Die Deutschen und die Judenverfolgung 1933–1945. München 2006.
- Marotzki, Winfried: Qualitative Biografieforschung. In: Flick, Uwe, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg 2007<sup>5</sup>. S. 175–186.
- Mathis, Franz: 50 Jahre Vorarlberg. Erinnerungen von Zeitzeugen. In: Mathis, Franz und Wolfgang Weber (Hg.): Vorarlberg. Zwischen Fußach und Flint, Alemannentum und Weltoffenheit. (= Geschichte der österreichischen Bundesländer seit 1945 4) Wien 2000. S. 3–26.
- Meixner, Wolfgang: „Arisierung“ – die „Entjudung“ der Wirtschaft im Gau Tirol-Vorarlberg. In: Steininger, Rolf und Sabine Pitscheider (Hg.): Tirol und Vorarlberg in der NS-Zeit. (= Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 19) Innsbruck 2002. S. 319–340.
- Michel, Gabriele: Biographisches Erzählen – zwischen individuellem Erlebnis und kollektiver Geschichtstradition. Untersuchung typischer Erzählfiguren, ihrer sprachlichen Form und ihrer interaktiven und identitätskonstituierenden Funktion in Geschichten und Lebensgeschichten. Tübingen 1985.
- Mitterauer, Michael: Lebensgeschichten sammeln. Probleme um Aufbau und Auswertung einer Dokumentation zur populären Autobiographik. In: Heidrich, Hermann (Hg.): Biographieforschung. Neustadt a. d. Aisch 1991. S. 17–35.
- Mitterauer, Michael: „Das moderne Kind hat zwei Kinderzimmer und acht Großeltern.“ Die Entwicklung in Europa. In: Mitterauer, Michael und Norbert Ortmayr (Hg.): Familie im 20. Jahrhundert. Traditionen, Probleme, Perspektiven. Frankfurt a. M. 1997. S. 13–52.
- Montell, William Lynwood: Der „Oral Historian“ als Volkskundler. In: Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt a. M. 1980. S. 286–290.
- Nassehi, Armin: Wasser auf dem Mars, Leben auf der Erde. Warum die Sozialwissenschaften nützlicher sind, als ihre Kritiker ahnen. In: Die Zeit vom 06.05.2004. <http://www.zeit.de/2004/20/GW-Nassehi> am 15.06.2010.
- Neitzel, Sönke und Harald Welzer: Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben. Frankfurt a. M. 2011<sup>3</sup>.
- Nelson, Katherine: Über Erinnerung reden: Ein soziokultureller Zugang zur Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses. In: Welzer, Harald und Hans Markowitsch (Hg.): Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Stuttgart 2006. S. 78–94.

- Nesensohn-Vallaster, Helga: Der Lawinenwinter 1954. (= Montafoner Schriftenreihe 11) Schruns 2004.
- Neugebauer, Wolfgang: Der österreichische Widerstand 1938–1945. Wien 2008.
- Neumann, Siegfried: Arbeitserinnerungen als Erzählinhalt. In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 12 (1966). S. 177–190.
- Neumann, Vera: Nicht der Rede wert: Die Privatisierung der Kriegsfolgen in der frühen Bundesrepublik. Lebensgeschichtliche Erinnerungen. Münster 1999.
- Neumayr, Ursula und Peter Rathgeb: Land:Leben. Geschichte und Geschichten österreichischer Berggebiete. (= Grüne Reihe des Lebensministeriums 19) Wien 2007.
- Niederstätter, Alois: Arbeit in der Fremde. Bemerkungen zur Vorarlberger Arbeitsmigration vom Spätmittelalter bis zum 19. Jahrhundert. In: Montfort – Vierteljahrsschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs 48 (1996). S. 105–117.
- Niederstätter, Alois: Vorarlberger als Gastarbeiter. In: Vorarlberg Chronik. Dornbirn 2005<sup>3</sup>.
- Niethammer, Lutz: Einführung. In: Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt a. M. 1980. S. 7–26.
- Niethammer, Lutz: Postskript. Über Forschungstrends unter Verwendung diachroner Interviews in der Bundesrepublik. In: Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt a. M. 1980. S. 349–353.
- Niethammer, Lutz: Was unterscheidet Oral History von anderen interview-gestützten sozialwissenschaftlichen Erhebungsverfahren? In: Leh, Almut und Lutz Niethammer (Hg.): Kritische Erfahrungsgeschichte und grenzüberschreitende Zusammenarbeit. The networks of Oral History (= BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen. Sonderheft 2007) Opladen 2007. S. 60–65.
- Paar, Heinrich: In den Dreißigerjahren. In: Bauer, Kurt (Hg.): Bauernleben. Vom alten Leben auf dem Land. Wien 2007<sup>3</sup>. S. 172–175.
- Passerini, Luisa: Arbeitersubjektivität und Faschismus. Mündliche Quellen und deren Impulse für die historische Forschung. In: Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt a. M. 1980. S. 214–248.
- Paul, Sigrid: Funktionen der Biographieforschung in der Ethnologie. In: Jüttemann, Gerd und Hans Thomae (Hg.): Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim 1998. S. 24–43.
- Petzoldt, Leander: Zur Geschichte der Erzählforschung in Österreich. In: Schmitt, Christoph (Hg.): Homo narrans. Studien zur populären Erzählkultur. Münster 1999. S. 111–138.
- Pichler, Meinrad: Nationalsozialismus in Vorarlberg. Opfer – Täter – Gegner. (= Nationalsozialismus in den österreichischen Bundesländern 3) Innsbruck 2012.
- Plaßwilm, Regina: Grenzen des Erzählbaren. Erinnerungsdiskurse von NS-Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern in Ost- und Westeuropa. Essen 2011.

- Plato, Alexander von: Erfahrungsgeschichte – von der Etablierung der Oral History. In: Jüttenmann, Gerd und Hans Thomae (Hg.): Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim 1998. S. 60–74.
- Röhrich, Lutz: Erzählforschung. In: Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 1988. S. 421–448.
- Röhrich, Lutz: Orale Traditionen als historische Quelle. Einige Gedanken zur deutschsprachigen mündlichen Volkserzählung. In: Ungern-Sternberg, Jürgen und Hansjörg Reinau (Hg.): Vergangenheit in mündlicher Überlieferung. Stuttgart 1988. S. 79–99.
- Rosenthal, Gabriele: Die erzählte Lebensgeschichte: Eine zuverlässige historische Quelle? In: Weber, Wolfgang (Hg.): Spurenrecherche. Neue Methoden in der Geschichtswissenschaft. Regensburg 1992. S. 8–17.
- Ruff, Margarethe: Um ihre Jugend betrogen. Ukrainer Zwangsarbeiter/innen in Vorarlberg 1942–1945. (= Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs 13) Bregenz 1997.
- Safrian, Hans: Österreicher in der Wehrmacht. In: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes und Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Sport (Hg.): Österreicher un der Zweite Weltkrieg. Wien 1989. S. 39–58.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Götsch, Silke und Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001. S. 165–186.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: Grenzen der Narratologie. Alltagskultur(forschung) jenseits des Erzählens. In: Hengartner, Thomas und Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Hamburg 2005. S. 145–162.
- Schneider, Ingo: Volksmedizin zwischen Tradition und Moderne. Von SpruchheilerInnen und MagnetiseurInnen im Montafon. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 89 (1993) Heft 1. S. 87–100.
- Schneider, Ingo: Contemporary Legends – Sagen der Gegenwart. Studien zur Motivgeschichte, gesellschaftlichen Relevanz und genretheoretischen Einordnung. (= Unveröffentlichte Habilitationsschrift) Innsbruck 2001.
- Schneider, Ingo: Über das multidisziplinäre Interesse am Erzählen und die Vielfalt der Erzähltheorien. In: Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): Erzählkultur. Beiträge zur kulturwissenschaftlichen Erzählforschung. Berlin 2009. S. 3–14.
- Schnetzer, Norbert und Wolfgang Weber (Hg.): Montafon 4. Bevölkerung – Wirtschaft. Das lange 20. Jahrhundert. (= Das Montafon in Geschichte und Gegenwart 4) Schruns 2012.
- Schönherr, Margit: Die Wirtschaft. In: Vorarlberger Landesmuseum (Hg.): Vorarlberg 1938. Ausstellung im Rahmen der Veranstaltungen des Gedenkjahrs 1988. Bregenz 1988. S. 91–100.
- Schönherr, Margit: Machtwechsel. In: Vorarlberger Landesmuseum (Hg.): Vorarlberg 1938. Ausstellung im Rahmen der Veranstaltungen des Gedenkjahrs 1988. Bregenz 1988. S. 71–78.

- Showalter, Elaine: *Hystorien. Hysterische Epidemien im Zeitalter der Medien*. Berlin 1997.
- Schreiber, Horst: Die Schule im Gau Tirol-Vorarlberg. In: Steininger, Rolf und Sabine Pitscheider (Hg.): *Tirol und Vorarlberg in der NS-Zeit*. (= Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 19) Innsbruck 2002. S. 151–172.
- Schreiber, Horst: Nationalsozialismus und Faschismus in Tirol und Südtirol. Opfer – Täter – Gegner. (= Nationalsozialismus in den österreichischen Bundesländern 1) Innsbruck 2008.
- Schröder, Hans Joachim: *Topoi des autobiographischen Erzählens*. In: Hengartner, Thomas und Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): *Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung*. Hamburg 2005. S. 17–42.
- Schröder, Hans Joachim: *Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten*. (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 37) Tübingen 1992.
- Schütze, Fritz: *Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens*. In: Kohli, Martin und Günther Robert (Hg.): *Biographische und soziale Wirklichkeit*. Stuttgart 1984. S. 78–117.
- Schuhladen, Hans und Georg Schroubek (Hg.): *Nahe am Wasser. Eine Frau aus dem Schönhengstgau erzählt aus ihrem Leben. Eine Dokumentation zur volkskundlichen Biographieforschung*. München 1989.
- Siegel, Daniel: *Entwicklungspsychologische, interpersonelle und neurobiologische Dimensionen des Gedächtnisses. Ein Überblick*. In: Welzer, Harald und Hans Markowitsch (Hg.): *Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung*. Stuttgart 2006. S. 19–49.
- Singer, Wolf: *Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen. Über Nutzen und Vorteil der Hirnforschung für die Geschichtswissenschaft*. (Eröffnungsvortrag des 43. Deutschen Historikertags.) In: Singer, Wolf: *Der Beobachter im Gehirn. Essays zur Hirnforschung*. Frankfurt a. M. 2002. S. 77–86.
- Steinbach, Lothar: *Lebenslauf, Sozialisation und „erinnerte Geschichte“*. In: Niethammer, Lutz (Hg.): *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*. Frankfurt a. M. 1980. S. 291–322.
- Stöckle, Frieder: *Zum praktischen Umgang mit Oral History*. In: Vorländer, Herwart (Hg.): *Oral History. Mündlich erfragte Geschichte*. Göttingen 1990. S. 131–158.
- Stoppel, Manfred: „*Uns wächst eine herrliche Jugend heran!*“ Die Geschichte der Hitlerjugend in Vorarlberg von 1930–1945. Norderstedt 2004.
- Straub, Jürgen: *Zeit, Erzählung, Interpretation. Zur Konstruktion und Analyse von Erzähltexten in der narrativen Biographieforschung*. In: Röckelein, Hedwig (Hg.): *Biographie als Geschichte*. Tübingen 1993. S. 143–183.
- Tiedemann, Markus: „*In Auschwitz wurde niemand vergast.*“ 60 rechtsradikale Lügen und wie man sie widerlegt. München 2000.
- Thompson, Paul: Das Problem der Repräsentativität am Beispiel eines Familienprojekts. In: Niethammer, Lutz (Hg.): *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*. Frankfurt a. M. 1980. S. 273–285.

- Thomson, Alistair: Eine Reise durch das Gedächtnis unserer Bewegung: Vier paradigmatische Revolutionen in der Oral History. In: Leh, Almut und Lutz Niethammer (Hg.): Kritische Erfahrungsgeschichte und grenzüberschreitende Zusammenarbeit. The networks of Oral History (= BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen. Sonderheft 2007) Opladen 2007. S. 21–29.
- Truschnegg, Brigitte: Lorüns. Dorfgeschichte in Schrift und Erzählung. (= Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 2) Lorüns 2006.
- Varga, Lucie: Zeitenwende. Mentalitätshistorische Studien 1936–1939. Frankfurt a. M. 1991.
- Vorländer, Herwart: Mündliches Erfragen von Geschichte. In: Vorländer, Herwart (Hg.): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte. Göttingen 1990. S. 7–28.
- Wallnöfer, Elsbeth: Geraubte Tradition. Wie die Nazis unsere Kultur verfälschten. Augsburg 2011.
- Walser, Harald: Die illegale NSDAP in Tirol und Vorarlberg 1933–1938. Wien 1983.
- Walser, Harald: Bombengeschäfte. Vorarlbergs Wirtschaft in der NS-Zeit. (= Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs 6) Bregenz 1989.
- Walser, Harald: Vorarlbergs Startbedingungen in die Zweite Republik. In: Bundschuh, Werner u.a. (Hg.): Wieder Österreich! Befreiung und Wiederaufbau – Vorarlberg 1945. Bregenz 1995. S. 39–58.
- Watzlawick, Paul, Janet Beavin und Don Jackson: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern 1969.
- Weber, Wolfgang: „Mass of Trash“ or „Veins of Gold“? An Investigative Report on the Relationship Between Oral History and Archives. Regensburg 2000.
- Weber, Wolfgang: Zur Bedeutung historischer Interviews für die Geschichtswissenschaft. In: Rheticus. Vierteljahresschrift der Rheticus-Gesellschaft 21/2000. S. 113–114.
- Weber, Wolfgang: „Die sich vom Westen nach Osten erstreckende Wurst ...“ Aspekte der NS-Herrschaft in Vorarlberg, Tirol und Salzburg 1938–1945. In: Tálos, Emmerich u.a. (Hg.): NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch. Wien 2001. S. 260–291.
- Weber, Wolfgang: Nationalsozialismus und Kriegsende 1945 in den Vorarlberger Gemeinden des Bezirks Bludenz. Ein Quellenband. (= Quellen zur Geschichte Vorarlbergs 2) Regensburg 2001.
- Weber, Wolfgang: Vom Nutzen und Sinn mündlicher Quellen. In: Weber, Wolfgang (Hg.): Audiovisuelle Archive. Der 13. Vorarlberger Archivtag in Nenzing. (= Montfort. Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs. Jg. 56) Dornbirn 2004. S. 123–128.
- Weber, Wolfgang: Von Silbertal nach Sobibor. Über Josef Vallaster und den Nationalsozialismus im Montafon. (= Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft 48) Feldkirch 2008.
- Welzer, Harald: Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung (= BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen. Jg. 13. Heft 1) Opladen 2000. S. 51–63.

- Welzer, Harald: Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München 2002<sup>2</sup>.
- Winkel, Herwig: Die Machtergreifung der Nationalsozialisten in Vorarlbergs Volks- und Hauptschulen. In: Vorarlberger Landesmuseum (Hg.): Vorarlberg 1938. Ausstellung im Rahmen der Veranstaltungen des Gedenkjahrs 1988. Bregenz 1988. S. 119–130.
- Wohlfahrt, Gerhard: Einkommensverteilung in Österreich. In: Armutskonferenz u.a. (Hg.): Was Reichtümer vermögen. Warum reiche Gesellschaften bei Pensionen, Gesundheit und Sozialem sparen. Wien 2004. S. 14–40.
- Ziegler, Meinrad und Waltraud Kannonier-Finster: Österreichisches Gedächtnis. Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit. Wien 1993.
- Zimmermann, Harm-Peer: Über die Würde narrativer Kulturen. Mythen und Lebensgeschichten im Spiegel postmodernen Wissens. In: Hengartner, Thomas und Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Hamburg 2005. S. 119–144.

### 5.3. Internetquellen

- <http://breslau-wroclaw.de/wb/pages/gallery/postkarte-ca.-19001222.php>; abgerufen am 2.5.2011.
- Hachtmann, Rüdiger: Tourismus und Tourismusgeschichte. [http://docupedia.de/zg/Tourismus\\_und\\_Tourismusgeschichte](http://docupedia.de/zg/Tourismus_und_Tourismusgeschichte); abgerufen am 24.9.2011.
- <http://www.erinnern.at/bundeslaender/vorarlberg/bibliothek/dokumente/josef-vallaster-aus-dem-silbertal-massenmorder-in-hartheim-und-sobibor>; abgerufen am 14.5.2011.
- [http://novemberpogrom1938.at/d/Gaensbacherstrasse.html#Gaensbacherstrasse\\_5](http://novemberpogrom1938.at/d/Gaensbacherstrasse.html#Gaensbacherstrasse_5); abgerufen am 20.9.2011.
- <http://wirtschaftsgeschichte.univie.ac.at/vereine/doku/editionsreihe-damit-es-nicht-verlorengeht/>; abgerufen am 6.11.2010.
- <http://www.zeit.de/2004/20/GW-Nassehi>; abgerufen am 15.06.2010.

### 5.4. Abbildungsverzeichnis

Abb. 1:	Verteilung der ZeitzeugInnen auf die Wohngemeinden (Kartengrundlage: Bernhard Maier/Stand Montafon)	S. 55
Abb. 2:	Der „letzte Krautschneider aus Schruns“ 1903 (Sammlung Bruno Hueber/Montafon Archiv)	S. 75
Abb. 3:	Montafoner Bauhandwerker in Frankreich um 1900 (Sammlung Gerd Spratler/Montafon Archiv)	S. 79
Abb. 4:	Getreideernte in Gaschurn um 1940 (Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv)	S. 84

Abb. 5:	Ackerbau in Gaschurn (Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv)	S. 87
Abb. 6:	„Geißler“ auf Gampabing/Neuberg, Gemeinde St. Gallenkirch (Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv)	S. 88
Abb. 7:	„Heuschlittna“ in Gaschurn (Sammlung Markus Durig/Montafon Archiv)	S. 90
Abb. 8:	Abtransport der Sennprodukte vom Maisäß ins Tal (Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/Montafon Archiv)	S. 91
Abb. 9:	Gruppenfoto auf dem Maisäß Gweil, Gemeinde St. Gallenkirch, vor 1927 (Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv)	S. 95
Abb. 10:	Männer beim „Holzschlittna“ in den 1920er Jahren (Sammlung Kilian Jochum/Montafon Archiv)	S. 96
Abb. 11:	Schrunser Viehmarkt in den 1940er Jahren (Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/Montafon Archiv)	S. 97
Abb. 12:	Schafschur im Gauertal 1947 (Sammlung Hildegard Thöny/Montafon Archiv)	S. 101
Abb. 13:	Pfeife rauchende Großmutter und Enkelkind (Sammlung Kilian Jochum/Montafon Archiv)	S. 103
Abb. 14:	Benzinbetriebene mobile Güllepumpe (Montafon Archiv)	S. 106
Abb. 15:	Bei der Heuarbeit auf Ganeu, Gemeinde Gaschurn (Sammlung Wolfgang Pfefferkorn/Montafon Archiv)	S. 108
Abb. 16:	Holzzug mit benzinbetriebener Raupe (Sammlung Bruno Hueber/Montafon Archiv)	S. 113
Abb. 17:	Alpvolk auf Alpgues, Gemeinde Silbertal, 1937 (Sammlung Kilian Jochum/Montafon Archiv)	S. 115
Abb. 18:	Gruppenfoto beim Straßenbau nach Gargellen 1936 (Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv)	S. 116
Abb. 19:	Skitouristen vor der Montafoner Bahn am Bahnhof Schruns 1926 (Sammlung Heinrike Bargehr/Montafon Archiv)	S. 118
Abb. 20:	Eine Familiejasst und lauscht dem Grammophon (Sammlung Bernhard Maier/Montafon Archiv)	S. 123
Abb. 21:	Baustelle der Vorarlberger Illwerke AG in Partenen (Montafon Archiv)	S. 126
Abb. 22:	Geselliges Beisammensein in der Stube (Sammlung Kilian Jochum/Montafon Archiv)	S. 130
Abb. 23:	Familie beim Mist-Ausbreiten in St. Gallenkirch in den 1930er Jahren (Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv)	S. 134
Abb. 24:	Besuch von Nikolaus und Krampus (Sammlung Bruno Hueber/Montafon Archiv)	S. 138
Abb. 25:	Feier unter dem Weihnachtsbaum (Sammlung Bruno Hueber/Montafon Archiv)	S. 140
Abb. 26:	Befestigen der Hexe auf dem Funken in den 1940er Jahren (Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/Montafon Archiv)	S. 143
Abb. 27:	Mit Blumen geschmückter Kleinhirt (Sammlung Ludwig Galehr/Montafon Archiv)	S. 147

- Abb. 28: Fronleichnamsprozession in Schruns in den 1940er Jahren (Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/Montafon Archiv) S. 149
- Abb. 29: Hirten auf dem Schafberg in Gargellen um 1935 (Sammlung Kilian Jochum/Montafon Archiv) S. 154
- Abb. 30: Schafhirten mit Kleinhirt auf Alpe Obergafluna (Sammlung Kilian Jochum/Montafon Archiv) S. 163
- Abb. 31: Mist-Ausbreiten auf Bartholomäberg (Vorarlberger Landesbibliothek) S. 166
- Abb. 32: Ziegenhirt in Gortipohl 1931 (Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv) S. 170
- Abb. 33: Buben auf der Straße von Innerberg nach Silbertal in den 1940er Jahren (Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/Montafon Archiv) S. 178
- Abb. 34: Schulkasse in St. Gallenkirch 1907 (Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv) S. 183
- Abb. 35: Erstkommunion in Schruns (Montafon Archiv) S. 185
- Abb. 36: Postkarte von Schruns 1938 (Montafon Archiv) S. 196
- Abb. 37: „Der erste Mai im deutschen Schruns“ Postkarte 1938 (Montafon Archiv) S. 210
- Abb. 38: Montafoner Hitlerjungen (Sammlung Kilian Jochum/Montafon Archiv) S. 214
- Abb. 39: NS-Aufmarsch in Schruns (Sammlung Bruno Hueber/Montafon Archiv) S. 230
- Abb. 40: Hausschlachtung in Galgenul, Gemeinde St. Gallenkirch, 1955 (Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv) S. 238
- Abb. 41: Junge Männer in Schruns nach der Musterung 1938 (Montafon Archiv) S. 243
- Abb. 42: Batlogg-Denkmal in Schruns mit „Kreuzsteckungen“ für die im Zweiten Weltkrieg gefallenen Schrunser 1945 (Sammlung Bruno Hueber/Montafon Archiv) S. 247
- Abb. 43: Der Krieg als Reiseerlebnis: Truppentransporte (Sammlung Bruno Hueber/Montafon Archiv) S. 261
- Abb. 44: Besuch von einer Grenzwache auf dem Maisäß Röbi in Gargellen (Sammlung Karin Matheisl/Montafon Archiv) S. 274
- Abb. 45: Blick auf die bombardierte Lehrerbildungsanstalt in Feldkirch 1943 (Stadtarchiv Feldkirch) S. 277
- Abb. 46: Grenzpatrouille beim Schwarzhorn im Rätikon 1941 (Sammlung Ludwig Dajeng/Montafon Archiv) S. 280
- Abb. 47: Barackenlager Silvretta-Dorf im Bereich der Bielerhöhe (Sammlung Hildegard Zimm-Hillach/Montafon Archiv) S. 288
- Abb. 48: Gruppenbild von „OstarbeiterInnen“ im Montafon (Sammlung Nikolaus Telischko/Montafon Archiv) S. 290
- Abb. 49: Ruderer auf dem Vermunt-Stausee (Montafon Archiv) S. 299

- Abb. 50: Parade der französischen Besatzungssoldaten beim Bahnhof Schruns anlässlich ihrer Verabschiedung am 22. November 1953 (Bauamt Schruns/Montafon Archiv) S. 310
- Abb. 51: Französische Besatzungssoldaten feiern den Abschlussabend im Hotel Taube in Schruns 1953 (Bauamt Schruns/Montafon Archiv) S. 315
- Abb. 52: Alpinkurs der französischen Besatzungssoldaten in der Silvretta (Sammlung Peter Campidell/Montafon Archiv) S. 321
- Abb. 53: Kartoffelanbau am Bartholomäberg (Montafon Archiv) S. 331
- Abb. 54: Werbetafel in Schruns Ende der 1940er Jahre (Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/Montafon Archiv) S. 349
- Abb. 55: Familienausflug ins Gauertal auf dem Motorrad (Sammlung Hildegard Thöny/Montafon Archiv) S. 351
- Abb. 56: Gargellner Wirtin inmitten ihrer Gäste in den 1950er Jahren (Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv) S. 353
- Abb. 57: Sessellift auf den Golm in den 1950er Jahren (Sammlung Max Salzgeber/Montafon Archiv) S. 362
- Abb. 58: Warteschlange am Schafberglift in Gargellen Mitte der 1960er Jahre (Sammlung Friedrich Juen/Montafon Archiv) S. 365
- Abb. 59: Ausflug mit dem Auto von Schruns nach Ehrwald 1949 (Sammlung Hildegard Thöny/Montafon Archiv) S. 368
- Abb. 60: Rast auf der Wanderung durch die Silvretta Ende der 1940er Jahre (Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/Montafon Archiv) S. 371
- Abb. 61: Mutter und Tochter vor den Schrunser Bergen 1942 (Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/Montafon Archiv) S. 384
- Abb. 62: Mutter und krankes Kind 1949 (Sammlung Hildegard Thöny/Montafon Archiv) S. 391
- Abb. 63: Aufgebahrtes Kind (Sammlung Rosalinde Huber/Montafon Archiv) S. 396
- Abb. 64: Suchende HelferInnen am Lawinenkegel auf Montjola am 12. Jänner 1954 (Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/Montafon Archiv) S. 401
- Abb. 65: Vermurtes Haus in Vandans am 12. August 1933 (Sammlung Rosalinde Huber/Montafon Archiv) S. 404
- Abb. 66: Frauen beim Handarbeiten (Foto Richard Beitl/Sammlung Familie Beitl/Montafon Archiv) S. 415

## 5.5. Ortsregister

- Adria 367  
Allgäu 307  
Alpgues 115  
Altenstadt 395  
Alt Sauerbrunn 219  
Amerika 186, 264  
Arlberg 68, 373  
Arosa 64  
Atlantik 264  
Außergweil 167  
Außerwald 201  
Badgastein 68  
Bartholomäberg 54, 76, 110, 166, 223, 254, 331, 344, 400, 410  
Bielerhöhe 87, 281, 288, 393  
Bludenz 65, 70, 102, 112, 118, 119, 133, 170, 207, 254, 273, 283, 302, 306, 325, 326, 327, 328, 342, 247, 363, 370, 382, 383, 390, 397, 408  
Bordeaux 81  
Boston 269  
Braz 170, 184  
Bregenz 71, 170, 233, 240, 364, 382, 417  
Bregenzerwald 97, 363  
Brenner 307  
Bretagne 80  
Brüssel 367, 368  
Bürs 325, 375  
Cilli 219  
Dachau 223, 224, 231, 232, 233  
Dalaas 269, 289, 301, 302  
Deutschland 78, 89, 94, 194, 201, 206, 208, 209, 210, 226, 231, 282, 283, 311, 312, 381  
Dornbirn 220  
Dürrwald 345  
Ehrwald 368  
Fara 63  
Feldkirch 212, 235, 275, 277, 283, 295, 366, 389, 390  
Festeneck 305  
Flirsch 100  
Florenz 295  
Frankreich 75, 78, 79, 80, 81, 82, 89, 203, 244, 251, 254, 262, 291, 292, 299, 324  
Gafierjoch 283, 284  
Gafluna 163, 345  
Gaisbühel 390  
Galgenul 238  
Galizien 228, 271  
Gampabing 88  
Gamplaschg 382  
Gamstobel 336  
Gandasee 283, 284  
Ganeu 108  
Gantschier 331  
Gatmasch 63  
Gargellen 54, 55, 116, 134, 135, 154, 274, 281, 283, 284, 285, 304, 334, 365, 381, 393  
Garfrescha 64  
Gaschurn 54, 78, 84, 87, 90, 102, 108, 120, 128, 281, 377, 395, 408  
Gaschurnerberg 77, 272  
Gauertal 93, 94, 101, 351  
Gavatscha 306  
Gawatsch 289, 293  
Geißtal 335  
Golm 362, 369, 390  
Gortipohl 54, 55, 170, 395  
Gosta 189  
Grandau 402  
Graubünden 372  
Graz 219  
Griechenland 251  
Gruben 64  
Gufelgut 87  
Gweil 95, 167, 168, 170, 335  
Hartheim 226  
Heuberg 251  
Hofgastein 68  
Holland 71, 78, 360, 361  
Hora 159, 167, 168  
Innerberg 149, 178, 179, 205, 223, 234, 270, 293

- Innerbach 173  
 Innerbraz 170  
 Innsbruck 12, 228, 295, 389  
 Ill 281, 402  
 Jerusalem 75, 76  
 Jugoslawien 246, 264, 435  
 Kapfenberg 251  
 Kappl 77, 82  
 Kiew 258  
 Kilkagrat 336  
 Kleines Walsertal/Kleinwalsertal 198,  
     379  
 Kufstein 227  
 Kreta 251  
 Kristberg 105, 171, 270, 293, 301, 302,  
 Landeck 251, 271  
 Landschisott 64  
 Latschätz 345  
 Latschau 121, 184, 287  
 Liechtenstein 218  
 Linz 268  
 Lorüns 54, 55, 254, 348  
 Lubnia 258  
 Luca 264  
 Ludesch 118  
 Lünersee 280  
 Lutt 76  
 Mannheim 279  
 Marathon 251  
 Marul 117, 118  
 Matschwitz 369  
 Mauren 133, 167, 168, 241  
 Minsk 272  
 Mittelmeer 366, 368  
 Mitterdorf 227  
 Mokry 325, 326, 327, 328, 329  
 Monteneu 400  
 Montjola 400, 401, 403  
 Monigg 85  
 Neuberg 88  
 Niederösterreich 367, 372  
 Nordsee 360  
 Normandie 80  
 Nüziders 185  
 Obergauluna 163  
 Oberösterreich 268  
 Oberpfalz 295  
 Obervens 119  
 Ochsental 281  
 Odessa 392  
 Osnabrück 360  
 Paris 68, 81  
 Partenen 54, 87, 101, 117, 118, 119, 125,  
     126, 128, 281, 287, 298, 300,  
     306, 313, 343, 402  
 Partnuner See 336  
 Paznaun 76, 77, 82, 100, 155, 271, 393  
 Pisa 264  
 Pizagut 91  
 Platina 335  
 Po 264  
 Polen 287, 244, 256, 257, 258, 259, 260,  
     287  
 Prag 286  
 Prättigau 64, 159, 278  
 Raggal 118  
 Radkersburg 219  
 Rankweil 229  
 Rätikon 278, 280  
 Rells 279, 280  
 Rellsbach 95  
 Rellstal 390  
 Ried im Oberinntal 100  
 Rheinland 78  
 Rheintal 126, 240  
 Röbi 274  
 Rom 366  
 Russland 241, 244, 257, 262, 272, 287,  
     295, 311  
 Saargebiet/Saarland 80, 81  
 Salzburg 251, 264  
 Scheimers 91  
 Schlanders 271  
 Schmalzberg 64  
 Schrungs 47, 50, 54, 55, 75, 97, 98, 99,  
     115, 116, 117, 118, 120, 128,  
     149, 153, 168, 177, 179, 185,  
     196, 199, 200, 208, 210, 213,  
     230, 243, 244, 247, 305, 310,  
     313, 315, 316, 317, 322, 323,

- 331, 332, 334, 345, 346, 347,  
349, 351, 368, 377, 382, 385,  
398, 400, 402
- Schwarzhorn 280, 336
- Schweiz 29, 48, 78, 80, 99, 158, 159,  
223, 239, 278, 279, 280, 282,  
283, 285, 286, 287, 294, 297,  
298, 301, 334, 375
- Schweizertor 280
- Silbertal 54, 55, 91, 109, 115, 178, 197,  
225, 226, 234, 270, 279, 293,  
302, 330, 345, 381
- Silvretta 300, 306, 321, 371
- Silvretteldorf 288, 298
- Silvrettagebirge 100, 278, 281
- Silvrettasee 70, 281
- Sobibor 226
- Sowjetunion 260, 264
- Stallehr 55
- St. Anton 54, 55, 291, 304,  
St. Antönien 159
- St. Antönierjoch 286
- St. Christoph 68
- Steiermark 251
- St. Gallen 388, 397
- St. Gallenkirch 54, 55, 78, 80, 88, 95,  
102, 117, 120, 126, 134, 170,  
183, 225, 237, 238, 283, 285,  
304, 307, 340, 374, 383, 411
- Süddeutschland 78, 79
- Südfrankreich 80
- Südsteiermark 219
- Südtirol 271
- Sulzfluh 128, 336, 367
- Teneriffa 399
- Tilosuna 64
- Tirol 171, 182, 242, 264
- Tonneins 80, 81
- Toulouse 80
- Tschagguns 54, 64, 118, 133, 142, 167,  
184, 209, 235, 246, 307, 372,  
373, 377
- Tunis 264
- Ukraine 287, 289
- Ungarn 78, 268
- Unterengadin 159
- USA 38
- Vallatscha 306, 307
- Valschaviental 393
- Vandans 54, 55, 63, 111, 173, 186, 212,  
229, 233, 279, 281, 328, 345 350,  
373, 404
- Verleu 76
- Vermunt 297, 298, 299, 319
- Walsertal 117
- Warth 198
- Wasserstoba 279, 314
- Weißrussland 287
- Wien 70, 197, 224, 225, 228, 256, 383,  
386, 388
- Wiener Neustadt 268
- Wiesberg 271
- Ziegerberg 64, 193, 373, 405, 408

## 5.6. Personenregister

- Assmann, Aleida 26, 44, 45  
Assmann, Jan 26  
Bahl, Bürgermeister 209  
Bargehr, Heinrike 118  
Bargehr, Lehrer 184  
Bartelett, Frederic 22, 23  
Beitl, Richard 91, 94, 97, 143, 149, 178,  
    349 371, 384, 401, 415  
Berger, Otto 71, 115  
Boss, Romed 298  
Both, Jakob („Botha Jakob/Jaköbli“)  
    177  
Brandesl, Lehrerin 179  
Buril, Baumeister 348  
Campidell, Peter 321  
Dajeng, Ludwig 280  
Düngler, Toni („Dünglers Toni“) 305  
Durig, Markus 90  
Feuerstein, Dr. 69  
Fuchs, Oberleutnant 298  
Galehr, Ludwig 147  
Gamon, Karl/Schulleiter 184  
Ganahl, Orstgruppenleiter 326  
Grass, Anton 392  
Grimm, Brüder 32  
Halbmayer, Pfarrer 186  
Halbwachs, Maurice 25, 56  
Hessenberger, Lisa 47  
Heel, Schulleiter 182  
Heinzle, Lehrer 199  
Hitler, Adolf 111, 170, 179, 191f., 194ff.,  
    200ff., 206ff., 211f., 215f., 220,  
    222f., 227f., 231, 233ff., 241, 243,  
    246, 282, 293, 297, 328f., 433  
Huber, Direktor/Lehrer 343  
Huber, Rosalinde 396, 404  
Hueber, Bruno 75, 113, 138, 140, 230,  
    247, 261  
Hueber, Wachszieher 332  
Jochum, Bürgermeister 209  
Jochum, Kilian 96, 103, 115, 130, 154,  
    163, 214  
Judmaier, Dr. 389  
Juen, Franz 128  
Juen, Friedrich 84, 87, 88, 95, 116, 134,  
    170, 183, 238, 353, 365  
Juen, Meinrad 239, 240, 283, 296, 297  
Kasper, Michael 47  
Kasper, Hermann 346  
Klaus, Walter 363, 364  
Knoblauch, Hubert 71  
Lehmann, Albrecht 14, 15, 21, 30, 37,  
    40, 44, 45, 56, 67, 104, 108, 208,  
    246, 247, 366, 372, 384, 437  
Löffler, Klara 15, 17, 41, 208, 247, 253  
Maier, Bernhard 55, 123  
Matheisl, Karin 274  
Meixner, Dr. 390  
Michel, Gabriele 14, 15, 33, 39, 40, 66  
Niethammer, Lutz 21  
Neyer, Bertha („Neyerlis Bertha“) 115  
Neyer, Wilhelm 121  
Neyer, Zimmermann 346  
Nussbaumer, Pfarrer 187  
Pfefferkorn, Wolfgang 108  
Picard, Oberst 325, 326  
Piske, Jürgen 71  
Piske, Peter 71  
Reagan, Ronald 30  
Rudigier, Andreas 47  
Salzgeber, Max 362  
Schaller, Dr. 388  
Schmidt-Lauber, Brigitta 20  
Schneider, Ingo 5, 32  
Schoder, Malermeister 233  
Schröder, Hans Joachim 15, 35, 40, 57,  
    59, 72, 73, 246, 248, 250  
Schroubek, Georg 172  
Schütze, Fritz 34, 35, 48  
Schuhladen, Hans 172  
Schuschnigg, Kurt 197, 361  
Schwärzler, Landesrat 110, 111  
Singer, Wolf 24, 31  
Spratler, Gerd 79  
Stampfer, Josef („Stampfersch Josöfli“)  
    186

Staudt, Nikolaus 283, 284  
Sydow, Carl Wilhelm von 33  
Telischko, Nikolaus 290  
Thöny, Hildegard 351, 368, 391  
Vonbank, Peter 403  
Vonier, Fridolin 167

Vonier, Hüttenwirt 176  
Walser, Dr. 115, 160  
Welzer, Harald 19, 20, 23, 26, 27, 39, 41  
Watzlawick, Paul 19  
Wittwer, Ludwig/Schulleiter 189  
Zimm-Hillach, Hildegard 288